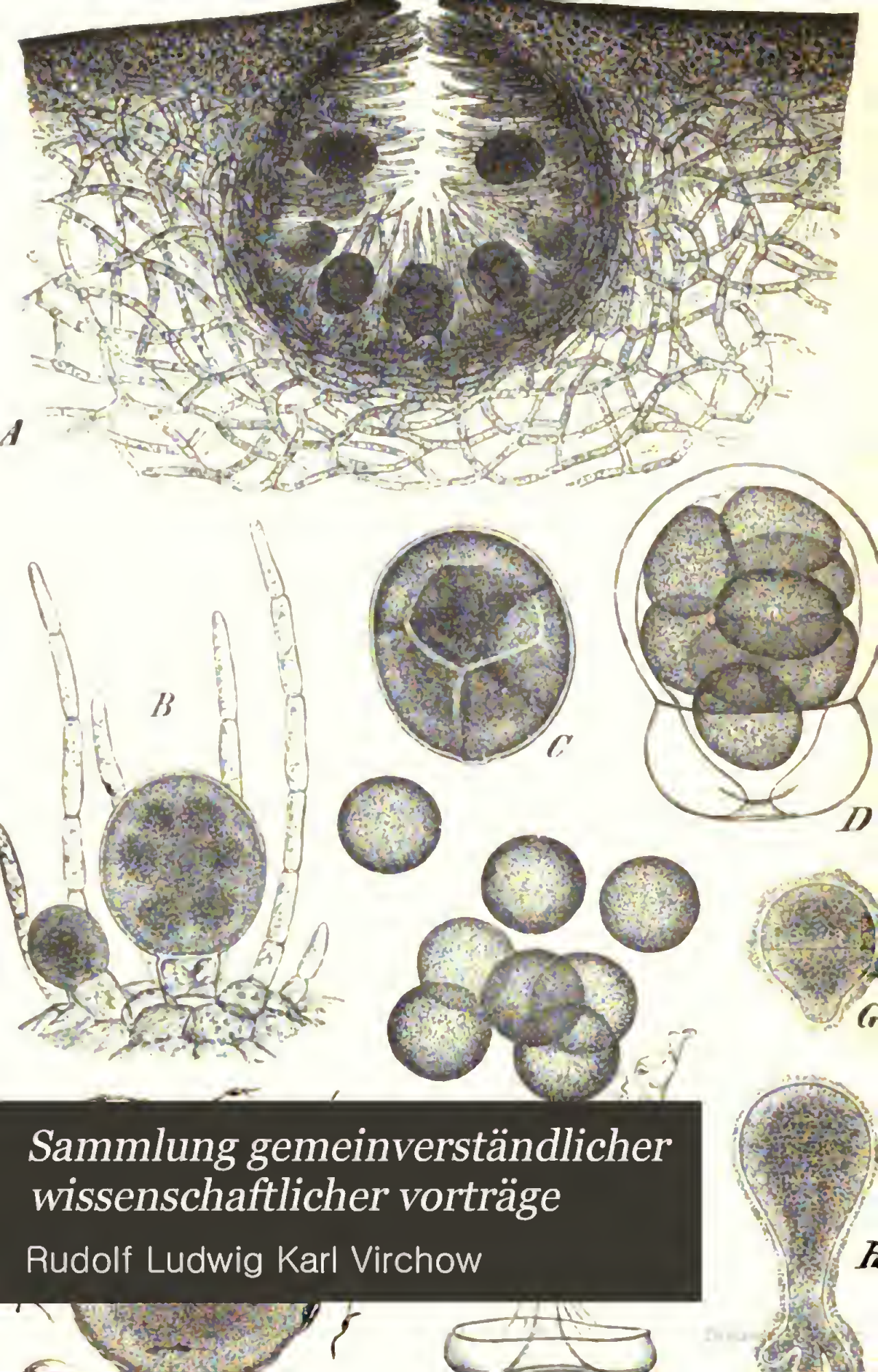
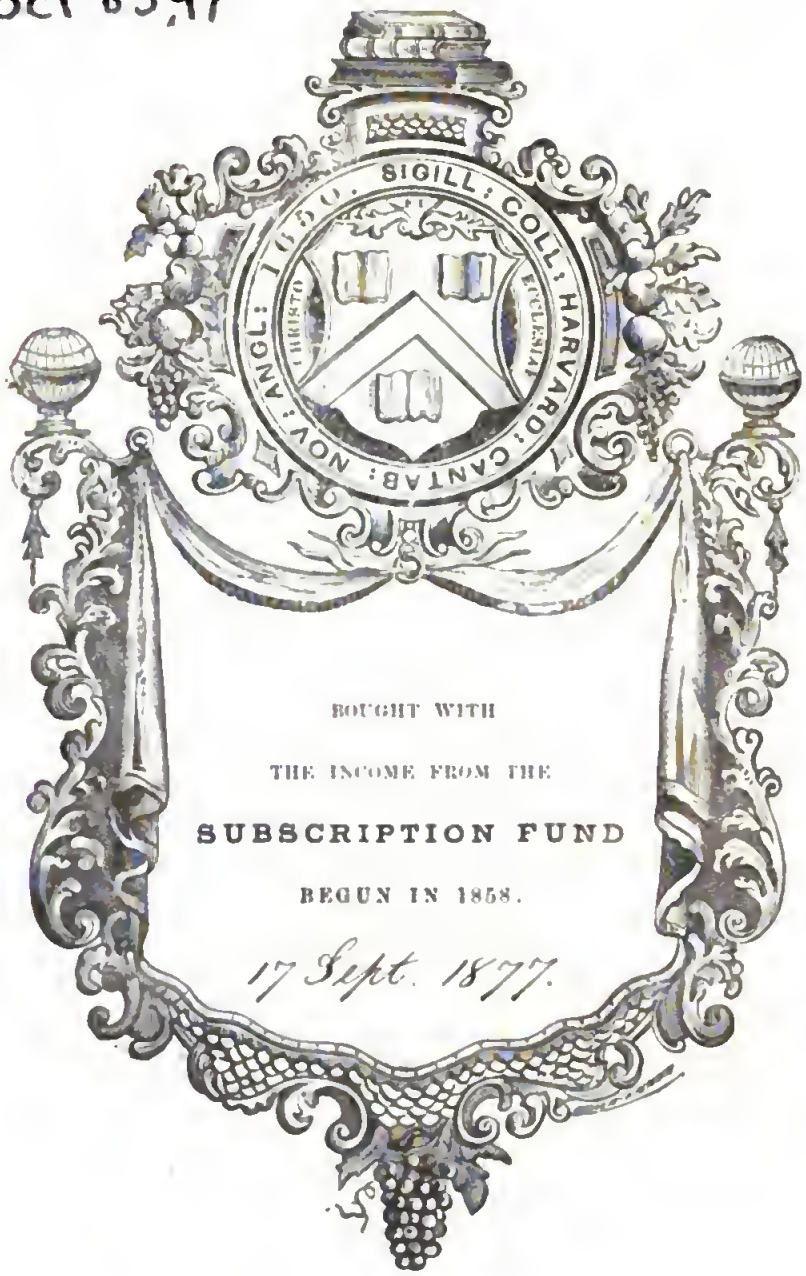


Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher vorträge

Rudolf Ludwig Karl Virchow

t. 436

Sci 8547



BOUGHT WITH

THE INCOME FROM THE

SUBSCRIPTION FUND

BEGUN IN 1858.

17 Sept. 1877.

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

X. Serie.

X. Serie (Heft 217—240 umfassend):

217.	**Förster**, Peter von Cornelius	75
218.	**Jordan**, Die lybische Wüste	M. 1. 20
219/20.	**Dannehl**, Niederd. Sprache	M. 1. 20
221.	**Virchow**, Heilkräfte des Organismus	80
222.	**Aron**, Lieferungsgeschäfte u. Schwindel	75
223/24.	**Kuy**, Pflanzenleben des Meeres	M. 1. 60
225.	**Dondorff**, Die Normannen	75
226.	**Bastian**, Die Seele	M. 1. —
227.	**Pitzel**, Jeanne d'Arc.	M. 1. —
228.	**Joseph**, Tropfsteingrotten zu Krain	60
229.	**Eyssenhardt**, Homerische Dichtung	75
230.	**Roeggerath**, Torf	75
231.	**Wenzger**, Alex. Museum	75
232.	**v. Holtzendorff**, Psychol. d. Mord.	M. 1. —
233.	**Schucke**, Stürme u. Sturmwarn.	M. 1. 20
234.	**Winckler**, Gregor VII.	75
235.	**Winkelmann**, Kautschuk u. Guttapercha	75
236.	**Stern**, Milton und Cromwell	75
237.	**Frentzel**, Landespferdezucht.	M. 1. —
238.	**Ritter**, Heilkünstler Roms.	75
239.	**Mannhardt**, Klytia	M. 1. —
240.	**Engel**, Nacht u. Morgen u. d. Tropen	M. 1. —

Berlin, S.W. 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Carl Habel.

33. Wilhelm-Straße 33.

☛ Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlags zu beachten. Dieselben enthalten das **Programm** der neuen **XI. Serie** (Jahrgang 1876) der **Sammlung**, sowie das des neuen **V. Jahrgangs** (1876) der **Zeitfragen.**

Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869“ hat diesen Vorträgen die — **Goldene Medaille** — zuerkannt.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Fr. v. Holtzendorff.**

Serie XI., Jahrgang 1876. — Heft 241—264 umfassend.

Im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige.

Mit den soeben ausgegebenen Heften:

239. **Mannhardt,** Klytia

240. **Engel,** Nachr und Morgen unter den Tropen

ist die X. Serie dieser mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen Sammlung beendet.

Von der neuen XI. Serie werden die beiden ersten Hefte Ende Januar oder Anfang Februar 1876 ausgegeben werden. Diese neue Serie umfaßt die Hefte 241 — 264 und werden in derselben, vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen, folgende Beiträge veröffentlicht werden:

Kleefeld (Görlitz), Der Diamant. Mit 17 Holzschnitten.

Kluckhohn (München), Königin Luise von Preußen.

Lipschitz (Bonn), Bedeutung der theoretischen Mechanik.

Furtwängler (Freiburg i. B.), Der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans. Entwurf der Geschichte der Genremalerei bei den Griechen. Mit zwei Holzschn.

Meyer (Dresden), Die Menahassa auf Celebes.

Naumann (Dresden), Das goldene Zeitalter der Tonkunst in Venedig.

Hornwicz (Magdeburg), Zur Naturgeschichte der Gefühle.

Buchner (Crefeld), Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom.

Zittel (München), Kreide.

Tollin (Schulzendorff b. Lindow), Charakterbild Michael Servet's.

Möhl (Cassel), Der Boden und seine Bestimmung.

Trosten (Hohenstein), Lessings Nathan der Weise.

Virchow (Berlin), Städtereinigung.

Osenbrüggen (Zürich), Die Schweiz in den Wandlungen der Neuzeit.

Sadebeck (Berlin), Europäische Gradmessung.

Schmidt (Berlin), Schiller und Rousseau.

Peter von Cornelius.

Ein Lebensbild.

Von

Ernst Förster.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Sci 8547

1877, Sept. 17.
Subscription Fund.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Aufgefordert von außen, angetrieben von innen lag es mir, als einem der älteſten überlebenden Schüler von Cornelius, der ich obendrein neben dem Pinſel die Feder zu führen gewohnt war, nach ſeinem Hinſcheiden am Herzen, ein Lebensbild des großen und geliebten Meiſters zu entwerfen, zur erfreuenden Erinnerung der Zeitgenoſſen, zur Stärkung und Erhebung derer, die nach uns die Bahn durchmeſſen werden. Aber weder der zwanzigjährige freundſchaftliche und vertraute Umgang mit dem trefflichen, nie in Schleier und Nebel gehüllten Manne, noch was ich in Tagebüchern und im Gedächtniß aufbewahrt, oder durch Mittheilung der Freunde erhielt, reichte mir hin zu einer genügenden Schilderung des ſo vielſeitig denkwürdigen Charakters, in welcher er vor uns träte wie er gewandelt und gewirkt, empfunden, gedacht und geſchaffen hat. Da kam die Entſcheidung von außen, die meinen Wünſchen Erfüllung bot: Profeſſor Carl Cornelius in München, im Beſitz des künſtleriſchen und ſchriftlichen Nachlaſſes ſeines verſtorbenen Vetters, Dir. Peter von Cornelius übergab mir dieſe ſeltenen Schätze zu freier Benutzung für eine biographiſche Arbeit, der ich mich denn alſobald mit frohem und dankbarem Gefühle und hingebender Liebe zu meinem unſterblichen Lehrer und Freund gewidmet habe.[1])

Der Rückblick in die früheſten Jahre eines ausgezeichneten Menſchen hat die verlockendſten Reize: Aeußerungen von Freude

oder Schmerz, Verlangen oder Widerwillen, die bei Tauſenden von Kindern wiederkehren und — weil ohne Folgen — vergeſſen werden, gewinnen bei bedeutenden Perſönlichkeiten rückwirkend prophetiſche Kraft; und ſo ſagen uns ſchon die früheſten Erinnerungen aus den erſten Lebensjahren von Cornelius den künftigen Künſtler voraus: ſei es, daß das heftig ſchreiende Kind beim Anblick der Abgüſſe von antiken Statuen ſtets plötzlich ſtill, oder durch der Mutter Bildniß, das es mit beiden Händchen hoch empor hielt, zum Schweigen gebracht wurde; ſei es, daß der Knabe, ſchon auf eignen Füßen ſtehend, als ihm eine glänzende Silbermünze und ein Stück ſchwarze Kohle zur Wahl als Geſchenk vorgehalten wurde, ohne Bedenken nach der Kohle griff; oder daß er einem Maler, der in der Galerie eine Landſchaft von Ruysdael copierte und ihm zu lange mit der Vollendung zögerte, verſtohlener Weiſe die Glanzlichter mit Weiß aufſetzte. Und ſo konnte es ſich wohl ereignen, daß ein alter Freund des Hauſes mit beſonderer Theilnahme den Jungen als einen künftigen „Ueberflieger“ den Aeltern dringend an's Herz legte.[2])

Frühzeitig ward er in den Künſtlerberuf, zu welchem er faſt ausſchließlich Luſt und Ausdauer bezeigte, eingeführt, mußte ihn indeß ſehr bald von ſeiner wenigſt angenehmen Seite kennen lernen, da der Tod des Vaters ihm und ſeinem ältern Bruder die Verpflichtung brachte, für die Erhaltung der Familie zu ſorgen.[3]) Legten ihm aber auch Kindes- und Geſchwiſterliebe Feſſeln an, die er — wie ſehr ſie ihn im Aufflug hinderten — willig trug, ſo widerſtand er doch ſchon zu gleicher Zeit der Zumuthung, einen ſeinem Kunſtgefühl widerſtrebenden Weg einzuſchlagen, obſchon ſeine ganze Zukunft bei Ja und Nein auf dem Spiele ſtand. Aufgenommen in die Düſſeldorfer Maler-Akademie wollte und konnte er nicht den Vorſchriften ihres Directors, Peter Langer, der der franzöſiſchen Schule huldigte, folgen und mußte deßhalb nicht nur die Anſtalt verlaſſen, ſondern auch erleben, daß der erbitterte Lehrer ihn der

Mutter als talentlos bezeichnete und zur Erlernung eines Handwerks angelegentlichſt überantwortete; ein Unheil, das allein durch das ſtandhafte Vertrauen der Mutter in den tapfern Sohn abgewendet wurde.[4])

Während er, angefeuert durch dieß Vertrauen, ſich mit verdoppelten Kräften der Kunſtübung widmete, entwickelte ſich naturgemäß in der Wahl der Gegenſtände für die bildlichen Darſtellungen die Eigenthümlichkeit ſeiner Anlagen und der Richtung ſeiner Phantaſie. Sinnesart und Gemüth trugen ihn in die Strömung der Zeit, in der ihm die Vergangenheit als Gegenwart und beide im verklärenden Lichte erſchienen und in dieſem allein Wahrheit und Bedeutung hatten.

Die Hauptquelle, aus der er Nahrung, Stärkung und Begeiſterung ſchöpfte, war die Bibel; und ſchon in ſehr frühen Jahren war ſie ihm bekannter und vertrauter, als manchem Theologen ſeiner Zeit. Und ſo konnte er als neunzehnjähriger Jüngling es wagen, ohne den leitenden Beiſtand eines Meiſters den Chor der St. Quirinuskirche zu Neuß nach dem Programm des Domcapitulars Prof. Wallraff in Cöln mit bibliſchen Gegenſtänden und Perſonen auszumalen, die noch nach Menſchenaltern die allgemeinſte Bewunderung erregten, bis ſie in unſern Tagen den Unbilden der Zeit erliegen mußten.[5])

Je mehr er in ſeiner nächſten Umgebung gleichgeſtimmte Seelen vermißte, deſto höher ſteigerte ſich bei ihm das Verlangen nach einem Echo ſeiner Herzenslaute, nach einer Freundſchaft, wie Jean Paul ſie geſchildert, Schiller dargeſtellt, wie ſie allein des Namens würdig und den Idealen ſeiner Phantaſie entſprechend war. Das Glück führte den erſehnten Freund ihm zu: die gleiche ſchwärmeriſche Welt- und Lebensanſchauung, die gleichen Hoffnungen und Beſtrebungen verbanden ihn mit einem Jugendgenoſſen, einen im Wiſſen bewanderten, in alter Literatur und Sprache kundigen, poetiſch begabten Jüngling, Fritz Flemming in Neuß,

den er als ſeinen „Plato“ verehrte, von dem er als ſein „Raphael“ aufs innigſte geliebt wurde.[6]) Wie Beide ſich in Schiller und ſeiner hohen Auffaſſung der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft wieder fanden, ſuchten auch Beide auf ſeinen Dichterpfaden die Formen ihrer das Herz und die Phantaſie bewegenden Gedanken; und wohl darf man es beklagen, daß Cornelius keine Schulbildung genoſſen, die ihm für ſeine im Grunde meiſt ſehr guten Gedichte die Kenntniß der Formen und Geſetze der Sprache an die Hand gegeben hätte, während er nicht einmal die gröbſten Fehler gegen die Orthographie zu vermeiden gelernt hatte.[7])

Drohte dem jungen Künſtler von dieſer Seite die Gefahr der Verweichlichung und ſentimentaler Ermattung, ſo war er nicht nur durch ſeine Natur, ſondern auch durch Anregungen bewahrt, die von der höchſten Stelle unſrer nationalen äſthetiſchen Bildung ausgingen und ihn erreichten. Unter Göthes Leitung hatte ſich in Weimar ein Verein von Kunſtfreunden gebildet, der ſich die Hebung der Malerei in Deutſchland zur Aufgabe geſtellt, und der die glückliche Löſung ausgeſchriebener Aufgaben mit Belobung und Belohnung, wie mit eingehender Beurtheilung ehrte. Cornelius, der mit Ehrfurcht und Bewunderung an Göthes Werken und Worten hing, verſäumte die dargebotene Gelegenheit nicht, dem erſten Genius Deutſchlands bekannt zu werden und bearbeitete den aufgegebenen Gegenſtand aus der Mythe des Odyſſeus. Die Götterlehre der Griechen, der die Weimarſchen Kunſtfreunde vor der chriſtlichen Religion den Vorrang gaben, war für Cornelius kein unbekanntes Gebiet, in welchem er erſt Wege und Ziele zu ſuchen hatte. Nächſt der Bibel und den deutſchen Dichtergrößen waren Homer, Virgil und Ovid ihm längſt vertraute Genoſſen, und neben Moſen und den Propheten, den Apoſteln und Märtyrern ſammt den vierzehn Nothhelfern ſtanden die Herrſcher im Olympos und die Heroen von Hellas glänzend vor ſeiner Seele. Doch hatte er mit ſeiner Zeichnung „Odyſſeus in der Höhle des

Polyphem“ bei den Weimarſchen Kunſtfreunden kein Glück;[8]) was ihn indeß weder entmuthigte, noch abhielt, an einem folgenden Wettbewerb ſich zu betheiligen; um ſo weniger, als Göthe ſeine erſte Sendung wohlwollend beurtheilt hatte. Auch bei der zweiten Aufgabe: (1804) „Das Menſchengeſchlecht, vom Elemente des Waſſers bedrängt,“ gewann er keinen Preis, doch aber die ſteigende Theilnahme von Göthe; ſo daß er auch bei der letzten von Weimar geſtellten Aufgabe nicht fehlte und von den zur Wahl gelaſſenen „Thaten des Herakles“ deſſen Abwehr des Theſeus und Pirithous wählte, die in die Unterwelt gedrungen waren, um Perſephone zu befreien,[9]) welche er in zwei Zeichnungen darſtellte, von denen jetzt die eine in der Sammlung der Handzeichnungen in der Pinakothek zu München aufbewahrt wird. Wurden ihm nun auch bei dieſer Preisbewerbung Künſtler vorgezogen, deren Ruhm kaum ihre Lebenszeit überdauert hat, und iſt ſeine Bedeutung von keinem der Preisrichter erkannt, oder auch nur geahnet worden, ſo war doch an der für ihn höchſten Stelle in Deutſchland ſein Name nicht unbekanut, und er konnte, im Bewußtſein ſeiner innigen Verwandtſchaft mit dieſem Genius, vertrauend in die Zukunft ſchauen, die ihn demſelben nahe bringen werde. Mit und durch Göthe hatte die deutſche Dichtkunſt neues Leben bekommen, und eine mehr als träumeriſche Vorſtellung hatte dem Cornelius ſchon in früher Jugend in die Seele geraunt,[10]) daß es ihm gleicher Weiſe vergönnt ſein würde, „ein Wiederaufhelfer der geſunkenen Kunſt“ in Deutſchland zu werden.

In unbeſtimmten und unſichern äußern Verhältniſſen war Cornelius in ſein 26. Jahr getreten; mit dem Tode der Mutter (1809) kam in dieſelben Entſcheidung und Entſchiedenheit. Hatte ihn Sohnesliebe und Sohnespflicht bis dahin in ihrer unmittelbaren Nähe gehalten, ſo konnte er jetzt ohne Vorwurf und Wehmuth die Stadt verlaſſen, die ihm für ſeinen Künſtlerflug ſchon ſeit Jahren zu beengend geworden war.

Er wandte ſich zunächſt nach Frankfurt a. M.,[11]) wo durch die vielſeitigen Bemühungen des Fürſten Primas, Carl v. Dalberg, ein allgemeines Intereſſe für Kunſt und Wiſſenſchaft geweckt und genährt wurde. Fortan erſchien er als der freie Schöpfer und Leiter ſeines Lebens, das indeß bis zu ſeinem ſpäten Ende nur eine ſtetige Entwickelung all der Anlagen und Kräfte, wie der Sinnesrichtung und Phantaſie geworden, die wir in ſeinen Knaben- und Jünglingsjahren an ihm wahrgenommen haben; wenn auch am Baume ſeines Lebens manches Blatt naturgemäß als Niederblatt zu Boden fallen mußte. Er war Romantiker von ganzer Seele, in Dichten und Trachten; aber die Schwärmereien eines „Plato und Raphael" gehörten nur noch der Erinnerung. Fritz Flemming war überdieß durch eine unheilbare Gemüthskrankheit ihm und dem Leben entriſſen;[12]) an die Stelle jener überſchwenglichen Freundſchaft war das ernſte Bündniß mit drei Künſtlern, C. Mosler, J. Keller und C. Barth getreten,[13]) mit allen Leibes- und Seelenkräften für Neubelebung der deutſchen Kunſt zu wirken, der ſelbſt die Anſtrengungen eines A. Carſtens und ſeiner Freunde das Herz des Volkes nicht aufgeſchloſſen.

Im Feuereifer der Freundſchaft mochte Cornelius es nicht bemerken oder beachten, wie im Grunde genommen er allein der reformatoriſchen Aufgabe gewachſen und für ſie wirklich thätig war. Hand in Hand mit der Stärke ſeines Talents ging die Vielſeitigkeit ſeiner künſtleriſchen Phantaſie und die Begeiſterung, mit welcher er ihren Anregungen ſich hingab. Keine der Quellen, aus denen er bisher die belebende Kraft ſeiner Kunſtthätigkeit geſchöpft, verließ er; keiner gab er den Vorzug vor der andern: Chriſtenthum, Alterthum und Deutſchthum waren und blieben die beherrſchenden Mächte ſeines Lebens und künſtleriſchen Schaffens.[14]) Für den Fürſten Primas malte er eine heilige Familie, ein ſinnreiches, gemüthvolles und liebliches Bild, das jetzt eine Zierde der ſtädti-

ſchen Galerie von Frankfurt iſt; im Schmidt'ſchen Hauſe ſchmückte er ein ganzes Zimmer mit Geſtalten der griechiſchen Mythologie, die durch ihre poetiſche Auffaſſung, ſtylvolle Darſtellung und mit ihrem decorativen Beiwerk uns theilweis ſchon wie Vorarbeiten zu den Glyptothek-Fresken in München anmuthen. Aber mit voller Hingebung folgte er den Stimmen der Zeit und des Vaterlandes, die das Wiederaufleben aus Nacht und Tod im muthigen, thätigen Anſchluß an eine große Vergangenheit ſahen und verkündeten; und ſelbſt über die ſchwankende Wahl, ob er Shakespeare oder Göthe zum Führer nehmen ſollte in die Gebiete erhebender Dichtung, entſchied der Gedanke, daß er nur mit einem durch und durch, auch dem Stoff nach, deutſchen Werke ſeine öffentliche Künſtler-Laufbahn beginnen könne.[15]) So entſtanden ſeine Zeichnungen zu Göthes Fauſt, mit denen er durch die Vermittelung des ihm ſchon aus früherer Zeit her befreundeten Sulpice Boiſſerée[16]) dem Dichter ſelbſt perſönlich ſo nahe kam, daß dieſer ſich in einem ausführlichen Briefe an ihn anerkennend ausſprach[17]) und eine ſo warme Theilnahme zeigte, daß er mit Vertrauen an eine Veröffentlichung der Blätter denken konnte. Auffallender Weiſe indeß reichte doch das Auge des Dichters nicht hin, den Künſtler richtig zu erfaſſen, obſchon derſelbe auch nur den von ihm ſelbſt eingeſchlagenen Weg und die eigenthümlich deutſche Form mit demſelben Recht für ſeine Zeichnuug wie jener für die Dichtung gewählt, für welche der Styl des „Taſſo" oder der „Iphigenie" nicht geeignet geweſen wäre. Hätte Göthe die mythologiſchen Bilder im Schmidt'ſchen Hauſe, die Transparente für das Geburtstagfeſt des Fürſten Primas, ja nur das Bild der heiligen Familie geſehen, die Warnung vor der Nachahmung des altdeutſchen Styles wäre ſchwerlich zum Worte gekommen. Zugleich mit der Vielſeitigkeit in der Wahl des Gegenſtandes war dem Cornelius die Uebereinſtimmung von Stoff und Form ſelbſtverſtändlich. — Indeß die Verbindung mit der erſten Geiſtesgröße Deutſchlands

war erreicht, der Weg zum Herzen der Nation aufgeſchloſſen, für das Werk ein Verleger (in F. Wenner) gewonnen, und mit ihm die Ausſicht eröffnet auf die Erfüllung ſeines brennendſten Wunſches, einer Reiſe nach Rom, von der er mit ſicherm Vorgefühl die vollkommene Reife ſeiner Kunſtanſichten, Beſtrebungen und Anlagen erwartete.

Tief aber ſaß ihm dennoch die Liebe zum Vaterlande im Herzen, und keine noch ſo glänzende Schilderung des Südens, noch ſelbſt die berauſchenden Bilder Indiens vermochten die Freude zu ſchmälern, mit welcher er den heitern Ernſt der deutſchen Landſchaft, ihre umlaubten Felſenſtirnen, ihre Burgen und Dome als Denkmale edler Männlichkeit, als Sinnbilder der geiſtigen Freiheit und Kraft hoch hielt.[18])

Mochte er mit ſo entſchiedener Vorliebe für die Heimath den neuen Eindrücken gegenüber die Unbefangenheit des Blickes Preis gegeben haben — es trafen noch mehr Umſtände zuſammen, die ſeine erſte italieniſche Reiſe ohne alle die Reize ließ, zu denen man ſonſt von den Alpen niederſteigt in das gelobte Land, deſſen Schönheit nie genug geprieſen werden, deſſen Wonnen keine Dichtung erſchöpfen kann. Unkundig der italieniſchen Sprache, ohne alle Vorbereitung ſelbſt für das was das Land an Kunſtwerken ihm bieten würde, hatte er in Geſellſchaft ſeines nicht beſſer unterrichteten Freundes Keller, im Auguſt 1811 die Reiſe von Frankfurt aus angetreten; in Mühſal, Unannehmlichkeiten und Entbehrungen aller Art, ſelbſt in ernſtlicher Gefahr für Geſundheit und Leben über Mailand, Florenz und Siena nach Rom zurückgelegt, ſo daß er müde und matt am 14. October 1811 durch die Porta del popolo in die ewige Stadt einfuhr, weit entfernt, in Strömen der Begeiſterung ſeiner Freude über Italien, Italiener und über Rom Luft zu machen. Mit dem Ausruf: Deutſchland über Alles! betrat er das erſehnte Ziel.[19])

„Deutſchland über Alles!" Das war der Grundton aller

ſeiner Beſtrebungen und Leiſtungen. Ihm, dem Vaterlande aus der Tiefe des Gemüths und im Lichtglanz poetiſcher Wahrheit eine neue lebendige, belebende Kunſt zu geben, hatte er hoffend und ringend als ſein Ziel in ferner Zukunft geſehen; jetzt fand er eine Geſellſchaft gleichgeſinnter und gleichgeſtimmter Genoſſen, denen er ſich zu gemeinſamem Thun mit ganzer Seele und allen ihren Kräften anſchließen konnte, die aber alsbald die überwiegende Macht ſeines Talents erkannten und anerkannten, ſo daß ſie ihm willig die Ehre erwieſen, gleich ſeinem Namensvetter im Evangelium „der Hauptmann der römiſchen Schaar" zu ſein.[20]) Vor Allen war es Fr. Overbeck, mit welchem ihn beim erſten Gruß die innigſte Freundſchaft verband, und die trotz der Verſchiedenheit ihrer Charaktere, oder vielleicht wegen der klar ausgeſprochenen, aber harmoniſch ſich ergänzenden Gegenſätze zu einer unauflöslichen Freundſchaft für das ganze Leben geworden iſt.[21])

„Deutſchland über Alles!" Mit dieſem ſeinem Wahlſpruch ſollte er bald eine harte Probe beſtehen: Die römiſchen Freunde in S. Iſidoro waren Romantiker; Cornelius war es wohl auch, wie ich ja früher erwähnte; waren es aber jene im Sinne Fr. Schlegels und des „kunſtliebenden Kloſterbruders," ſo war er es im Sinne Uhlands und des Heldenbuches der Nibelungen. Auch er hielt das Chriſtenthum heilig und feſt als die unerſchöpfliche Quelle für die ſchaffende Kunſt der Gegenwart; aber wenn jene in Andacht und Wehmuth ſchwärmten und das Heil der Kunſt an die Rückkehr auf die Culturſtufe des Mittelalters knüpften, hielt er ſich an die Kraft und Freudigkeit des Evangeliums und eiferte, obſchon katholiſch von Haus aus, wider die krankhafte Sucht der Converſion unter ſeinen Freunden, die doch Keinen zu einem beſſern Maler gemacht, zu einem höhern Kunſtziel geführt habe.[22]) Wohl führte er Zeichnungen und Gemälde aus, wie die Grablegung, die klugen und thörichten Jungfrauen, die Flucht nach Aegypten, den Abſchied des Paulus von

Epheſus u. ſ. w.; aber ſeine Hauptthätigkeit galt dem „Fauſt“ und noch vor deſſen Beendigung dem „Liede der Nibelungen“, deſſen großartige und gewaltige Charaktere in ihrer Heldengröße dem deutſchen Volke vorzuführen, ſeine Phantaſie beflügelte, ſeinen Eifer ſtärkte, daß er ſein Werk getroſt der Welt darbieten konnte als Zeugniß einer geſunden Romantik, einer tief in der Seele wurzelnden Vaterlandsliebe.[23]) Gelang es ihm auch nicht, wie er in patriotiſcher Begeiſterung beabſichtigte, ſich von Rom aus in die Reihen der Kämpfer gegen Frankreich zu ſtellen [24]) ſo ging dafür all ſein Streben dahin, deutſches Leben und Werden auf dem Boden zu fördern, auf den das Schickſal ihn geſtellt, die Kunſt aus dem engen Bereich des Privatbeſitzes und der Liebhaberei ins öffentliche Leben zu führen, ihr Recht als wirkſames Culturmittel zurück zu erobern, ſie zum Volkseigenthum zu machen. Das konnte er nur durch Wiedererweckung der monumentalen, der Fresco-Malerei. Wie weit es ihm gelungen, unter ſeinen Genoſſen Mitarbeiter für dieſen Zweck zu gewinnen, wie raſch er ſelbſt ſich in der faſt vergeſſenen Technik zur Meiſterſchaft emporgeſchwungen, ſagen uns heute noch die Fresken in der Caſa Bartoldi und in der Villa Maſſimi zu Rom mit ihren Darſtellungen aus der Geſchichte Joſephs und zu den Dichtungen Dantes, Arioſtos und Taſſos. Aber wie erfreulich es ihm auch ſein mußte, der neuen deutſchen Kunſt in Rom, wo ſie ihre Wiedergeburt erlebt, eine Stätte bereitet, ein würdiges Denkmal errichtet zu haben, ſein Sinnen und Trachten war auf das Vaterland gerichtet, als der allein rechten Stelle einer ſegenreichen Wirkſamkeit. Er ſuchte nach Männern von Einfluß, bei denen er Verſtändniß und Uebereinſtimmung mit ſeinen Beſtrebungen vorausſetzen konnte und ſchrieb deßhalb an den um die Zeit der Freiheitskriege mächtigen J. Görres, den Mann, dem er zutraute, „zwiſchen der neuauflebenden Kunſt und dem deutſchen Volke das Vereinigungsband zu finden, das ihr fehlt, um die Kräfte, die Gott und die Natur

ihm und ſeinen Freunden verliehen, zu Seiner Ehre und der der Nation anzuwenden und weiter zu entfalten.“[25]) Erfolgreicher indeß ward die Bekanntſchaft mit Niebuhr, der im Jahre 1816 als kön. preußiſcher Geſandter nach Rom kam, und der in Cornelius ſogleich die vor Allen hervorragende Perſönlichkeit, die bedeutendſte Künſtlerkraft erkannte, ſeine Ueberzeugung von der hohen Beſtimmung der Kunſt theilte und alle ihm zu Gebot ſtehenden Mittel in Bewegung ſetzte, ihn für den preußiſchen Staat, für öffentliche Kunſtunternehmungen und Kunſtunterricht zu gewinnen.[26]) Aber während die von ihm eingeleiteten Verhandlungen den langen und langſamen büreaukratiſchen Weg gingen, erfüllten ſich auf unerwartete Weiſe und ganz unbetretenem Pfade die kühnſten Hoffnungen und freudigſten Erwartungen von Cornelius.

Fragen wir die Geſchichte nach den Vorbedingungen zum Eintritt großer Kunſtepochen, ſo zeigt ſie uns auf ein mächtiges Gemeingefühl einer Nation oder einer ganzen Zeit und auf Perſönlichkeiten, die in ſich daſſelbe zum Ausdruck bringen. So ſehen wir die griechiſche Kunſt ihre Tempel, die römiſche ihre Paläſte und Thermen, die chriſtliche ihre Dome bauen und ſchmücken; aber ein Perikles und Auguſtus, Julius und Leo mußten kommen, um die bildenden Kräfte eines Phidias und Praxiteles, eines Michel Angelo und Raphael auf ihren Höhepunkt zu führen. Unverkennbar war das Gemeingefühl in der nationalen Bewegung des deutſchen Volkes zu Anfang unſers Jahrhunderts, und kein Wunder, wenngleich ein Glück, daß auch ein deutſcher Fürſt davon erfaßt und zu Unternehmungen und Thaten geführt wurde, die ein ſichtbares und bleibendes Zeugniß ſeiner patriotiſchen Denkweiſe werden mußten. Der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern kam nach Rom, in gleichem Maaße erfüllt von Begeiſterung für die Größe des Vaterlandes, wie von glühender Liebe zur Kunſt und deren Verherrlichung.[27]) Kaum hatte er Cornelius und ſeine Arbeiten geſehen, als er in ihm den zur Ausführung

ſeiner weitgehenden Pläne vorzugweis befähigten Künſtler erkannte und denſelben, indem er ihn für ſich gewann, der Erfüllung ſeiner ſehnlichſten Wünſche und kühnſten Erwartungen unverhofft entgegen führte.

Das Verhältniß, das ſich nun zwiſchen Cornelius und dem Kronprinzen, nachmaligem König Ludwig I., bildete, iſt in ſeinem Verlauf ſo eigener und denkwürdiger Art, daß ich es für angemeſſen halte, daſſelbe, obwohl es einen Zeitraum von 50 Jahren einnimmt, in ungetheiltem Zuſammenhange vor den Augen der Leſer vorüber zu führen.

Cornelius hatte in Rom mit dem Kronprinzen einen Vertrag abgeſchloſſen, dem zufolge er die Eingangsſäle zur Glyptothek in München mit Fresken zu der Götter- und Heroenſage der Griechen in beſtimmter Friſt ausmalen ſollte.[28]) Gleichzeitig aber hatte man in Berlin, auf Niebuhrs dringende Empfehlung,[29]) Cornelius zum Director der neu herzuſtellenden Malerakademie in Düſſeldorf beſtimmt; und es mußte nun zwiſchen dem Kronprinzen und dem k. preußiſchen Miniſterium ein Uebereinkommen getroffen werden, das dem Künſtler die Doppelſtellung in zwei von einander weitentfernten Städten ermöglichte. Cornelius war im Sommer in München, im Winter in Düſſeldorf; ſeine künſtleriſche Thätigkeit gehörte dem Kronprinzen und der Glyptothek, ſeine Lehrthätigkeit der Anſtalt am Rhein.

Mit Freude und ſteigender Bewunderung ſah der Kronprinz die Werke entſtehen, welche Cornelius für ihn fertigte. Selbſt von Rom aus, wo er im December 1820 verweilte und „über hundert ausgezeichnete deutſche Künſtler" zählte, glaubte er Cornelius ein Zeichen ſeiner Hochachtung geben zu ſollen: „Wie mancher wackere hier — ſchrieb er an ihn, — iſt doch kein Cornelius da, deſſen Genie auf Adlers Fittigen mächtig der Sonne zudringt. Einzig iſt er; von Allen die jetzt leben, erreicht ihn Keiner![30])

Unausgeſetzt war der Kronprinz bemüht, Cornelius ganz nach München zu ziehen, „da er ihm mehr werth war, als eine ganze Akademie;“[31]) und Cornelius ſeinerſeits hatte in ſeinem fürſtlichen Freund den Helfer erkannt, den er geſucht, der nicht nur ſeine Gaben zu ſchätzen wußte, ſondern vornehmlich ſeine Beſtrebungen zu ſchützen und zu fördern den ernſtlichen Willen hatte. Wie anders lagen die Verhältniſſe in Preußen! König Friedrich Wilhelm III hatte weder Liebe zur Kunſt, noch ein Verſtändniß ihrer culturhiſtoriſchen Bedeutung. Für ihn war Cornelius als wohlempfohlener Director einer königlichen Kunſtanſtalt ein achtungswerther Staatsdiener. Auf den Antrag aber eines Ankaufs claſſiſcher Gemälde als Vorbilder für die Schüler der Akademie erhielt Cornelius die allerhöchſte Genehmigung zu Erwerbung von fünf Oelgemälden um die Summe von 459 Thlr. 16 Sgr. 7 Pf.! Deſſen ungeachtet folgte er der verlockenden Stimme nach Süden nicht. Das Künſtlerleben, das er am Rhein geweckt, die Dankbarkeit für die großen vom Miniſterium ihm für ſeine Münchner Arbeiten gemachten Zugeſtändniſſe, und die Verhältniſſe in der Nähe und Umgebung des Kronprinzen, in denen er ohne eine feſte, Achtung gebietende öffentliche Stellung kleinlichen Feindſeligkeiten ausgeſetzt geweſen wäre, beſtimmten ihn zum Verharren in Düſſeldorf und den Prinzen — ſo ſchwer es dieſem ankam — zur Geduld.[32])

Aber höher und immer höher ſtieg die Werthſchätzung von Cornelius in der Seele des Prinzen; als könnte er ſich nicht genug thun, ſchreibt er am 18. März 1824 aus Rom an ihn: „Das große poetiſche Maler-Genie, der welchen die Natur ſelbſt beſtimmt hat zum Haupte, ſelbſt an die Spitze geſtellt hat, und dem freiwillig und freudig gefolgt wird, mein Cornelius, der mangelte in Rom, mangelt überall, nirgendwo gibt es einen Zweiten! Seit dem ſechszehnten Jahrhundert gab es keinen ſolchen!“[33]) Und in derſelben Minute, in welcher ihm in Bad Brückenau der Tod des

Akademie-Directors Peter v. Langer in München gemeldet wird, hat er nichts Eiligeres zu thun, als an Cornelius zu ſchreiben, daß er nun die Hoffnung, nein faſt die Gewißheit habe, ihn dieſe Stelle einnehmen zu ſehen; er werde ſogleich an ſeinen Vater, den König darum ſchreiben. „Ganz, ganz unſer, wenn dieſes Cornelius iſt, dann iſt's fürtrefflich!“[34]) Und wie dann Alles raſch ſich ſeinen Wünſchen gemäß entwickelt und erfüllt, wie jubelt da der Prinz: „Mein, ganz mein Cornelius!“[35]) Immer höher ſteigt ſein Verlangen nach ihm, ſeine Zuverſicht auf die Zeit einer herrlichen Kunſtblüthe;[36]) und als nach dem Tode des Vaters (September 1825) die Krone Bayerns auf ihn überging — welch ein Feuer zündete er an für die Kunſt! welche durchgreifenden Veränderungen rief er durch Cornelius an der Akademie hervor! wie folgten ſich raſch große öffentliche Unternehmungen in Architektur und Sculptur und ebenſo in Malerei im Sinn und nach dem Rathſchluß von Cornelius! und wie entfaltete ſich zur Freude des Königs eine rüſtige, thatenfrohe Cornelius-Schule und ein bewegtes, begeiſtertes Künſtlerleben in München! — Und doch ſaß ihm der Wurm am Herzen, deſſen heimliche Arbeit bald ſichtbare Folgen hatte. Das erſte Freudenfeuer im Herzen des Königs begann zu verlodern; der Einfluß von Cornelius war auf das empfindlichſte geſchwächt. Eine große und ſchöne Arbeit, die er für ſeine Schule bei der Majeſtät in Vorſchlag gebracht, wurde ohne ſein Wiſſen und gegen ſeinen Willen auf Veranſtaltung v. Klenzes dem Prof. der Akademie, Cl. Zimmermann, übertragen und damit ſein Lieblingsgedanke, eine Schule im Sinne der alten Meiſter um ſich zu ſammeln und zu bilden, im Keime erſtickt, er ſelbſt auf ſeine, immer allerdings noch hochgehaltene Perſönlichkeit beſchränkt.[37])

Dem König, der nach Beendigung der Glyptothek-Fresken, mit ſeinen Kunſtunternehmungen, für welche er auf die Mitwirkung von Cornelius gerechnet hatte, noch nicht am Ende war,

gelang es, durch einen neuen Auftrag — die Ausmalung der H. Ludwigskirche — den Mißmuth von Cornelius zu dämpfen und deſſen Verluſt zu verhindern; auch erhielt er ſich noch Jahre lang in theilnehmender, leidlich bewundernder Stimmung gegen ihn. Allein wie er ihm früher aus Rückſicht für v. Klenze das anfängliche Vertrauen entzogen, ſo ſcheint es, daß er auch auf Aeußerungen des Architekten der H. Ludwigskirche, v. Gärtner, über Schwäche und Mängel in der Malerei von Cornelius[38]) den Reſt dieſer ſeiner Bewunderung aufgegeben und im kälteſten Gegenſatz gegen ſeine urſprüngliche maaßloſe Freude über den Beſitz von „ſeinem, ganz ſeinem Cornelius", die vollkommenſte Gleichgültigkeit bei ſeinem nun wirklich eintretenden Verluſt an den Tag legte.[39]) — Als ihm aber danach in Kurzem die durch dieſen Verluſt bewirkte Lücke im Kunſtleben von München ſichtbar ward, als er zwiſchen Beſitz und Verluſt die Vergleichung zu machen begonnen, da erwachte in ihm die Erinnerung an ſeine frühe Werthſchätzung von Cornelius, und er ſuchte das Band der Freundſchaft mit dem verſtoßenen Liebling wieder anzuknüpfen;[40]) und als nun dieſer, bei dem die bedingungsloſe Hochachtung vor dem thatkräftigen Begründer und Schutzherrn der neuen deutſchen Kunſt ſo wenig, als ſeine perſönliche Dankbarkeit je Schaden erlitten, das Entgegenkommen freundlich erwiederte, da kehrte in König Ludwig allmählich die alte Liebe in voller Wärme zurück und ſchlug endlich bei dem Gedanken, den großen Künſtler noch einmal wieder ſein, ganz ſein nennen zu können, in helle Flammen aus, für die er — ſtatt der ihm nicht mehr genügenden Proſa eines Briefes — nur noch in der Sprache der Dichtkunſt den ſeiner Stimmung entſprechenden Ausdruck fand, ſo daß nach ſteigendem und fallendem Wechſel das begeiſterte Ende dem erhebenden Anfang glich.[41])

In unmittelbarer Verbindung mit ſeinem Wunſche, als ſchaffender Künſtler dem Vaterlande zu dienen, ſtand bei Cornelius das nicht minder eifrige Verlangen, eine Schule um ſich zu bilden,

welche die Beſtrebungen der neuen deutſchen Kunſt, ihre Richtung und Erfahrungen in ſich aufnehmen und weiterbildend in die Zukunft tragen ſollte. Wie ſehr er durch ſeine gewinnende Perſönlichkeit, durch die Sicherheit und Klarheit ſeiner Urtheilskraft, durch den liebevollen Eifer, Jedem auf ſeiner Bahn mit Rath und That, ohne Neid und Ueberhebung zu dienen, zum Gründer und Leiter einer Kunſtſchule befähigt war, hat ſchon Niebuhr in ſeinem Bericht an den Miniſter v. Altenſtein rühmend hervorgehoben.[42]) Und wie er bereits in Rom auf ſeine Umgebung unverkennbar anziehend und feſſelnd gewirkt, ſo wandten auch bei ſeinem erſten Auftreten in München bedeutende Künſtler ſich ihm zu, und bald verſammelte ſich eine Anzahl jugendlicher Talente um ihn, die in ihm nicht nur ihren Meiſter, ſondern in der That ihren väterlichen Freund ehrten und liebten, ſich, Leid und Freud mit ihm theilend, gewiſſermaßen zu ſeiner Familie rechneten. Es war ein ebenſo ideal-ſchönes, als beglückendes Leben, das in der kleinen Schaar der Cornelius-Schule in Düſſeldorf waltete, im jugendfriſchen Enthuſiasmus für die Kunſt, in der Liebe und Bewunderung des Meiſters, die beide ihre Vereinigung fanden in der Begeiſterung für das Vaterland.[43]) Aeußerlich beglückter mögen die Verhältniſſe der Künſtler gegenwärtig ſein, wie die Zahl der Kunſtjünger in's Ungemeſſene gewachſen iſt; aber die unbegrenzte Luſt mit der man damals arbeitete, mit der man nach der Arbeit in Geſprächen, Spaziergängen, Spazierfahrten mit dem Meiſter, oder auch ohne ihn ſich erging, dieß Schweben über der Gegenwart und Genießen in der Phantaſie — es iſt längſt verſchwunden aus dem Leben der Künſtler, und wer die Erinnerung daran im Herzen trägt, iſt ein Fremdling in der Jetztwelt.

Ein Vorgefühl dieſer Zeit ſtieg in unſern Herzen auf, als Cornelius dem Rufe zum Akademie-Director nach München folgte.[44]) In der größern Stadt und Anſtalt konnten die bisherigen Verhältniſſe nicht fortbeſtehen. Aber wenn dieſelben auch merklich lockrer wurden, im Weſentlichen ſah ſich Cornelius doch, unterſtützt

durch den König und ſeine Begeiſterung für ein Kunſtleben auf breiteſter Grundlage befähigt, die Schule nach ſeinem Sinne aufrecht zu erhalten und auf förderliche und erfreuliche Weiſe zu beſchäftigen.[45])

Hatte er als bewährte Mitarbeiter am Neubau der deutſchen Kunſt die alten Freunde aus römiſcher Zeit zu gewinnen geſucht, und zum Theil gewonnen, ſo ſah er in der heranwachſenden, an ihn ſich anſchließenden Jugend die Bürgſchaft für den weitern Ausbau in der Zukunft und eben deßhalb für ſich ſelbſt die erwünſchte, ja die zu der vollen Erfüllung ſeines Berufs nothwendige Gelegenheit, einen breiten Wirkungskreis in der Gegenwart zu haben. Wie hart, wie unerwartet war daher der Schlag, der ihn in dem Augenblick traf, als er, bereit mit den Entwürfen zu den kunſtgeſchichtlichen Fresken der Loggien der Pinakothek ein reiches Material für ſeine Schule und deren Durchbildung zu ſchaffen, erfahren mußte, daß daſſelbe ſeiner Verfügung entzogen und einem Andern übergeben war.[46]) Mit dem Aufgebot aller ſeiner Kräfte trat er bei dem König für das Intereſſe ſeiner Schule ein. Die Briefe, die er in dieſer Angelegenheit an denſelben ſchrieb, müſſen Jedermann durch den offen gelegten Schmerz, wie durch die Würde und Kraft der Sprache ergreifen und mit Hochachtung vor dem gekränkten Künſtler erfüllen;[47]) aber der König — beharrlicher in der neuen Entſchließung, als in der alten Begeiſterung, blieb unbeweglich; wußte aber, da Cornelius in Folge davon entſchloſſen war, ſeine Stellung in Bayern aufzugeben, ihn durch die Ausſicht auf eine neue große Arbeit, die ohne Schüler und Gehülfen nicht auszuführen war, zu beſänftigen und wenigſtens für die nächſte Zukunft feſt zu halten. Die Schule freilich im Sinne von Cornelius und wie ſie bisher ſich entwickelt, war dahin![48])

Von ſeinen Schülern hatte Cornelius frühzeitig Carl Hermann wegen ſeiner künſtleriſchen Tüchtigkeit und ſeines ernſten, ſittlich hohen Charakters vor Andern ausgezeichnet,[49]) ihn zum Mitarbeiter in der St. Ludwigskirche erwählt und nach ſeiner

Ueberſiedelung nach Berlin für Ausführung der Fresken am Muſeum nach Schinkels Entwürfen dahin berufen. Doch löſte Hermann das Verhältniß, um nach eigenen Entwürfen arbeiten zu können. — Nächſt ihm ſchätzte Cornelius beſonders die beiden Freunde Adam Eberle und Wilhelm Kaulbach, letztern vornehmlich um ſeines hervorragenden Talents willen. Eberle ward ihm durch einen frühen Tod entriſſen;[50]) Kaulbach entfremdete ſich ihm (zu ſeinem großen Herzeleid) nach und nach bis zu gänzlicher Trennung. Ein näheres Eingehen auf dieſe Verhältniſſe dürfte hier zu weit führen; das Gedenkbuch gibt darüber hinreichende Auskunft.[51])

Gründlich und unermüdlich als Lehrer, hülfreich und frei auch vom leiſeſten Schatten des Egoismus gegen ſeine Schüler;[52]) ein liebevoller inniger Gatte, Vater, Bruder, war er ebenſo ein treu ausdauernder Freund, ja vielleicht ſogar auf Koſten höherer Rückſichten, wenn er auch nicht allen auf ihn geſetzten Erwartungen entſprechen konnte. Von ganzem Herzen muß man ſich freuen, den braven Keller, den er 1803 als Mitſchüler in der Akademie zu Düſſeldorf kennen gelernt und vor der Weißgerberei gerettet,[53]) mit dem er in Frankfurt goldene Zukünfte der deutſchen Kunſt geträumt, und die erſte Reiſe nach Italien ausgeführt, ungeachtet deſſen größerer Hinneigung zu Overbeck und einer trüben Welt- und Lebensanſchauung, noch nach mehr als ſechzig Jahren als ſtets willkommnen lieben und vertrauten Hausfreund neben ihm, ja unter den Leidtragenden an ſeiner Bahre zu ſehen. Wie erhebend iſt die hingebende wandelloſe Freundſchaft zu dem weichen, von ihm ſo ſehr verſchiedenen Overbeck![54]) die achtungsvolle Liebe zu dem geſinnungsfeſten Schnorr, deſſen entſchiedener und klarer Proteſtantismus kein Hinderniß für ihn war, ihn gegen Ende ſeines Lebens mit ſehnſuchtsvollem Verlangen zu ſich einzuladen, um noch einmal vor dem ewigen Scheiden die ſeligen Stunden vergangener Tage mit ihm zu durchleben![55]) Wie unverwüſtlich war ſeine Anhänglichkeit an München und die Münchner Freunde,

an den feurigen Ringseis, den fröhlich thätigen, unbeſtechlich redlichen und gefälligen Schlotthauer! Laſſen wir ſelbſt dem, die Jugendſchwärmerei für Fritz Flemming neubelebenden poetiſchen Enthuſiasmus für Frl. Emilie Linder ſeine Berechtigung![56]) Wohl indeß kann man ſein Bedenken nicht ganz unterdrücken, wenn man ſieht, wie er ſich doch zuweilen durch perſönliche Vorliebe verleiten ließ, ſein Vertrauen dahin zu wenden, wo es nichts nützen, vielmehr nur ſchaden konnte, wenn er Männer an eine Stelle rief, der ſie nicht gewachſen waren.[57])

Aber nicht allein nahen und vertrauten Freunden war ſein Haus gaſtlich offen; er liebte heitre Geſelligkeit, nach, ſelbſt während der Arbeit und hielt ohne den mindeſten Schatten engbrüſtiger Sorge gern offene Tafel für einen großen Kreis von Bekannten.[58]) Frei ſprach er ſich über Ereigniſſe der Tagesgeſchichte aus; vornehmlich jedoch, und zwar zuweilen ſehr ſcharf über verſchiedene Richtungen in der Kunſt, in der ihm alles Unmännliche, Schwächliche auf religiöſem wie auf profanem Gebiet, gleich jeder Unſauberkeit und Lüſternheit zuwider war. „Das iſt der einzige, aber unerläßliche Dank, den wir Gott für die Gabe der Kunſt darbringen können — pflegte er zu ſagen — daß wir ſie rein halten vom Schmuz niedrer Begierden und bei guter Geſundheit.“ Er liebte es, Oppoſition zu machen, da er gern das Wort eines Andern im Extrem auffaßte, und ſo konnte er wohl gelegentlich mit ſich ſelbſt in Widerſpruch kommen. Er war z. B. nicht ſehr eingenommen für gothiſche Architektur; traf es ſich aber, daß ein jüngerer Mann ſich mißfällig etwa über das Ulmer Münſter ausſprach, ſo trat er ihm ſtracks entgegen mit der Bemerkung: „Da haben Sie ſich gewiß von N. N. eine Brille aufſetzen laſſen.“ So erklärte er von ſich ſelbſt ganz unbefangen: „In Rom und in München bin ich ein halber Ketzer; in Berlin ganz Katholik!“[59]) Aber alle ſeine Aeußerungen waren phraſenlos, körnig und geiſtvoll, ſo daß man leicht über die ohnehin durchſichtigen Widerſprüche hinwegkam und nie von ihm gehen konnte, ohne etwas für ſein

Leben gewonnen zu haben. Darum rühmen auch Alle, die bei ihm, oder längere Zeit mit ihm waren, die Erinnerung daran als in hohem Grade beglückend, ja unvergeßlich. Wo er war, war Leben, freie geiſtige Bewegung; und doch auch jene behagliche Gemüthlichkeit, die im engen Münchner Bierſtübchen mit einem Paar altgewohnten Genoſſen bei ſtillen und frohen Stunden in harmloſen Scherzen ihr Genüge findet.

Die Freundſchaft mit den alten Münchnern hatte mit den Jahren eine eigenthümlich ernſte Farbe angenommen. Ringseis ſang im geſelligen Beiſammenſein nicht mehr, wie ehedem, den „Prinz Eugenius," und Schlotthauer nicht mehr die Geſchichte der Weltſchöpfung im bayriſchen Volksliedton. Bei dem allgemach ſchärfer hervortretenden Gegenſatz der Confeſſionen ſtand die Mehrzahl der alten Freunde von Cornelius auf ultramontaner Seite und man kann ſich denken, wie ſehr es ihnen darum zu thun ſein mußte, ihn als den Ihrigen, ganz als den Ihrigen anſehn und vor aller Welt verkündigen zu können. Das war im Hinblick auf den Charakter, das ganze Leben und Wirken von Cornelius keine leichte Aufgabe.[60])

Katholik von Geburt, aufgewachſen in der Ausübung der Gebräuche der katholiſchen Kirche, ohne Berührung mit einer andern Confeſſion, ſelbſt ohne die gewöhnliche Volksſchulbildung, hatte er ſich für die Bedürfniſſe des Geiſtes und Herzens ſchon in frühſter Jugend an die Bibel gehalten, in der er, wie geſagt, bereits als Knabe vollkommen heimiſch war und feſt. Die Confeſſion war kein Hinderniß für ihn, unſere großen Dichter kennen und ſchätzen zu lernen, die ſeinen Sehkreis erweiterten und ihn ſelbſt über die Grenze des Chriſtenthums zu den Epikern des Alterthums, und — ſoweit ſie ihm zugänglich waren — zu den griechiſchen Tragikern führten, die ihn mit Bewunderung erfüllten und neben der Heiligen Schrift ſeine Phantaſie mit ihren Geſtalten und deren Thaten und Leiden belebten.

In vollkommener Unbefangenheit hinſichtlich religiöſer Ueber-

zeugungen verließ er die Heimath und wenige Jahre ſpäter das Vaterland und kam ſo, in Geſellſchaft ſeines damals noch proteſtantiſchen Buſenfreundes Keller nach Rom. Hier trat ihm zuerſt im Kreiſe der nächſten und liebſten Kunſtgenoſſen die Frage nach der Confeſſion als Lebensfrage entgegen. Er konnte und mochte nicht einſtimmen in die dort herrſchende Auffaſſung der Religion und Romantik; und als der Uebertritt zum Katholicismus epidemiſchen Charakter annahm, ließ er ſeinen Unmuth darüber in der Drohung aus, daß die nächſte Converſion eines Proteſtanten ihn beſtimmen würde proteſtantiſch zu werden. Ja, er vermaß ſich bei einem Familienfeſte auf dem Capitol in jugendlichem Uebermuth und zum Entſetzen ſeiner ſtreng kirchlichen Freunde, ſelbſt das Heidenthum zu verherrlichen und dem Herrſcher im Olymp, dem alten Gott Jupiter, ein Lebehoch auszubringen. Sein inniges Verhältniß zu Niebuhr beruhte zum großen Theil auf dieſer Unabhängigkeit ſeiner religiöſen Denkweiſe. Aber als ob ihm die Götter Griechenlands beim Wort genommen, ſo ward ſeine Heimkehr ins Vaterland an die Bedingung geknüpft, zwölf Jahre ſeines friſcheſten Alters unter ihnen zu ihrer und ihrer Heroen Verherrlichung zu leben, was er mit einer ſolchen Seelenfriſche und Freudigkeit gethan, daß er in den Fresken der Glyptothek zu ihrer Unſterblichkeit mehr beigetragen, als die größten chriſtlichen Künſtler vor ihm. — In ſeiner Schule zu Düſſeldorf kam weder durch ihn noch unter uns der confeſſionelle Unterſchied zur Sprache. Mit des Meiſters Wiſſen und Willen ward Luther unter den Seligen (im Aſſiſenſaal zu Coblenz) aufgeführt; im Bilde der Theologie (in der Aula der Bonner Univerſität) Proteſtantismus und Katholizismus mit der Anerkennung gleicher hiſtoriſcher Berechtigung bis in die Tage der Gegenwart behandelt. Ja, als einmal Cornelius im Geſpräch mit mir über den Unterſchied der Confeſſionen ſich dahin äußerte, daß der Proteſtantismus keinen wahrhaft großen Künſtler aufzuweiſen habe, und ich ihm erwiderte: „Und doch iſt unſer größter Künſtler ein Proteſtant im beſten Sinne des Worts!“ und auf

ſeine Frage: „der wäre?“ ihm ſeinen eignen Namen nannte, ſo faßte er mich mit einer Innigkeit, wie kaum je zuvor, bei der Hand und ſagte, nachdem noch ſein Auge prüfend auf mir geruht, klar und herzlich: „Ja! gut! Sie verſtehen mich, verſtehen mich ganz recht!“

Während der Arbeiten für die St. Ludwigskirche kam Cornelius öfter auf den Unterſchied der Confeſſionen zurück. „Darin — ſagte er einmal — mögen doch die Proteſtanten Recht haben, daß ſie den Kelch im Abendmahl für die Gemeinde in Anſpruch nehmen.“ Dennoch ſchied er mit Beſtimmtheit Glauben und Cultus von der Hierarchie und deren Mißbräuchen, wie er ſie namentlich in Rom vorfinden mußte. „Erwartet nichts von hier!“ ſchreibt er einmal aus Rom an ſeinen Schwager, „was hier geſchieht, iſt ſo als hätte man keine andre Abſicht, als den Karren immer tiefer in den Schlamm zu fahren. Wenn Gott Wunder gethan hat, um das Werk der Erlöſung zu ſanctioniren, ſo wird er dieſelben aber nicht wiederholen, um alte Weiber, Lumpen, Schufte, Phariſäer ꝛc. in ihrer Verkehrtheit zu beſtärken.“[61])

Gegen die Verdächtigung, als habe er im Münchner Jüngſten Gericht Luther unter die Verdammten in der Hölle gemalt, ſprach er ſich mit ſtarker Erregung aus. „Mein ganzes Leben, wenn es nicht das Bild ſelbſt thut, widerlegt dieſe thörichte Anklage! Der proteſtantiſche Geiſtliche, der keine Spur einer Aehnlichkeit mit Luther hat, ſteht in der Mitte katholiſcher Heuchler, ſowenig wie dieſe der Confeſſion wegen, ſondern wie dieſe als Sünder wider den Heiligen Geiſt, als Heuchler; und die fehlen auch unter der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit nicht!“[62]) Dagegen nahm er in ſeinen Bilderkreis für die St. Ludwigskirche jene Darſtellung nicht auf, in welcher die Scheidung von Proteſtantismus und Katholizismus am beſtimmteſten ausgeſprochen iſt: das Fegefeuer.[63]) Und iſt nicht gerade die Lehre vom Fegefeuer die ergiebigſte Machtquelle der katholiſchen Kirche? — „Nicht, was die Confeſſionen trennt, ſondern was ſie gemeinſam haben, iſt das

Chriſtenthum. Die Ludwigskirche iſt die Kirche der Zukunft. Ich wenigſtens gebe in meinen Bildern darin nichts, dem nicht jeder gläubige Proteſtant zuſtimmen könnte." Und weiter ging er noch ſpäter, als er an das größte und bedeutendſte ſeiner Werke trat, dem gewiſſermaßen ſein ganzes Leben als Vorbereitung gedient hatte, an das „chriſtliche Epos" für das Campo ſanto in Berlin, das er „ganz beſonders für eine evangeliſche Kirche paſſend fand, weil er den weitern Geſichtskreis des Proteſtantismus kannte und anerkannte?"[64])

Wie konnten nun doch nach allen dieſen Vorgängen und nach ſeiner ganzen, dem Proteſtantismus gewidmeten künſtleriſchen Thätigkeit in Berlin — man denke nur an den „Glaubensſchild", an das Dombild mit der „Erwartung des Weltgerichts" ꝛc.! — ſeine katholiſchen ultramontanen Freunde und Verehrer zu der Anſicht und Behauptung kommen, Cornelius ſei ganz Einer der Ihrigen geworden, wo nicht ſtets geweſen?

Hatte er nicht noch i. J. 1844 an ſeine Freundin Emilie Linder, bei Gelegenheit ihrer Converſion geſchrieben: „Und wenn auch katholiſch, werden Sie nie aufhören, eine Evangeliſche zu ſein!"[65]) Freilich begegnen wir ſpäter Aeußerungen von ihm, die ſich wie eine Aenderung des religiöſen Bekenntniſſes ausnehmen und auch theilweis ſo aufgefaßt worden ſind. Er tritt auf ſeiner letzten Reiſe nach Rom bei Schlotthauer mit den Worten ein: „Freund! nun bin ich ganz Einer Geſinnung mit Dir und mit Ringseis in religiöſer Hinſicht!" Gegen mich äußert er bei einem Beſuche in Berlin nach bittern Bemerkungen über den engherzigen Berliner Pietismus: „Ich bin wieder ganz katholiſch geworden!"[66]) Hier ſehen wir den alten, ihm eignen Geiſt der Oppoſition erwacht, von dem auch Flir in ſeinen „Briefen aus Rom" (24. Sept. 1856) ſchreibt: „Mir ſcheint, der Katholizismus des Cornelius iſt durch den Haß gegen die Berliner ſehr geſteigert worden!" Ja, Berlin hatte ihn ganz katholiſch gemacht!

Hier hatte ſich gegenüber den reactionairen politiſchen Be-

ſtrebungen ein Kreis liberaler Katholiken gebildet. In dieſen wurde Cornelius durch ſeinen Schwager, Geh. Rath Brüggemann, einen eifrigen Hermeſianer, gezogen. Nicht nur die Uebermacht, ſondern vornehmlich der Uebermuth der Gegner ſchärfte den Gegenſatz derart, daß vom „liberalen Katholizismus" allmählich nur die zweite Hälfte ſichtbar und thätig blieb,

So war Cornelius wieder „ganz katholiſch" geworden. Daß das „ganz" nicht unbegrenzt war, trat bald zu Tage und ein großer Irrthum wäre die Annahme einer gänzlich veränderten Sinnesweiſe, Welt- und Lebensanſchauung von Cornelius. Kaum in Rom angekommen, ſah er — „auch wie ſonſt" — die fortwuchernde Fäulniß in der katholiſchen Kirche: Auf den Antrag des Papſtes, einen Saal des Vaticans mit der Geſchichte des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß Mariä in Fresco auszumalen, gab er eine ablehnende Antwort, weil er von dem neuen Dogma nichts wiſſen wollte.[67]) Als aber noch kurz vor ſeinem Tode der amerikaniſche Proteſtant Mr. Comfort eine Wiederholung der „Erwartung des Jüngſten Gerichts" (mit den für America nothwendigen Abänderungen) von ihm wünſcht, iſt er ſogleich bereit; denn — ſo ſchreibt er — „Jeder, der an die Gottheit Chriſti glaubt, iſt mein Bruder!" Das iſt die Summa ſeines religiöſen Glaubensbekenntniſſes, das Schlußwort ſeines Lebens.[68])

Auf das innigſte mit ſeinen religiöſen Ueberzeugungen iſt ſein künſtleriſches Denken und Schaffen verbunden. Er war (wie ich früher bemerkt habe) Romantiker von Geburt, mit Sinn und Seele, ſein Leben lang; aber nicht mit der Flucht in die Vergangenheit, ſondern voll Eifer, der Gegenwart die Kraft und Größe der Vorzeit und ewige Wahrheiten in neuer eigenthümlicher und darum lebenvoller Ausdruckweiſe, ermuthigend, ſtärkend und begeiſternd vor Augen zu ſtellen. Aber ſeine von Vaterlandsliebe geleitete Romantik verſperrte ihm weder den Weg in das griechiſche und römiſche Alterthum und zu ihren Göttern und Heroen, noch in das Heiligthum der chriſtlichen Kunſt, zu deren ſeelenvollen

Erneuerung er ſchon in früher Jugend ahnend ſich berufen fühlte.[69]) Und ſo waren die Zeichnungen zu Göthes Fauſt und zu den Nibelungen die künſtleriſchen Leiſtungen, mit denen er zuerſt in die Oeffentlichkeit trat;[70]) ihnen folgten die Fresken zur Götter- und Heroenmythe der Griechen in der Glyptothek,[71]) zu denen er ſich theils ſchon durch die Theilnahme an den Preisaufgaben der Weimarſchen Kunſtfreunde,[72]) und durch Bearbeitung antiker Gegenſtände in Frankfurt,[73]) ſodann materiell durch die Wandgemälde in der Caſa Bartoldi in Rom[74]) vorbereitet hatte. Nun aber betrat er in der St. Ludwigskirche zu München das Feld, auf welches ſeine Blicke von Anfang an gerichtet geweſen; und ward ihm auch noch nicht ſogleich die Erfüllung ſeines großartigſten Planes, er gab doch ein großes und in ſeiner Anordnung und Zuſammenſtellung neues Bild des chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes mit einfach faßlicher Löſung des ſcheinbar unbegreiflichen Dogmas der Dreieinigkeit.[75]) Aber auch die Erfüllung des größten ſeiner Wünſche, die bildliche Darſtellung eines umfaſſenden chriſtlichen Epos — wenn auch nur in Entwürfen und (theilweis) in Cartons — ward ihm zu Theil mit der Aufgabe der Camposanto-Bilder in Berlin, ſeinem unvergleichlich werthvollen Vermächtniß an die deutſche Kunſt.[76])

Zu dieſer umfaſſenden Herrſchaft auf weitem und hochgelegenem Gebiet trat frühzeitig — doch mit Entſchiedenheit erſt vor den Meiſterwerken Italiens — die Erkenntniß von jener Beſtimmung ſeines Berufs, die demſelben die culturhiſtoriſche Bedeutung und damit ihren eigentlichen Werth ſicherte, im Dienſte nicht des Privatbeſitzes und Privatgeſchmacks, ſondern zur Bildung, Verſchönerung und Erbauung des öffentlichen Lebens, mit der Richtung nicht auf Illuſion und Virtuoſität, ſondern auf geiſtigen Gehalt, Wahrheit, Reinheit, Kraft und Schönheit der Gedanken und Darſtellungen. Deßhalb griff er, wie erwähnt, zum Fresco, als dem vorzüglichſten Mittel der monumentalen Malerei, mit der allein dem Volk im Großen und Ganzen gedient ſein könne, wie er in

ſeinem denkwürdigen Brief an J. Görres[77]) mit begeiſterten Worten darthut und wie er es in der Gründung ſeiner Schule und in ſeiner ganzen künſtleriſchen Wirkſamkeit bewährt hat.

Zu dieſer Großartigkeit der Auffaſſung ſeines Berufes trat bei ihm eine ſchöpferiſche Vollkraft, mit der er ſeinen Werken einen durchaus eigenthümlichen Styl, der Kunſt eine neue Sprache gab, leicht und ſicher jedem Stoffe in eigner Modification angemeſſen, ob er romantiſch war, antik oder chriſtlich. Wohl hat er ſich in früher Jugend an Dürer[78]) und Marc Anton gebildet, iſt ſpäter mit ſichtbarem Nutzen in die Schule der Florentiner des 15. Jahrhunderts und nach ihnen zu Raphael und Michel Angelo gegangen; immer aber bleibt ſeine Sprache ſeine Schöpfung, keine Stellung noch Bewegung, kein Zug eines Geſichts, nicht Fuß noch Hand, keine Gewandfalte von ihm läßt ſich in irgend einem Werke älterer Kunſt nachweiſen, obſchon deren edelſter, reinſter Geiſt in allen den ſeinigen lebt.

Seine Compoſitionen fügen ſich wie von ſelbſt in gegebene Räume und zeichnen ſich durch ihre geſchloſſene pyramidale Gruppirung, durch Harmonie der Linien und Maſſen ſowie durch große Klarheit in der Anordnung aus, ſo daß ſie auch in Entfernung leicht leſerlich ſind. Seine Darſtellung iſt mannichfaltig und lebendig, und bei aller Wahrheit der Motive im Maaße der Schönheit gehalten; jeder Ausdruck von Güte und Liebe, wie von Neid, Zorn, Haß und Rache, von tiefem Ernſt bis zu lichter Heiterkeit, von todtengleicher Ruhe bis zum Sturme der Leidenſchaft und weltverachtender Begeiſterung, vom Jammer des Schuldbewußtſeins bis zur höchſten Glückſeligkeit, das ganze weite Reich des Seelenlebens ſtand ihm, wie ſeit Jahrhunderten Keinem — zu Gebote. — Neigte auch ſeine Natur vorzugsweiſe zum Erhabenen und Großartigen in der Zeichnung, namentlich der Körperformen, ſo ſündigte er doch nicht gegen die Geſetze der Schönheit und auch der Anmuth Rechte waren bei ihm geſichert.[79]) Nur in einer Beziehung ſcheint er — wenn auch nur vorübergehend

— durch den Drang zum Großartigen auf einen Irrweg gerathen zu ſein. Die erſten noch in Rom von ihm gemachten Entwürfe für den Götterſaal der Glyptothek ſind auf kleinere Figuren berechnet; an ihre Stelle traten in der Ausführung Geſtalten in, ſelbſt über Lebensgröße und brachten die Bilderräume in die Gefahr der Uebelfüllung; im Heroenſaal aber bewirkte die Coloſſalität der Figuren den zweiten Nachtheil eines auffallenden Mißverhältniſſes zu der Größe des Saales ſelbſt; Uebelſtände, welche Cornelius bei den ſpätern Arbeiten für die Ludwigskirche, Pinakothek, Campoſanto und Dom glücklich vermieden hat.

Dagegen begegnen wir an einer andern Stelle nicht ſelten einer — wie ſoll ich ſagen — nicht rechten Würdigung der Proportionalgeſetze, wie der Körperbildung. Schon in den Entwürfen zu den kunſtgeſchichtlichen Fresken der Pinakothek wird man mehrfach auf Verſtöße gegen Zeichnung, namentlich gegen Proportionen treffen; ganz beſonders aber zeichnen ſich viele Geſtalten in den Umriſſen zu den Campoſanto-Cartons durch zu lange und ſchmale Verhältniſſe aus; ein Umſtand, der vielleicht ſeinen Grund darin hat, daß er dieſe Entwürfe meiſt in Abendſtunden bei der Lampe gemacht. Die vollendeten Cartons unterliegen dieſem Vorwurf nicht.

Hierbei iſt noch einer beſonderen Begabung von Cornelius zu gedenken, mit welcher er mehr als alle ſeine Kunſtgenoſſen ſelbſt über die ſtreng künſtleriſchen Grenzen als Wegweiſer und Vorbild in die architektoniſche Decoration reicht. In der verzierenden Umgebung ſeiner Bilder entfaltet er einen Reichthum von Phantaſie und Schönheitſinn, wie ſie ſeit den großen Meiſtern der italieniſchen Renaiſſance keinem Künſtler verliehen geweſen, und mit welchem er ſchon in der Glyptothek, und mehr noch in den Entwürfen zu den Pinakothek-Fresken in überraſchender Fülle die ergiebigſten Quellen aufgeſchloſſen.

Bei dem Vorzug, den Cornelius der Form vor der Farbe gab, unter welcher jene leicht bis zum Verſchwinden gemildert

wird, konnte es kaum überraſchen, daß in ſeinen Werken ein ſicherer und genügender Farbenſinn nicht zur Geltung kam. Wie trefflich auch ſeine Fresken in Caſa Bartoldi in Rom coloriert, wie ſtylvoll und rein die Farbe der beiden erſten von ihm gemalten Amoretten in der Glyptothek ſind, — faſt unmittelbar danach verliert er die Richtung, und wenn er auch in der „Unterwelt“ und im „Untergang Trojas“ ſie wieder gewinnt, dazwiſchen ſchwankt er von Extrem zu Extrem und in der St. Ludwigskirche iſt jedenfalls die Farbe das am wenigſten Befriedigende. — Welche Thorheit aber iſt es, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht alle Kräfte daran geſetzt, ſich ebenſo zum Coloriſten durchzubilden, wie er großer, ja größter Componiſt war! Er hatte eine andre, und höhere Aufgabe und kannte ſie; und daß er ſie kannte und heilig hielt, hat uns die Werke gebracht, die auch ohne Farbe, ja ohne Schatten und Licht das ehrenreichſte Denkmal der neuen deutſchen Kunſt ſind. — Wenn aber der Werth auf ein „Malen können,“ auf eine Ausführung gelegt werden ſoll, deren Ziel die Illuſion iſt, ſo iſt darauf nur an die Aeußerung von Cornelius an Riedel zu erinnern: „Sie haben vollkommen erreicht, was ich mein Leben lang mit größter Anſtrengung vermieden habe.“[80])

Die letzte große Compoſition von Cornelius iſt „die Erwartung des Weltgerichtes“ nach einem Programm des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen.[81]) Wenn ich nicht zu denen gehöre, die dieſes Werk, das unleugbar große Schönheiten enthält, unbedingt bewundern, ſo ſteht mir des Meiſters eignes Wort zur Seite: „Das Jüngſte Gericht in München war die Stärke meiner Jugend; das Andere iſt das Uebergewicht der Reflexion des Alters!“

Was und wie man aber auch darüber denke — an ſeiner Künſtlergröße rüttelt man damit nicht. Wenn die Größten vor ihm mit zunehmenden Jahren ſchwächer wurden im Schaffen wie im Ausführen, ſo erlebte er nach zurückgelegtem ſechzigſten Lebensjahr eine neue Jugend, friſcher, reicher und kräftiger, als ſelbſt

ſein hochbegabtes Mannesalter geweſen, und konnte mit dem Bewußtſein von uns ſcheiden, daß er die vollen Ergebniſſe eines doppelten, ununterbrochenen thätigen Lebens uns hinterlaſſen. Er iſt am 6. März 1867, um 10 Uhr Vormittags ohne vorangegangene Krankheit ſanft entſchlafen. —

Ich beendige mein Lebensbild des Meiſters mit den Worten des Gedenkbuchs: Große Gaben hatte er empfangen; aber er hat als ein treuer Haushalter mit ſeinem Pfunde gewuchert. Er hat nicht nach Zielen getrachtet, die abſeits ſeiner Lebensbeſtimmung lagen; vielmehr durch ſtrenges Feſthalten an dem ihm vor allen Andern anvertrauten Gute und an der Entfaltung ſeiner beſondern Anlagen ſeine künſtleriſche Thätigkeit vor Lähmung und Zerſplitterung bewahrt. Nie hat er ſeine Kräfte unwürdigen, oder nur werthloſen Gegenſtänden gewidmet; nie dem Verlangen der Halbbildung oder der Kunſtſchmeckerei, ſie mochte ſchmeicheln oder ſchimpfen, das geringſte Zugeſtändniß gemacht und ſeine Liebe zur Kunſt erhalten, wie ſie war bei ihrem erſten Erwachen: rein, keuſch und heilig!

München, 6. Januar 1875.

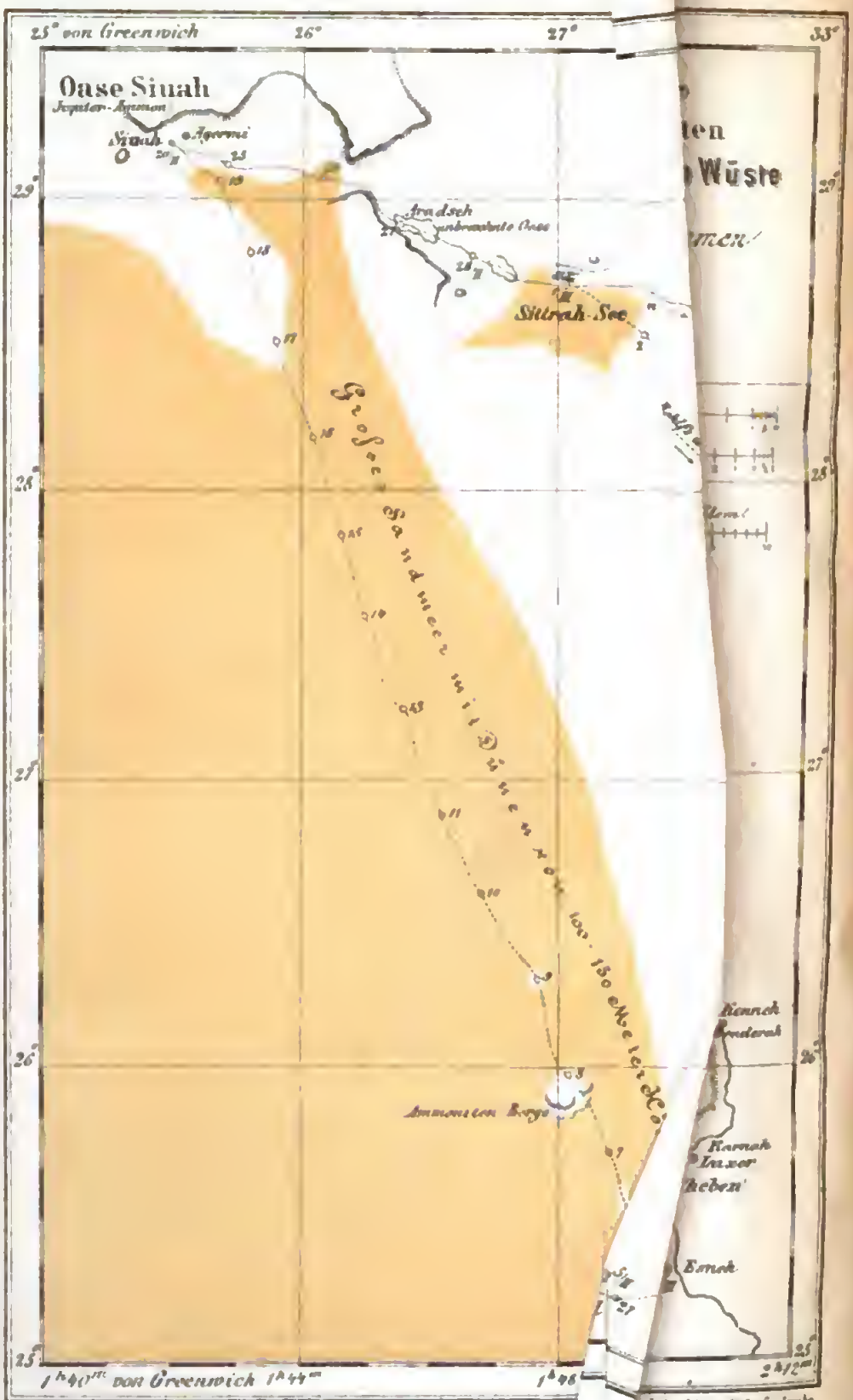
Anmerkungen.

[1]) Peter von Cornelius, ein Gedenkbuch aus ſeinem Leben und Wirken, mit Benutzung ſeines künſtleriſchen wie ſchriftlichen Nachlaſſes, nach mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen ſeiner Freunde und eignen Erinnerungen und Aufzeichnungen von Ernſt Förſter. 2 Theile, mit Cornelius Bildniß. Berlin, G. Reimer 1874.

[2]) P. v. Cornelius ꝛc. I, S. 4–6.
[3]) a. a. O. I. S. 7.
[4]) a. a. O. I. S. 8.
[5]) a. a. O. I. S. 43.
[6]) a. a. O. I S. 9.
[7]) a. a. O. I. S. 4.
[8]) a. a. O. I. S. 30, 36, 7 f.
[9]) a. a. O. I. S. 39.
[10]) a. a. O. I. S. 26.
[11]) a. a. O. I. S. 57.
[12]) a. a. O. I. S. 52.
[13]) a. a. O. I. S. 71.
[14]) a. a. O. I. S. 62. ff.
[15]) a. a. O. I. S. 67.
[16]) a. a. O. I. S. 37.
[17]) a. a. O. I. S. 80.
[18]) a. a. O. I. S. 93.

[18]) a. a. O. I. S. 96—106. [20]) a. a. O. I. S. 126.
[21]) a. a. O. I. S. 120. [22]) a. a. O. I. S. 200 ff.
[23]) a. a. O. I. S. 128 ff. [24]) a. a. O. I. S. 139, 142.
[25]) a. a. O. I. S. 152. ff. [26]) a. a. O. S. 179 ff.
[27]) a. a. O. I. S. 210 ff. [28]) a. a. O. I. S. 210.
[29]) a. a. O. I. S. 216, 465 ff. [30]) a. a. O. I. S. 242.
[31]) a. a. O. I. S. 236. [32]) a. a. O. I. S. 265.
[33]) a. a. O. I. S. 316. [34]) a. a. O. I. S. 322 f.
[35]) a. a. O. I. S. 325, 332. [36]) a. a. O. I. S. 350.
[37]) a. a. O. I. S. 425. [38]) a. a O. II. S. 127—131.
[39]) a. a. O. II. S. 151. [40]) a. a. O. II. S. 202.
[41]) a. a. O. II. S. 457 u. 466. [42]) a. a. O. I. S. 468.
[43]) a. a. O. I. S. 297 ff. [44]) a. a. O. I. S. 339.
[45]) a. a. O. I. S. 393. [46]) a. a. O. I S. 425.
[47]) a. a. O. I. S. 426 ff. [48]) a. a. O. I. S. 434, 449.
[49]) a a. O. II. S. 48. [50]) a. a. O. II. S. 77.
[51]) a. a. O. II. 442 ff.
[52]) a. a. O. I. S. 416, 418. Für die nachfolgenden Angaben ist da „Gedenkbuch" so reich an Belegen, daß sie einzeln anzugeben einen zu große Raum beanspruchen würde.
[53]) a. a. O. I. S. 61. [54]) a. a. O. I. S. 118, 120.
[55]) a. a. O. II. S. 478. [56]) a. a. O. II. S. 6, 68 u. f. f.
[57]) a. a. O. I. 425 ff. [58]) a. a. O. I. S. 281, 400.
[59]) a. a. O. II. S. 474. [60]) a. a. O. II. S. 250.
[61]) a. a. O. II. S. 272. [62]) a. a. O. II. S. 22.
[63]) a. a. O. II. S. 125. [64]) a. a. O. II. S. 237.
[65]) a. a. O. II. S. 249. [66]) a. a. O. II. S. 472, 474.
[67]) a. a. O. II. S. 476. [68]) a. a. O. II. S. 483.
[69]) a. a. O. I. S. 26. [70]) a. a. O. I. S. 67 u. 127 f.
[71]) a. a. O. I. S. 211 ff. [72]) a. a. O. I. S. 30. 33 u. f.
[73]) a. a. O. I. S. 63. [74]) a. a. O. I. S. 170 ff.
[75]) a. a. O. II. S. 14 u. ff.
[76]) a. a. O. II. S. 201, 202 ff. 240, 248.
[77]) a. a. O. I. S. 152, 161. [78]) a. a. O. I. S. 86.
[79]) a. a. O. I. S. 284.
[80]) a. a. O. II. S. 128, vgl. auch S. 416 u. 458.
[81]) a. a. O. II. S. 341.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a


25° von Greenwich
26°
27°
33°
Oase Siuah
Jupiter-Ammon
Siuah
Agermi
Aradsch
Sittrah-See
Grosse Sandmeer mit Dünen von 100-150 Meter Höhe
Ammoniten Berge
Wüste
Kennch
Karnah
Luxor
Esneh
29°
28°
27°
26°
25°
1h40m von Greenwich 1h44m
1h48
2h12m

(2)

Die Geographiſchen Reſultate

der von

G. Rohlfs

geführten

Expedition in die libyſche Wüſte.

Oeffentlicher Vortrag, gehalten im Muſeum zu Carlsruhe,
am 16. Dezember 1874.

Von

Dr. W. Jordan,
Profeſſor der Vermeſſungskunde am Gr. Polytechnikum zu Carlsruhe,
Mitglied der Expedition.

Mit einer Karte.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Die Forſchungen, deren Reſultate zu berichten meine Aufgabe iſt, gehören zu denjenigen, welche den Menſchen beſchäftigt haben, ſeit er angefangen hat, ſich als Herren der Erde zu fühlen, ſie ſollen einen Beitrag liefern zur Erkenntniß der Oberfläche unſerer Erde.

Obgleich unſere geographiſchen Kenntniſſe noch viele und große Lücken zeigen, und zwar mehr, als der erſte Anblick einer Erdkarte vermuthen läßt, hat ſich doch in den letzten Jahrzehnten das allgemeine Intereſſe hauptſächlich auf 2 Gebiete concentrirt, welche beide, jedoch aus ſehr verſchiedenen Urſachen, bis jetzt den Zutritt verwehrt haben.

Während der Nordpol mit ſeiner Umgebung, einer der zwei intereſſanten Punkte der Erde, an welchen die Begriffe von Tageszeit und Himmelsrichtung verſchwinden, durch Eis verbarrikadirt iſt, treffen wir in Afrika Flächen von der Ausdehnung des Deutſchen Reiches, denen das im nordiſchen Eis erſtarrte Lebenselement, das Waſſer, faſt gänzlich verſagt iſt; und wenn auch die Natur ſich günſtiger erweiſt, ſo treten doch oft die Bewohner der Landes dem Eindringling feindlich entgegen.

Vor Kurzem ſind unſere öſterreichiſchen Stammesbrüder von einer Nordpolfahrt heimgekehrt, nachdem ſie die Polarfrage ihrer Löſung um einen ſtarken Schritt näher gebracht haben; um wie viel das bisher unerforſchte Gebiet der Sahara beſchränkt worden iſt durch die von Gerhard Rohlfs geführte libyſche Expedition, welche freilich in ihren Anſtrengungen und Reſultaten mit jener

nordiſchen ſich nicht vergleichen kann, habe ich nunmehr die Pflicht, des Näheren in Wort und Bild darzulegen.

Werfen wir zuerſt einen Blick rückwärts auf die Geographie von Afrika, ſo finden wir, daß zwar der ungefähre Verlauf ſeiner Küſten ſehr frühe bekannt geworden iſt, denn es berichtet bekanntlich ſchon Herodot,[1]) daß Phöniziſche Männer im Auftrage des egyptiſchen Königs Neko ganz Libyen d. h. Afrika vom rothen Meer bis zu den Säulen des Herkules umſchifft hätten; das ganze Innere dagegen, mit Ausnahme von Aegypten und ſeiner Nachbargebiete, iſt bis zum 18ten Jahrhundert terra incognita geblieben.

Wie dann der Nürnberger Geograph Martin v. Behaim, welcher den Portugieſen Diego Cam auf ſeinen Entdeckungsfahrten an der Weſt-Küſte von Afrika begleitet hatte, auf ſeinem berühmten Globus im Jahr 1492, alſo noch vor der Fahrt Vasco de Gama's Afrika abgebildet hat, zeigt z. B. die Tafel III. in Band VIII. der Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde.[2])

Wie man dort ſieht, hat leider auch Behaim es nicht verſchmäht, das Innere von Afrika in Ermangelung verbürgter Nachrichten mit den Gebilden fremder und eigener Phantaſie auszuſchmücken. Als dann in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geographiſche Kritik zu üben begonnen wurde, mußte ein großer Theil der Karte von Afrika wieder weißes Blatt werden, und erſt den Bemühungen der letzten Jahrzehnte iſt es gelungen, den intereſſanten Continent ſoweit kartographiſch darzuſtellen, wie die Tafel VI. zu Band VIII. der Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde zeigt.[3]) Dieſelbe iſt das Product einer kritiſchen Arbeit des Geographen Heinrich Kiepert und wird von jedem Deutſchen mit einem Gefühl freudiger Erhebung betrachtet werden, denn ſie ſtellt in ihrer verſchiedenen Farbenanlage die Vertheilung der Entdeckungen nach Nationalitäten dar.

Während naturgemäß die Küſtengebiete den Portugieſen, Engländern und Franzoſen zu verdanken ſind, können wir auf

alle die durch rothen Ton hervorgehobenen ſchwer zugänglichen Innentheile als Eroberungen Deutſchen Forſchergeiſtes blicken, Eroberungen zwar rein wiſſenſchaftlicher Natur, welche aber doch eine erſchreckende Zahl theurer Leben gekoſtet haben; liegen ja allein in dem feindſeligen Wadai Vogel und Beurmann auf Befehl des Sultans ermordet, nachdem zuvor Overbeck dem Klima erlegen war, und dennoch wagte Guſtav Nachtigal noch einen dritten Verſuch, durch Wadai über Kordofan gegen den Nil vorzudringen, was ihm laut kürzlich gekommener freudiger Nachricht nach 5jährigem Ringen gelungen iſt.

Da es hier nicht unſere Aufgabe ſein kann, die Entdeckungsgeſchichte von Afrika[4]) auch nur in ihren Grundzügen vorzuführen, genügt es, als Beiſpiel der Erfolge eines unſerer Afrika-Reiſenden die Kreuz- und Querzüge zu beſchreiben, welche der Führer der uns nachher ſpeciell beſchäftigenden libyſchen Expedition, Gerhard Rohlfs früher ſchon mit Erfolg ausgeführt hat. Dadurch werden wir zugleich auch die erſte Veranlaſſung dieſer Expedition kennen lernen.

Rohlfs machte ſich zuerſt im Jahr 1855 als Arzt der algeriſchen Fremdenlegion mit Land und Leuten von Afrika bekannt und ging 1861 unter dem Schein eines Muſelmanns nach Marokko. Dort unternahm er mehrere Reiſen, erfuhr aber dabei einen meuchelmörderiſchen Ueberfall ſeiner Führer, die ihn als todt in der Wüſte liegen ließen.

Nur zufällig durch wandernde Prieſter gerettet, wagte er nach 3 Jahren eine zweite Reiſe durch Marokko und über den Atlas, von der er bei Tripolis wieder ans Meer gelangte. Mit Unterſtützung mehrerer geographiſcher Geſellſchaften gelang ihm dann 1865—1867 eine Reiſe quer durch Afrika von Tripolis über Murſuk und Bornu nach Lagos auf theilweiſe neuen Wegen. Im Jahr 1868 begleitete er die engliſche Expedition nach Abyſſinien.

Als dann in demſelben Jahr der König von Preußen den Wunſch äußerte, dem Sultan Omar von Bornu werthvolle Ge-

ſchenke zukommen zu laſſen, als Dank und Anerkennung für die gaſtfreundliche Behandlung mehrerer Deutſcher Reiſender, übernahm Rohlfs den Transport dieſer Geſchenke nach Tripolis, um dort dieſelben an Nachtigal zu übergeben, der ſie nach Bornu brachte, um dann ſich zu dem ſchon früher erwähnten Durchbruch über Wadai und Kordofan an den Nil zu rüſten.

Rohlfs ſelber unternahm nach Erledigung ſeines erſten Auftrages einen Zug von Tripolis über die Oaſen Audſchila, Dſchalo und Siuah nach Alexandrien.

Dieſe vielen Reiſen befähigten Rohlfs in hohem Grade zur Führung einer größeren Expedition in Afrika. Vollſtändig vertraut ſowohl mit den Methoden des Reiſens als auch mit der Art des Verkehrs mit hoch und nieder geſtellten Eingeborenen und die arabiſche Sprache geläufig ſprechend, konnte er mit derſelben Zuverſicht eine Forſchungsreiſe organiſiren, mit welcher ſich die von ihm eingeladenen Mitglieder unter ſeine Führung ſtellten.

Während der letztgenannten Reiſe von Tripolis nach Alexandrien beobachtete Rohlfs auf einer ſehr großen Strecke an ſeinem Aneroid auffallend hohe Barometerſtände, welche eine vielleicht bis unter den Meeresſpiegel reichende Depreſſion der Wüſte wahrſcheinlich machten.

Zwar ſind dieſes nicht die erſten auf eine dortige Depreſſion hindeutenden Beobachtungen, denn ſchon im Januar 1819 hatte der Franzoſe Caillaud in Siuah 11 Tage lang ſtarken Luftdruck (von durchſchnittlich 766 Millimetern) mit dem Queckſilberbarometer conſtatirt; Rohlfs fand jedoch auf der ganzen Linie vom Bir-Reſſam bis über Siuah, mehrere Wochen lang den erwähnten hohen Barometerſtand.[5])

Es wurden dann verſchiedene mehr oder weniger abenteuerliche Projecte aufgebracht, die nichts Geringeres erſtrebten, als das mittelländiſche Meer in die Sahara zu leiten, um dort ein Binnenmeer zu ſchaffen, deſſen Ufer cultivirbar würden.

Ehe wir dieſe Depreſſionsfrage näher unterſuchen, iſt es un-

umgänglich nöthig, zuerſt die Höhenmeſſungsmethoden und die damit erreichbare Genauigkeit zu betrachten.

Wenn uns die badiſche topographiſche Vermeſſung berichtet, der Rand des Luiſenthurmes auf dem Feldberg habe eine Höhe von 1508 Metern über dem Meer, ſo iſt dieſes Reſultat jedenfalls auf 1 Meter ſicher, allein diejenigen Mittel, welche zu ſolchen Reſultaten geführt haben, ſind auf Entdeckungsreiſen durchaus nicht verfügbar. Man hält ſich hier lediglich an das Queckſilberbarometer oder neuerdings ſogar aus Bequemlichkeitsrückſichten nur an deſſen mehr oder weniger zuverläſſigen Erſatz, das Federbarometer oder Aneroid, welches als angebliches Inſtrument zur Wetterbeſtimmung allgemein bekannt iſt.

Wenn man 2 gute Barometer an 2 Orten gleichzeitig abließt, ſo dient der Unterſchied beider Ableſungen als ein ziemlich zuverläſſiges Maaß des Höhenunterſchiedes beider Orte. Gleichzeitiges Ableſen an 2 nicht zu weit von einander entfernten Orten iſt nöthig, weil der Luftdruck und der ihn anzeigende Barometerſtand beſtändigen Schwankungen unterworfen iſt. Alle die Meſſungen aber, welche vor unſerer Expedition in der muthmaßlichen Depreſſion angeſtellt worden ſind, entbehrten correſpondirender Beobachtungen, ja ſogar ſie lieferten z. Theil nicht einmal in zuverläſſiger Weiſe den Luftdruck ſelbſt, denn die verwendeten Federbarometer zeigen faſt immer einen von dem wahren Barometerſtand mehr oder weniger abweichenden Stand, und nur bei beſtändiger Vergleichung mit einem Queckſilberbarometer ſind ſie zu abſoluten Meſſungen geeignet. Allerdings Caillaud hatte im Jahre 1819 ein Queckſilberbarometer, Rohlfs dagegen ein Federbarometer [6]) über deſſen Stand Unſicherheit beſteht.

Trotz alledem war die Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß eine wenigſtens in der Richtung von Weſt nach Oſt ausgedehnte Depreſſion in der libyſchen Wüſte beſteht und es erſchien von großem Intereſſe, erſtens die früheren Meſſungen zu controliren, und

zweitens auch die Breitenausdehnung einer etwaigen Depreſſion zu unterſuchen.

Dieſes gab die erſte Veranlaſſung zu der libyſchen Expedition.

Rohlfs theilte ſein Vorhaben einer dahin gerichteten Entdeckungsreiſe der Berliner geographiſchen Geſellſchaft mit, und mit deren Befürwortung legte er das Projekt dem deutſchen General-Conſul in Alexandrien, Herrn von Jasmund, vor, der es verſtanden hat, ſeine Hoheit den Vicekönig von Egypten dafür zu gewinnen.

Wenn man bedenkt, welche Anforderungen beſtändig an dieſen morgenländiſchen Herrſcher durch die ſchwierige innere und äußere Politik ſeines Landes geſtellt werden, ſo kann man nicht umhin, das wiſſenſchaftliche Intereſſe und die Liberalität zu bewundern, womit derſelbe die nicht unbedeutenden Koſten einer materiell wenig Ausſicht bietenden Expedition übernommen hat.

Das von Rohlfs der khediviſchen Regierung im November vorigen Jahres vorgelegte Programm ſagte unter Anderem: Es wäre lächerlich zu behaupten, wir wollen Gold, Steinkohlen oder Naphta entdecken, aber es iſt von Intereſſe, nicht nur in wiſſenſchaftlicher, ſondern auch in politiſcher Beziehung, zu wiſſen, was die Weſtgrenze von Egypten bildet, und ob man die Oaſen Wadſchanga oder Kufrah von den egyptiſchen Oaſen aus erreichen kann.

Die letztere Oaſe, deren Exiſtenz durch viele übereinſtimmende Ausſagen der Bewohner von Audſchila und Dſchalo verbürgt iſt, ſcheint von einigen Anhängern der fanatiſchen muhamedaniſchen Secte der Snuſſi bewohnt zu ſein, und ſteht unter keiner Oberherrſchaft. Sagenhafte Ueberlieferungen redeten auch von einer Oaſe Serſurah, welche ſich 5—6 Tagereiſen weſtlich von den egyptiſchen Oaſen, alſo zwiſchen dieſer und Kufrah befinden ſollte.

Uebrigens erhielt die Expedition einen durchaus wiſſenſchaftlichen Charakter; eine urſprünglich beabſichtigte militäriſche Bedeckung zu Schutz und Trutz wurde unterlaſſen; ſie zählte außer

dem in Geographie und Ethnographie thätigen Führer ein Mitglied für geographiſche Meſſungen, einen Geologen, einen Botaniker und einen Photographen.

Es iſt hier der Ort, Einiges über die Methoden geographiſcher Forſchung im Allgemeinen zu ſagen.

Es wird in jeder Volksſchule gelehrt, daß ein Punkt auf der Erdoberfläche beſtimmt iſt durch ſeine geographiſche Breite und Länge und durch ſeine Höhe über dem Meer, und deswegen fühlt auch jeder Reiſende die Pflicht, ehe er von der Geſteins-Formation eines Bodens, von den darauf wachſenden Pflanzen und den ſich hiervon nährenden Thieren und Menſchen berichtet, jene geographiſchen Beſtimmungsgrößen wenigſten näherungsweiſe zu ermitteln, oder kurz, das von ihm erforſchte Gebiet in einem Kartenbild zu veranſchaulichen.

Während nun der nicht fachlich intereſſirte Beſchauer einer neuen Karte zufrieden geſtellt iſt, wenn dieſelbe von kundiger Hand in Gebirgen, Thälern und Flüſſen ꝛc. ſchön ausgearbeitet vorliegt, fragt der Fachmann zuerſt nach den bei ihrer Aufnahme verwendeten Methoden und dem Grad der erzielten Genauigkeit, denn in dieſer Beziehung beſtehen ungeheure Unterſchiede. Von der Flurkarte einer badiſchen Gemarkung, in welcher jeder Fuß breit von dem Feldmeſſer mit der Meßruthe in der Hand gemeſſen worden iſt, und wovon jeder □Meter von Grund und Boden in einer Urkunde mit Namen und Beſitzer aufgezeichnet iſt, bis zu dem Kartenbild einer Oaſe in der Sahara, deren Lage, Geſtalt und Größe nur aus den vagen Mittheilungen der Eingeborenen geſchloſſen worden iſt, beſtehen alle denkbaren Stufen der Genauigkeit.

Zur See wird heut zu Tage keine wichtige Reiſe mehr gemacht, die nicht durchaus aſtronomiſch feſtgelegt würde, denn ſchon die Sicherheit der Schifffahrt verlangt dieſes; der einzelne Afrika-Reiſende dagegen, welcher gewöhnlich den Caravanenſtraßen unter Führung der Eingeborenen folgt, hat nicht daſſelbe Bedürfniß genauer Orientirung wie der Seemann, und oft nicht die nöthigen

Mittel. Unſere meiſten Reiſenden haben ſich deswegen in Beziehung auf abſolute Ortsbeſtimmung darauf beſchränkt, an jedem Tage aufzuzeichnen, wie lange ſie marſchirt ſind und welche Marſchrichtung der Taſchencompaß jeweils zu erkennen gegeben hat. Der Geograph conſtruirt dann die Karte nach Angaben wie z. B. dieſe: 4½ Stunden Marſch nach NNW, 6 Stunden Marſch nach NW ꝛc. und wenn hierbei die Geſchwindigkeit der Caravane zu groß oder zu klein geſchätzt worden iſt, ſo wird auch die Karte in demſelben Maaß zu groß oder zu klein ausfallen.

Der in ſolchen Dingen ſehr erfahrene Geograph Petermann ſagt über dieſe Unſicherheiten Folgendes:[7]) „Die Reiſen Dr. Barths z. B. ſchweben, was ihre Stellung auf der Karte anlangt, unſicher in der Luft, da er keinen einzigen Punkt aſtronomiſch fixirte. Berühren unſere erſten und beſten Erforſchungsreiſenden ein und dasſelbe Gebiet, ſo wird daſſelbe auf der Karte zu einem wahren perpetuum mobile, bei jedem Reiſenden bekommt es eine mehr oder weniger verſchiedene Darſtellung.“ Uebrigens haben z. B. Vogel und Beurmann ſich ſpeciell für ihre Reiſen auf Sternwarten für die nöthigen (nicht ſehr ſchwierigen) Meſſungen ausbilden laſſen, es ſind aber leider gerade die wichtigſten aſtronomiſchen Meſſungen dieſer beiden Reiſenden durch ihre Ermordung in Wadai verloren gegangen.

Daß ſich Breiten verhältnißmäßig leicht meſſen laſſen, iſt nicht ſchwer einzuſehen: Wer von Berlin eine Reiſe nach Italien macht, kann leicht beobachten, daß der jedem Freunde der Aſtronomie bekannte Polarſtern eine um ſo tiefere Stellung am Himmel einnimmt, je weiter man nach Süden kommt, und in der libyſchen Wüſte ſahen wir dieſen Stern nur etwa halb ſo hoch ſtehen als im nördlichen Deutſchland. Umgekehrt ſteht die Sonne an jedem einzelnen Tage, auf einem Punkte in Afrika betrachtet, genau um ebenſo viele Grade höher, als auf einem Punkte in Deutſchland betrachtet, als der erſtere Punkt ſüdlicher liegt als der letztere, kurz, Breitenbeſtimmung verlangt im Weſentlichen nur die Meſſung der Höhe eines Geſtirns.

Wäre es möglich, ſo genaue tragbare Uhren (Chronometer) zu conſtruiren, daß dieſelben Monate lang richtig giengen, oder daß man wenigſtens ihren Gang genau berechnen könnte, ſo wären Längenmeſſungen auch nicht ſchwieriger; da dieſes aber noch nicht genügend gelungen iſt, hält man ſich in Beziehung auf geographiſche Längen an den Mond, wie ein einfaches Beiſpiel zeigen mag:

Wer am 14. October dieſes Jahres Abends nach der Mondſichel ſchaute, hat vielleicht bemerkt, daß damals dieſelbe unmittelbar bei dem hellen Abendſtern der Venus ſtand, am folgenden Abend dagegen ſtand der Mond bereits 2 Handbreiten links von dem Stern. Nun hat man die Abſtände des Mondes von verſchiedenen Sternen auf mehrere Jahre voraus berechnet, und in aſtronomiſchen Jahrbüchern veröffentlicht, welche der Reiſende mit ſich führt. Mißt man alſo zu irgend welcher Zeit den Abſtand des Mondes von einem ſolchen Stern, ſo kann man rückwärts berechnen, wie viel Uhr es zu dieſer Zeit etwa in Greenwich iſt, und da man auch ermitteln kann, wie viel Uhr es an dem Beobachtuugsorte ſelbſt iſt, ſo hat man in dem Unterſchied beider Uhrſtände den geographiſchen Längenunterſchied beider Orte. Leider braucht aber der Mond 28 Tage um den Umfang des ganzen Himmels zu durchlaufen, d. h. er bewegt ſich 28 mal langſamer, als der ganze Himmel ſelbſt ſich zu drehen ſcheint, und deshalb ſind auch die geographiſchen Längen durchſchnittlich 28 mal weniger genau, als die mit gleicher Sorgfalt gemeſſenen geographiſchen Breiten.

Um die thatſächliche Genauigkeit ſolcher Meſſungen zu veranſchaulichen, bemerke ich, daß ich auf unſerer Expedition 60 Punkte in Bezug auf Breite ſo genau feſtlegen konnte, daß der Fehler den Durchmeſſer der Stadt Carlsruhe nicht erreichen kann, während Längenfehler, ſo groß wie der Weg von Carlsruhe bis zum Rhein auf einer Entdeckungsreiſe wohl vorkommen können, ſo fand ich z. B. die Lage der Jupiter-Ammons-Oaſe um etwa 1½ Tagereiſen weſtlicher als Caillaud auf ſeiner Reiſe im Jahr 1819.

Ueber Höhenmeſſungen wurde das Nöthige ſchon bei Gelegenheit der Depreſſionsfrage erörtert. Das wichtigſte Inſtrument für Höhenmeſſungen war ein Queckſilberbarometer, und die leicht zu handhabenden Federbarometer waren in den Händen aller Expeditionsmitglieder.

Glücklicherweiſe konnten 2 Reihen correſpondirender Meſſungen erlangt werden. Erſtens ſind die regelmäßigen meteorologiſchen Aufzeichnungen zur Verfügung geſtellt worden, welche auf der nach Europäiſchem Muſter eingerichteten Station in Cairo unter Leitung des Aſtronomen Ismael-Bey ſeit 6 Jahren angeſtellt werden, und zweitens hatte der Director der Amerikaniſchen Miſſionsſchule in Siut, Mr. Hogg, die Güte, während der 5 Expeditionsmonate täglich 3mal Ableſungen an einem ihm zu dieſem Zweck zurückgelaſſenen Aneroid zu machen.

Was die thatſächliche Genauigkeit ſolcher barometriſcher Höhenmeſſungen betrifft, ſo dürfte die Mehrzahl der Inner-Afrikaniſchen Höhenbeſtimmungen nur auf 50—100 Meter ſicher ſein, in unſerem Falle wird ſich wohl Genauigkeit auf 10—15 Meter erreichen laſſen.

Auch einige allgemeine Worte über die Methode des Reiſens ſind hier geboten.

Bekanntlich iſt, was dem Seefahrer ſein Schiff, dem Wüſtenreiſenden das Kamel. Ohne dieſes merkwürdige Thier ſind Monate lange Reiſen in waſſer- und vegetationsloſer Gegend geradezu unmöglich, denn kein anderes Thier kann 2—3 Wochen ohne zu trinken leben. Unſere Beduinen behaupteten, das Kamel könne im Winter 30 Tage ohne Waſſer und 2—3 Tage ohne Nahrung aushalten. Mag das auch übertrieben ſein, ſo haben wir doch ſelbſt conſtatirt, daß unſere Kamele 17 Tage ohne Waſſer und noch weitere 9 Tage nach Genuß von nur 12 Liter Waſſer ausdauerten und zwar mit Laſten von 100—200 Pfd. und täglichen ununterbrochenen Märſchen von 9—10 Stunden.

Allerdings iſt dieſe Ausnützung der Thiere eine ganz intenſive

und ſogar grauſame, und kann leicht durch deren Hinſterben auf dem Marſche ſich rächen; ſo ſind z. B. von den 115 Kamelen, die nach und nach auf unſerer Expedition in Thätigkeit kamen, 17 auf dem Marſch gefallen, obgleich keines die ganze Expedition mitgemacht hat. Als Transportmittel für den Menſchen iſt das Kamel ſehr bequem, es geht im Caravanenſchritt langſamer als ein Fußgänger und bei täglichem 5ſtündigem Reiten und ebenſo langem Gang zu Fuß hat der Europäer gar keine Beſchwerden zu ertragen.

Das Waſſer wurde in eiſernen, innen emaillirten Kiſten mitgeführt, deren ein Kamel 2 trägt. Dieſe von dem Führer der Expedition nach dem Vorgang der Franzoſen in Algier adoptirten Behälter faßten je 47 Liter, und das Waſſer hielt ſich darin wochenlang ſehr gut.

Der Weg wurde auf Caravanenſtraßen angegeben durch einen mitgenommenen Führer, der ſich ſeinerſeits an die verſchiedenen Merkmale der Straße, Spuren früherer Caravanen, die ſeit Jahrtauſenden in den Boden eingetretenen Kamelpfade, zerſtreute Kamelgerippe, namentlich aber die künſtlich geſetzten Steinzeichen hält. In der pfadloſen Wüſte war der nach dem Compaß zu wählende Weg jeweils durch verſchiedene Umſtände bedingt.

Das Klima iſt im Winter in der Wüſte ſehr geſund. Die Temperatur überſchreitet in dieſer Jahreszeit nicht die auch im Deutſchen Hochſommer beobachteten Wärmegrade, wir hatten im Gegentheil im Februar etwas von der Kälte zu leiden, denn bei Nacht bildete ſich in kleinen Gefäßen wiederholt Eis.

Der Verlauf der Expedition iſt durch die Karte dargeſtellt.

Von Siut am Nil, einer der größten oberegyptiſchen Städte und Knotenpunkt mehrerer Caravanenſtraßen, brach am 16 Dezember vorigen Jahres eine Caravane von 100 Kamelen gegen Weſten auf.

Entſprechend der großen Zahl von Laſtthieren beſtand die

Mannſchaft außer den 5 Expeditionsmitgliedern und 5 deutſchen Dienern aus etwa 30 Beduinen, Berbern und Negern.

Nach 2tägigem Marſch an der Grenze des Culturlandes des Nilthales gieng es mit Erſteigen des Randgebirges in die endlos ſich ausbreitende Wüſte hinein.

Jedem von uns iſt der erſte Eindruck in bleibender Erinnerung, den der Ausblick auf die endlos hingeſtreckte Einöde nach dem Entſchwinden der letzten Pflanzen gemacht hat; kein Grashalm bewegt ſich im Wind, kein Vogel, kein Inſekt ſchwebt in der Luft, Nichts Lebendiges bis zum fernen Horizont. Das Meer und die Wüſte ſind ſchon oft verglichen worden, aber das Meer mit ſeinen Wellen iſt Leben, die Wüſte iſt der vollkommene Tod der Natur.

Die häufig zu treffende Vorſtellung, daß Wüſte und Sand unzertrennlich ſeien, iſt ganz falſch. Der Boden iſt im Allgemeinen Fels mit kleinen Steinen und etwas Flugſand, d. h. ganz derſelbe Boden, den die Erde überall zeigen müßte, wenn keine Producte organiſchen Lebens darüber gedeckt wären. Im Gegenſatz zu dieſem ſogenannten Serir-Boden ſteht die Dünenbildung, wobei feiner Quarzſand ſich zu hohen Wellen angehäuft hat.

Das ganze Gebiet zwiſchen dem Nil und den Uadi-Oaſen iſt bedeckt durch ein ſolches faſt vegetationsloſes Kalkplateau, in der Terraingeſtaltung häufig der Oberfläche der Schwäbiſchen Alb ähnlich, obgleich das Geſtein nicht wie dort der Juraformation angehört, ſondern der viel jüngeren Kreide.

Dem Charakter der Hochebene entſprechend iſt der Horizont ſtets eng begrenzt, die nächſte Anhöhe iſt ſelten mehr als 1—2 Stunden entfernt, und hat man ſie erreicht, ſo darf man durchaus nicht hoffen, etwas Neues zu ſehen, denn dieſſeits wie jenſeits liegt unbegrenzt die lebloſe Einöde hingeſtreckt.

An geographiſchen Objecten war natürlich die Hochebene arm.

Dagegen wurde hier ein negatives geographiſches Reſultat erzielt: Es wurde früher vermuthet, daß zwiſchen dem Nil und

den Oaſen ein langes Thal ſich befinde, deſſen Unterſuchung die Expedition ſich vorgeſetzt hatte.

Es gibt in der libyſchen Wüſte verſchiedene langgeſtreckte Einſenkungen, welche in der bilderreichen Sprache der Eingeborenen den Namen „Bahr-bela-ma“ d. h. „Fluß ohne Waſſer“ führen, namentlich iſt ein Bahr-bela-ma im öſtlichen Theil der Oaſe von Dachel bekannt, ferner einige Tagereiſen weſtlich von der Oaſe Bacharieh, auch zwiſchen Bacharieh und dem Fayum, und hieraus hat ſich bei den europäiſchen Geographen die Vermuthung erzeugt, daß früher der Nil einen Flußarm durch die Wüſte geſendet habe, obgleich das weſtliche Nilufergebirge nirgends eine Lücke zeigt. Man findet ſogar auf allen früheren Karten ein ganzes Syſtem von Bahr-bela-mas, allerdings größtentheils nur als „vermuthlich“ vorhanden, eingezeichnet. Unſere Expedition fand aber auf dem ganzen Weg von Siut bis Farafrah keine Spur eines Bahr-bela-ma und die wirklich vorhandenen Einſenkungen, welche dieſen Namen führen, erwieſen ſich als rein örtliche Bodengebilde; es iſt alſo das Bahr-bela-ma als Nilarm endgültig aus der Geographie von Egypten getilgt.

Nach einem Marſch von 9 Tagen war das Ende der Hochebene erreicht; die Caravane ſah ſich plötzlich am Rande einer 150—200 Meter tiefen, ſteil abfallenden Gebirgswand mit wilden Felsmaſſen, die ſich an Großartigkeit mit jeder Alpenlandſchaft meſſen können.

Daß dieſes mehrere Tagereiſen lange Gebirge in der bisherigen von dem Franzoſen Caillaud aufgenommenen Karte fehlt, obgleich dieſe Karte zu dem Beſten gehört, was an Expeditionskarten von Afrika vorhanden iſt, mag als Beweis dafür dienen, daß auch in dem ſchon von Herodot und Strabo in den Hauptzügen richtig beſchriebenen Gebiet der Wadai-Oaſe („Gebiet der Ammonier“) geographiſche Forſchung noch mit Erfolg betrieben werden kann.

Auch der in der Senkung liegende Brunnen Bir-Kerauí

iſt neu entdeckt. Dieſer Brunnen, von einigen Dattelpalmen und ſtachligem Geſtrüpp umgeben, bot einen durchaus nicht erfreulichen Anblick; zudem war ſein Waſſer, wie leider oft in der Wüſte, bitterſalzig.

Zwei Tage nach einem kurzen Aufenthalt am Bir-Keraui tauchte endlich die erſte eigentliche Oaſe auf, es war die kleinſte der 5 ſogenannten Uadi-Oaſen, das im Jahr 1819 zum erſten mal von einem Europäer, dem Franzoſen Caillaud, beſuchte und damals gewiſſermaßen entdeckte Farafreh oder Farafrah, zu deutſch Sprudelquelle, nach der Erklärung des Berliner Orientaliſten Wetzſtein.

In allen Briefen der Expedition wird dieſes verlaſſene Farafrah die traurigſte der Uadi-Oaſen genannt, aber der Charakter einer Wüſten-Oaſe läßt ſich an ſeinem Beiſpiel am Einfachſten beſchreiben.

Mitten aus dem Sand- nnd Steingeröll ragt ein ganz ſcharf durch Lehmmauern abgegrenzter Dattelpalmenwald hervor; getrennt davon ſteht ein aus Lehm und Palmſtämmen erbautes Dorf.

Beim Vergleichen eines von mir aufgenommenen Planes mit dem Plane von Carlsruhe finde ich ein ſehr paſſendes Vergleichsobject für die Größe: Der Palmenwald von Farafrah iſt ſo groß wie das Sallenwäldchen,[8]) und das Dorf ſo groß wie der Badgarten.[8]) Uebrigens iſt dieſes durchaus nicht die ganze Oaſe, in einem Umkreis von wenigen Stunden liegen 12 ſolcher Culturplätze mit Palmen, Weizen- und Reisfeldern, je um eine Quelle gruppirt; bewohnt iſt aber nur der Haupttheil. Das erwähnte Dorf iſt aus Lehmmauern mit übergedeckten Stämmen und Rippen der Dattelpalme ziemlich ſolide gebaut, und der mittlere caſtellartige Theil, der eine Quelle birgt, ſoll ohne Zweifel zur Vertheidigung dienen.

Daß die Bewohner durch die fanatiſch-muhamedaniſche Secte der Snuſſi, welche auch in Kufrah ihr Weſen treiben ſollen, und welche ihr höchſtes Verdienſt im ſtarren Feſthalten am un-

fehlbaren muhamedaniſchen Dogmatismus ſuchen, gegen alle Ungläubigen, die bekanntlich im Orient Hunde heißen, aufgeſtachelt ſind, ließ ſich ſpäter durch Vergleich mit der freundlichen Bevölkerung von Dachel deutlich erkennen.

Dem Reiſenden Caillaud hatten vor 50 Jahren die Farafrehnſer das Lagern bei ihrem Dorfe nicht geſtattet; daß ſie uns dieſes nicht ebenfalls verwehrten, iſt eine Folge der inzwiſchen erſtarkten egyptiſchen Regierung und der Stärke unſerer Caravane; übrigens verſagten ſie den Zutritt zu ihrem Caſtell und dem Snuſſi-Heiligthum, der Sauia, obgleich ſowohl der Schech als der Oberprieſter eine angebotene ſilberne Uhr gerne annahmen. Erſt bei meinem zweiten Beſuch im März 1874 durfte ich das Gaſr betreten, die Sauia blieb aber auch dieſes mal verſchloſſen.

Jedermann wird, wenn er zum erſtenmal in der Wüſte eine Quelle ſieht, die Frage aufwerfen, woher kommt dieſes Waſſer? Aus den Wolken, wie in Deutſchland, ſicher nicht, denn eigentlicher Regen ſcheint dort nur alle 2—3 Jahre einmal zu fallen, und manches Jahr bleibt ohne Regen. Die Quellen ſind vielmehr rein zufällige Geſchenke aus der Tiefe der Erde, wie unſere Quellen von Baden, Wildbad und ähnliche; ſie ſind auch wie die letzteren faſt alle thermal, z. B. hat die Quelle in Dachel 38° C., in Farafrah 25°, in Bacharieh 30° u. ſ. w.; auch führen faſt alle Quellen mineraliſche Beſtandtheile.

Es war bis jetzt allgemeine Anſicht, daß die Quellen unterirdiſch durch den Nil geſpeiſt würden, allein dieſes iſt nicht möglich; zwar liegen die Oaſen zum Theil tiefer als der Nil unter gleicher Breite, aber die Gebirgsſchichten fallen nicht gegen die Oaſen, ſondern gegen den Nil, und durch den Weg vom Nil unter dem Kalkplateau durch zu den Oaſen ließe ſich die hohe Temperatur des Waſſers nicht erklären. Der Urſprung dieſer Waſſermaſſen muß ohne Zweifel tief im Süden von Afrika geſucht werden; dort gehen ſie an der Oberfläche der Erde verloren, dringen tief bis zum heißen Erdinnern ein, und treten als willkommene Geſchenke

der Erdgeiſter in den Oaſenbecken wieder zu Tage. Und faſt unerſchöpflich iſt dieſer Reichthum. Farafrah hat etwa 15 Quellen, ganz Dachel vielleicht 100 und ihre Zahl kann künſtlich vermehrt werden.

Die erſten Quellen ſind ohne Zweifel von ſelbſt zu Tage getreten, oder es iſt der Menſch durch die über ihnen entſproßte Vegetation auf ſie aufmerkſam geworden, eine große Menge iſt aber künſtlich gegraben und viele von den älteren ſind wieder verſchüttet worden, wie zahlreiche Spuren beweiſen.

In Dachel verdankt man die neueren zum größten Theil einem kunſtfertigen Eingeborenen Haſſan-Effendi, welcher als ehemaliger Diener des Franzoſen Lefebre ſich Kenntniß im Anlegen und Verzimmern von Brunnenſchächten erworben hat. Die europäiſche Technik könnte noch viel mehr leiſten, wie die vielen arteſiſchen Brunnen in Algier beweiſen.

Von Farafrah nach Weſten vorzudringen, war Rohlfs Plan geweſen, er war aber nicht durchzuführen, denn die Oaſe war als Rückhalt ſchlechterdings nicht geeignet. Nicht einmal Nahrung für Menſchen wäre auf die Dauer zu haben geweſen, Futter für viele Kamele unter keinen Umſtänden.

Nach feierlich begangenem Jahreswechſel brach deswegen die ganze Caravane wieder auf und wandte ſich nach der 5 Tagereiſen ſüdöſtlich liegenden großen Oaſe Dachel.

Dachel macht einen ganz anderen Eindruck als das kleine Farafrah, der Hauptort Gaſr-Dachel iſt eine anſehnliche Stadt, Siut oder Esneh vergleichbar, mit 3 Moſcheen, Sitz eines khediviſchen Mudirats.

Wir wurden von der Behörde eingeladen, die Zelte mit einem geräumigen, aus Lehm und Palmſtämmen erbauten Hauſe zu vertauſchen.

In dieſem Hauſe ſchlug die Expedition unter dem Schutze des Mudirs und des Schech-el-Beled faſt ¼ Jahr lang ihr Hauptquartier auf.

Die Kamele wurden zum größten Theil entlaſſen, denn von jetzt ab kam niemals mehr der ganze Apparat der Expedition zuſammen in Thätigkeit, insbeſondere ſollten die vielen eiſernen Waſſerkiſten nur nach und nach zur Bildung von Waſſerdepots verwendet werden, waren ſie leer, ſo konnten ſie einfach in der Wüſte liegen bleiben.

Dem Vormarſch boten ſich aber doch noch die größten Schwierigkeiten. Keiner der Beduinen wollte ſich ſogar um theueres Geld bewegen laſſen, ſich und ſeine Kamele der pfadloſen Wüſte anzuvertrauen. Ueber die Grauſamkeit der im fernen Weſten zu treffenden Bewohner erzählten ſie ſich haarſträubende Dinge. Anfänglich blieben nur die von Rohlfs ſchon in Cairo gemietheten 10 Berber und Neger treu, weil ſie, in Dachel ſelbſt fremd, keinen anderen Ausweg ſahen, aber auch ſie waren furchtſam: Kullo morto! Kullo cassura! ſagte mit ſchlimmen Geberden mein ſonſt brauchbarer Baſchir-Ali in ſeinem von lingua franca untermiſchten Dialekt, d. h. wir werden alle umgebracht.

Eine zweite Schwierigkeit bot das Kamelfutter. Datteln wollten die Thiere nicht freſſen, und etwas Anderes war in Dachel kaum zu haben, es mußten deswegen Bohnen, Reis und Stroh vom Nil geholt werden. Daß der Führer der Expedition, Rohlfs, hier einen ſchweren Stand hatte, und daß es nur ſeiner Energie und ſeiner Erfahrung in Behandlung der Eingeborenen gelingen konnte, die Schwierigkeiten zu beſiegen, wurde Jedem von uns klar.

Denkt man ſich nun auch alles Material zur Stelle geſchafft, ſo konnte man doch nicht ſofort aufbrechen. Nach Kufrah waren 20—25 Tagemärſche zu machen; rechnet man nun für ein Kamel täglich nur 12 Pfd. Futter, und ſieht vom Waſſer ganz ab, ſo wäre die ganze Leiſtung der Kamele allein für den Transport ihres eigenen Futters abſorbirt worden. Auf einmal konnte alſo nicht nach Kufrah marſchirt werden. Es gab kein anderes Mittel,

als Stapelplätze für Waſſer und Kamelfutter anzulegen, und nicht ſtetig, ſondern ſprungweiſe vorzudringen.

Damit aber eine detaſchirte Caravane den Rückweg finde, oder eine ihr nachrückende ſie finden konnte, mußte der Weg bezeichnet werden. Es geſchah dieſes durch aufgerichtete Steinzeichen, welche auf jedem neuen Marſch in großer Zahl, oft 50—100 an einem Tage geſtellt wurden.

Denkt man freilich, man wollte nur den Weg von Carlsruhe nach Stuttgart ſo mit Steinen bezeichnen, daß er ſicher begangen werden kann, ſo ſcheint dieſes ſehr zweifelhaft, aber in der reinen Wüſte, wo keine Vegetation den Ausblick ſtört, und kein Stein anders liegt, als ihn die Schwerkraft und der Wind gelegt haben, iſt die Aufgabe nicht zu ſchwer und wir haben einen faſt 3mal ſo langen Weg als den genannten in dieſer Weiſe feſtgelegt, zwar nicht abſolut ſicher, denn mehrmals gieng der Weg verloren, er wurde aber doch immer wieder gefunden.

Am 16. Januar, 8 Tage nach der Ankunft in Dachel, war ſo viel Kamelfutter zur Hand, daß wenigſtens mit einem kleinen Vormarſch der Anfang gemacht werden konnte. Ich erhielt den Auftrag, mit 20 Kamelen vorerſt 2 Tagereiſen weit im Weſten einen erſten Stapelplatz anzulegen, und dann auf Nachſchub zu warten.

Ich rückte mit ſchwerer Ladung aus, die Kamele trugen als Wichtigſtes 30 Waſſerkiſten.

Meine Begleitung war erſtens mein deutſcher Diener Morlock von Mühlburg, dann ein Berber, 2 Neger und 3 Eingeborene von Dachel.

Hierbei iſt ein Umſtand zu erwähnen, der bisher, ſo lange die ganze Caravane unter Rohlfs Führung marſchirt war, uns weniger berührte, nämlich die Sprache. Fünf Eingeborene ohne die Möglichkeit ſprachlicher Verſtändigung zu commandiren, iſt ganz unmöglich, ich mußte alſo nothwendig etwas Arabiſch lernen. Schon in Alexandrien und Cairo pflegt der Fremde von

den Eſel-Jungen einige Worte zu merken, und wer darauf angewieſen iſt, kann ſehr wohl im Laufe einiger Wochen den Vorrath der nöthigſten Worte ſammeln; ich hatte auch ein franzöſiſch-arabiſches Wörterbuch, das aber ſehr mangelhaft iſt.

So ſchwierig die arabiſche Schriftſprache iſt, ſo leicht lernt ſich doch der in Egypten übliche arabiſche Dialekt, er kennt faſt keine Flexionen der Worte und es genügt, die einzelnen Vocabeln roh an einander zu reihen, um verſtanden zu werden. Mein Vorrath umfaßte ſchließlich etwa 300 Worte, die in der That genügt haben. Kurz die Sprache bildete bald für keinen von uns mehr ein weſentliches Hinderniß der Operationen.

Am 2ten Tage nach meinem Ausmarſch fand ich ein verlaſſenes Araberlager, als Beweis, daß jene Gegend ſchon von Caravanen beſucht worden iſt, das Lager ſchien in großer Eile verlaſſen worden zu ſein, denn es lagen irdene Gefäße und werthvolle eiſerne Werkzeuge in Menge umher, und ein Kamelſattel zeigte, daß Fremde hier geweſen waren, denn die Dachelianer haben keine Kamele.

Nachdem dann meine ungewöhnlich ſchwer beladenen Kamele in großen Dünen faſt ſtecken geblieben waren, konnte ich am folgenden Tag, der erhaltenen Inſtruction zu Folge, dieſelben zurückſchicken, und 2 Tage lang auf einer Einſiedelſtation in der troſtloſen Wüſte, faſt ohne Brennmaterial, mich mit aſtronomiſchen Meſſungen und Meteorologie beſchäftigen.

Am Abend des 2ten Tages ertönte plötzlich ein Schuß, dem bald Menſchenſtimmen folgten. Es war eine von einem Neger geführte Nachſchub-Colonne, die mir auftrug, am andern Tag aufzubrechen, und ein zweites Depot 4 Tagereiſen weiter im Weſten anzulegen.

Kaum war aber am folgenden Tage der Marſch angetreten, als ich eine Entdeckung machte, die mich veranlaßte, ſtatt der Inſtruction gemäß nach Weſten, nach W.S.W. zu marſchiren. Im Begriffe nämlich, auf einem Hügel ein Steinzeichen zu errichten,

fand ich daſelbſt zu meiner großen Ueberraſchung bereits ein altes, aus mehreren zweifellos von Menſchenhand eingeſteckten Steinen beſtehendes Wegzeichen, und bald folgten ähnliche nach.

Der erſte Gedanke mußte ſein, daß ich mich auf einer alten, vielfach vermutheten Kufrahſtraße befinde, von der ſchon bei einer früheren Expedition ein im Uebrigen unbekannt gebliebener Mann Namens Müller*) Spuren bei Dachel gefunden haben will. Dieſe Wegzeichen konnten 3 Tage lang verfolgt werden, und als Beſtätigung ihrer Echtheit fand ich noch 2 irdene Topfſcherben. Uebrigens zeigte die ſtark nach Süden gebogene Richtung der Straße, daß entweder Kufrah viel ſüdlicher liegt, als angenommen wird, oder daß die Straße nicht nach Kufrah führt, ſondern nach Wadſchanga, wenn ſie überhaupt einen beſtimmten Zielpunkt hat.

Profeſſor Aſcherſon hat in Dachel bei dem ſchon erwähnten Haſſan-Effendi verſchiedene Erkundigungen eingezogen, welche eine früher zwiſchen Dachel und dem Innern Afrikas begangene Straße ſehr wahrſcheinlich machen, namentlich durch den Fund einer Negerwaffe, eines ſogenannten Trumpatſch, weshalb es geboten iſt, jene Wegzeichen vorerſt als Reſte dieſer alten Straße zu betrachten.

Da die eigentlichen Merkmale einer Caravanenſtraße, nämlich die auf dem Serirboden eingetretenen Kamelpfade und die ſtets von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Kamelgerippe fehlen, ſo kann die Frage aufgeworfen werden, wie lange dieſe Merkmale wohl auf verlaſſenen Straßen den Einflüſſen der Witterung widerſtehen können.

Diejenige Urſache, welche in Europa die meiſten Veränderungen auf der Erdoberfläche erzeugt, nämlich das Waſſer, fehlt in der Wüſte faſt ganz, doch ſcheint wenigſtens alle 2—3 Jahre ein ſtärkerer Regen zu fallen. Eine ſehr wirkſame Urſache der Formveränderung iſt aber der tägliche ſehr ſtarke Wechſel der Temperatur; bei feſtem

Geſtein beträgt derſelbe täglich wohl durchſchnittlich 50°. Betrachten wir nun einen Felsblock von 1 Cub.-M., ſo wird dieſer durch die Wärmeänderung täglich an ſeiner Oberfläche um etwa 1 Millimeter ausgedehnt und wieder zuſammengezogen, und denkt man dieſe oscillatoriſche Bewegung 50 Jahre lang oder über 18000mal fortgeſetzt, ſo begreift man ſofort, warum alles Geſtein in der Wüſte an ſeiner Oberfläche vollſtandig zerſplittert und zerklüftet iſt. Dazu kommt noch der nagende Einfluß des Flugſandes. Während eines Samums fegt dieſer ſcharfe Quarzſand mit ſolcher Gewalt über die Erdoberfläche hin, daß der Menſch ſich ihm nicht ausſetzen kann, und daß viele Felstheile dadurch ganz glatt polirt ſind.

Alle dieſe Einflüſſe dürften im Lauf vieler Jahrzehnte wohl im Stande ſein, eine Caravanenſtraße mit den organiſchen Reſten der Kamele größtentheils zu verwiſchen.

Nachdem noch eine dritte nachrückende Caravane unter Zittels Führung mich auf dem 2ten Stapelplatz gefunden hatte, marſchirten wir zuſammen noch 3 Tage weiter, bis Sanddünen von bisher unerhörter Höhe und Ausdehnung den Vormarſch hemmten und wir uns lagern mußten, um auf den Führer der Expedition zu warten. Dieſes war abgeſehen von der Schwierigkeit eines Sandmarſches ſchon deswegen geboten, weil im Sande die Wegbezeichnung durch Steine gar nicht mehr möglich war, wir alſo von einer nachrückenden Caravane nicht mehr gefunden worden wären. Volle 8 Tage blieben wir auf dieſem öden Fleck der Erde liegen, ganz abgeſchnitten von der Welt, denn die Kamele hatten wir mit den Eingeborenen zurückgeſchickt, und nur Morlock behalten.

Zwei Ereigniſſe aus dieſer Zeit ſcheinen mir bemerkenswerth, ein Samum und ein Regen.

Samum heißt jeder ſtarke Wind in der Wüſte, denn jeder führt ſolche Mengen feinen Sandes mit ſich, daß er den Himmel wie eine Gewitterwolke verdunkelt Schon viele ſolcher Stürme hatten unſere Zelte ausgehalten, dieſes mal aber wurde die Lein-

wand ſo ſcharf gefaßt und gerüttelt, daß wir vorzogen, die Zelte nieder zu legen und einen Nachmittag nebſt der darauf folgenden Nacht darunter verkrochen zuzubringen. Der Sand häufte ſich Fuß hoch um die Zelte an, und ließ ahnen, was mitten im Sandmeer ſelbſt ein Samum zu leiſten im Stande ſein dürfte.

Zwei Tage darauf erlebten wir das bis jetzt unerhörte Ereigniß eines ſtarken Regens an derjenigen Stelle der Erde, welche auf allen phyſikaliſchen Karten als „regenlos" bezeichnet iſt. Die Regenhöhe betrug im Laufe von 2 Tagen 16 Millimeter d. h. etwa $\frac{1}{10}$ von dem, was im Lauf eines Jahres in Deutſchland fällt. Nennenswerther Gewinn für unſere Waſſervorräthe konnte jedoch nicht erzielt werden, weil die Hauptmenge unerwartet bei Nacht fiel, auch keine Auffanggefäße zur Hand waren.

In Dachel fiel an dieſem Tage auch Regen, aber viel weniger.

Wegen dieſes Ereigniſſes wurde die Station Regenfeld getauft.

Am 2. Februar kam Rohlfs nachgerückt, er brachte 15 neue ſtarke Kamele, und ſein friſcher Vorrath an Lebensmitteln, namentlich aber Briefe und Zeitungen von Hauſe, erzeugten alsbald einen Feſttag.

Rohlfs überzeugte ſich bald, daß weiteres Vordringen nach Weſten abſolut unmöglich war, und faßte mit uns den Entſchluß, nach Nordweſten auf Siuah loszumarſchiren, wenn der Weg nach Weſten überall geſperrt ſein ſollte.

Welcher Art die Hinderniſſe eines Kufrah-Marſches waren, läßt ſich am beſten durch Beſchreibung des Sandmeeres darlegen, das nunmehr in 14 Tagen durchzogen wurde. Dieſes Sandmeer iſt eigentlich die einzige größere Entdeckung der Expedition, ſo daß es faſt ſcheinen könnte, als hätten wir nur negative Entdeckungen gemacht, aber ohne Intereſſe iſt es doch nicht. Das Unternehmen, ohne Rückhalt einen ſolchen Sandmarſch zu machen, war nicht ganz gefahrlos. Der gerade Weg von Regenfeld bis Siuah beträgt nach der aſtronomiſchen Beſtimmungen etwas über 66 geographiſche Meilen, oder etwa ſo viel als von Carlsruhe

nach Hamburg. Dazu waren 14 Marſchtage und 1 Raſttag nöthig. Waſſer für Menſchen war zwar auf 20—25 Tage vorhanden, wenn für die in Dachel zum letzten Mal getränkten Kamele gar Nichts gerechnet wurde. Denkt man ſich aber die Möglichkeit, daß ſich nach der Hälfte des Weges die Dünen abermals in den Weg ſtellten, oder daß die Kamele zum Theile fielen, ſo konnte die kleine Caravane zu Grunde gehen.

Schon in Regenfeld hatten Zittel und ich nach dem großen Samum uns die ernſtliche Frage vorgelegt, wird die nachrückende Caravane uns auch finden? Wenn der Wind unſere Spuren zerſtört hatte, waren wir darauf angewieſen, zu Fuß mit Waſſer beladen den Rückweg zu ſuchen. Dieſe Eventualität mußte auch jetzt im Auge behalten werden. Beim erſten Blick auf die Sachlage könnte man auch auf die Furcht des Verirrens im Sandmeer verfallen, allein ebenſowenig als der wiſſenſchaftlich gebildete Seemann verirrt, ſo lange er noch den Compaß, den Sextanten und den hellen Himmel hat, kann dieſes zu Lande vorkommen. Ich beſtimmte täglich genau nach denſelben Methoden, welche der Schiffs-Capitän anzuwenden pflegt, die Lage des jeweiligen Lagerplatzes auf der Karte, und es hat ſich bei der Ankunft in Siuah das Itinerar vollkommen bewährt.

Die erſten Dünen hinter Regenfeld ließen ſich noch an paſſenden Stellen überſteigen, und dadurch geriethen wir vollkommen in das Sandmeer hinein, in welchem nach einigen Tagen jede Spur von feſtem Boden ſchwand.

Dieſelbe Urſache, welche auf dem Waſſer Wellen erzeugt, der Wind, erzeugt auch ſolche im Sande. Dieſe langgeſtreckten, ½ bis 1 Tagereiſe langen Wellen, die Dünen, ſtehen quer zur Windrichtung. Auf der Windſeite ſind ſie flach und convex, auf der Leeſeite concav und ſehr ſteil (oben 30°), oben iſt ein ganz ſcharfer Grat.

Der Dünenſand iſt Meeresbildung, er wurde zurückgelaſſen, als das früher die Sahara bedeckende Meer ſich zurückzog, aber

die jetzige Dünengeſtalt iſt ein Erzeugniß des Windes. Eben deswegen ſind die Dünen auch beweglich. Jeder ſtarke Wind ſchiebt die Dünen durch Ueberwehen von Sand um vielleicht 1 Meter vorwärts, allerdings kann dann ein entgegengeſetzter Wind dieſes Reſultat wieder aufheben; daß aber die Dünen auch größere Strecken durchwandern, ließ ſich an manchen Merkmalen beobachten.

Kleinere Dünen können wohl noch von Kamelen überſchritten werden, hier aber waren dieſelben über 100 Meter hoch. Durch ſolche Rieſenſandwürmer iſt die Wüſte in Berge und Thäler getheilt, faſt ſo regelmäßig wie ein gefurchtes Ackerfeld. Nach der Längenrichtung der Thäler marſchiren die Kamele mit Leichtigkeit, quer über die Dünen unmöglich. Daß die Dünenrichtung mit der Richtung des Weges nach Siuah ungefähr zuſammenfiel, war ein ganz merkwürdig günſtiger Zufall.

Mitten in einem ſolchen Dünenthale wurde 1 Tag Raſt gemacht und nach reiflicher Ueberlegung erhielten die Kamele je 12 Liter Waſſer. Noch weitere 8 Tage folgten und mit einem Reſt von 50 Litern Waſſer zogen wir in die Oaſe des Jupiter-Ammon ein.

Daß auf dieſem ganzen Weg nicht ein Samum die Caravane mit Sand überſchüttet hat, daß nicht ein Kamel gefallen iſt, und daß nur am letzten Tage ſich Dünen quer in den Weg legten, all dieſes müſſen wir als außerordentliches Glück betrachten.

Bekanntlich erfreut ſich Siuah, die alte Jupiter-Ammons Oaſe, eines hohen Ruhmes, den ſie auch verdient wegen ihrer herrlichen Lage am Fuß eines hohen Gebirgsrandes, zwiſchen tiefblauen Seeen, in den denen ſich die ſtolzen Palmen ſpiegeln.

Nur ſchwache Reſte ſtehen noch von dem Heiligthum, in welchem vor 2000 Jahren der übermüthige macedoniſche Eroberer ſich als Sohn des Zeus ausrufen ließ, und wenn dieſes Denkmal menſchlicher Ueberhebung in demſelben Maaße abnimmt, wie die Vergleichung der Caillaud'ſchen Zeichnungen mit dem jetzigen Zu-

ſtand zeigt, ſo wird es ſicher nicht noch einmal 1000 Jahre dem Zahn der Zeit widerſtehen.

Deutlichere Spuren der hohen Cultur der alten Oaſenbewohner zeigen die Ruinen der alten Herrſcherburg, ſie ſind jetzt bewohnt von einem würdigen Beduinenſchech, der uns, wie zu Abrahams Zeiten, das Beſte ſeines Reichthums, ein friſch geſchlachtetes Schaf ohne den Luxus von Tiſch und Stuhl, Meſſer und Gabel vorſetzte.

Die Oaſe iſt jetzt vollſtändig unter egyptiſcher Herrſchaft und keine der Feindſeligkeiten, unter denen frühere Reiſende zu leiden hatten, hat uns betroffen.

In geographiſcher Beziehung lag hier die Aufgabe vor, ſo viel Material, als irgend möglich, für die Beſtimmung der Höhenlage zu gewinnen. Ich gönnte mir deshalb nur in der erſten Nacht volle Ruhe und beobachtete während der übrigen 4 Tage unſeres Aufenthaltes unausgeſetzt, auch bei Nacht mit geringen Pauſen, die Aenderungen des Barometerſtandes, gerade ſo wie auch früher ſchon an 21 verſchiedenen Tagen.

Eine endgültige Berechnung liegt noch nicht vor, doch iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Oaſe ungefähr 20 Meter unter dem Meeresſpiegel liegt.

Bei dem Ausmarſch aus Siuah hatten wir Gelegenheit, die im Sandmeer täglich beobachtete fata morgana in ungewöhnlicher Ausdehnung und Pracht zu ſehen. Die gewöhnlichſte Form dieſer optiſchen Erſcheinung beſteht darin, daß ſich blaue, lebhaft bewegte Waſſerwellen auf Felſen oder im Sande ausgegoſſen, dem Auge darſtellen und zwar ungemein täuſchend, während die Palmen, welche Viele dabei geſehen haben wollen, Product der Phantaſie ſind. Die phyſikaliſche Erklärung iſt ſehr einfach:

Wenn der Erdboden und die unmittelbar darüber befindliche Luftſchichte durch die Sonnenſtrahlen ſehr ſtark erwärmt wird, ſo werden die Lichtſtrahlen, welche ein höher gelegenes Object auf ſie ſendet, ſo gebrochen, daß ſie gegen unten convex werden, kommen

ſie nach der Brechung ins Auge, ſo zeigen ſie ein umgekehrtes Bild des Objectes. Gewöhnlich iſt es nur der blaue Himmel, welcher ſich gewiſſermaßen im Sande ſpiegelt, und ſo entſtehen die oft nur 100 Schritte entfernt ſcheinenden Waſſerwellen; aber auch materielle Gegenſtände können ſich, ſobald ſie nur genügend ſtark oder contraſtirend beleuchtet ſind, ſo ſpiegeln; ſo war beim Ausmarſch von Sinah die ganze von Norden bis Oſten ausgedehnte, von der Sonne beſchienene Bergwand, nebſt einem Stück des darüber befindlichen blauen Himmels, vollſtändig doppelt zu ſehen, und zwar ſo, daß man Mühe hatte, den Gegenſtand von ſeinem Spiegelbilde zu unterſcheiden.

Der nun folgende Heimweg war viel intereſſanter als der lange Sandmarſch. Mit Ausnahme einiger kleinerer Strecken war er ſchon früher von Europäern begangen, was aber nicht hinderte, in vielen Beziehungen Neues zu conſtatiren.

Die Senkung von Siuah ſetzt ſich auch ſüdöſtlich noch lange fort, weshalb auch an Waſſer kein Mangel iſt; es liegt z. B. dort noch eine kleinere im Alterthum, nach Ausweis vorhandener Felſengräber, bewohnt geweſene Oaſe, die aber jetzt nur noch nomadiſirenden Beduinen oder entlaufenen Sklaven zum Aufenthalte dient. Alle Quellen ſind aber ſtark braciſch oder ſogar bitterſalzig, was wohl der Grund des Mangels anſäſſiger Bewohner iſt.

An einem herrlichen tiefblauen Salzſee trennten wir uns. Rohlfs und Zittel giengen quer durch die pfadloſe Wüſte, dem Compaß folgend, nach Farafrah, ich erhielt den Auftrag, hauptſächlich zur Erforſchung des räthſelhaften Bahr-bela-ma, den weiteren Weg über die Oaſe Bacharieh einzuſchlagen.

In Begleitung des trefflichen Beduinen Hadſchi-Madſchub und eines von Siuah als Führer mitgenommenen Fellachen legte ich mit 3 Kamelen den weiten Weg meiſt in Eilmärſchen zurück, conſtatirte, daß das Bahr-bela-ma zwiſchen Sitrah und Bacharieh eine rein örtliche Einſenkung iſt, die mit dem Nil in gar keiner Beziehung ſtehen kann, machte dem Mudir in Bacharieh einen

Beſuch, führte dabei die nöthigen aſtronomiſchen und topographiſchen Aufnahmen aus und traf nach 15 Tagen in Dachel wieder mit den Collegen zuſammen.

Die übrigen Mitglieder waren inzwiſchen auch nicht müßig geweſen. Der Botaniker Aſcherſon hatte die Oaſen Dachel und Farafrah nach allen Richtungen durchſtreift. Der Photograph Remele hatte mehrere hundert Platten mit landſchaftlichen, archäologiſchen und ethnographiſchen Objecten aufgenommen, und ſich als trefflicher Platzcommandant von Dachel bewieſen.

Hiermit war die Expedition ſchon ziemlich abgeſchloſſen, denn auf dem Heimweg über Chargeh, woſelbſt wir den Reiſenden Schweinfurth trafen, iſt Nichts mehr von hervorragender Bedeutung vorgefallen.

Ueberblicken wir die geographiſchen Reſultate, ſo müſſen wir freilich geſtehen, daß alle die ſchönen Pläne der Entdeckung und Verwerthung neuer Oaſen, nicht wie man ſonſt zu ſagen pflegt, zu Waſſer, ſondern zu Sand geworden ſind. Das Sandmeer iſt das bedeutendſte geographiſche Object der Expedition geblieben; aber dennoch hat Niemand das Recht unzufrieden zu ſein. Noch vor einem Jahr wußte kein Menſch eine Antwort zu geben auf die Frage: Wie iſt das Gebiet weſtlich von Egypten beſchaffen? Jetzt iſt dieſe Frage in der Hauptſache gelöſt, eine ſpätere Expedition hat nur noch ſüdlich vom 25ſten Breitegrad neue Entdeckungen zu erwarten.

Für die khediviſche Regierung als Auftraggeberin iſt allein ſchon die Gewinnung einer nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen conſtruirten Karte ihres Gebietes, beziehungsweiſe die Controllirung und Verbeſſerung der alten Caillaudſchen Karte ein ſehr werthvolles Reſultat.

Uebrigens ein Reſultat von höchſtem geographiſchem Intereſſe hat die Expedition doch aufzuweiſen: Die Tiefen- und Breitenausdehnung der Depreſſion von Siuah iſt feſtgeſtellt. Das Sandmeer fällt nemlich von der Höhe 450 Meter bei Regenfeld langſam und ſtetig bis zur Tiefe von 20—30 Meter unter dem Meer

bei Siuah und es ist die Depression von Siuah höchstens 1—2 Tagereisen breit.

Von practischem Interesse könnte diese Frage werden, wegen der schon zu Anfang erwähnten Projecte, die Depression unter Wasser zu setzen. Ohne Betrachtung einiger physikalischer Fragen kann man sich hierüber kein Urtheil bilden. Wenn alle bisherigen Wahrnehmungen richtig sind, so könnte man allerdings durch einen Kanal von der großen Syrte aus das Mittelmeer hereinleiten, aber erstens müßte der Kanal ungeheure Dimensionen haben, um das neue Meer im Laufe der Jahre überhaupt zu füllen und dann um den durch Verdunstung entstehenden Wasserverlust beständig wieder zu ersetzen, er müßte nemlich beständig etwa 10mal so viel Wasser liefern als der Rhein, denn jährlich würde eine Wasserschichte von mindestens 1½ Meter Dicke verdunsten und die Wasseroberfläche wäre etwa 700 □ Meilen. Wäre aber auch das möglich, so würden doch bald die bei der Verdunstung zurückbleibenden Salze alle Vortheile des Wassers vernichten. Es würde sich nemlich jährlich eine Salzschichte von 40 Millimetern Dicke absetzen und statt cultivirbarer Ufer erhielte man lediglich Salzsümpfe.

Gleich nach der Rohlfsschen Entdeckung und in Folge der daran geknüpften Projecte hat Professor Zenker in Berlin[10]) auf diesen Umstand hingewiesen, er sagt schließlich:

„Nach Ablauf weniger Jahrhunderte würde der Abschluß des ganzen Experiments erreicht sein, indem statt der Wüste mit ihren Oasen nur ein ungeheures Steinsalzlager das ganze Depressionsgebiet erfüllte und die Bewohnbarkeit Nordafrikas dadurch auf ewige Zeiten vernichtet wäre."

Trotz dieser Gefahr der Versalzung ist in einem anderen Theile von Nordafrika, nemlich in Algier, in jüngster Zeit der Plan, ein Binnenmeer zu schaffen, mit aller Entschiedenheit wieder aufgenommen worden.[11]) Die Franzosen haben durch geodätische Messungen constatirt, daß der westliche Rand des Schott Mel-Rir, eines Salzsumpfes, 27 Meter unter dem Meerspiegel liegt, und es

iſt durch Rekognoscirungen ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß dieſe Depreſſion ſich nahe bis zur kleinen Syrte erſtreckt, und daß ein Kanal von nur etwa 12 Kilometer Länge zum Einlaß des Meeres genügen würde.

Der Kanal müßte freilich mindeſtens 5mal ſo viel Waſſer liefern als der Rhein, und außerdem eine untere Gegenſtrömung concentrirter Salzlöſung geſtatten, welche allein allgemeine Verſalzung zu verhindern im Stande wäre.

Der Hauptgewinn ſoll eine Verbeſſerung des algeriſchen Klimas ſein. Nur geringe Vermehrung des Regens hätte eine Vermehrung der Vegetation zur Folge, welche ihrerſeits wieder Regen befördern müßte. Das Klima von Europa könnte durch ein ſolches Binnenmeer, etwa von der Größe des Großherzogthums Baden nicht merklich verändert werden.

Das ganze Project beruht alſo auf der Theorie einer in dem Canal zu erzeugenden Doppelſtrömung, nemlich oben Einfluß des Meerwaſſers, und unten Ausfluß des mit Salz geſättigten Binnenſeewaſſers; und eine ſolche Regulirung findet allerdings ſtatt z. B. in der Straße Bab-el-Mandeb, denn das rothe Meer iſt faſt concentrirte Salzlauge; ob aber auch die geringe Tiefe eines künſtlichen Kanals dazu genügt, bleibt fraglich.

Anders hätte ſich die Sache geſtaltet, wenn die frühere Vermuthung, daß die ganze libyſche Wüſte oder ein großer Theil derſelben in Depreſſion liegt, durch unſere Expedition beſtätigt worden wäre. Ein ſolches Meer, größer als das Deutſche Reich, hätte ſich möglicherweiſe durch ſich ſelbſt erhalten können, ſeine Verdunſtung wäre ihm ſelbſt und ſeiner Umgebung zu Gute gekommen und hätte bedeutende Verbeſſerung des Klimas von Afrika, zugleich aber auch eine Verſchlimmerung des Klimas von Europa erzeugt.

Nun fanden wir aber die Depreſſion wenigſtens in ihrem öſtlichen Theil ſehr ſchmal, das Sandmeer ſteigt gegen Weſten an, Beurmann fand von Dſchalo nach Südweſten, nemlich nach Murſuk, ziehend alsbald Steigung; es iſt alſo im höchſten Grade unwahr-

ſcheinlich, daß die Depreſſion weſtlich von Siuah, wenn ſie dort überhaupt exiſtirt, breiter wäre.

Wir brauchen deswegen um eine Verſchlechterung des Europäiſchen Klimas vorerſt uns keine Sorgen zu machen.

Anmerkungen.

zu S. 4 [1]) IV. Buch §. 42.

zu S. 4 [2]) H. Kiepert. Erläuterungen zu den die Entdeckungsgeſchichte von Afrika darſtellenden Karten. S. 159. Dieſes Behalmſche Afrika war für den Vortrag auf einer Wandtafel dargeſtellt.

zu S. 4 [3]) Erläuterungen zu der die Entdeckungen des 19. Jahrhunderts darſtellenden Karte von Afrika, von H. Kiepert. S. 433. Auch dieſe Karte war für den Vortrag auf einer Wandtafel abgebildet.

zu S. 5 [4]) Vgl. die Aufſätze von H. Kiepert u. Koner in der Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin, S. 159, 386, 433, woraus auch die vorſtehenden, hiſtoriſchen Angaben entlehnt ſind.

zu S. 6 [5]) Auch Beurmann hat ſchon im Jahr 1862 in der muthmaaßlichen Depreſſion einige Höhenmeſſungen gemacht, welche jedoch wenig bekannt geworden, auch vielleicht noch nicht vollſtändig verwerthet ſind. [vgl. Petermanns Geograph. Mittheilungen, Ergänzungsband II. 1862—1863 S. (91) und (92)]. Auf der von Petermann bearbeiteten Karte der Beurmannſchen Reiſen (Petermanns Mittheilungen Erg. Band II. letztes Blatt) iſt die Höhe von Dſchalo zu 83 Par. Fuß = 27 Meter über dem Meer angegeben (nach Berechnung von Dr. Kreil in Wien) während Rohlfs für Dſchalo 30 Meter unter dem Meer fand (Rohlfs, von Tripolis nach Alexandrien II. S. 48); gelegentlich ein Beweis, daß ſolche Meſſungen nur angenäherte Reſultate geben können. Durch die Güte von Herrn Dr. Hann, Direktor der K. K. Centralanſtalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien (Nachfolger des oben erwähnten Dr. Kreil) bin ich in den Beſitz einiger Originalmeſſungen von Beurmann gelangt, welche vielleicht noch weiteren Aufſchluß geben können.

zu S. 7 [6]) Beurmann hatte ein Federbarometer und ein Kochthermometer, vgl. die Note 5.

zu S. 10 [7]) Behm, Geographiſches Jahrbuch 1866 S. 588.

zu S. 16 [8]) Der Palmenwald 9—10 Hektaren, das Dorf nur etwa 1 Hektar.

zu S. 22 [9]) Petermanns Geogr. Mittheilungen, Ergänzungsband II. 1862, 1863 Seite 18.

zu S. 30 [10]) Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin, VII. Bd. 1872, S. 214.

zu S. 30 [11]) Revue des deux mondes v. 1. Mai 1874, S. 322—350. Une mer intérieure en Algérie von E. Roudaire. vgl. auch Ausland 1875 S. 60.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

Ueber

niederdeutſche Sprache

und

Literatur.

Von

Dr. Guſtav Dannehl.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.

Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Kaum ein Theil des geiſtigen Beſitzthums unſeres Volkes iſt in ſeinem Werthe und in ſeiner Bedeutung ſo mißachtet, von ſo wenigen in ſeinem innerſten Weſen gekannt, als die niederdeutſche oder plattdeutſche Sprache. Unſeren oberdeutſchen Landsleuten war ſie ganz fremd, bis die Erfolge der Dichter Klaus Groth und Fritz Reuter die Kunde von dieſer ſprachlichen Eigenart ſiegreich über die Grenzen ihres Gebietes trugen. Die niederdeutſchen Landbewohner, deren eigentliche Mutterſprache das Plattdeutſche iſt, wiſſen kaum, was ſie an ihr haben und fangen an ſich ihrer zu ſchämen. Und wie hätte es anders ſein können? Sobald das Kind die Schule betritt, ſieht es die Sprache, in der Vater und Mutter, Geſchwiſter und Geſpielen ſo traut und heimiſch zu ihm geredet haben, verfehmt und in den Bann gethan; den Vornehmen gewöhnt es ſich von dem Geringen, den Gebildeten von dem Ungebildeten daran zu unterſcheiden, ob er ſich des Niederdeutſchen oder der hochdeutſchen Buchſprache bedient. Viele ſelbſt literariſch Bewanderte ſtellen die hochdeutſchen Dialecte mit dem Plattdeutſchen auf eine Stufe, nennen Platt alles, was ſich von der Schriftſprache unterſcheidet, und fabeln von Schweizerplatt und dergleichen. Und das alles, weil ſie in den Mundarten eine Entartung, eine Corrumpirung der Schriftſprache ſehen. Noch unklarer wird der Begriff dadurch, daß bei der großen, oft von Ort zu Ort wechſelnden

Verſchiedenheit der niederdeutſchen Dialecte, des Weſtphäliſchen, Holſteiniſchen, Meklenburgiſchen, Märkiſchen u. ſ. w. jeder Stamm einzig ſeinen eigenen für echtes Plattdeutſch hält.

Grade bei den Gebildetſten unſeres Volkes, wofern ſie nicht zu den Germaniſten vom Fach gehörten, war dieſe Sprache am meiſten in Vergeſſenheit gerathen. Wer wußte, wer weiß ſelbſt jetzt noch etwas von dem reichen Schatz literariſcher Erzeugniſſe, welche frühere Jahrhunderte auf niederdeutſchem Boden und in niederdeutſcher Mundart hatten erwachſen ſehen. Bis vor wenigen Jahrzehnten war eine Sprache, die Millionen unſerer Landsleute als ihre Mutterſprache betrachten, literariſch verſtummt, wie die Brynhild der altgermaniſchen Edda-Dichtung, wie das Dornröschen unſeres Volksmärchens gleichſam in einer Verzauberung befangen. Hie und da waren ſeit dem zweiten oder dritten Decennium unſeres Jahrhunderts Männer ohne eine recht urſprüngliche Dichterkraft aufgetreten und hatten verſucht die Dornhecke eines unglaublich feſt eingewurzelten Vorurtheils zu durchbrechen, das in gänzlicher Verkennung der richtigen Bedeutung des Namens Plattdeutſch, das heißt Niederdeutſch, in dieſer Mundart einen gemeinen entarteten Dialect des Hochdeutſchen ſehen wollte. Als Repräſentant dieſer Gattung von Schriftſtellern kann der bekannte Humoriſt Bornemann gelten. Sie ſelbſt hielten das Niederdeutſche nicht für fähig, in einem höheren Genre, als im Schwank angewendet zu werden. Selbſt der jüngſt heimgegangene Reuter, der hernach ſo Bedeutendes geleiſtet und die der Sprache innewohnende natürliche Bildlichkeit und unverdorbene Gewalt ſo überraſchend dargethan und ſo ſchön zum Ausdruck gebracht hat, iſt wohl in der erſten Periode ſeines Schaffens nicht ganz frei geweſen von dem erwähnten Vorurtheil, an dem kleinere Geiſter ſcheitern mußten, denn ſeine früheren Dichtungen, ein ſo köſtlicher Humor auch in ihnen lebt, erheben ſich nicht über die Gattung des niedrig-

komiſchen. Und doch hatte Klaus Groth, der ſinnige gemüthvolle Dichter den Wall ſchon durchbrochen und den Zauber ſchon gelöſt. Nur ihm, dem Angehörigen eines Stammes bei dem, wie in den Ditmarſchen, das Plattdeutſche nicht blos die Sprache des ungebildeten Volkes, ſondern ebenſogut die Sprache der Beſten und Gebildetſten war, konnte der Muth innewohnen den Vorurtheilen entgegen der Welt zu beweiſen, daß das Zarteſte und Lieblichſte, wie das Kraftvollſte und Ergreifendſte in dieſer Sprache ſehr wohl zum Ausdruck gelangen könne. War denn nicht in ſeiner Heimath von je her alles, was das Menſchenherz in Freud' und Leid bewegt, in dieſer Mundart ausgeſprochen und niedergeſchrieben worden, und ſollten die Thaten jener heldenmüthigen Altvordern der Ditmarſen, welche die Geſchichte mit Leonidas und den Seinen vergleichen durfte, nicht in denſelben Lauten beſungen werden können, in welchen ſie ihren Schlachtruf, ihre Siegesfreude und ihre Heldenklage erklingen ließen? Der außerordentliche Erfolg des Quickborn, erſt in der engeren Heimath, wo man ihn nur „das Buch" nannte und dann in immer weiteren Kreiſen, zeigte, daß das Niederdeutſche noch recht wohl zur Dichterſprache ſich eigne, wie es bis vor wenig Jahrhunderten, ſtellenweis noch länger, im ganzen Norden Deutſchlands die Sprache des Kultus, der Kanzlei, der Schulen und der geſammten Literatur geweſen war.

Aber mit wie lebhaftem Intereſſe nicht blos die Norddeutſchen, ſondern auch die dem Idiom ferner ſtehenden Stämme die Dichtungen Klaus Groths und Fritz Reuters aufgenommen haben: welche Stellung das Plattdeutſche vor der Durchführung unſerer Spracheinheit im Schriftdeutſchen eingenommen hat, wodurch es ſich von dieſem unterſcheidet, welche Vorzüge es vor dieſem hat, wie weit ſich ſein Gebiet und das ſeiner Unterdialecte erſtreckt, ſeine Bedeutung in nationaler, in politiſcher Hinſicht, die Darſtellungsmittel, deren es fähig iſt, welch ein anſehnlicher Schatz

von älteren Sprachdenkmälern, von Sprichwörtern, von Volksliedern, und sonstigen Dichtungen aller Gattungen noch vorhanden ist oder der Entdeckung und Publicirung harrt, das alles darf man wohl als ziemlich unbekannt voraussetzen, denn die Kunde davon muß aus gelegentlichen zerstreuten Bemerkungen einer großen Anzahl meist nicht gemeinverständlicher literarhistorischer oder sprachwissenschaftlicher Schriften zusammengelesen werden, die nicht einmal leicht zugänglich sind. Selbst die Literatur (die Bibliographie) des Niederdeutschen findet sich nirgends auch nur annähernd vollständig zusammengestellt. Der Versuch der Darstellung einer besonderen Geschichte der Literatur desselben ist nie gemacht worden, man müßte denn die im Jahre 1800 erschienene Preisschrift von Kinderling dahin rechnen, welche außer einer dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr angemessenen sprachgeschichtlichen Einleitung wenig mehr als eine ungeordnete oder wenigstens nur chronologisch gegliederte katalogartige Aufzählung der bis dahin entdeckten oder nicht vergessenen Sprachdenkmäler enthält, ohne jede Scheidung dessen, was für die Literaturgeschichte in Betracht kommt und was nicht. Der Name Plattdeutsch, womit man in neuerer Zeit die Sprache benennt, bezeichnet, wie schon oben angedeutet worden ist, nicht etwa ein plattes Deutsch im ästhetischen Sinne, d. h. nicht etwa einen corrumpirten, in's Platte, Gewöhnliche, Gemeine, gezogenen Dialect des Hochdeutschen, sondern diese Bezeichnung ist hergenommen von der Bodenbeschaffenheit des Landes, in dem die Sprache erwachsen ist und in dem sie herrscht: es ist die Mundart des flachen, ebenen Nordens unseres Vaterlandes und neuerdings, seit kaum einem Jahrhundert, wo in den größeren und großen Städten die hochdeutsche Schriftsprache auch im täglichen Gebrauch das ursprüngliche Platt mehr und mehr verdrängt hat, kann man in Norddeutschland mit diesem Worte die Sprachweise der Bewohner des platten Landes, im

Gegenſatz zu der der Stadtbewohner bezeichnen. Ich kann dem Leſer hier eine etwas trockene Auseinanderſetzung nicht erſparen, welche gleichſam der Schlüſſel iſt zu dem Verſtändniß der Entſtehung und Ausbildung unſerer ſprachlichen Verhältniſſe. Aus der Urſprache unſeres Volkes entwickelte ſich eine Reihe von Stammesſprachen oder Stammesmundarten, die bei aller Verſchiedenheit unter einander von der älteſten Zeit an ſich in zwei Hauptgruppen ſchieden, in die Hochdeutſche und die Niederdeutſche. Eine einheitliche Schriftſprache, wie wir ſie jetzt beſitzen, bekam weder die eine noch die andere Gruppe für das Erſte, wie auch ein einheitlicher Name für die verſchiedenen Stämme und ihre Sprachweiſe, die Bezeichnung Deutſch vor Heinrich I., dem zweiten Stifter und Organiſator des deutſchen Reiches nicht nachweisbar iſt, obwohl ſich die Hauptſtämme des Volkes, die Franken, Allemannen, Baiern, Schwaben, Thüringer, d. h. die Bewohner des gebirgigen Süd- und Mitteldeutſchland, und die Sachſen, Angeln, Frieſen und andere ihnen eng verwandte Stämme, d. h. die Bewohner des flachen Niederdeutſchland ſich ihrer Zuſammengehörigkeit und ihres Gegenſatzes gegen Slaven und Romanen ſchon weit früher bewußt waren.

Beide Gruppen haben nun während eines Zeitraums von etwa tauſend Jahren parallel zweimal eine lautliche Wandelung erfahren, als deren Ergebniß folgende drei Sprachſtufen zu betrachten ſind.

A. Hochdeutſche	B. Niederdeutſche
1. Althochdeutſch	1. Altniederdeutſch
2. Mittelhochdeutſch	2. Mittelniederdeutſch
3. Neuhochdeutſch	3. Neuniederdeutſch.

Mehr dem Altniederdeutſchen verwandt ſind die ſpäter immer ſelbſtändiger ſich fortentwickelnden nordiſchen Sprachen, ſowie das Angelſächſiſche. Vom Mittelniederdeutſchen zweigt ſich das Hol-

ländiſche (Vlämiſche) ab, letzteres bis vor wenig Jahrhunderten kaum von den benachbarten niederdeutſchen Dialecten des Rheinfränkiſchen und Weſtphäliſchen unterſchieden. Auf jeder Stufe entfernen ſich die beiden Sprachen mehr von einander, das Niederdeutſche zeigt ein größeres Beharren einmal von vorn herein durch das Feſthalten einer älteren Lautſtufe und dann durch eine geringere Wandelung der drei angeführten Stufen unter einander. Schon der plattdeutſche Dichter Laurenberg macht dies zum Lobe des Niederdeutſchen dem Hochdeutſchen gegenüber geltend mit den Worten:

„Unſe Sprake blyfft alltyd beſtendig und veſt
As ſe erſten was, wen ſo is ſe ok leſt
Juwe verännert ſick alle föfftig Jahr,
Dat können de Schrifften bewieſen klar."

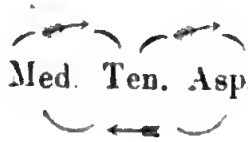
Um das Geſagte deutlich zu machen, muß ich eine kurze Auseinanderſetzung des ſogenannten Lautverſchiebungsgeſetzes hieherſetzen, welches unſer bedeutendſter Sprachforſcher, Jacob Grimm, angeregt namentlich durch die feinen ſcharfſinnigen Forſchungen des Dänen Rasmus Chriſtian Raſk zuerſt in ſeiner Totalität aufgeſtellt und mit einer Fülle von Beiſpielen belegt hat. Dieſes Geſetz läßt ſich ähnlich einer mathematiſchen Formel in einer Tabelle von drei Reihen von Conſonanten ausdrücken und doch enthält es das Ergebniß einer Lebensarbeit und erweiſt ſich als das Grundgeſetz der Abſtammung und Fortbildung der wichtigſten europäiſchen Stammſprachen. Einzelne Momente dieſes Geſetzes waren allerdings lange vor Grimm beobachtet worden. So hatte ſchon Aventinus 1533 bemerkt, daß die Niederdeutſchen p gebrauchten, wo die Sprache des Oberlandes pf, f, v hat, und daß die Niederſachſen t ſprächen, wo das Hochdeutſche ein z oder s ſetzt, alſo perd ſtatt pferd, water ſtatt wasser, to ſtatt zu u. ſ. w. und 1598 bemerkt ein Grammatiker in Anmerkungen zu Williram, daß die Nieder-

länder das hochdeutſche z überall in t verwandelt hätten. Aehnliche freilich mit Irrthümern vermiſchte Bemerkungen in Beobachtungen fanden ſich bei Franciscus Junius der 1677 ſtarb und bei Daniel Morhof, „dem gelehrten Cimber-Schwan", wie ihn ſeine Zeitgenoſſen mit bombaſtiſchem Lobe nennen. Es bedurfte der genialen, zuſammenfaſſenden Kraft eines Grimm, um mitten durch das Heer der Anomalien zu dem Geſetz hindurchzudringen, daß bei dem großen indogermaniſchen Sprachſtamme Ableitung, Fortpflanzung und Fortbildung der einzelnen Zweige ſich nach ganz beſtimmten Geſetzen vollzogen habe.

Die drei Hauptconſonanten, nämlich die P-laute, die K-laute und die T-laute haben eine dreifache Lautſtufe und ſind nach dieſer entweder Hauchloſe (tenues) oder mittlere (mediae) oder gehauchte (aspiratae). Es ſind alſo:

	P-laute	K-laute	T-laute
tenues	p	k	t
mediae	b	g	d
aspiratae	f (v)	ch	th (z, sz)

Nach dem Lautverſchiebungsgeſetze erſcheint 1) eine Media der urverwandten Sprachen (Indiſch, Perſiſch, Lateiniſch, Griechiſch, Celtiſch, Slaviſch,) im Niederdeutſchen als Tenuis, im Hochdeutſchen als Aspirata, zeigt dagegen 2) die urverwandte Sprache die Tenuis, ſo erſcheint im Niederdeutſchen die Aspirata, im Hochdeutſchen die Media; 3) kehrt die Aspirata der Urſprache im Niederdeutſchen wieder als Media, im Hochdeutſchen als Tenuis. Graphiſch würde ſich die Sache ſo veranſchaulichen laſſen:



Dieſes Beharren des urſprünglichen Lautes iſt für die platt-deutſchen Mundarten in ſo hohem Grade characteriſtiſch, daß zum Beiſpiel allein der Wechſel zwiſchen dem hochdeutſchen z und dem plattdeutſchen t als untrügliches Unterſcheidungsmittel zwiſchen Hoch- und Plattdeutſch gelten kann. So lauten die hochdeutſchen Worte zu, zwei, Zeit, zimmern, Herz, ſchwarz, Katze, pflanzen im Niederdeutſchen to, twei, Tid, timmern, Hert, ſchwart, Katte, planten. Und um noch einige Beiſpiele der Verſchiebung von pf, f, v (hochdeutſch) und p (plattdeutſch) anzuführen, ſo entſprechen die hochd. Worte Pfanne, Pferd, pflücken, Apfel, Kopf, ſtopfen, Dorf, Schaf, ſchlafen, helfen den niederdeutſchen Pann', Perd, plücken, Appel, Kopp, ſtoppen, Dorp, Schap, ſchlapen, helpen, und ferner mit einem hochdeutſchen ch und dem ihm entſprechenden k im Plattdeutſchen, die hochdeutſchen Worte ich, machen. Rauch, brechen, ſtechen, Dach, gleich, Milch den plattdeutſchen ick, maken, Rook, breken, ſteken, Dack, (g)liek, Melk.

Während ſo in den Conſonanten die größte Regelmäßigkeit der Verſchiebung und der dadurch erzeugten Unterſchiede herrſcht, wechſeln die Vocale nicht nur in ſchnelleren Zeiträumen, ſondern auch in localer Hinſicht vielfach unregelmäßig. Jede Landſchaft, ja faſt jeder Ort hat ſeine Eigenthümlichkeiten, die namentlich auf vocaliſchem Gebiet liegen, aber alle kommen überein in dem gleichartigen Gegenſatz zum Hochdeutſchen hinſichtlich der Conſonanten. Dazu kommt noch, daß die einzelnen Unterdialecte eine Anzahl Worte als ausſchließlichen Beſitz haben, die man am beſten mit Provinzialismen bezeichnen kann.

Neben oder über den beiden Gruppen der hoch- und nieder-deutſchen Dialecte ſteht nun als ein Drittes die Schrift- oder Buch-ſprache, welche gewiſſermaßen eine Spracheinheit repräſentirt ähnlich wies da neue deutſche Reich eine Staatseinheit. Man iſt nach Grimms Vorgange geneigt den größten und erfolgreichſten

Bibelüberſetzer, nämlich Luther als den alleinigen Schöpfer dieſer Sprachenheit zu betrachten. Und unſtreitig hat dieſer gewaltige Genius, gleich groß als Sprachbildner und als Reformator, bei uns einen ähnlich bedeutenden Einfluß geübt, wie Dante in Italien. Aber dieſe Anſicht erleidet eine weſentliche Einſchränkung ſowohl in Bezug auf die Art und Weiſe, wie Luther zur Sprachheit kam, als auf die Einwirkung ſeiner Schreibweiſe auf unſere Geſammtliteratur. Eine, ich weiß nicht wo zuerſt ausgeſprochene Behauptung, die ſo oft ohne Prüfung nachgeſprochen worden iſt, daß ſie ſcheinbar die Kraft eines Axioms gewonnen hat, und die man noch oft vorbringen hört, iſt die: Luther habe aus den geſammten Mundarten das Beſte herausgenommen und in ſeiner neu geſchaffenen Schriftſprache zuſammengefaßt. Dieſe Behauptung iſt falſch. Luther iſt ſeiner Abſtammung nach ein Thüringer. Der mansfelder Dialect in dem er aufwuchs, neuerdings in ſeiner jetzigen Geſtalt durch die Dichtungen des trefflichen Gibelhauſen in die Literatur eingeführt und für dieſelbe fixirt, iſt ein Dialect der thüringſchen d. h. einer hochdeutſchen Mundart, ſcharf geſchieden vom Niederdeutſchen, deſſen Grenze wenig Meilen von dem Geburtsorte Luthers entfernt iſt, keineswegs aber gemiſcht mit dieſem. Doch konnte der große Bibelüberſetzer die niederdeutſche Sprache während eines langen Aufenthaltes in Magdeburg, alſo in dem Gebiet derſelben, wohl kennen gelernt haben. Allein aufgenommen hat er in die Sprache ſeiner Ueberſetzung und ſeiner ſonſtigen Schriften nur einige wenige Worte, und zwar ſolche zumeiſt, welche das Niederdeutſche allein hatte, nicht ſolche welche mit den oben bezeichneten lautlichen Unterſchieden dem Hoch- und Niederdeutſchen zugleich angehörten; mit anderen Worten: von den Eigenthümlichkeiten der niederdeutſchen Lautſtufe findet ſich bei Luther nichts. Vielmehr reinigte er ſeinen heimiſchen Dialect von localen Eigenthümlichkeiten und ſchrieb in der Sprache ſeines en-

geren Vaterlandes, des ganz auf oberdeutſchem Gebiet liegenden Kurfürſtenthums Sachſen, welche ſchon durch den officiellen Gebrauch einer einflußreichen Regierung ſelbſt über die Landesgrenzen hinaus halbwegs das Anſehen einer Schriftſprache gewonnen hatte, wie denn auch ſchon durch den Schriftwechſel der kaiſerlichen Kanzlei für ein größeres Gebiet eine Art Schriftſprache gebildet war. Er ſelbſt ſagt wörtlich: „ich ſchreibe nach der ſächſiſchen Kanzlei.“ Nun vervollkommnete und bereicherte er allerdings dieſe ganz außerordentlich.

Man würde ferner ſich irren, wenn man annehmen wollte, die Sprache der lutheriſchen Bibel ſei nun ſofort die allgemein angenommene Schriftſprache geworden. Das Verhältniß iſt etwa folgendes. Schon lange vor Luther hatte das religiöſe Bedürfniß Ueberſetzungen erſt einzelner Bücher, dann größerer Partieen, endlich der ganzen Bibel hervorgerufen, hochdeutſche, wie plattdeutſche. Als die älteſte niederdeutſche Bibel gilt die ſogenannte Cölniſche, die man mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit in das Jahr 1480 ſetzt. Vor dieſer waren bereits fünf verſchiedene hochdeutſche Bibeln erſchienen, von Bibeln welche bis zum Erſcheinen der lutheriſchen Ueberſetzung oder wenigſtens ohne erkennbare Einwirkung derſelben z. B. in Magdeburg (1491, 1498), in Lübeck (1493, 1494, 1509), in Hamburg 1523, in Halberſtadt 1522 und 1523 herausgekommen ſind, kenne ich eine ganze Reihe. Auch nach dem Bekanntwerden der Bibel Luthers blieb das heilige Buch im ganzen niederdeutſchen Sprachgebiet noch lange niederdeutſch, nur daß die älteren vorlutheriſchen Ueberſetzungen ſachlich nach Luther berichtigt wurden. Der Einfluß des Reformators lag alſo hier rein auf ſachlich-dogmatiſchem, nicht auf ſprachlichem Gebiete. Möglicherweiſe übertrug man die Ueberſetzung Luthers einfach ins Plattdeutſche, wie man die bedeutendſten epochemachenden Schriften anderer bedeutender Männer jener Zeit auch größtentheils hinüber-

nahm, ſo z. B. Brants Narrenſchiff (Roſtock 1519), die polemiſchen Schriften der meiſten Reformatoren und ihrer Gegner. Größere proteſtantiſche Gemeinden ließen ſich Kirchenordnungen in niederdeutſcher Sprache ausarbeiten, ſo Braunſchweig, und zwar meiſtens von Bugenhagen, der ein geborener Pommer war. Plattdeutſche Geſangbücher entſtanden in Menge durch Ueberſetzung hochdeutſcher Lieder und Sammlung niederdeutſcher Originale. Bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges blieben dieſe und ähnliche Erbauungsſchriften allgemein im Gebrauch, in manchen Gegenden noch bedeutend länger. Wie konnte ferner im ſüdlichen Deutſchland, das, wie das nordweſtliche Niederdeutſchland vorherrſchend katholiſch blieb, Luthers Bibelüberſetzung einen irgendwie nennenswerthen Einfluß gewinnen? Hier wie im niederdeutſchen Sprachgebiet kam man noch lange nicht zu einer einheitlichen Schriftſprache, wie man eine ſolche auch während der erſten Blütezeit unſerer Nationalliteratur (der mittelhochdeutſchen) keineswegs gehabt hatte.

Erfolgreicher war in dieſer Hinſicht, wie Klaus Groth in ſeiner neueſten trefflichen Schrift „Ueber Mundarten und mundartliche Dichtung“ ſo ſchlagend nachweiſt, der Einfluß der ſchleſiſchen Dichterſchulen und namentlich der Gottſcheds, die ja allerdings auf Luthers Schultern ſtanden. Bereichert haben dieſe Männer die Sprache keineswegs; im Gegentheil: alles was mundartlichen Anſtrich hatte, — und das iſt ja gerade das lebendigſte, friſcheſte, kräftigſte an einer Sprache, was Luther wohl zu würdigen und genial zu verwerthen gewußt hatte, — wurde von dem Sprachreinigungseifer dieſer gelehrten Pedanten verworfen und verbannt. Dennoch iſt ihr Einfluß und ihr Verdienſt nicht zu unterſchätzen: ſie kämpften ſiegreich für die allgemeine Annahme der durch ſie geſchaffenen Faſſung, ſie führten die Spracheinheit vollſtändig durch und die Einwirkung derſelben auf die Verallgemeinerung

der Volksbildung ist ein ganz gewaltiger. Aber was war aus der deutschen Sprache geworden? Es konnte nicht verbleiben, daß der pedantische Geist dieser Männer, ihr steifes, verschnörkeltes, langweiliges Wesen der Sprache eingeimpft wurde. Gottsched vollendete was die Schlesier angebahnt hatten. „Schlesien", sagt Klaus Groth in dem erwähnten Buche, „war damals ein neu germanisirtes Land. Es hatte keine Stammessprache gleich alten deutschen Gauen, wie Franken, Schwaben oder Niedersachsen, es hatte keine eigenthümlich ausgeprägte Mundart. Die Schlesier hielten dies für einen Vorzug; die erste schlesische Dichterschule, Opitz an der Spitze, hielt daher vor Allem bei ihren Verskünsten auf rechte Reinigkeit und Dignität der Sprache, wie Opitz in seinem sonderbaren Büchlein über die deutsche Poeterey sich ausdrückte, d. h. sie verbannten und verfolgten die provinziellen (mundartlichen) Ausdrücke und Redeweisen als gemein. — Im Deutsch der ersten schlesischen Dichterschule fehlte alles Blut aus dem Volksherzen, das nur in seinen Mundarten lebendig pulsirt. Die Einheit wurde also theuer erkauft. Denn unsere Buchsprache blieb blaß und vornehm weit mehr entfernt vom Volksmunde als z. B. das Englische". Der Verfasser des erwähnten Buches, das ich eine mit Wärme und innigstem Verständniß geschriebene vortreffliche Apologie der niederdeutschen Sprache nennen möchte, weist dann darauf hin, wie Herder und die anderen großen Sprachmeister, die wirklichen Schöpfer unserer Volksliteratur, dies sehr wohl erkannt und beklagt haben. „Herder", sagt er, „gießt in allen möglichen Variationen Spott und Hohn aus über die Wortgrübler, Schulmeister, Regelnschmiede, über die Pedanten der Reinigkeit und des Ueblichen, über die Großsiegelbewahrer der Keuschheit der Sprache, die in der Sprache eine solche Langeweile, solchen Bücher-, Katheder- und Studirstubenton, solchen Professor- und Paragraphenstil eingeführt haben, daß Natur, Freiheit und Laune des Ausdrucks wie

eingesargt erscheinen." Er forderte Leichtigkeit, Beweglichkeit, Sinnlichkeit, Idiotismen. Also gerade das, was die andern verworfen, was die Verskünstler und Sprachmeister seit anderthalb Jahrhunderten ausgemerzt hatten, damit wir zur Einheit gelangten.

Nicht weniger klagt Schiller über die Dürftigkeit der Sprache, gegen die er mit Riesenkraft ankämpfen mußte, um sie zu dem Grade der Schönheit des Ausdruckes zu erheben, die wir an seinen Dichtungen bewundern. Göthe, welcher über Mundarten und selbst über das Niederdeutsche, das ihn ja weniger anheimeln mußte als die süddeutschen Dialecte, sehr günstig urtheilt, schöpfte aus der Mundart seiner Vaterstadt und aus anderen unablässig und manches verbannte, halbvergessene Wort gewann durch ihn wieder volles Bürgerrecht. Man sehe nur seinen Götz, seinen Faust und die Gedichte darauf an, und man wird auf jeder Seite eine Bestätigung dieser Behauptung finden. Auch Lessing wird nicht zum Schaden für seinen Stil und seine prägnante Sprache auf niederdeutschem Gebiet gelebt haben. Wie viel Saft und Kraft in den Mundarten liegt und grade vorzugsweise im Niederdeutschen, das haben nicht blos erst die berühmten plattdeutschen Dichter der Gegenwart bewiesen: an vielen aus dem Volk gleichsam herausgewachsenen Erzeugnissen dieser Sprache werden wir das beobachten.

Doch bevor ich auf die Darstellungsmittel des Niederdeutschen und auf ihre Unterschiede von denen des Hochdeutschen näher eingehe, will ich einige Mittheilungen über das Sprachgebiet machen. Die Einschränkungen, welche dasselbe durch die hochdeutsche Buchsprache erlitten hat, sind verhältnißmäßig gering. Die Grenzen nach außen hin sind fast dieselben geblieben, wie vor Jahrhunderten. Nur im Innern des Gebietes haben die größeren Städte wie Berlin ganz, andere wie Danzig, Königsberg, Stettin, Magdeburg, Köln größtentheils die hochdeutsche Sprache angenom-

men; auch in den kleineren Städten ſprechen die höheren Stände ſchon lange nicht mehr platt, ausgenommen in den Hanſaſtädten Hamburg, Lübeck, Bremen, wie überhaupt in den Städten der nördlichſten Diſtricte. Trotz dieſer Einbuße kann man die Zahl derer, welche das Niederdeutſche noch jetzt als ihre eigentliche Mutterſprache betrachten, während ſie ſich des in der Schule erlernten Hochdeutſch nur vereinzelt bedienen, immer noch auf mindeſtens 10 Millionen anſchlagen. Von der ruſſiſchen Provinz Kurland an bis nach Holland und Belgien hin beherrſcht es den ganzen Norden Deutſchlands. Die Sprache der Holländer und der Vlamingen in Belgien unterſcheidet ſich vom Plattdeutſchen faſt nur durch die Orthographie und durch zahlreiche meiſt erſt nach dem dreißigjährigen Kriege in dieſe beiden Sprachen eingebürgerte Worte und Wendungen, welche dieſelben in ihrer Fortbildung zu eigentlichen Schriftſprachen nothwendig aufnehmen mußten, ich meine die wiſſenſchaftlichen und induſtriellen Kunſtausdrücke, welche die plattdeutſche Volksſprache nicht hat, weil ſie dieſelben nicht brauchte. Dazu gehört eine bedeutende Anzahl von Abſtracten, welche ſie wenigſtens im mündlichen Gebrauch faſt ganz verſchmäht, weil ſie, wie jede noch nicht verbildete und abgenutzte Volksſprache überall den ſinnlich plaſtiſchen Ausdruck vorzieht. Die noch heute beſtehende enge Verwandtſchaft des Holländiſchen und Vlamiſchen mit dem Plattdeutſchen iſt politiſch nicht ohne Bedeutung. Die Holländer zwar, in früheren Jahrhunderten weder durch einen ſprachlichen noch durch einen politiſchen Gegenſatz von den übrigen deutſchen Stämmen getrennt, fühlen ſich jetzt in einem ausgeſprochenen nationalen, faſt könnte man ſagen feindſeligen Gegenſatze zu uns, ihren einſtigen Landsleuten, der kaum erklärlich erſcheinen würde, wenn nicht hiſtoriſche Vorgänge den Schlüſſel dazu böten. Die Politik des ſpaniſch-deutſchen Hauſes Karls V. hat dieſe Entfremdung verſchuldet. Als ſich die Niederlande, damals noch ganz

deutſch an Sprache und Sitte, an Kunſt und Geſetz, in heldenmüthigem Freiheitskampfe von Spanien losriſſen, ſahen die Stammesbrüder müßig zu, oder waren in ihrer Zerriſſenheit zu ohnmächtig um zu helfen. Das öſterreichiſch deutſche Kaiſerhaus verfolgte eine den Niederländern feindliche Politik. Mit der Hülfe Englands und Frankreichs befreit, ſchwang ſich der von Deutſchland politiſch getrennte Staat ſchnell zu ungeahnter Macht und zu einem außerordentlichen Wohlſtand empor. Die ſtete, jetzt allerdings mehr wie je illuſoriſche Furcht, dieſe Güter durch eine Annexion an das immer mehr erſtarkende Deutſchland zu verlieren, mag die gegenwärtige Stimmung erzeugt haben. Dennoch ſind ſich vorurtheilsfreie Holländer ihrer Zuſammengehörigkeit mit uns noch recht wohl bewußt. Das mögen die Ausſprüche zweier hervorragender Gelehrten jenes Volkes beweiſen, die Klaus Groth in einem zu London gehaltenen Vortrage erwähnte. „Ganz Niederdeutſchland," ſagt der gelehrte Dozy, „von der Schelde bis zur Weichſel wird von gleichartigen Stämmen bewohnt," und Profeſſor Fruin ſchreibt: „Da Holland zu rechter Zeit verſäumt hat, ſich an die Spitze der niederdeutſchen Nation zu ſtellen, — dieſe Rolle größtentheils an Preußen überlaſſen hat: wäre das Geſetz und Regel für die Niederländer, ſich jetzt der niederdeutſchen Bewegung nicht anzuſchließen, welche ſich jetzt in Norddeutſchland geltend macht?" — Solche Stimmen ſind immerhin bemerkenswerth. Viel günſtiger liegt die Sache für das Deutſchthum in Belgien. Das mag eine a. a. O. citirte Stelle aus einem wichtigen Leitartikel der Antwerpener Zeitung „Jeders Belang" (Was jeden angeht) vom Januar 1868 beweiſen, wo es heißt: „Deutſche Bewegung. Unter dieſem Titel werden wir alle literariſchen und politiſchen Neuigkeiten mittheilen, welche die Niederdeutſche Bewegung im Allgemeinen betreffen, nicht blos in Holland und Belgien. Daß es 10—12 Millionen Norddeutſche giebt, deren

Mutterſprache plattdeutſch iſt, weiß jeder Vlaming von einiger Bildung. Aber daß das hörbare oder geſprochene Plattdeutſch für einen Antwerpener z. B. nicht ſchwerer zu verſtehen iſt, als etwa das Vlämiſche von Ypern oder Limburg, iſt nicht ſo allgemein bekannt. Dies hat Herr Dr. Hanſen, der Mittelpunkt des Plattdeutſchthums in Antwerpen, unter Anderem in der Vorrede zur Ueberſetzung von Groths Rothgeter hinreichend bewieſen." „Alles kommt darauf hinaus, daß die plattdeutſchen Schriftſteller bisher zu ſehr ihrem landſchaftlichen Dialect folgten, und vor allem, daß ſie genöthigt geweſen ſind, ihre Mutterſprache mit hochdeutſchen Lettern und Lauten zu ſchreiben." Um dies zu beweiſen, theilt der Bericht ein Lied Antwerpener Mundart in plattdeutſcher Schreibweiſe mit, und fährt fort: „Man ſieht daraus, daß dieſe (plattdeutſche) Schreibweiſe uns ſelbſt die bekannte Sprache unkenntlich macht, wie viel mehr alſo das Plattdeutſche ſelbſt, das nur aus dieſem Grunde ſo vielen in Belgien fremd erſcheinen muß. Laßt uns aber hoffen, und dieſe Hoffnung iſt nicht ohne Grund, daß die plattdeutſchen Schriftſteller ſich mehr und mehr der niederländiſchen Schreibweiſe annähern mögen, die ſie als die Fortſetzer der niederſächſiſchen Literatur beinahe als die ihrige betrachten können. Möge aber auch bei uns Niederländern mehr und mehr das Bewußtſein ſich ſtärken, daß wir Niederdeutſchen aus Nord, Süd und Oſt: Holländer, Belgier und Plattdeutſche Ein „dietsch Volk" ausmachen mit Einer Sprache, getrennt in drei Volksmundarten, doch nur noch geſchieden in zwei Schriftdialecte. Und iſt es nicht herrlich zu denken, bei der Unterdrückung die wir Vlamingen leiden, daß es nur von einigen wenigen Buchſtaben, einigen Formen abhängt, um eine Literatur zu ſtiften, die ſich über ein Gebiet von achtzehn Millionen von Leſern erſtreckt?"

Ja namentlich ſeit der politiſchen Erſtarkung Deutſchlands 1870 ſind die Blicke der Vlamingen in ihrem Kampf gegen die

franzöſiſch geſinnte Partei der Wallonen voller Hoffnung auf Deutſchland gerichtet.

Ich ſelbſt habe im brieflichen und literariſchen Verkehr mit den Führern der vlämiſchen Partei vielfache Beweiſe von dieſer Hinneigung der Vlamingen zu uns empfangen und darüber in einem längeren Eſſai im Juli-Auguſtheft der „Deutſchen Warte“ von 1873 berichtet. Als unſere Heere in Frankreich Sieg auf Sieg erfochten, da haben ſich die Vlamingen mit freudigem Stolz als unſere Stammesbrüder gefühlt und ebenſo begeiſtert als bei uns iſt an den Ufern der Schelde die Wacht am Rhein erklungen: „Dar klikt en kreet als een donderknal, als zwardgeknatter on golven-val.“ Wie ſchön beſangen unſere Siege die Dichter Nolet de Brauwere, Emanuel Hiel u. Andere, vor Allen aber Adolphe van Soust de Borckenfeld in ſeiner epiſch-lyriſchen Dichtung „L'Année sanglante“, welche von mir ins Deutſche übertragen und unter dem Titel „Das blutige Jahr“ vor einem Jahre erſchienen iſt.

Im Norden reicht die plattdeutſche Sprache überall bis an die Oſtſee und Nordſee, zwiſchen beiden Meeren zieht ſich die Grenze durch den nördlichen Theil von Schleswig, die Königsau. Hier wohnen Deutſche und Dänen neben einander, und das Niederdeutſch jener Gegenden hat einige wenige Elemente des Däniſchen aufgenommen und umgekehrt. In den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen iſt die Sprache des Volkes ſeit Jahrhunderten plattdeutſch. In der Blüthezeit der Hanſa wurden hier, wie an allen Borden des germaniſchen Meeres, wie man die Oſtſee nannte, Käufe von welthändleriſcher Bedeutung, Verträge mit Königen und Fürſten abgeſchloſſen und oft genug dictirten die königlichen Kaufherren von Lübeck, Stettin und Braunſchweig den Fürſten der nordiſchen Länder in dieſer Sprache den Frieden.

Haben wir uns ſomit über die Grenzen des Plattdeutſchen

gegen das Ausland hin orientirt, ſo bleibt uns noch übrig die Südgrenze deſſelben, d. h. ſeine Grenze gegen das Hochdeutſche feſtzuſtellen.

Die Sprachkarte von Bernhardi mit den Erläuterungen dazu, ſowie die von Kiepert geben einen guten Anhalt und man kann ſich leicht einen allgemeinen Ueberblick verſchaffen. Aber manche Strecken der Grenze des Hoch- und Niederdeutſchen ſind noch zu wenig unterſucht, als daß mehr als eine ungefähre Linie angegeben werden könnte. Für das Rheingebiet, auf welchem in älteſter Zeit die meiſten Vermiſchungen, Verſchmelzungen und Verpflanzungen von Völkerſchaften ſtattgefunden haben, beſitzen wir eine Abhandlung von Wahlenberg „Die niederrheiniſche (nordrheinfränkiſche) Mundart und ihre Lautverſchiebungsſtufe (Programm des Gymnaſiums zu Köln von 1872)" eine gründliche Vorarbeit auch für die Grenzfrage. Darnach ſind „Neuß und Kaiſerswerth die nördlichſten Punkte im Stromgebiet des Rhein, welche das Hochdeutſche erreicht; von hier aus gegen Weſten und Oſten zieht ſich jedoch die Sprachſcheide weiter nach Süden zurück und zwar auf dem öſtlichen Ufer bedeutend mehr als auf dem weſtlichen. Neuß und Düſſeldorf gelten ſo als vorgeſchobene Poſten des Hochdeutſchen. Hier an den regen Verkehrsſtraßen mochte wohl ſchon in älterer Zeit die größere Rührigkeit des ſüdlicheren fränkiſchen Volksſtammes das Vordringen des hochdeutſchen Elements begünſtigt haben." Den plattdeutſchen Dialekt am Rhein nennt der Verfaſſer Nordfränkiſch oder Niederrheinfränkiſch und ſagt, daß auch dafür die Benennung „Ripuariſch" gebräuchlich ſei. Andere Namen dafür ſind kölniſche, jülichiſche, geldriſche, kleveſche Mundart, welche der gelehrte Verfaſſer des Etymologicum teutonicae linguae, Kornelius Kiel von Duffel (Dufflaeus) † 1607 unter dem Namen des Sykambriſchen zuſammenfaßt. Daran ſchließt ſich im Nordoſten die ganz plattdeutſche, märkiſche und weſtphä-

liſche Mundart an. Man muß mit Wahlenberg annehmen, daß das Hochdeutſche auf den lebhaften Handelsſtraßen zu beiden Ufern des Rheines durch ſeinen übermächtigen Einfluß ſich immer mehr in das niederdeutſche Gebiet vorgeſchoben hat.

Ganz im Weſten der Rheinprovinz iſt etwa Eupen ſüdlich von Aachen, wo der Dialect ſchon Zwitterformen zeigt, der ſüdlichſte Punkt des plattdeutſchen Gebietes. Der Gürtel zwiſchen der hohen Veen und der Eifel iſt ſchon hochdeutſch, hat jedoch noch viele Laute gothiſcher Stufe, z. B. in einem Gedicht, das aus dem Kreiſe Prüm ſtammt, finde ich „deht“ ſtatt „thut“, „Dag“ ſtatt Tag, „deck“ ſtatt dich, „töſchen“ ſtatt zwiſchen, „bleiwen“ ſtatt bleiben; dann „eſſ't t'ſpyh'“ für dann iſt es zu ſpät; „Pädden“ ſtatt Froſch, was ebenfalls Niederdeutſch iſt, ferner eine Menge niederdeutſcher Vocale. An dem Beiſpiel Berlins, das eine hochdeutſche Sprachinſel mitten im niederdeutſchen Gebiet bildet, kann man ſehen, daß große Städte keinen rechten Anhalt für die Beſtimmung der Mundart bieten. So hat auch in Cöln die gebildete hochdeutſche Schriftſprache im ſtädtiſchen Verkehr die urſprünglich niederrhein-fränkiſche bald überwuchert. Doch hat die kölniſche Volksſprache noch manches plattdeutſche Element treu bewahrt. So hört man allgemein et für es, wat für was, während die Mehrzahl der Worte auf der hochdeutſchen Lautſtufe ſteht. Die beſten Belege für eine Mundart ſind als echte Erzeugniſſe des Volkes die Sprichwörter. Ich führe daher einige an. Wer ſinge Kopp verwat't, de verwat't kein dauf Noß, ſagt man in Köln, und: Treck Kinder op, treck jung Hung op, oder Wer gitt (giebt) watte hät, es (iſt) wä'th, datte lew. Hier ſind die Worte Kopp, de, dauf (taub), treck, op, watte (wat he — was er), datte (dat he — daß er), lew — lebe ganz niederdeutſch, dagegen Noß und wer hochdeutſch, und nur dialectiſch gefärbt. Merkwürdig und charakteriſtiſch für die

kölniſche Mundart iſt die Anwendung des k für einen hochdeutſchen t-laut z. B. Lück für Leute, licke für leiden, oder das Abſtoßen des t der Endung wie in fänk (= fängt). Mit der heſſiſchen hat ſie das nit (nicht) gemein.

Südlich von Köln bis zum Siebengebirge verſchwinden dieſe plattdeutſchen Formen immer mehr. Einen im weſentlichen plattdeutſchen, aber mit hochdeutſchen Worten gemiſchten Dialect zeigt die mehrere Meilen breite Zone um Wipperfürth, Elberfeld, Uerdingen, Krefeld, München-Gladbach, wo Worte mit hochdeutſchen Conſonanten, aber dem Platt ſich näherndem Vocalismus in Menge vorkommen, z. B. ech, ach, ſecher, erlich, glich, Zemmer. Im Allgemeinen läuft die Grenze von Köln nach Oſten ungefähr auf dem 51. Breitenkreiſe bis in die Gegend von Olpe, während ſüdlich davon immer eine Zone gemiſchter Mundart bleibt, welche weiterhin im Norden von der Lenne, im Süden vom Rothaar-Gebirge begrenzt wird. Von hier ab wendet ſie ſich entſchieden nach Norden. Das Fürſtenthum Waldek iſt noch größtentheils dem niederdeutſchen Gebiet angehörig, dann ſchiebt ſich ein Theil des früheren Kurfürſtenthums Heſſen, von dem namentlich das Diemelthal niederdeutſch iſt, und der größte Theil des Eichsfeldes als hochdeutſches Gebiet nach Norden vor. Weiterhin bildet eine zwiſchen Göttingen und Duderſtadt laufende Linie die ziemlich ſcharfe Grenze. Von dem letztgenannten Orte ſagt Dr. Eduard Krüger, daß ſich dort bei denen, die nördlich vom Berge wohnen, das Plattdeutſche in Worten wie dat, wat, u. ſ. w. ſcharf von dem das, was der ſüdlich vom Berge wohnenden unterſcheide. Weiter öſtlich läuft die Grenze quer durch den Harz. Wie in anderen Gegenden größere Flüſſe z. B. die Weſer, die Elbe, ſo haben hier unwegſame Gebirgszüge eine Annäherung oder Vermiſchung der Mundarten verhindert, und ſo giebt es hier gar keine Abſtufungen. Rechts oder ſüdlich von der erwähnten Linie, die ungefähr der

Waſſerſcheide folgt, iſt alles durchaus Hochdeutſch, links alles Platt. Zum Gebiet des letzteren gehören die meiſten früher hannöverſchen Landestheile. Die Grenze läuft ungefähr zwiſchen den Städten Wernigerode, Blankenburg, Gernrode, Aſchersleben, deren Umgebungen plattdeutſch ſind, und Stolberg, Harzgerode, Mansfeld (hochdeutſch) durch. Anhalt iſt noch theilweiſe plattdeutſches Gebiet, während ſich öſtlich davon das früher zu Oberſachſen gehörige Elbland etwa bis an den Fläming als hochdeutſches Gebiet nördlich vorſchiebt. Weiterhin läßt ſich die Grenze viel einfacher bezeichnen. In der Provinz Brandenburg dringt das Wendiſche (im Spreewald) ins niederdeutſche Gebiet vor, Pommern hat durchaus, Weſt- und Oſtpreußen neben dem Polniſchen und Litthauiſchen, ſowie dem Hochdeutſch der größeren Städte die plattdeutſche Sprache. Es verdient noch erwähnt zu werden, daß Reiſende in Südrußland, welches ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts von preußiſchen Mennoniten beſiedelt worden iſt, ein unverfälſchtes Platt vorgefunden haben, was durch Mittheilung von Sprichwörtern, Volksreimen und Liedern belegt worden iſt. Im 3. Bande von Firmenichs Völkerſtimmen, dieſer umfaſſendſten Sammlung deutſcher mundartlicher Dichtungen und Sprachproben, wird ein altes niederdeutſches Volkslied mitgetheilt, das ſich ſchon in der ditmarſiſchen Chronik von Neocorus findet und das in Südrußland noch vom Volke geſungen wird. Es lautet:

Ick will mi ene ſchene Mäid
To minem Wiewe nemen
Wenn ſei mi künn von Haverſtrob
Spinnen de fiene Siede.

Sall ick di von Haverſtrob
Spinnen de fiene Siede
Sallſt du mi van Lindenlof
En nee Paar Kleeder ſchnieden.

Sall ick di von Lindenlof
Een nie Paar Kleeder ſchnieden
Sallſt du mi de Scheere halen
To nedderwärts ut'n Rhine.

Auch in Amerika hat ſich in einzelnen Anſiedlungen das Plattdeutſch ziemlich rein erhalten, obwohl die enge Verwandtſchaft mit dem Engliſchen eine Vermiſchung beider Sprachen ſehr begünſtigt.

Auf dieſem Gebiete nun hat ſich in der Zeit, wo die Sprache literariſch todt war, eine Reihe ſowohl im Wortſchatz, als im Vocalismus ziemlich weit auseinandergehender Dialekte entwickelt. Die Zeit des Verſtummens kann man rechnen von der Mitte des 17. Jahrhunderts an. Die letzte niederdeutſche Bibel war 1621 gedruckt worden. Das jüngſte niederdeutſche Geſangbuch, welches mir bei eingehender Beſchäftigung gerade mit dieſem Literaturzweige zu Geſicht gekommen[1]), iſt das Hamburger vom Jahre 1630. Als letztes literariſches Erzeugniß ſtehen ſchon vereinzelt an der Grenzſcheide der productiven Zeit die berühmten Scherzgedichte von Laurenberg, welche zuerſt 1652 erſchienen, dann aber, wie der Reineke Vos noch ſpäter eine Reihe von Auflagen erlebten. Die folgenden zwei Jahrhunderte haben kaum etwas erzeugt, was literariſchen Werth hätte. Nur für die Sammlung von Idiotismen iſt in faſt allen niederdeutſchen Gauen Namhaftes gethan worden. Einiges Intereſſe konnte die Herausgabe einer Anzahl mittelniederdeutſcher Dichtungen durch den Helmſtädter Profeſſor Brun mitten in der öden Zeit erwecken, die unter dem Titel: „Romantiſche Gedichte," am Ende des vorigen Jahrhunderts erſchienen, und von denen einige in letzter Zeit mit gelehrten Commentaren verſehen von C. Schröder, A. Lübben u. A. aufs Neue herausgegeben worden ſind.

Eine Sprache, die auf dieſe Weiſe lange Zeit nur geſprochen,

[1]) Vergl. meine Beiträge zur Geſchichte des deutſchen geiſtlichen Liedes (Progr. des Progymnaſium zu Sangerhauſen 1874).

nicht geſchrieben wurde, mußte ohne feſte Regeln der Grammatik und namentlich der Orthographie nothwendigerweiſe verwildern und immer mehr in Dialekte auseinandergehen. Die Mundarten des weſtlichen Norddeutſchland ſind ſchon vorhin aufgezählt worden. Sie divergiren ſchon bedeutend unter ſich, noch mehr aber mit den andern öſtlich von ihnen ſich ausdehnenden, z. B. dem Holſteiniſchen, Meklenburgiſchen, dem Göttingiſch-Grubenhagener, dem Altmärkiſchen und dem Idiom der Mark Brandenburg, ferner dem Pommerſchen und Preußiſchen. Die Wörterbücher, die Idiotiken- und Sprichwörterſammlungen, deren mir gegen dreißig bekannt ſind, zeigen in dem Wortſchatz und den Wortformen bedeutende Verſchiedenheiten, nicht minder die zahlreichen literariſchen Erzeugniſſe der neueſten Zeit, welche die Anregung durch Klaus Groth und Fritz Reuter in Menge hervorgerufen hat. Wie gleichmäßig und einfach iſt dagegen die Sprache und die Schreibweiſe der Denkmäler aus früherer Zeit, z. B. des Reineke Vos und der erwähnten ſogenannten romantiſchen Gedichte!

Doch ich kehre nach dieſer Abſchweifung zur Beſprechung der Darſtellungsmittel des Niederdeutſchen und des Verhältniſſes derſelben zu denen der Schriftſprache zurück. Ein Dichter wie Groth darf ſich mit Recht darüber beklagen, daß eine ſuperkluge Kritik dem plattdeutſchen Dichter vorzuſchreiben verſuche, was ihm in ſeiner Mutterſprache zu dichten erlaubt und opportun ſei, und was nicht. Und wenn auch das erwähnte Vorurtheil, daß dieſelbe ſich nur für das Humoriſtiſche eigne, im Schwinden iſt, ſo glauben doch noch Viele, daß der Kreis deſſen, was ſich Plattdeutſch darſtellen läßt, ziemlich eng ſei. Aber ſoll denn deshalb, weil z. B. eine durchſchlagende Tragödie in niederdeutſcher Sprache noch nicht geſchrieben iſt, dieſer die Fähigkeit abgeſprochen werden, etwas Derartiges auszudrücken? Ich kann mir, um ein Beiſpiel anzuführen, Heinrich Kruſe's Trauerſpiele „Die Gräfin“ und „Wullenwewer“,

die ganz auf niederdeutſchem Gebiet ſpielen und niederdeutſchen Geiſt athmen, recht wohl in der Sprache ausgeführt denken, in welcher die darin auftretenden Perſonen in der hiſtoriſchen Wirklichkeit geſprochen haben. Wenn es nur Einer, der es vermag, verſuchen wollte. Freilich noch mehr als an einer ſchöpferiſchen Dichterkraft würde es an einem Publikum gebrechen, das ſolche Dinge unbefangen, vorurtheilslos aufzunehmen im Stande wären. Die, welche noch wirklich platt ſprechen, Leute aus dem Volk, ſie ſind nicht reif für Dichtungen des höheren Genres; die Gebildeten aber, oder die ſich's dünken, wenn ſie ihre kernige Stammesſprache gegen ein meiſtens nur zu fehlerhaft geſprochenes Schriftdeutſch vertauſcht haben, würden, gewohnt im Plattdeutſchen die Sprache der Bauern, des ſtädtiſchen Proletariats, des Geſindes zu ſehen, ja ſich ihrer zu ſchämen, das Ernſte, das Pathetiſche, das Erhabene, ſelbſt wenn es muſtergültig ausgedrückt wäre, kaum herausfinden. Ja wohl! der Kreis des niederdeutſch Darſtellbaren iſt eng, weit enger vorläufig als der des Hochdeutſchen, aber in ganz anderer Weiſe, als ſich Kunſtrichter von dem Schlage der oben bezeichneten einreden möchten. In der plattdeutſchen Sprache iſt das, was wir im tadelnden Sinne mit Phraſe bezeichnen, ſo gut wie unmöglich. Sie hat nur Worte und Töne für das Natürliche, Einfache, Wahre. Hochtrabender Redeſchwall, falſches Pathos, das Schlüpfrige, Raffinirte, Zweideutige würde ſich in ihr nicht ohne den größten Zwang ausdrücken laſſen, und in dem wirklich niederdeutſchen Volk würde es nicht verſtanden, oder je nachdem verlacht oder verabſcheut werden. Gewiß iſt die hochdeutſche Sprache, nachdem die Dichter der zweiten großen Blütezeit unſerer Literatur ihr den Adel der Anmuth und Vollendung aufgedrückt haben, und ſeitdem wir Glätte und Formvollendung ſelbſt bei mittelmäßigen Dichtern zu finden gewohnt ſind, gewiß iſt ſie gewandter, glänzender, gebildeter, reicher, als die niederdeutſche; ſie fügt ſich willig und gefällig

dem ſprödeſten Stoffe, ſie weiß Ton und Farbe der geiſtigen Erzeugniſſe aller Völker wiederzugeben, jeder Form ſich geſchmeidig anzupaſſen und für die leiſeſte Schattirung des Gedankens und Gefühls hat ſie ihre Farbe bereit. Das zeigt namentlich unſere Ueberſetzungsliteratur, aus der ich nur Rückerts Leiſtungen in der Nachbildung indiſcher und arabiſcher Poeſien, oder Wilhelm Jordans Sophokles, oder den Calderon und Arioſto von Gries oder Schlegel's und Tieck's Shakeſpeare erwähnen will. Aber in dem Schliff und der Gewandtheit der Sprache liegt auch ſchon wieder ein Nachtheil. Durch den vielfachen Schriftgebrauch nützen ſich die Worte ab, ſchleifen und greifen ſie ſich ab wie Münzen und verlieren wie dieſe das Bild. Urſprünglich iſt jede Sprache ſinnlich-plaſtiſch, d. h. alles in ihr iſt vom Sichtbaren, Greifbaren hergenommen, die Worte waren Namen für ſichtbare Dinge, erkennbare Handlungen, die Verhältnißworte waren rein örtlich. Je mehr eine Sprache für den Schriftgebrauch dienſtbar gemacht wird, deſto abſtracter wird ſie, deſto mehr verblaſſen die urſprünglichen Bilder. Geniale Dichter ſchaffen ihr neue, aber bald gehen auch dieſe in den täglichen Gebrauch über und verlieren die bildliche Kraft, ſie werden zu ſtehenden formelhaften Wendungen, bei denen ſich die Phantaſie kein Bild mehr macht. Der ſchönſte bildliche Schmuck der Rede iſt unſtreitig die Metapher d. h. die Uebertragung von Eigenſchaften, Merkmalen, Geſinnungen und Verhältniſſen der Dinge, denen ſie von Natur (d. h. ihrer Stellung im Weltganzen und der Weltordnung nach) zukommen, auf ſolche, denen ſie von Natur nicht zukommen. Wendungen wie der Abend des Lebens, Kryſtall der Wogen, Schleier der Dämmerung, die Roſen der Wangen, Hals, Bauch, Fuß des Gefäßes oder der Flaſche, ſind urſprünglich lebenskräftige Metaphern geweſen und kein geringes Talent hat der bewieſen, der ſie ins Leben rief. Aber wer empfindet darin jetzt noch, nachdem ſie tauſendfältig im Schriftge-

brauch wiedergekehrt und alltäglich geworden ſind, das Bildliche, was ihnen innegewohnt hat? Noch mehr gilt dies von einzelnen Worten, wie begreifen, entdecken und von einer Unzahl ſtehender malender Beiwörter (Epitheta), denen urſprünglich bildliche Kraft eigen war. Ganz anders iſt das im Niederdeutſchen. Es iſt nicht ſo ausgebildet, aber auch nicht ſo abgenutzt. Ja gerade die Unbeholfenheit in der Darſtellung abſtracter Dinge treibt unaufhörlich den Sprechenden und Schreibenden an, nach einem Vergleich, nach einem Bilde zu greifen. Daher die außerordentliche natürliche Plaſticität dieſes Idioms, die ſich namentlich in Sprichwörtern, aber auch in der Sprache an und für ſich zeigt. Es iſt unglaublich, wie viel in einer unverbrauchten, unverblaßten Sprache hier vom Volk im alltäglichen Verkehr erzeugt wird, das verfliegt und untergeht, wie Urwaldgräſer. Nur ein Beiſpiel will ich anführen. In einem gemüthlichen Wortſtreit hörte ich einen ganz ſchlichten Bauern zu einem andern ſagen, den er vergeblich zu ſeiner vermeintlich höheren, beſſeren Anſicht zu bekehren verſucht hatte: „Wat eenmal to'n Swintrog uthaut is, dat werd in ſien' Lewen kein Vigelin", womit er andeuten wollte, der Andere habe, beſchränkt oder roh, wie er ſei, keinen Sinn für etwas Höheres. Iſt das nicht ein Bild, das eines Shakeſpeare würdig wäre?

Wie kommt es nun, daß, während das Volk einen Schatz concreter, kernhafter Bilder ſchon in ſeiner Sprache an ſich beſitzt, oder mit Leichtigkeit, ohne Grübeln und Suchen wie durch natürliches Wachsthum zu Tage fördert, der in der Schriftſprache ſich ausdrückende Redner oder Dichter ſeine ganze Kraft gebrauchen muß, um ſich einen friſchen, kraftvollen oder gar originellen Stil zu wahren? Einige von den Urſachen dieſer Erſcheinung habe ich ſchon angedeutet. Die ſogenannte ſchöne Literatur hat noch wenig nachtheilig für die Friſche und Bildlichkeit der Sprache gewirkt. Dichterlinge, welche immer und immer wieder aus Schillerſchen,

Götheſchen und Heineſchen Brocken neue Moſaikbilderchen zuſammenſetzen und Geſtaltungen ſchaffen, die ausſehen wie Kinder, welche im Hochzeitsſtaat ihrer Großeltern einherſchreiten, ſie werden nie großen Einfluß auf die Sprache gewinnen.

Viel verderblicher für die naturwüchſige Kraft und Bildlichkeit der Sprache iſt hier die Maſſenproduction in Schrift und Druck, die Frivolität conventionell gewordener Wendungen, namentlich aus den Meiſterwerken unſerer Literatur, das ewige Parodiren der Zeitungen, die parlamentariſche Beredſamkeit, die Börſe, die Kanzleien, die Fachſchriften auf wiſſenſchaftlichem und nicht rein wiſſenſchaftlichem Gebiet. Da kommt es meiſtens darauf an, den Gedanken mit möglichſter Kürze und Prägnanz darzuſtellen, ein Heer von Kunſtausdrücken, von formelhaften Wendungen, von falſchen Metaphern und andern Bildern, von ſtereotypen, oft nichtsſagenden Phraſen dringen in die Sprache ein. Man vergleiche hierüber die „Briefe über Hochdeutſch und Plattdeutſch“ von Kl. Groth und ſeine ſchon angeführte Schrift über Mundarten. Manche kaufmänniſche Wendungen ſind urſprünglich Bilder geweſen, z. B. „Weizen matt, Eiſen flau, Hopfen ruhig, Heringe belebt“; manches, wie „rother Klee vernachläſſigt“ klingt faſt lyriſch, — aber wer denkt ſich noch etwas dabei, was einem Bilde gleicht? Hier wird zum Schaden der Sprache und des Geſchmackes unendlich viel geſündigt und das theilweiſe ohne Noth. Wenn Jemand Folgendes ohne Angabe der Rubrik, unter der es ſteht, aus einer Zeitung verläſe: „Berlin lieferte das ſtärkſte Contingent und nahm die Spitze. Sachſen, Thüringen ſchienen der Perſonenzahl nach ſchwächer vertreten geweſen zu ſein; um ſo decidirter traten ſie auf. Spiritus ſtand gerüſtet im Hintergrunde; er wurde von [illegible] Affection genommen“ — ich frage, würde [illegible] Wort Spiritus einen aufklärenden Lichtſtrahl wirft, im Entfernteſten denken können,

daß es ſich hier nicht etwa um eine Rebellion, oder einen bewaffneten Zug deutſcher Mannen zur Erſtickung einer ſolchen, ſondern um einen Bericht der Nationalzeitung — über den Köthener Saatmarkt handelt, und daß hier weiter nichts geſagt iſt, als: Es waren viele Berliner, wenig Sachſen und Thüringer am Markt, die aber mehr Kaufluſt zeigten. Spiritus wurde namentlich von Magdeburgern begehrt u. ſ. w. Und dieſe wörtlich aus der National-Zeitung entnommene Stelle iſt nicht etwa eine beſonders hervorſtechende ſtiliſtiſche Leiſtung eines Handelscorreſpondenten, ſie zeigt den durchſchnittlichen Fachſtil der Rubrik „Handel und Induſtrie". Man braucht nur eine beliebige Zeitung zu nehmen, um Wendungen zu finden, wie dieſe, die ich einer Nummer der Magdeburgiſchen Zeitung entnehme: „Spiritus ſchloß ſich der herrſchenden Bewegung nicht an" — (klingt das nicht wieder wie Rebellion?) — „die Tendenz verflaute ſich und der Schluß brachte auch keine Erholung", was ebenſogut in Bezug auf einen Ball geſagt ſein könnte.

In ähnlicher Weiſe arbeiten die Fachſchriften anderer Zweige an der Verſchlechterung der Sprachen mit. Da ſind es nun die Mundarten, ſagt Klaus Groth, „welche unberührt von dem literariſchen Getriebe im engen Anſchluß an die Natur, in ſteter Beobachtung des Einfach-Natürlichen dem Sprachkörper geſundes Blut zuführen und ihn fort und fort erfriſchen. Ohne dieſe Mundarten würde die Schriftſprache immer abſtracter, immer blaſſer werden." Er macht darauf aufmerkſam, daß, wie der berühmte Sprachforſcher Max Müller dargethan hat, die Dialekte die Zuleiter, nicht die Ableiter der Sprache, daß ſie die Producenten, die Schriftſprache aber der Conſument ſei. Jede Schriftſprache aber müſſe ſich aus ihren Stammſprachen immerfort regeneriren, ſonſt erſtarre ſie, wie einſt das Lateiniſche erſtarrt ſei, wie das Franzöſiſche in Gefahr ſteht zu erſtarren. Und wenn darin die Haupt

bedeutung und der Hauptwerth der Mundarten und ſomit vorzüglich des Niederdeutſchen liegt, das ſich von der Schriftſprache am meiſten entfernt hat, ſo bieten ſie dem darin ſich ausdrückenden Schriftſteller eine Menge Vortheile dar, welche, wie ſchon angedeutet worden, der hochdeutſche Dichter erſt mit genialem Tact ſuchen und in mühevoller Arbeit ſich ſchaffen muß.

Für einen im hochdeutſchen Sprachgebiet Aufgewachſenen iſt und bleibt freilich Vieles von den Schönheiten des Niederdeutſchen verborgen, er wird niemals, wenn er Klaus Groth und Fritz Reuter, wenn er die gefällig gemüthvollen Riemels (Dût un dat) von Adolph Schirmer, die Dichtungen der genialen Sophie Detleſs, Theodor Storms, L. Gieſebrechts, und die von Ernſt, Dräger, Schwerin und Krohn, von Mezer, Berning, Dörr und Karl Runge lieſt und wie ſie alle heißen — wohl ein halbes Hundert Namen könnte ich hier nennen, — wenn er in die echten, kräftige Nordſeeluft athmenden Gedichte blickt, welche der gelehrte Berliner Profeſſor Focke Hoiſſen Müller in Stunden trauter Heimathserinnerung dichtete, er wird niemals das dabei empfinden können, was der geborene Plattdeutſche dabei empfindet. Gewiß mag Manches daran auf die Rechnung eines berechtigten Heimathsgefühls kommen, wenn uns Niederdeutſche die Laute jener Sprache ſo ergreifen und anmuthen, jener Sprache, die wir in glücklicher Kindheit geſprochen haben und die wir wohl wieder hervorholen, wenn wir einen Jugendfreund nach Jahren wiederfinden oder wenn wir fern vom niederdeutſchen Boden mit einem plattdeutſchen Landsmanne zuſammentreffen. Wie knüpfen ſich da an die plaſtiſchen, treuherzigen, mundgerechten Worte und Wendungen der heimathlichen Sprache die Eindrücke und Bilder der meilenweiten Wieſen mit ihren ſtillen Wäſſerlein, der eichenumrauſchten Dörfer, der Seen und Wälder, der Marſch und Haide, und vor Allem des Meeres mit ſeiner erhabenen Herrlichkeit. Der ganze Reichthum dieſer An-

ſchauungen und Eindrücke, ganz verſchieden von denen des Hochlandes und der Berge, ſind urſprünglich in das Niederdeutſche und aus dieſem erſt in das Hochdeutſche und in die Schriftſprache übergegangen, denn „jede Sprache iſt", wie Groth ſo ſchön ſagt, „das Product des ſchaffenden Menſchenſtammes, dem ſie gehört, deſſen Bedürfniß ſie befriedigt und der Eindrücke, die Himmel und Erde auf ihn machen da, wo er wohnt und wo er herkommt."

Das Urtheil Grimms über die plattdeutſche Sprache kann, obwohl derſelbe dem hochdeutſchen Gebiet entſtammt, befremden. In einem Briefe an Frommann, den Herausgeber der Zeitſchrift „Die deutſchen Mundarten", ſagt er: „Was Norddeutſchland vermag, hat jetzt Klaus Groth dargethan, doch haben die abgezwickten, verſchluckten Formen dieſer Mundart für mich etwas Unangenehmes". Gerade das Abwerfen der tonloſen Endungen, welche die Schriftſprache noch bewahrt zum Schaden für ihren Wohllaut, ſcheint uns ein Vortheil des Plattdeutſchen zu ſein. Ungleich günſtiger urtheilt der aus dem Königreich Sachſen ſtammende Lexicograph und Grammatiker Adelung, der ſonſt alles Mundartliche ausmerzen möchte. „Das Plattdeutſche," ſagt er, „iſt von allen deutſchen Mundarten in der Wahl und Ausſprache der Töne die wohlklingendſte, gefälligſte und angenehmſte, eine Feindin aller hauchenden, ziſchenden und der meiſten blaſenden Laute und des unnützen Aufwandes eines vollen, mit vielen hochtönenden Lauten wenig ſagenden Mundes, aber dagegen reich an einer kernhaften Kürze, an treffenden Ausdrücken und naiven Bildern," und er macht darauf aufmerkſam, daß Ausländer, denen die vielen Hauch-, Blaſe- und Ziſchlaute des Oberdeutſchen ein Aergerniß ſind, das Niederdeutſche am leichteſten lernen, wie der Niederſachſe, wegen ſeines feinen Gehörs und wegen der Feinheit und Biegſamkeit ſeiner Sprachwerkzeuge jede fremde Sprache weit eher und vollkommener lerne, als ſein ſchwerfälliger ſüddeutſcher Bruder.

Bewundernswürdig erſcheint mir, wie Göthe als Süddeutſcher von Geburt ſo treffend und ſchön von der niederdeutſchen Sprache urtheilen konnte. „Zu einem liebevollen Studium der Sprache," ſagt er, „ſcheint der Niederdeutſche recht eigentlichen Anlaß zu finden. Von allem, was undeutſch iſt, abgeſondert, hört er um ſich her ein ſanftes, behagliches Urdeutſch und ſeine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja wenn er ans Meer tritt, wenn Schiffe des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundſilben ſeiner Mundart entgegen, und ſo empfängt er manches Eigene, das er ſchon ſelbſt aufgegeben, von fremden Lippen zurück und gewöhnt ſich deshalb mehr als der Oberdeutſche auf die Abſtammung der Worte zu merken."

So hat es denn der niederdeutſchen Sprache auch in keiner Zeit an Lobrednern gefehlt und namentlich, als das auf die oben beſchriebene Art entſtandene Schriftdeutſch, „die meißniſche Sprache," wie man es nannte, derſelben ſo viel Boden abgewann, haben einſichtsvolle, vorblickende Geiſter, unbeirrt durch die faſt epidemiſche Sucht der Nachäffung des Fremden, gegen die Verachtung und Vernachläſſigung der ehrwürdigen Stammesſprache wenn auch ohne Erfolg angekämpft, weil ſie einſahen, daß hier ein Stück geſunden Volksthumes in Gefahr ſei. Schon im 16. Jahrhundert rügt der Geſchichtsſchreiber Albert Cranz, daß die Niederdeutſchen das Geziſch (stridores) der Oberdeutſchen nachahmten, und Nathan Chyträus, der Verfaſſer des großen niederdeutſchen Wörterbuchs klagt, daß man in Niederſachſen die fremden Sprachen und Dialecte cultivire und darüber die eigene ſchöne Mundart vergeſſe, oder ſie gar als roh, ungebildet und unvollkommen verachte. Und Mikrälius ſagt in ſeiner Pommerſchen Chronik: „Wie andere Sachſen-Leute haben nun auch wir an unſerer Mutterſprache einen ſolchen Ekel gehabt, daß unſere Kinder nicht ein Vaterunſer, wo nicht in Hochteutſcher Sprache, beten, und wir keine Pommerſche

Predigt faſt mehr in gantz Pommern hören mögen. Unſer männlich atticirendes Tau (T) muß allenthalben der ſigmatiſirenden (S)-Sprache weichen." Der ſächſiſche Polyhiſtor Johann Möller endlich bricht in ſeiner lateiniſch geſchriebenen Geſchichte des Cimbriſchen Cherſones in die Worte aus: „Wir beklagen das traurige Loos der niederſächſiſchen Sprache, welche nicht nur die älteſte von allen deutſchen Mundarten iſt, ſondern auch die kräftigſte und unverdorbenſte, ja ſogar den übrigen den Preis der Eleganz ſtreitig macht, dennoch wird ſie dem meißniſchen Idiome, das ſich mit ſeinem Ziſchen und ſeinen wenig männlichen einſchmeichelnden künſtlichen Reizen die Geiſter der Unſeren gewonnen, nachgeſetzt und aus der Kirche und der Kanzlei, ja faſt aus dem Hauſe und der Familie verbannt." Und Joh. David Michaelis ſpricht in einer akademiſchen Rede die Forderung aus, daß die Geſetze in platt- und hochdeutſcher Rede publicirt werden möchten. An der Univerſität Roſtock hat ſogar ein Niederdeutſcher Bernhard Raupach auf eine lateiniſch geſchriebene Diſſertation „Von unbilliger Verachtung der Plattdeutſchen Sprache" im Jahre 1704 den akademiſchen Doctorgrad erlangt. Darin wird das Niederdeutſche mit Wärme und Geſchick vertheidigt und verherrlicht, von deſſen Zukunft der Autor indeß eine etwas zu trübe Anſicht hegt. Er ſagt nämlich: „Wenn ich nicht, was ich gern wäre, ein falſcher Prophet bin, ſo möchte ich behaupten, daß die niederdeutſche Sprache in der Folgezeit ganz verſchwinden wird, ſie, die aus der Geſellſchaft verbannt und fortgewieſen, dem Haſſe, der Verachtung, dem Gelächter preisgegeben iſt." Gebührend hebt er hervor, daß literariſche Meiſterwerke, wie der Reineke Vos und Laurembergs Scherzgedichte in dieſer Sprache geſchrieben ſind. Aber das bedeutendſte Werk des niederdeutſchen Idioms, den Heliand, kannte jener gelehrte Vertheidiger nicht, denn noch faſt ein Jahrhundert ſollte vergehen, bis der franzöſiſche Gelehrte Gley, welcher die bam-

berger Handſchrift des Werkes entdeckt hatte, im Verein mit Reinwald an die Entzifferung deſſelben ging, eine Aufgabe, die nach dem Tode beider erſt der Germaniſt Schmeller glücklich zu Stande brachte und zwar grade tauſend Jahre nachdem die großartige Dichtung im Münſterlande entſtanden war. Mit ſtets ſteigender Bewunderung erkannten alle, welche ſich in dieſelbe vertieften, immer neue Züge erhabener urſprünglich kraftvoller Poeſie an der Dichtung des altſächſiſchen Sängers, welcher nach den Erzählungen der vier Evangeliſten das Leben Chriſti in plaſtiſcher Weiſe poetiſch erzählt. Jemehr die Bekanntſchaft mit dem Werke wuchs, um ſo höher wurde der Werth deſſelben von den Literarhiſtorikern angeſchlagen. Vilmar nennt es „das Trefflichſte, Vollendetſte, Erhabenſte, was die chriſtliche Poeſie aller Völker und aller Zeiten hervorgebracht, ja abgeſehen von dem chriſtlichen Inhalt, eines der herrlichſten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menſchengeiſt geſchaffen hat, und welches ſich in einzelnen Theilen, Schilderungen und Zügen vollkommen mit den homeriſchen Geſängen meſſen könne.“ Ganz der Anſchauung der mannhaften Sachſen gemäß erſcheint der Heiland als ein gewaltiger Heerfürſt, als der Könige mächtigſter, der weiſe Waltende im Kreiſe oder an der Spitze zahlloſer treuer Mannen und Degen in Kraft und Glorie.

Soviel von der großen Dichtung in alt niederdeutſcher Mundart. Unter den ſpäteren mittelniederdeutſchen poetiſchen Erzeugniſſen iſt kaum ein Originalwerk. Faſt alle jene ſogenannten romantiſchen Gedichte der erwähnten Brun'ſchen Ausgabe, ſowie ein Theil der zahlreichen Erbauungsſchriften in gebundener Rede, der Paſſionale, der Spieghel der Leyen, Doctrinale, der didactiſchen Dichtungen, welche den Kaland- und ähnlichen Brüderſchaften ihre Entſtehung verdanken, ſind entweder nachweislich aus hochdeutſchen und ausländiſchen Quellen entlehnt, oder es exiſtiren verwandte Dichtungen in anderen Idiomen

ohne daß entſchieden feſtzuſtellen wäre, welches von ihnen das Original ſei, das niederdeutſche oder das hochdeutſche. Ich habe ſchon in meinen Beiträgen zum deutſchen Kirchenliede darauf hingewieſen, daß man vielfach durch Aberkennung der Originalität den niederdeutſchen Dichtungen zu nahe getreten iſt. Jedenfalls iſt die Gegend des Niederrheins in der älteren Zeit literariſch überaus productiv geweſen, und von den mittelhochdeutſchen Gedichten „Orendel und Brîde", und „König Oswald" iſt bereits mit Sicherheit nachgewieſen, daß ſie auf niederdeutſche Originale zurückgehen. Aber wie auch einmal die theilweiſe noch offene Frage der Originalität entſchieden werden mag, haben dieſe mittelniederdeutſchen Dichtungen, ſelbſt wenn ſie ſämmtlich entlehnt wären, dies nicht mit den claſſiſchen Werken eines Wolfram von Eſchenbach, eines Gottfried von Straßburg, eines Hartmann von der Aue gemein? Auch dieſe Dichter nehmen ihre Stoffe aus fremden, meiſt romantiſchen Quellen, auch ſie überſetzen, aber ihren Ueberſetzungen prägen ſie den Stempel echten Deutſchthums und einer wahrhaft dichteriſchen Genialität auf, ſie vertiefen dieſelben in einer Weiſe, daß die Originale, ſoweit ſie oder ähnliche uns noch vorliegen, daneben dürftig erſcheinen müſſen. Ein niederdeutſcher Dichter, auf den ſich das eben Geſagte in vollem Umfange anwenden ließe, iſt der Verfaſſer des plattdeutſchen Reinke de Vos, des zweiten Hauptwerkes der niederdeutſchen Literatur. Mehr als dreihundert Jahre hat das auch in Oberdeutſchland aus Soltaus und Göthes Bearbeitungen bekannte Werk für ein Original gegolten, bis das gleichnamige holländiſche Gedicht, deſſen wahrſcheinlicher Verfaſſer Hinrick van Alkmar iſt, aufgefunden und für das Original erklärt wurde. Aber auch der geht wieder auf ein vlamiſches Vorbild, den Reinaert de vos zurück, deſſen Verfaſſer, „Willem," wie er ſich ſelbſt nennt, nach eigener Angabe ſeinem Werk ein welſches (franzöſiſches) Gedicht zu Grunde gelegt hat. Dennoch hat, wie

bben, ein Herausgeber des „Reineke Vos," mit Recht ſagt, die
ıgſte von allen Faſſungen, die niederdeutſche, trotzdem ſie in
prache und Darſtellung nicht den Stempel der Claſſicität an
ȝ trägt, die literariſche Welt erobert.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, hier eine Aufzählung ſelbſt
ır der wichtigſten Erzeugniſſe der niederdeutſchen Literatur zu
ben. Nur das Eine ſei hier bemerkt, um die ſchon oben an-
fochtene Anſicht von der Beſchränktheit des niederdeutſch Dar-
llbaren zu widerlegen, daß es kaum eine Gattung der Poeſie
d Proſa giebt, in der ſich niederdeutſche Schriftſteller nicht ver-
cht hätten. Wie reich iſt z. B. die Ueberſetzungsliteratur. Nicht
ır eine große Anzahl der epochemachenden Schriften der polemiſch
ıfgeregten Reformationszeit ſind in's Niederdeutſche überſetzt
rden, auch beliebte Claſſiker des Alterthums wie Anakreon und
bſt der elegante Boileau haben ſich dieſer Sprache anbequemen
üſſen. Selbſt ein philoſophiſcher Dialog in plattdeutſchen Ver-
ı findet ſich in den Schriften des um das Niederdeutſche auch
ıft verdienten Docen. Wie groß die Anzahl der Lyriker und
piker ſei, iſt ſchon mehrfach angedeutet worden; aber auch das
rama iſt vertreten. Mittelniederdeutſche Paſſions-, Volks- und
ıſtnachtsſpiele hat der Stuttgarter Literariſche Verein und Mone
ſeiner trefflichen Sammlung herausgegeben, ſpätere aus den
ȝten Jahrhunderten ſind unter den „raren Büchern" norddeutſcher
ibliotheken zu finden und eine gründliche Nachleſe in denſelben
ürfte noch manches Bemerkenswerthe zu Tage fördern. In
ueſter Zeit haben plattdeutſche Volkstheater (z. B. in Hamburg)
bhaften Anklang gefunden.

Von niederdeutſchen Proſaſchriften verdienen die zahlreichen
hroniken vorzugsweiſe beachtet zu werden. Sie ſind theils wich-
ge Geſchichtsquellen, wie die Städtechroniken, das Zeitbuch des
ıke von Repgow, des Hermann von Lerbeck u. A., theils haben

ſie außerdem noch hohen literariſchen Werth wie die des Lübecker Dominikaners Korner aus dem XV. Jahrhundert, welche in ihrem meiſterhaft erzählenden Stil und der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Stoffes lebhaft an Boccaccio's Decameron erinnern. Von Klaus Groths und Fritz Reuters trefflichen Dichtungen und Erzählungen brauche ich hier nichts zu ſagen, ſie ſind in allen Händen, aber auch neben ihnen haben ſich eine Anzahl plattdeutſcher Novelliſten wie Möhl, Pining, Grimme, der öchener (achener) Joſeph Müller, Grimme der „Olle Numärker" u. A. ſchnell die Gunſt des Publicums erworben.

Von den Erzeugniſſen einer Sprache, namentlich wenn ſie nicht eigentlich Schriftſprache iſt, hat unſtreitig das den größten Werth, was aus dem Volke ſelbſt ſich herausgebildet hat: das ſind Sprichwörter, ſprichwörtliche Wendungen, Volksreime und Volkslieder. Von dieſen Gattungen tragen namentlich die erſteren den Stempel eines hohen Alters. Als ſprichwörtliche Wendungen bezeichne ich ſolche, die aus einzelnen noch nicht zum Satz oder zur Redensart verbundenen Wörtern beſtehen. Faſt alle ſind ſie allitterirend, d. h. die wichtigſten und am meiſten betonten Worte (oft ſind es nur zwei) fangen mit denſelben Conſonanten an. Da die Allitteration, welche in der älteren Poeſie als Kunſtmittel angewandt wurde und den Reim vertrat, die Bildung ſolcher formelhafter Wendungen weſentlich begünſtigen mußte, ſo iſt es erklärlich, warum gerade im Heliand, der Hauptdichtung von allitterirender Form, ſich eine ſo große Anzahl derſelben findet. Auch die hochdeutſche Sprache hat eine Fülle ſolcher Wendungen, aber durch den langjährigen Schriftgebrauch haben ſie die Bildlichkeit und Friſche viel mehr verloren als die mündlich fortgepflanzten niederdeutſchen. Gewöhnlich ſind zwei Worte von demſelben Redetheil, namentlich Hauptworte oder Zeitworte zu einer Wendung verbunden. Solche ſprichwörtliche Wendungen ſind „Pann un

Putt", „von Pontius to Pilatus", „Pogge un Pol," Schipp un Schirr, an Steden un Straten, vör Dau un Dag, Tormen un Tinnen, mit Torwe un Twige (Torf und Zweig wurden als Zeichen der Uebergabe überreicht), Wer un Wapen, Wind und Weder; verwist, verfört un vervemt, liken un leinen (lehnen, leihen), minnern un meren, planten un paten (pfropfen von Bäumen), rennen un riden, singen un seggen, doren un dullen, warwen un winnen, nich half nich heel, matt un möd', oder auch matt un marod', warm un wunsam (Heliand), binnen un buten, vaken un vele.

Weit wichtiger sind die Sprichwörter selbst, welche W. Grimm mit Recht eine Gattung der Poesie nennt und als das Volksmäßigste bezeichnet, was es überhaupt nächst der Sprache nur geben kann. Sie stehen zwischen der Sprache selbst und dem, was die einzelnen Schriftsteller aus ihr machen, in der Mitte und bilden nächst den Volksreimen und Volksliedern die treuesten Belege für Witz und Wissen, Dichten und Denken, Sitten und Gebräuche des Volkes, dem sie entstammen. Eine große Menge von Sprichwörtern sind nicht nur den verschiedenen Stämmen unseres Volkes gemeinsam, sondern wir theilen sie sogar mit anderen Nationen. Ich wähle hier durchweg solche, die mir im Hochdeutschen entweder nicht begegnet sind, oder die sich leicht als ursprünglich niederdeutsche erkennen lassen. Je geringer der Wortschatz einer Sprache ist, desto mehr wird sie zur Erreichung ihrer Zwecke das Bild, den Vergleich heranziehen, desto plastischer ist sie, wie oben bereits erwähnt wurde, schon an sich, denn was z. B. das Plattdeutsche an entsprechenden hochdeutschen Worten nicht besitzt, das sind die meisten abstracten Begriffe. Diese müssen umschrieben werden und so ist denn der Niederdeutsche gleich mit seinem „as en" (als ein) bei der Hand. Auf diese Weise entstehen im all-

täglichen Gebrauch eine Menge Vergleiche, welche in Aufnahme kommen und ſprichwörtliche Kraft gewinnen. Gar Vieles davon iſt auf ein kleines Gebiet, auf einen Ort, ja auf eine Familie beſchränkt und noch nicht Gemeingut geworden. Die Sprichwörterſammlungen und Idiotika, deren Verfaſſer mit anerkennenswerthem Fleiß viel Volksthümliches zuſammengebracht haben, geben daher noch nicht im Entfernteſten einen Maßſtab für den reichen, ich möchte ſagen unerſchöpflichen Schatz deſſen, was wirklich in der Sprache lebt. Um die Vielgeſtaltigkeit des niederdeutſchen Sprichwortes zu zeigen, führe ich einige derſelben nach beſtimmten Geſichtspunkten an, und zwar zunächſt nach ihren verſchiedenen Formen. Außerordentlich zahlreich ſind die in die Form des Vergleiches gekleideten und immer ſpringt in ihnen der Vergleichungspunkt klar und ungeſucht in die Augen, ſtets giebt der zur Vergleichung herangezogene Gegenſtand ein plaſtiſches Bild. Wie treffend wird z. B. der hole Schwätzer, der viel verſpricht und wenig hält, in dem Sprichwort gekennzeichnet: „He hett et an de Wö'r (Worten), as en Katteker (Eichkätzchen) an'n Start." Meiſtens wird der Vergleich mit einer leiſen Ironie angewendet: z. B. „he geit'r up los, as Paulus up de Korinther" etwa von einem der eine Arbeit haſtig anfängt, aber bald dabei ermattet oder überhaupt von blindem Eifer, wofür man auch ſagt: „he geit'r up los, as de Buck up de Hawerkiſt." Auf den unſchönen Wuchs geht das ſarkaſtiſche: „he is ſo ſchlank, as en Sack mit Wutteln (Wörteln, Wurzeln)". Von Einem der eine ängſtliche, ſchuldbewußte Miene zeigt, oder der vom Elend ſtark mitgenommen iſt, ſagt man: „he ſüht ut, as de düre Tied," ein ſtarker metaphoriſcher Ausdruck, in welchem ganz gegen den ſonſtigen Gebrauch das zum Vergleich herangezogene Wort ein Abſtractum iſt, freilich von der Art, daß ſeine Aeußerungen nur zu ſichtbar ſind. Die Weber ſind unter den Handwerkern Niederdeutſchlands,

wo noch jetzt faſt jedes Bauernhaus ſeinen eigenen Webſtuhl hat, ein notoriſch armer Stand; daher ſagt ein vergleichendes Sprichwort von einem armſelig brennenden Licht: „dat Licht brennt, as wenn en Wewer dot is“ — oder „as wenn en Wewer üm dat Hus geit un freet na de Magd.“ Zuweilen wird der Vergleich durch eine bloße Nebeneinanderſtellung erzielt wie in dem Sprichwort: „Wutteln und Röwen (Rüben) achter Faſſelabend, un en Dirn achter drittig Jahr, de hebben beid' den Smack verloren.“ Wie farbloſe Abſtracta dadurch anſchaulich belebt werden, daß ſie mit einem concreten Bilde in Zuſammenhang gebracht werden, mögen folgende Wendungen zeigen. Um zu bezeichnen, daß bei einem Geſchäft der größte Gewinn ſchon weggenommen iſt, ſagt man: „De ripſten Beren (Birnen) ſünd all (ſchon) ſchüddelt“; ein anderes warnt davor ſein Gut bei Lebzeiten zu vererben: „Treck di nich eher ut, as bet du to Bed geiſt.“ Daß Verſchwendung zum Mangel führt, deutet dies an: „Wenn de Botter up is (aufgezehrt iſt), ſo iſ't Smeren ut.“ „Den beſten Fot vörſetten“ würde ſo viel ſein, als ſeine beſten Eigenſchaften hervorkehren, und ähnlich heißt „en witten Fot bi Einen hebben“ ſoviel als bei Jemand in Gunſt ſtehen oder wie es ebenfalls mit einem Bilde im Hochdeutſchen erſcheint „gut angeſchrieben ſein“. Von einem Menſchen, welcher gern Händel ſucht, ſagt man: „De Für nödig hett, de ſöcht et in't Aſk“ (Aſch), oder wenn er wirklich zu Thätlichkeiten übergegangen iſt, „he kann nich in heler (heiler) Hut lewen.“ Darauf daß ſelten Jemand ganz unſchuldig in Verdacht geräth, ſpielt das Sprichwort an: „Da het keen Koh Buntje, o'r ſe hett en Placken.“ Verheirathen ſich ein Paar arme Menſchen, ſo ſagt man: „Se ſmieten ehr Plun'n (Lumpen) toſammen,“ und von unverträglichen übel zuſammenpaſſenden Eheleuten: „De het de Düwel toſammen karrt.“

Nicht ſelten zeigen die Sprichwörter einen ſtarken metapho-

riſchen Ausdruck, d. h. es werden Merkmale von einem Gegenſtande auf einen anderen übertragen und zwar vorzüglich wieder ſolche von concreten, d. h. mit den Sinnen wahrnehmbaren Dingen auf abſtracte d. h. gedachte Dinge. Eine derartige Metapher liegt z. B. in der Wendung: „Dor ruk (rieche) an, as Kasper an den Surkohl", als Schlußſatz einer tadelnden Rede auch in der Form „dar kann he an ruken" ſehr gebräuchlich. Hierher gehört das den Feigen verſpottende Sprichwort: „he ſpinnt Lopelgarn un haſpelt mit de Hacken," oder „Enen utfrogen bet up den Paddick" (Mark der Bäume), und was von Pflanzen auf jugendliche Perſonen von ſchnellem Wachsthum übertragen wird: „Int Saat ſcheten." Von einer verlorenen Sache, oder einem rettungsloſen Zuſtand von Perſonen ſagt man: „Da is keen Salw (Salbe) mehr antoſtriken." Den Fürwitz der zu ſchaden kommt weiſt das Sprichwort zurecht: „De ſik to grön makt, dem freten de Sögen (Sauen)". Dem Hochdeutſchen „Gelegenheit macht Diebe", verwandt iſt dies: „Wo de Tun am ſiedſten (niedrigſten) is, da ſtiggt Jedwereen öwer." Dem Niederdeutſchen iſt es eigenthümlich, daß es bei der Metapher das Bild gewöhnlich aus einer niederigeren Sphäre nimmt, als welcher der Gegenſtand angehört, auf den es bezogen wird, während es ſich in der Schriftſprache oder vielmehr in der Kunſtpoeſie gerade umgekehrt verhält. Dieſe überträgt Eigenſchaften, verwandtſchaftliche Verhältniſſe, Thätigkeiten, Körpertheile des Menſchen auf lebloſe Dinge und Thiere. Das niederdeutſche Sprichwort umgekehrt Eigenſchaften und Merkmale von Thieren und Sachen auf Menſchen ganz in der Weiſe der Volkspoeſie überhaupt. Das Volk lebt noch in engerem Zuſammenhange mit der lebloſen Natur und der Thierwelt. Es giebt eine Menge Metaphern und metaphoriſcher Wendungen, Vergleiche oder bildliche Ausdrücke, die auf menſchliche Verhältniſſe zu beziehen ſind, während in ihnen nur von Dingen und Thieren die Rede

iſt, eine Gattung, die ich als ſprichwörtliche Anſpielungen bezeichnen möchte. Eine norddeutſche Mutter, welche einen eckigen, ſtruppigen, ungefügen Sohn hat, tröſtet ſich wohl mit der Wendung: „De rugen Fohlen gewt de beſten Per' (Pferde),“ während ein peſſimiſtiſch denkender Nachbar vielleicht über denſelben Knaben ſo urteilt: „De word en Fohlen uptrecken, de er vör de Schen' (Schienbein) ſleit.“ Wenn Jemand bei einem Armen irgend welchen Beſitz vermuthet, pflegt der norddeutſche Bauer zu ſagen: „Ja ſök du in en Hunn'ſtall Bradwoſt“ und wenn einer Mangel leidet ſagt man: „he möt Hungerpoten ſugen,“ was vom Bären hergenommen iſt, dem der Volksaberglaube andichtet, er ſtille ſeinen Hunger dadurch, daß er auf ſeinen Pfoten ſauge. Mit Thieren wird der Menſch verglichen, ohne daß darin irgend ein beleidigender Sinn empfunden würde. So ſagt man von einem Menſchen mit feiſtem Geſicht: „he hat en Kopp as en Kloſterkatt.“ In wie gemüthlicher Verbindung erſcheint der junge Menſch und das junge Hausthier in dem Sprichwort: „Kinnermaat (maß) un Kälwermaat möten oll Lüd' weten,“ und in dem ſprichwörtlichen Volksreim: „de will lewen ane Pin, de höd' ſick vör Steſkinner un Winterſwin,“ oder in dem Satze: „Gode Deerns (Dirnen, Mädchen) un gode Gös (Gänſe) kamen bi Tied' na Hus,“ und nicht blos vom Pferde, ſondern eben ſo gut von Pflegebefohlenen und Untergebenen ſagt man „Genen de lange Lien' laten“ (den Zügel, die Leine lang laſſen). Von Jemand, der nicht ſein rechtes Auskommen hat, wird ohne beleidigenden Sinn behauptet: „Et geit em as de Faſelſwin, de itt (ißt) nich ſatt un hungert nich dot.“

Dagegen erhebt ſich zuweilen das Sprichwort zu der höchſten Höhe des bildlichen und tropiſchen Ausdrucks, zur Perſonification, welche lebloſen Dingen die Merkmale der höheren Gattung des Belebten beilegt. Hierher gehören Wendungen wie: „Hochbeende

(hochbeinige) Jahr (Nothjahre)"; „Lögen hebben korte Been"; „De Maan (Mond) geit all' to Bett"; und in dem Sprichwort: „Meen ick is en Bedreger" liegt eine Perſonification eines abſtracten Verhältniſſes, die gerade ſo kühn iſt, wie die in einer Stelle des Fortunat von Tieck (Schriften, 3, pag. 314), wo es heißt:

Ja „kamt Ihr geſtern" iſt Geſchwiſterkind
Mit dem verruchten Balg „ein andermal"
Die Lumpenſippſchaft ſtammt von Lug und Trug
Und Kargheit ſäugte ſie an ſchlaffen Brüſten,
Wohin man kommt ſind die Unholde da
Mit ihrem dummen Zähnefletſch und Grinſen.

Einer andern perſonificirenden ſprichwörtlichen Wendung: „Alle Pütten un Pöhle de Ogen uttreden," liegt dieſelbe ſchöne bildliche Anſchauung zu Grunde, nach welcher die Orientalen den Quell „das Auge der Erde" nennen.

Zuweilen äußert ſich die geſtaltende Kraft des niederdeutſchen Sprichworts in Neubildungen, z. B. „Up den Heger kümmt en Fleger"; „Licht daran, licht davan"; „Die Lieder (der Verträgliche) aewerwinnt den Strieder"; „Dat Kleed makt den Mann, wer't hett, de treckt't an"; „Elk (jeder) free ſin Nabers Kind, denn weet he, wat he find'"; „Oſt, weſt, to Hus beſt"; „De Welt is vull Pien, elk föhlt ſien"; „Wied un ſied".

Soviel von der Form des Sprichworts. Wenn wir nun eine Anzahl derſelben nach ihrem ethiſchen Gehalt betrachten, ſo werden wir finden, daß ſich manches Bemerkenswerthe von dem Geiſt und Witz, dem Denken und Trachten des Volkes in denſelben wiederſpiegelt. Beherzigenswerthe Sentenzen finden ſich unter ihnen, Ausflüſſe jener naturwüchſigen Lebensweisheit, welche das arbeitsvolle und doch ſtillbeſchauliche Leben des Ackerbauers, des Seefahrers, des Hirten und des Jägers ausgebildet hat. Ein nüchterner practiſcher Sinn ſpricht ſich meiſtens in dieſen Sätzen

aus, die häuslichen Tugenden der Arbeitſamkeit, Sparſamkeit, Ordnungsliebe, practiſche Klugheit und ungeheuchelte Frömmigkeit werden in denſelben empfohlen, das Gegentheil derſelben derb und ſchonungslos und mit treffendem Witz verſpottet. Immer ſind dieſe Sprichwörter anſchaulich und plaſtiſch. Hierher gehören Sätze wie die folgenden: „De ſick will ehrlich ernähren, mütt vel flicken un weinig vertehren“: „De de Ogen nich apen deit, mütt den Büdel apen dohn“; „Een Oge arbeit' mehr as tein Hänn (Hände)“; „De röhmt weſen will mut ſtarwen, de beſnackt weſen will mutt frie'n“; „Wenn Eenen't Farken baden (geboten) word, mutt de Sack apen ſtahn“; (von der Benutzung des günſtigen Augenblickes); „Vör en ungewiſſe Schuld mütt'n Hawerkaff annehmen“; „Dar können vel togliek ſingen, man nich ſpreken“; „De Flok hett en goden Sinn, wo he utfahrt, da fahrt he wedder in“ (d. h. der Fluch fällt auf's Haupt des Fluchenden zurück). Gegen das Spiel richtet ſich das Sprichwort, „Da ſpelen ſick ehr tein arm, as een rik“; und ein Lob des kirchlichen Sinnes früherer Zeiten liegt in dem Sprichwort: „As ſe noch Vader un Moder ſeggten, kunnen ſe Karken un Thorns bu'n, man as ſe Papa un Mama ſeggten kunnen ſei kein mehr unnerhollen.“

Am glänzendſten tritt der Witz des Niederdeutſchen in den ſatiriſchen Sprichwörtern hervor, welche die Verkehrheit, die Unbeſonnenheit, den Mangel an wirthſchaftlicher Tüchtigkeit, alles phantaſtiſche und affectirte Weſen geißeln. Hierher kann man Redensarten rechnen wie: „De Bottermelk met de Meßfork eten“; „Een Ei up't Meßbahr dragen“; „Achtert Nett fiſchen“; „Dat Og' will ok wat hebben, ha de blinn Harm ſeggt, da freet' he na en moje Deern.“ Der ruinirte Verſchwender bekommt ſeinen Hieb in dem Sprichwort: „He het et up, dat is en richtig Teſt'ment“; ebenſo ſein Gegentheil der Karge, von dem es heißt: „He het mal twee Blinden wat gewen, de können't noch nich ſehn“;

oder „Bremen is en Slukhals, ſä' de Jung, da had' he en halwen Gröſchen darin vertehrt"; oder der Aengſtliche, Uebervorſichtige: „Vör alle Gefahren, ſä' de Mennoniſt, da bunn he ſien' Hund an, de all drei Dage dot was", und ähnlich: „He is ſo vörſichtig as Köſters Koh, de gung all dree Dag' vör'n Regen in'n Stall, un doch wörd er de Stert natt."

Die Form dieſer beiden letzten Sprichwörter kehrt oft wieder. In ihnen wird dadurch, daß zwiſchen dem angeführten Ausſpruche und der ſie begleitenden Handlung oder Abſicht ein überraſchender Contraſt beſteht, oft eine außerordentlich komiſche Wirkung erzielte. Ich füge dieſe Gruppe gleich hier an, weil in ihnen Verkehrtheiten im Handeln, und namentlich das ſtümperhafte Weſen untüchtiger, aber ſelbſtzufriedener Menſchen derb verſpottet wird, welche dem thatkräftigen, practiſchen, auf ſeinen ſauer erworbenen oder behaupteten Wohlſtand nicht wenig ſtolzen Bauern und Kleinbürger ein Gräuel ſind. Dahin gehören Sprichwörter von mehr ausgeführter Form, wie: „All to gliek, ſä' de Bur, da hadd' he een Peerd vör'n Wagen"; „De Kunſt ſtiggt ümmer höger, ut'n Köſter werd en Kröger"; „De wat kann, den kümmt wat, had de Snieder ſeggt, da had he en Paar Strümp to verſohlen kregen", oder: „da kreg he'n Weſt to flicken"; „Dat was een von't Duſend, ſä de Spellmaker, Jung nu hol mi en Kros Beer"; „He will ſick betern upt Oeller, as de Mighamelkens de't flegen lehr'n"; oder: „as en Winterſwien."

Der Form nach ähnlich ſind folgende humoriſtiſche Wendungen, die der niederdeutſche Bauer braucht, um nach ſeiner Weiſe durch die Blume zu ſprechen, und die man ſatiriſche Anſpielungen nennen könnte: z. B. „Et is grot, wat de Hund driggt, un wenn hei't dallegt, ſo iſ't man en Knaken", was an das Lateiniſche Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus erinnert „Een wet woll, wat en hölten Buck vör Talg het"; „Nu geit de Reiſ' los,

ſeggt de Poppegei, dunn holt em de Katt"; „Dat is en Hund von en Perd, ſä de Jung, dunn ret he up en Katt"; „Rad' mi god, öwer rad mi nich af, ſä de Brud"; „Watt'r ſin möt, möt er ſin, ſä de Jung, verköfft ſien Mütz un köfft ſick en Multrummel"; „Dar kümmt wat Nie's up, ſä de Jung, as he beden ſoll"; und auch der Galgenhumor iſt vertreten im niederdeutſchen Sprichwort, was folgende zwei belegen mögen: „Dat wull vundag (heute) en heten Dag warden, ſä dat oll Wief, as ſe verbrennt warden ſull"; oder „Den Weg möt' ſe all' an, ſä dat Wief, da föhrten's mit ern Mann na'n Galgen."

Ein gewiſſes kulturhiſtoriſches Intereſſe haben manche Sprichwörter, z. B. die, welche den paſſiven Widerſtand und den Haß gegen weltliche und geiſtliche Unterdrücker kennzeichnen. „He geit, as wenn he na'n Howdeinſt geit" oder „as wenn de Bur in'n Torn ſall" ſagt man von dem Zögernden; eine in der Praxis des Frohnens gewiß oft befolgte Lehre enthält das Sprichwort: „De ſick in'n Howdienſt dod quält, kümmt nich in'n Himmel"; auf die Uebergriffe der Großen geht die Anſpielung: „Von lüttge Fiſch ward de Hekt grot"; ähnlich ſind: „De Hun'n un de Eddellüd' makt kein Döhr hinner ſick tau"; und: „Herrengunſt, Aprilweder, Ollwiewerdanz un Wiſchenwater durt nich lang"; oder: „Gott lat unſen Vagt noch lang lewen, wi können wol en ſlimmern Düwel kriegen."

So tiefreligiös, ſo kirchlich das niederdeutſche Landvolk meiſt iſt, ſo verſchont es doch die Diener der Kirche mit ſeinem Witz nicht. Namentlich wird die Unerſättlichkeit des katholiſchen Klerus vielfach in Sprichwörtern verſpottet, von denen hier einige wenige Platz finden mögen. Auf die Bettelmönche ſcheint gemünzt zu ſein: „Papenſack un Möllermatt warden nich vull"; „Papen Gierigkeit un Gottes Barmhertigkeit wohrt van nu an, bet in Ewigkeit"; auf das Wohlleben der Kloſterleute ſpielt das Sprichwort an:

„He hat en Kopp as en Pater“ (ſonſt auch „as en Kloſterkatt“); von geringer Ehrfurcht vor dem geiſtlichen Stande zeugen die Sprichwörter: „Het de Düwel den Preſter holt, ſo mag he ok den Köſter holen“; und „De Beſte in de Midden, ſä de Döwel da gung hei twiſchen twe Papen“. Und da wir hier einmal bei ſeiner hölliſchen Majeſtät angekommen ſind, ſo wollen wir zum Schluſſe einmal ſehen, wie dieſelbe im niederdeutſchen Sprüchwort erſcheint, welches ſich ganz beſonders gern mit ihr beſchäftigt. Meiſtens tritt der Teufel mit einer gewiſſen Bonhommie auf, wie in dem Satz: „Gleich ſucht ſich, gleich fand ſich, ſä de Döwel, dum kem he to en Kohlenbrenner“; oder in dem: „De ſick mit'n Döwel god ſteit, de kriggt den beſten Platz in't Höll“; oder: „All't Beten (Bischen) helpt, ſä de Döwel, dunn at he de Botter met de Meßfork“ und „De Döwel is ſo ſwart nich as ſe enn afmalen“, endlich: „Wo man ſingt da laß dich ruhig nieder, ſä de Döwel, dunn ſett't he ſick in en Hormkenneſt“ (Horniſſenneſt).

Soviel von Sprichwörtern. Es wird ſelbſt aus der kleinen Anzahl der angeführten erhellen, daß unter der derben Form wie unter einer rauhen Schale manche Perle des Witzes und der Lebensweisheit geborgen iſt und daß auch dieſe Erzeugniſſe des Volksgeiſtes ihre Poeſie haben.

Zwiſchen den Sprichwörtern und den eigentlichen Volksliedern in der Mitte ſtehen die Volksreime, bald in die eine, bald in die andere Gattung hinüberſpielend. In ihnen zeigt ſich der Norddeutſche mehr von ſeiner gemüthlichen Seite. Sie treten meiſtens in einer großen Anzahl von Variationen auf. Jeder Gau, jeder Ort hat ſie ſich ſeinem Geſchmack und ſeinem Dialect gemäß umgebildet und das Seine hinzugethan, und ſo können ſie recht eigentlich als Erzeugniſſe und als Eigenthum des Volkes gelten. Erſt der kleinſte Theil iſt geſammelt, vieles jedoch namentlich durch die Idiotiken (Wörterbücher einzelner Dialecte) wenig-

ſtens der Vergeſſenheit entriſſen, allein, wie dieſe Bücher ſelbſt, ſchwer zugänglich und unter rein lexicaliſchem Material zerſtreut. Und es iſt ein Glück, daß wenigſtens ein Theil von dieſen Dingen fixirt iſt, denn aus der Kinderſtube und vom Spielplatz verſchwinden ſie bei ſtetem Vordringen des Hochdeutſchen immer mehr und ſpätere Generationen werden nicht mehr viel von ihnen wiſſen. Ein genaueres Eingehen auf dieſen Gegenſtand würde allein den Raum eines Vortrages überſchreiten, ich muß mich daher hier darauf beſchränken in einer Ueberſicht über die verſchiedenen Gattungen der Volksreime dem Leſer einen Begriff von dem Reichthum und der Fülle derſelben zu geben. Hierher gehören gewiſſe volksthümliche Gebete, wie ſie die Mutter den Kleinen vorſpricht. Sie haben in ihrer kindlichen Einfalt etwas ungemein Rührendes. Ein altes Kindergebet, welches ſchon ein Sammler der Reformationszeit, Agricola, aufgezeichnet hat, und welches im ganzen nordweſtlichen Deutſchland verbreitet war, mag hier als Beiſpiel ſtehen. Es lautet:

Awends wenn ick in mien Bettken träde
Träd' ick in Mariens Schaut,
Maria is mien Moder
Johannes is mien Broder,
De leiwe Herr is mien Geleitsmann,
De mi den Weg wol wieſen kann,
Twölf Engelkens gaht mit mi
Twee Engelkens an dat Koppenn (Kopſende)
Twee Engelkens an dat Footenn
u. ſ. w.

der Schluß lautet:

Jeſus in mien Hertken
Maria in mien Sinn
In Gottes Namen ſchlap ick in.

Sehr anſprechend ſind die zahlreichen Wiegen- und Ammenlieder mit ihren ungemein einſchmeichelnden Melodieen und

einem ganz eigenthümlich ſchaukelnden, ſanften Rythmus, an dem man ſie auch ohne Kenntniß des Textes als für den Gebrauch an der Wiege beſtimmt erkennen würde. Allbekannt dürfte das weitverbreitete Liedchen ſein:

Eia, popeia wat raſſelt int Stroh,
Dat ſünd de leiwen Göſe de hebben kein Schoh
u. ſ. w.

oder das

Slap Kindken ſlap
Dar buten (draußen) ſind twei Schap
u. ſ. w.

und vor Allen dies:

Buköken von Halwerſtadt
Bring doch uns klein Kindken wat.
Wat ſall ick em denn bringen
Twei rode Schoh mit Ringen
Da ſoll dat Kindken up ſpringen.

Eine andere Gruppe von ſpruchartigen Kinderreimen iſt dazu beſtimmt den Kleinen vorgeſungen oder vorgeſprochen zu werden, wenn man ſie auf den Knieen ſchaukelt, man kann ſie daher als Reiterliedchen oder Schaukelreime bezeichnen. Eine Umbildung des eben mitgetheilten iſt unter dieſen

Hopp, mien Perdken na de Stadt
Bring doch uns klein Kindken wat.
u. ſ. w.

Eine Unzahl derſelben beginnt mit den Worten:

Pinke, Panke Perd beſlan
T'ſall den hogen Berg rup gahn.
u. ſ. w.

Dieſen verwandt ſind Reime, mit welchen die erſten unſicheren Hantirungen und Bewegungen der Kinder rythmiſch begleitet werden, z. B. das

Backe, backe Koken
De Bäcker de hat ropen
u. ſ. w.

oder was beim Abzählen der Finger geſagt wird:

Dit is de Dum
De ſchüddelt de Plum
De liſt ſe up
De fritt ſe up
De kleine Schelm iegg't Vader un Moder na.

Als Aufgaben zum ſchnellen Nachſprechen dienen Sprüche wie:

Schniederſcheer ſchnitt ſcharp
Scharp ſchnitt de Schniederſcheer,

oder

Ick ſteck mien Kopp in'n koppern Pott
In'n koppern Pott ſteck ick mien Kopp.

Es iſt ſchon oben auf die rythmiſche Schönheit einiger Liedchen hingewieſen worden. Manche derſelben ſind nach dieſer Seite nicht unintereſſant. Sie zeigen eine Beweglichkeit des Tactes, welche unſere literariſchen Kunſtproducte, die ſich faſt nur noch in Jamben und Anapäſten bewegen, beſchämen könnte. So das Liedchen:

Eén Buddel Beer, twée Buddel Beer,
Drée Buddel, Buddel, Buddel, Buddel Beer,
Véer Buddel Beer, fief Buddel Beer,
Sóß Buddel, Buddel, Buddel, Buddel Beer,
u. ſ. fort,

welches ſtreng im $\frac{4}{4}$ Tact geſprochen oder geſungen werden muß. Selbſt Gangbewegungen lebender Weſen unterfängt ſich der Volkswitz rythmiſch nachzubilden, wie in dem Spruch von den drei lahmen Weibern: Von der erſten, die in die „linke Kuhle“ tritt, d. h. mit dem linken Fuß hinkt, heißt es:

Et brennt, et brennt,

von der zweiten, auf dem rechten Fuß lahmen:

Woneffens, woneffens,

von der dritten, welche auf beiden Füßen hinkt:

Up de Zuckerbeckerie, up de Zuckerbeckerie.

In ähnlicher Weiſe enthalten manche dieſer Volksreime und Sprüche eine Onomatopoeie (Nachahmung des Schalles mit Worten), und das Quaken der Fröſche, die Stimmen der Vögel werden in ihnen ebenſo geſchickt nachgebildet, wie in den unſterblichen Luſtſpielen des griechiſchen Dichters Ariſtophanes. So z. B. das Froſchgequake in dem Reim:

Naberſche, Naberſche morgen back ick ick ick ick,
Naberſche, Naberſche morgen rack ick ick ick ick.

und

Naberſche, Naberſche haſt du den Mann mit de
ro'en Been' (rothen Beinen) nich ſehn?
Watt weet ick ick ick ick!

Welch ein wahrhaft poetiſcher Gehalt in ſolchen anſpruchsloſen Dingen liegt, das mag ein Beiſpiel beweiſen. Aus dem Volksreim, der das Schwalbengezwitſcher nachahmte, hat Fr. Rückert ein's ſeiner ſchönſten Gedichte, das bekannte Schwalbenliedchen gemacht. Es lautet:

As ick Affſchied nam, as ick Affſchied nam
Wer'n Kiſten un Kaſten vull,
As ick wedder kam, as ick wedder kam
Was't all verſchlickert, verſchlackert, verſchlie—rt.

Eine Menge Verſe leben im Kindermunde, welche zum Abzählen vor dem Spiel dienen oder die zum Spiel ſelbſt geſungen werden. Erſtere beginnen gewöhnlich mit den Worten: „Ene mene muh!“ oder „Ene mene miken mäken,“ für die letzteren diene als Beiſpiel folgender Ringelreihen:

Danz mi mal den Fidelfumfei,
Fidelfumfei mien Swager,
Wer is hier in diſſen Kranz
De mi kann behagen?
(Wird ein Name genannt.)

N. N. mien beſte Fründ
Krieg mi achter bi'n Kragen,
Kummt he nich, ſo hol ick em
Mit twee beſlagen Wagen.

Mit ſolchen Reimen begrüßt das Kind die rückkehrenden Störche und Schwalben, dem Schmetterlinge der ſich nicht fangen laſſen will, ruft es nach:

Kettelböter (auch Bottervagel) ſett di, plett di
Ur mine ban.
Ick will di eten un drinken gewen,
Ick will di wedder flegen laten,
Kettelböter ſett di, plett di
u. ſ. w.

Die Schnecke ſucht es mit den Worten aus ihrem Haus zu locken:

Snigge dick, Snigge dick
Stick mal dien Kopp rut
Stick dien veerfach Hörn rut
u. ſ. w.

Das Abgehen des Baſtes von Weidengerten, aus denen es ſich Flöten (Fopen) und Schalmeien macht, glaubt es durch allerlei Singſang zu befördern, in dem ein Nachklang alter Zauberſprüche zu erkennen iſt, ebenſo wie in den Sprüchen, welche zum Beſprechen, „Böten“ (Büßen) und ähnlichem noch viel gebräuchlichen Hokuspokus gebraucht werden. In dieſen Kreis fallen auch die Diebesſegen, Bienenſegen, Bannſprüche u. dgl. Die Jungen, welche die Rinderheerden auf den weiten Wieſen hüten, fordern ſich mit einem trotzig klingenden Kampfruf, den ſie ſich in halb ſingendem, halb ſprechendem Ton über die Grenze zurufen, in echt bukoliſcher Weiſe heraus. So reizen die Kuhjungen eines Dorfes die des Nachbarortes, den wir einmal beiſpielsweiſe Neundorf nennen wollen, mit folgendem Reim zum Kampfe:

Hä puch!
Neendörpſch Dinger kamt mal up
Neendörpſch Dinger roe Lappen
Freten alle dodig Katten
Hä puch, hä puch!
Neendörpſch Dinger komt mal up!

Mit einem alt ererbten conventionellen Spruch ladet der Hochzeitenbitter die Gäſte ein, weiht der Zimmermann das neuerrichtete Haus, an deſſen Gebälk kunſtvoll eingehauen neben frommen Bibelſprüchen und Geſangbuchsliedern mancher kernige niederdeutſche Spruch angebracht wird. Und ſelbſt Heiligthümer und Grabſteine legen Zeugniß ab von dem poetiſchen Sinn und nicht ſelten von dem — Humor des niederdeutſchen Volkes. So hat Publicola auf S. 239 ſeines „Niederſachſen, ein Reiſejournal“ von 1789 folgende Grabſchrift aus der Kirche zu Dobberan aufgezeichnet:

Wieck Düwel, wieck, wieck wiet van mi.
Ick ſcheer my nich en Haar um Dy,
Ick bün en mekelbörgſch Eddelmann.
Wat geit di Düwel min Supen an,
Ick ſup mit mynen Herrn Jeſum Chriſt,
Wenn du Düwel ewig döſten müſt,
Uu drink mit em ſöt Kolleſchaal,
Wenn du ſittſt in de Höllenqual,
Drüm rad' ick, wieck, loop, rönn un gah,
Efft by dem Düwel ick to ſchlah'.

Eine andere Grabſchrift auf Seite 245 deſſelben Buches lautet:

Hier rauet Ahlke, Ahlke (Adelheit) Pott
Bewahr my lewe Here Gott
As ick dy wull bewahren
Wenn du werſt Ahlke, Ahlke Pott
Und ick wer lewe Here Gott.

und eine andere

Hier raut Peter Klahr
He kakde (kochte) ſelden gahr,
Dahrto ganß unſlädig
Gott wes ſyner Seele gnädig.

Die Hinterbliebenen eines niederdeutſchen Edelmannes, deſſen Ruhm wohl nicht fein geweſen ſein mag, ſchließen auf dem Leichenſtein ihre Fürbitte für die Seele des Verſtorbenen mit den Worten:

Du nimmſt dy jo de Lämmer an,
Lat düſſen Buck doch ok mitgahn.

In der Kirche eines kleinen märkiſchen Ortes iſt auf einer Schilderei die Opferung Iſaaks dargeſtellt. Abraham iſt eben im Begriff ſeinen geliebten Sohn — nicht zu ſchlachten, ſondern ſeltſamerweiſe mit einer Feuerſchloßpiſtole zu erſchießen. Schon hat er das Mordgewehr auf den Knaben gerichtet, da gießt zur rechten Zeit ein Engel aus einer Wolke Waſſer hernieder und grade auf die Pfanne, darunter ſteht ein erbaulicher Vers, der ungefähr (ich muß nach dem Gedächtniß citiren) ſo lautet:

De Engel ut de Wulkenſchicht
Herraf up Abrams Opper ſicht
He gütt em Water up de Pann
Nu lat em ſcheten, wenn he kann.

Rechnen wir nun zu den Volksreimen noch die Unzahl von niederdeutſchen Räthſeln, die Spottverſe auf Gegenden, Städte und Dörfer, die Lob- und Troſtverſe, die Bettelliedchen mit denen Kinder am Martinsfeſt, am Johannistage, zu Faſtnacht, zum Feſt der heiligen drei Könige und bei vielen andern Gelegenheiten von Thür zu Thür ziehen, ſo bekommen wir einen ungefähren Ueberblick über den anſehnlichen Beſtand des in dieſer Gattung vorhandenen Materials.

Größerer Pflege, als die Volksreime haben ſich die Volkslieder zu erfreuen gehabt. In den Sammlungen von Uhland, Liliencron und Mittler findet man das Beſte, was dieſe Gattung

hervorgebracht hat, wohl geſichtet und geordnet beiſammen, und ich kann mich daher über dieſen Gegenſtand, der unſere Betrachtung ſchließen ſoll, kurz faſſen. Faſt alle Gattungen des Volksliedes, welche die hochdeutſche Literatur aufzuweiſen hat, ſind auch in der niederdeutſchen angebaut, vieles haben beide Sprachen gemeinſam, ohne daß auch hier ſicher nachgewieſen und allgemein anerkannt wäre, in welcher es entſtanden iſt. Das gilt von dem ſchönen, viel variirten Liede: „Et waſſen twe Königskinner", deſſen plattdeutſche Faſſung indeß ſo ſelbſtändig iſt und ſo deutlich auf das niederdeutſche Seegeſtade hinweiſt, daß man über ſeinen Urſprung kaum im Zweifel ſein kann. Ich theile daſſelbe hier im Auszuge nach der münſterländiſchen Faſſung mit, welche Mittler in ſeine Sammlung aufgenommen hat.

Et waſſen twe Königskinner,
De hadden enanner ſo leſ,
Se konnen to nanner nich kummen
Dat Water was vel to bred.

Leſ Herte, kannſt du der nich ſwemmen?
Leſ Herte, ſo ſchwemme to mi.
Ick will di twe Keskes (Kerzen) upſteken,
Un de ſöllt lüchten to di.

Dat horde ne falske Nunne
Up ere Slopkammer, o we!
Se dei de Keskes utdömpen,
Leſ Herte bleſ in de Se.

Et was up en Sundag Morgen,
De Lüd' wören alle ſo fro,
Nich ſo den König ſin Dochter,
De Ogen de ſeten er to.

O Moder ſede ſe Moder
Mine Ogen dot mi ſo we,
Mag ick der nich gan ſpazeren
An de Kant van de ruſende Se?

Die Mutter will die Tochter nicht an die See gehen laſſen und als ſie auf ihrem Vorſatz beharrt, räth ſie ihr, wenigſtens ihren Bruder, ein Kind mitzunehmen. In dem längeren Zwiegeſpräch mit der Mutter lehnt ſie dies ab und ſchließt mit den Worten:

O Moder lewe Moder
Min Herte dod mi der ſo we
Lat annern gan tor Kerken
Ick bed an de ruſkende See.

Dann wird weiter erzählt, wie ſie an die „Seekante“ geht, einen Fiſcher ſucht und ihm aufträgt den Leichnam des ertrunkenen Geliebten aufzufiſchen. Als dieſer ihn gefunden,

Do nam de Künigsdochter
Von Höfd ere goldene Kron:
Süh do, woledele Fiſcher
Dat is ju verdende Lohn.

Se trock von eren Finger
Den Rink von Demanten ſo ſchon:
Süh do, woledele Fiſcher,
Dat is ju verdende Lohn.

Se nam in er blanken Arme
Den Künigsſon, o we!
Se ſprunk met em in de Wellen:
O Vader un Moder, ade!

Als ein urſprünglich niederdeutſches Erzeugniß iſt das Lied: „Die Stiefmutter“, nicht nur aus localen Gründen, ſondern auch ſeiner ganzen Faſſung nach, anzuſehen. Es weht ein großartiger tragiſcher Zug durch das kleine Fragment, denn als ein ſolches iſt es leider gefunden. Seiner Kürze wegen kann ich es hier ganz mittheilen. Es beginnt mit einem Selbſtgeſpräch der reuigen Mutter, die von ihren Stiefkindern ſagt:

„Ick hebbe ſe nich up de Scholen gebracht
Se gaent nich ſpelen up der Straten
Ick hebbe ſe up de wilden See geſant
Eren leveſten Vader to ſoken.

Dat eine ſtarf den bittern Dot
Dat ander ſtarf van Hunger ſo grot,
Dat drudde word gehangen,
Dat verde blef up de wilden See dot
Dat ſifde flut achter dem Lande."

Wann ſe up den Kerkhof quam,
Se reip Gott ſinen bemmelſchen Vader an,
Und bedet al mit Flite
Dat er Gott wolde de Sunde vorgewen,
Un halen ſe in ſin Rike.

De Sundags Miſſen ſund wol got,
Wenn man ſe horet to Ende ut
Un bedet all' mit Flite:
Dat uns Got wolde de Sünde vorgewen,
Un halen uns in ſin Rike.

Schön im Ausdruck und im Rythmus iſt das Lied: „Todtenamt" von dem ich hier noch einige Strophen mittheilen will: Es beginnt mit den Worten:

Et daget in den Oſten,
De Maen ſchient averall,
Wo weinich wet min Leweken
Wor ick benachten ſchall
Wo weinich wet min Leweken
Ja Leweken!

Die Jungfrau, die ihren Geliebten unter einer Linde von einem Nebenbuhler erſchlagen findet, geht in ihres Vaters Schloß, und fragt:

Unde is hier ein Here
Effte ein edel Mann
De mi diſſen Doden

Begrawen helpen kann?
De mi diſſen Doden
Ja doden —

Aber die Herren ſchweigen ſtille und das Mägdlein „gebt weinend hinaus" —; ſie muß alſo den geliebten Todten ſelbſt begraben, und dies erzählt uns in einfacher, aber um ſo ergreifenderer Weiſe der Schluß des Liedes, der hier noch einen Platz finden möge zum Beweiſe, daß das Niederdeutſche wohl geeignet iſt, Ernſtes, ja ſelbſt Tragiſches würdig auszudrücken, wenn es noch nöthig wäre, dieſen Beweis nach Klaus Groth und Reuter zu führen. Der Schluß lautet:

Mit eren ſchneewitten Henden
Se de Erd upgroef,
Mit eren ſchneewitten Armen
Se en to Grawe droech,
Mit eren ſchneewitten Armen,
Ja Armen.

Nu will ick mi begewen
In ein klein Klöſterlin,
Un dragen ſchwarte Kleder
Un werden en Nünnekin
Un drogen ſchwarte Kleder
Ja Kleder.

Mit eren hellen Stemmen
Se em de Miſſe ſank,
Mit eren ſchneewitten Henden
Se em de Schellen klank,
Mit eren ſchnewitten Henden,
Ja Henden.

Aber auch für die Schilderung beglückter Liebe hat das niederdeutſche Volkslied Töne und Weiſen, wie in dem in den Ditmarſchen entſtandenen:

Ick un myn Liesbet will t' Sommerfeld gan
Will hucken un binnen, as anner Lü' dohn.

Anner Lü' hucket un binnet dat Korn
Ick un myn Liesbet sitt achter den Dorn

Achter den Dorn da waßt mal schön Krut
Da bind' ick myn Liesbet en Kränzelin ut.

oder in dem kleinen anſprechenden Abſchiedsliedchen, welches mit den Worten ſchließt:

Goden Abend, gode Nacht!
Mit Roſen bedacht,
Mit Nägelken beſtäken
Krup unner de Däken
Morgen fröh, willt Gott, wölln wy uns wedder ſpräken.

Recht anſchaulich malt folgendes ſpruchartige Liedchen die Liebesgedanken der Schenkin:

Ick ſitt un denk,
Un tapp un ſchenk;
Wenn dat ſo keem
Dat he my neem? —
Un he is en Timmerman.

Ein dem deutſchen Volksliede ſehr geläufiger aber durchaus originell gefaßter Gedanke ſpricht ſich in dem ohne Zweifel auf niederdeutſchem Gebiet und zwar, wie die beiden letzterwähnten in Holſtein entſtandenen „Stelldichein" aus, welches lautet:

Dat du myn Leevſter biſt,
Dat du woll weſt
Kumm by de Nacht, kumm by de Nacht,
Segg my, wo du hetſt.
Kam du um Middernacht
Kam du Klock een,
Vader ſlöpt, Moder ſlöpt,
Ick ſlap alleen.

Klopp an de Kamerdör
Klopp an de Klink
Vader meint, Moder meint,
Dat delt de Wind.

Ein aus dem Volksaberglauben entſprungenes Lied hat E. M. Arndt in ſeinem „Märchen und Jugenderinnerungen“ und Temme in ſeinen „Volksſagen von Pommern und Rügen“ aufbewahrt. Es knüpft an die Sage von einem Bauern an, welcher ſeinen Grenznachbarn Land abgepflügt und dann durch Meineid und Vorlegung gefälſchter Urkunden ſich in dem Beſitz des ungerechten Gutes zu behaupten gewußt hat. Nach dem Volksglauben, der merkwürdiger Weiſe grade für das genannte Verbrechen die Strafe des Umgehens nach dem Tode ſetzt, tritt er in allerhand Verwandlungen auf. Von ihm heißt es:

Pagels mit de witte Mütz
Wo kold un hoch is dien Sitz,
Up de hoge Bök,
Up de kruſe Eek,
Un achtern hollen Tuun,
Worüm kannſt du nich ruhn?

Darüm kann ick nich raſten
Dat Papier liggt in den Kaſten
Un mine arme Seel
Brennt in de lichte Höll.

Durch einen ähnlichen Zug des Volksaberglaubens angeregt dichtete ganz im Tone des Volksliedes Klaus Groth die ſchöne Ballade Hans Iwer:

De Kath liggt dal, de Krog liggt wöſt,
De arme Seel hett Gott erlöſt“

Reicher als die übrigen Gattungen iſt in dem flachen Norden unſeres Vaterlandes, der im allgemeinen weniger geſangreich war,

als der Süden, die der hiſtoriſchen Volkslieder und ſie verdienen hier auch noch deshalb beſonders hervorgehoben zu werden, weil ſie durch ihren Inhalt allemal mit Beſtimmtheit einer Landſchaft des niederdeutſchen Sprachgebietes zugewieſen werden, und daher über ihre Echtheit kein Zweifel obwalten kann. Die Errettung aus Kriegs- und anderen Nöthen, das hochherzige Gefühl ein drückendes Joch abgeſchüttelt und die bedrohte Freiheit in heldenmüthigem Kampfe gewahrt zu haben, ließen die meiſten dieſer Lieder entſtehen. Oft nennt ſich in ihnen der Verfaſſer, aber ganz in dem Ton des Volksliedes, wie z. B. in dem nach der Lüneburger Fehde von 1371 entſtandenen, welches mit den Worten ſchließt:

De uns duſſen rey nie (neu) geſant
Keppenſen is he genannt,
Unde is ein frier Knabe.
Behode uns Gott
Vor aller fulter Noth,
He kann woll Reyeken maken.

Dieſe letzte ſelbſtbewußte Behauptung beweiſt der Volksſänger vollſtändig. Die Edeln Niederſachſens ſind nächtlicher Weile 700 Mann ſtark über die Mauern Lüneburgs geſtiegen. Sie ſprechen zuverſichtlich:

Nu weſet fries Modes
Wy willen alle ryke werden
Van duſſer Borger Gude.

Aber bald wendet ſich das Blatt, die Bürger brechen gewaltig hervor und bald liegen viele der Edeln in ihrem Blute. Neben Herzog Sabels Sohne ſtirbt ſein Gefährte Albert Puſt

Se ſchriede ſo lude, o weh, o weh!
Ach mines jungen Liwes
Were ick nu thor Nuenborch
By minen jungen Wiwe

Hertoge Sabel de lag dorby
He ſchriede ſo lude: o weh, o weh
Were ick wedder to Lande
My ſcholde nu un nemmermehr
Na Lüneborg vorlangen.

Auch unter denjenigen Liedern, welche den Freiheitskampf der Ditmarſiſchen Bauern gegen die Uebermacht des Dänenkönigs Johann und des Herzogs Friedrich von Holſtein (1500) feiern, finden ſich einige, deren Verfaſſer bekannt ſind. So wird das mit den Worten beginnende:

De Herr heſft ſick erbarmet
Thor Tidt des Angſtes grot
Vaken in ſiner Not
Vor Konig un Vorſten grot.

mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit dem Andreas Brues zugeſchrieben und der „große Reimer" von Wimerſtedt iſt der Dichter des herrlichen Heldenliedes, welches Klaus Groth ſo ſchön umgedichtet hat:

De König to den Herzog ſprok: Och hartlev Broder min
Wa kriegt wi dat frie Ditmarſcher Land? Segg an, wi kamt wi in?[2])

Aber dieſe Lieder ſind deshalb um nichts weniger echte Volkslieder, wie die anonymen, welche derſelbe Kampf der Ditmarſen, die Hildesheimer Stiftsfehde von 1519, die Soeſter Fehde und andere hiſtoriſche Ereigniſſe hervorgerufen haben. Ihre Sangbarkeit, die Naivetät des Gedankens, die ungekünſtelte Einfachheit, ja ſelbſt Regelloſigkeit der Form, die treue Darſtellung die Anſchauung, Denkweiſe und Sitte des Volkes, der lyriſche Sprung,

[2]) In Bezug auf ſämmtliche von mir citirten niederdeutſchen Worte und Stellen bemerke ich, daß eine einheitliche Orthographie in denſelben wegen zu großer Verſchiedenheit derſelben nach Ort und Zeit der Entſtehung nicht hat durchgeführt werden können.

die Wiederholung einzelner Worte und Wendungen welche der gesammten volksmäßigen Dichtung aller Völker, auch der epischen, eigen ist, machen sie zu echten Volksliedern.

So mögen denn diese Blätter, welche ich als Vorläufer einer größeren Arbeit über die niederdeutsche Literatur hinausſende, dazu beitragen, das Interesse für diesen Zweig unseres Volksthums zu erwecken und zu beleben.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17 a.

Ueber die

Heilkräfte des Organismus.

Vortrag, gehalten am 2. Januar 1875 im Verein für Kunst und Wissenschaft zu Hamburg

von

Rudolf Virchow.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Der Amerikaner Andrew Jackſon Davis, den ſeine deutſchen Anhänger den „großen Seher" nennen, beginnt dasjenige Capitel ſeiner „großen Harmonie"[1]), welches überſchrieben iſt „die Philoſophie der Krankheit," mit den Worten: „Die Verbeſſerungen und Fortſchritte in der pathologiſchen Wiſſenſchaft ſind nicht im Mindeſten im Einklange mit ihrer Würde oder ihrem Alterthum." Und er fügt, in einer ſarkaſtiſchen Verallgemeinerung ſeines Gedankens, folgenden Satz hinzu: „Das Alterthum einer Wiſſenſchaft oder Doctrin hat übrigens nur wenig zu ſchaffen mit ihrer Zuverläſſigkeit, Wichtigkeit, oder mit ihren Fortſchritten; in der That, das Alter einer Doctrin iſt faſt ein poſitiver Beweis, daß ſie in Unwiſſenheit, Aberglauben und Irrthum entſprang."

Der „große Seher," der ſeine Offenbarungen ohne alles Bücherſtudium empfängt, indem er ſich „durch eine eigenthümliche Willens-Anwendung von den hemmenden Einflüſſen der materiellen Welt trennt und in den oberſten Zuſtand eingeht," hat trotz ſeiner „unmittelbaren Verbindung mit der großen Sphäre der Erkenntniß" ganz überſehen, daß die alte Wiſſenſchaft, welche er ſchmäht, aus ganz ähnlichen Offenbarungen hervorgegangen iſt, wie diejenigen ſind, deren er ſich rühmt. Welcker hat in ſeinen prächtigen Beiträgen „Zu den Alterthümern der Heilkunde bei den Griechen"[2]) ſehr eingehende Schilderungen jener Art von Epi-

phanien gegeben, welche vor mehr als 2000 Jahren in den Tempeln des Asklepios ſtattfanden, und es hat jetzt, Angeſichts des amerikaniſchen Spiritismus oder, wenn er es lieber hört, Spiritualismus, ein doppeltes Intereſſe, zu ſehen, wie unſer berühmter Philologe ſchon vor einem Vierteljahrhundert die Frage unterſucht hat, ob die ſogenannte Incubation in den Asklepieen mit der modernen Clairvoyance zu identificiren ſei. Im Heiligthum des Gottes auf der Erde ſchlafend oder träumend, empfing damals der Hülfeſuchende die Offenbarung. Daraus entſtand die mediciniſche Literatur, denn die Kranken verzeichneten ihre Heilungen an den Säulen des Tempels oder auf beſonderen Weihetäfelchen, und von ihnen ſammelte der Altvater der Medicin, Hippokrates, einer der Asklepiaden, im Tempel von Kos jene denkwürdigen „koiſchen Vorherſagungen," welche als eine Hauptquelle unſerer Wiſſenſchaft betrachtet werden können[3]).

War es „Unwiſſenheit, Aberglauben und Irrthum," denen dieſe Wiſſenſchaft entſprang? Man kann es wohl nicht beſtreiten. Aber es ſteckte doch auch ein gutes Stück wirklicher Erfahrung darin, und der alte Hippokrates war trotz ſeiner direkten Abſtammung von dem Heilgotte ein zu kritiſcher und ſonderbarer Weiſe ein zu weltlicher Kopf, um nicht Alles dasjenige abzuſtreifen, was einen bloß prieſterlichen und abergläubiſchen Charakter hatte. In ſeinen und ſeiner Nachfolger Schriften iſt nichts Geiſtliches mehr zu finden. Nicht mehr die Götter heilen die Kranken, ſondern die Natur heilt ſie, und dieſe wirkt nicht nach augenblicklichen „Eingebungen," ſondern nach „göttlicher Nothwendigkeit."[4]) Wir würden ſagen, nach ewigen oder auch wohl nach göttlichen Geſetzen.

Seit jener Zeit iſt der Gegenſatz zwiſchen der wiſſenſchaftlichen und der abergläubiſchen Heilkunde ein offen ausgeſprochener geblieben. Freilich iſt die letztere nicht ausgeſtorben. Noch immer

ı ſich die Landsleute des „großen Sehers“, die Medicin-
r der Rothhäute Nordamerika's, des unmittelbaren Verkehrs
m großen Geiſte, und vielleicht iſt es dieſe Nähe, welche zu
neuen Auswüchſen des Spiritismus auch unter der einge-
ten Bevölkerung der Vereinigten Staaten drängt. Noch
die Schamanen[5]) Nordaſiens ihre Zaubertrommel, wie die
gas in Südafrika ihr Zauberhorn blaſen, um die böſen
eitsgeiſter zu verjagen. Ja, wir brauchen nicht ſo weit zu
in unſerer nächſten Nähe, rings um uns her wuchern im
genen die alten Ueberlieferungen des Heidenthums fort, und
erglaube an myſtiſche Heilkräfte treibt immer neue Blüthen.
llerdings ſind die Formen des alten Aberglaubens im lang-
Schwinden. Das „Beſprechen“ iſt während der letzten
hnte in ſchnellem Verfall zurückgegangen. Ich ſelbſt erinnere
us meiner Kindheit, daß in meiner pommerſchen Hei-
das Beſprechen des Feuers noch Glauben fand in den
en Klaſſen der Bevölkerung: heutigen Tages dürfte wohl
noch eine deutſche Stadt gefunden werden, wo man den
einer Feuerwehr wegen der möglichen Beendigung einer
brunſt durch Beſprechen unterſchätzte. Und doch iſt die Tra-
eine ſo gewaltige Macht, daß man ſich nicht wundern darf,
urplötzlich an einer Stelle, wo man es am wenigſten er-
ſollte, ein urälteſter Aberglaube wieder zum Vorſchein

In einer jener alten griechiſchen Schriften die ihres
wegen gleichfalls dem Hippokrates zugeſchrieben wurden,
gen über die Epilepſie oder die heilige Krankheit[6]), welche
mals mittelſt Katharmen und Epoden d. h. durch Beſprechen
elt wurde, ſagt der Verfaſſer, diejenigen, welche der Krank-
n Namen der heiligen beigelegt hätten, ſeien Leute, wie die
in Schwung gekommenen Magier und Reiniger und frommen
und Dünklinge, die ſich alle den Schein geben, ſehr gottes-

fürchtig zu ſein und etwas mehr zu wiſſen, um ihre Rathloſigkeit hinter die Götter verſtecken zu können. Wie viel Zeit iſt ſeitdem vergangen! Die Götter des Olympos ſind längſt zu den Todten gelegt, ſelbſt das Chriſtenthum iſt allmählich eine alte Religion geworden, und doch hat die Fallſucht nicht aufgehört, ein Gegenſtand der Beſprechung zu ſein. Noch immer giebt es Katharmen und Epoden, oder anders ausgedrückt, Büßungen und Sprüche, welche die „heilige" Krankheit tilgen ſollen. Und ſo wird noch heute das Blut beſprochen, wie zur Zeit des Odyſſeus, dem die Söhne des Autolykos das Blut ſtillten, als er von einem Eber geſchlagen war. Und ſo wird noch immer die Roſe beſprochen, wenngleich mit anderen Formeln und unter Anrufung eines andern Gottes.

Der Aberglaube überdauert ſelbſt den Glauben. Die Kirchenväter der erſten chriſtlichen Jahrhunderte kämpften vergeblich gegen die Ueberlieferungen der heidniſchen Zeit. Noch Chryſoſtomus ſagt, einem Chriſten ſeien beſſer Krankheit und Tod, als Herſtellung und verlängertes Leben durch Beſchwörung und Amulette. Aber die Chriſten hörten nicht auf ſolche Stimme, und die Kirche ſah ſich am Ende genöthigt einzulenken. Wie ſie ihre Gotteshäuſer auf alten Opfer- und Tempelſtätten errichtete, wie ſie die heidniſchen Feſte in chriſtliche umwandelte, ſo brachte der Heiligen- und Reliquiendienſt neue Formen für die Zauber- und Wunderkuren der alten Götzen. Ja, ſogar die Könige von Gottes Gnaden ſäumten nicht, dieſe Art der Befähigung ſich zuzulegen. Heilten doch nicht nur die allerchriſtlichſten Könige von Frankreich, ſondern bis zur Thronbeſteiguug des Hauſes Hannover auch die Könige von England, katholiſche wie proteſtantiſche, durch Spruch und Berührung die Scrofelkrankheit, welche davon den Namen des Königs-Uebels (kings evil) erhielt, wie einſt die Epilepſie die heilige Krankheit genannt war[7]).

Solche Zähigkeit im überlieferten Aberglauben mag überraſchend erſcheinen. Aber ſie liegt tief im Weſen des menſchlichen Geiſtes begründet. Wie lange hat ſich die Furcht vor den Geſpenſtern bei Nacht erhalten, als bei Tage längſt kein Menſch mehr Geſpenſter anerkannte! Nach dem Zeugniſſe der Signora Coronedi verbrennt man noch heutigen Tages in Bologna die ausgekämmten Haare, damit keine Hexenkünſte an ihnen verübt werden, und ich erinnere mich noch ſehr genau, daß, wenn mir als Knaben die Haare geſchnitten wurden, die Abſchnitſel ſorgfältig in den Ofen geſteckt wurden. So fürchten noch jetzt die Eingebornen einiger melaneſiſcher Inſeln im fernen öſtlichen Ocean, daß ein Zauberer, der Ueberreſte ihrer Mahlzeiten findet und dieſelben unter gewiſſen Ceremonien zur Nachtzeit verbrennt, in der Aſche, Nahak genannt, Gewalt über ihr Leben erlangt. Ueberall iſt es dieſelbe kindliche oder genauer kindiſche Art des Menſchen auf niederen Culturſtufen, ſich fiktive Perſönlichkeiten „einzubilden", lebendige und unbelebte Weſen mit imaginären Kräften auszuſtatten oder in natürlichen Vorgängen das Walten von Geiſtern aufzuſpüren. Nirgends aber liegt dieß näher, als bei der Entſtehung und Heilung der Krankheiten, und wenn im Allgemeinen das Bedürfniß der lebenden Generation ſehr vermindert iſt, die Entſtehung von Krankheiten auf Bezauberung, Beſeſſenheit oder Schickung zu beziehen, ſo beſteht es doch in Bezug auf die Heilung noch in großer Ausdehnung.

Der Grund davon iſt wohl begreiflich. Während unſer Wiſſen von den natürlichen Urſachen der Krankheiten in ſchnellem Wachsthum begriffen iſt, ſo fehlt uns noch recht viel an einer geordneten Kenntniß von den natürlichen Vorgängen bei der Heilung. Es zeugt gewiß von einer ſehr vorurtheilsfreien Anſchauung, daß ſchon Hippokrates auch bei der Heilung überall auf die Natur zurückging. Phyſis nannte er den beſtimmenden Grund der Heil-

vorgänge. Und es kann kein Zweifel ſein, daß dieſe Phyſis für ihn keine andere war, als diejenige, welche er auch in dem geſunden Menſchen erkannte, diejenige, für welche wir wohl die tautologiſche Bezeichnung der „phyſiſchen Natur des Menſchen" anwenden. Lieſt man aufmerkſam die Stelle, in welcher er davon ſpricht, ſo kann man nicht im Zweifel darüber bleiben, daß er die Summe der körperlichen Einrichtungen des Menſchen zunächſt im Sinne hatte. In dieſem Sinne mußten daher die Heilkräfte Kräfte des Körpers ſelbſt, natürliche oder phyſiſche Kräfte des Organismus ſein.

Aber dieſe Auffaſſung war gewiſſermaaßen eine prophetiſche. Das Wiſſen jener Zeit reichte nicht aus, um eine Erklärung oder einen Beweis dafür zu liefern. Auch die glücklichſte und ſcharfſinnigſte Beobachtung der natürlichen Heilvorgänge führte zunächſt nicht weiter, als zu einer äußerlichen, gewiſſermaaßen ſummariſchen Erfaſſung der Ereigniſſe. Dieſe genügte freilich, um ſowohl die natürliche Zeitfolge, als den Ort der Vorgänge feſtzuſtellen; ſie lieferte auch einen ausreichenden Grund, um auf dieſe Kenntniſſe hin zu beſtimmten Zeiten und an gewiſſen Stellen des Körpers Mittel anzuwenden, welche geeignet ſchienen, den natürlichen Gang der Dinge zu erleichtern, ihn zu begünſtigen, oder, wo er ſtockte, ihn hervorzurufen. Der innere Hergang, die Einzelheiten deſſelben blieben ebenſo verborgen, wie die Kräfte, durch welche er bewirkt wurde. Man hielt ſich eben an die Symptome (Zeichen).

Freilich fehlte es nicht an Erklärungsverſuchen. Eine Schule nach der andern brachte ihre Doktrin, aber jede derſelben beruhte auf unvollſtändigen oder willkürlichen Vorausſetzungen. Jeder neue Fortſchritt in der Erkenntniß der Einrichtungen und Vorgänge des menſchlichen Körpers, wie in der Erkenntniß der Natur überhaupt, warf die geltende Doktrin um und rief eine neue Lehre hervor. Natürlich trug dieſer Wechſel nicht dazu bei, den Glauben

an die wiſſenſchaftliche Medicin zu ſtärken. Nur in den Zeiten des geiſtigen Stillſtandes, wo namentlich die Anſchauungen von der Natur überhaupt lange unverändert blieben, wie in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters, wo die Kirche ſowohl die Medicin, als auch die Naturwiſſenſchaften in ihr Lehrſyſtem aufgenommen hatte, gewann auch die mediciniſche Doktrin den ehrwürdigen und anerkannten Charakter der Stabilität. Das war die Zeit, wo der „Doctor" ariſtokratiſche Ehren erlangte. In den Zeiten der Bewegung dagegen kamen die Nebenſchulen auf und der Dilettantismus trieb ſein Weſen. So zur Zeit der deutſchen Reformation, der franzöſiſchen Revolution und der Gründung des neuen deutſchen Reiches.

Der Myſticismus fehlte natürlich zu keiner Zeit. Eine beſondere Art deſſelben verdient beſonders erwähnt zu werden. Es war dieß der Myſticismus der Zahlen. Der erſte Grund dazu lag ſchon in der älteſten Erfahrungslehre. Hippokrates ſelbſt, in einem Lande beobachtend, welches bis auf den heutigen Tag ſeiner Sumpffieber wegen gefürchtet iſt, hatte mit großer Genauigkeit den zeitlichen Verlauf der fieberhaften Krankheiten, der unter der Herrſchaft des Sumpfmiasmas in beſonderer Regelmäßigkeit hervortritt, feſtgeſtellt. Er hatte nicht nur die Dauer der Krankheit überhaupt, ſondern auch die Dauer ihrer einzelnen Abſchnitte, namentlich aber die Tage, an welchen die Krankheit zur Entſcheidung (Kriſis) kommt, ermittelt: die gewonnenen Zahlen dienten zugleich als Anhaltspunkte für die Behandlung, inſofern gerade die kritiſchen Tage, der 7te, der 11te u. ſ. w., die geeigneten Zeitpunkte für die Anwendung der Heilmittel zu bezeichnen ſchienen. So kamen die Zahlen zu Ehren, und da durch die Philoſophenſchulen, namentlich durch Pythagoras, von anderen Geſichtspunkten, namentlich von aſtronomiſchen aus, die Zahlenlehre ſchon vor Hippokrates zur Grundlage der Weltanſchauung überhaupt gemacht

worden war, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß die Späteren in den Zahlen mehr, als Ausdrücke des geſetzlichen Verhältniſſes der Dinge, nehmlich wirkliche Weſenheiten mit wirkender Kraft zu erkennen glaubten. Am ſtärkſten trat dieſe Auffaſſung in die Erſcheinung, als im Mittelalter die Aſtrologie mit der Medicin ein Bündniß einging und die Geſtirne an die Stelle der alten Orakel traten. Aber ſelbſt die neuere Zeit hat ſich wiederholt zu Vorſtellungen zurückgewendet, welche denen der Pythagoräer ſehr nahe kamen. So namentlich am Ende des vorigen Jahrhunderts, als die Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektricität und des Magnetismus die biologiſchen Wiſſenſchaften zur Aufnahme der Lehre von der Polarität veranlaßten, einer Lehre, in welcher die Irrlehre von dem thieriſchen Magnetismus und daran anſchließend der Spiritismus ihre Wurzeln haben. Auch in der pythagoräiſchen Lehre galt die Zweiheit als letzter Grund des Gegenſatzes und daher als Mutter aller Dinge: aus der Dyas oder der polaren Monas ſtammt die körperliche Welt, in der die höheren Zahlen, die 4, die 10 und vor Allem die 7 ihre beſtimmende Kraft entfalten. Und ſo vollendet ſich der Kreislauf der Doktrin in dem „großen Seher" Amerika's, für den die Gottheit eine bewegende Subſtanz von poſitiven und negativen Verhältniſſen iſt, welche in 7 verſchiedenen Weiſen auf die Materie wirkt.

In allen dieſen Verſuchen, die Erſcheinungen in beſtimmte Zahlenwerthe zu faſſen, tritt ein an ſich anerkennenswerthes Streben zu Tage. In der That hat der menſchliche Geiſt keine mehr allgemeine, keine mehr geiſtige Form, die Verhältniſſe ſowohl der Dinge, als der Vorſtellungen zu fixiren, als die mathematiſche. Erſt die Zahl giebt die endliche Werthbeſtimmung, vermöge deren wir im Stande ſind, jedem Dinge den ihm gebührenden Platz anzuweiſen. Daher nehmen die grundlegenden Naturwiſſenſchaften,

die Phyſik und die Chemie, mit jedem Tage mehr die mathematiſche Form an. Daher folgt ihnen auch von den beſchreibenden Naturwiſſenſchaften, wenngleich noch ſchüchtern, eine nach der anderen, und ſelbſt die Phyſiologie und die Pſychologie ſind ſchon auf dieſe Bahn übergeführt worden. Wie könnte ſich die Medicin ihr entziehen? Aber dieſe Bahn läßt ſich nicht vermittelſt bloßer Ahnungen, ſo überzeugend ſie auch dem Einzelnen erſcheinen mögen, eröffnen; noch weniger iſt ſie jemals durch Offenbarungen klargelegt worden. Denn die Zahlen, die 2 und 3, die 4 und 7 und 10, genügen nicht, um die unendliche Mannichfaltigkeit der Dinge zu erklären, wenngleich die Combination von 10 Zahlen ausreicht, um mit ihnen jede Rechnung vorzunehmen. Jede Rechnung über die wirklichen Dinge ſtützt ſich auf Beobachtung und nicht auf Eingebung; je ſchwieriger die Rechnung iſt, um ſo zuſammengeſetzter war auch die vorhergehende Beobachtung, welche die Elemente der Rechnung zu liefern hatte. Das iſt ernſthafte Arbeit, und zwar eigentliche Culturarbeit. Kein Einzelner iſt im Stande, ſie zu leiſten. Ein Arbeiter löſt den andern, eine Generation die andere ab, nicht bloß in der Ueberlieferung der Reſultate, ſondern noch viel mehr in der Ueberlieferung der Ziele.

Aber ſchwerlich wird irgend eine Generation dahin kommen, in den Zahlen ſelbſtwirkende Kräfte zu erkennen. Wenn zwei Dinge inander anziehen, ſo iſt es nicht die Zwei, welche die Anziehung bewirkt. Und ſo giebt es auch keine heilkräftige Zahl und keinen aus Zahlen zuſammengeſetzten Talisman von wirkſamer Kraft. Die für die Heilung wichtigen Zahlen dienen dem Heilkundigen als Mittel, Zeit und Ausdehnung der Krankheit zu erkennen und darnach ſein Verfahren einzurichten. Aber ſo wenig als der Aſtronom im Stande iſt, durch Zahlen den Mond oder die Planeten zu bewegen, ſo wenig vermag der Arzt durch Zahlen auf

den Gang der Krankheit oder der Heilung einzuwirken. Die Zahlen ſind keine Heilmittel.

Heilmittel — das ſind wirkliche Dinge, welche der ärztlichen Kunſt zur Verfügung ſtehen, welche thatſächlich „angewendet“ werden, welche in einem gewiſſen Sinne wirkliche Heilkräfte beſitzen. Bei ihrer Betrachtung ſtoßen wir aber ſofort auf einen langdauernden und ſcheinbar immer noch fortgehenden Streit, der in der Geſchichte der Medicin in den Schulnamen der Phyſiokraten und der Technokraten verkörpert iſt. Phyſiokraten hat man diejenigen Aerzte genannt, welche die Heilkräfte in den phyſiſchen Einrichtungen des Organismus ſuchen; Technokraten diejenigen, welche die Heilkräfte in ſolchen „Mitteln“ oder Einwirkungen zu erkennen glaubten, welche außerhalb des Kranken vorhanden ſind, und auf ihn „angewendet“ werden. Freilich verſchmäht auch der Phyſiokrat die Heilmittel nicht, aber ſie dienen ihm nur dazu, die Kräfte des Organismus frei zu machen. Der Technokrat dagegen „greift ein“ in den Organismus, er zwingt das Leben in künſtliche Formen. Er „verordnet,“ wo der Phyſiokrat ſich der gegebenen Ordnung fügt und als Diener der Natur auftritt.

Freilich iſt die Zeit wohl vorüber, wo der Gegenſatz zwiſchen Phyſiokratie und Technokratie als ein allgemeiner erſchien. Indeß auch die neueſte Geſchichte zeigt uns dieſen Gegenſatz in der Behandlung nicht nur einzelner „Fälle,“ ſondern auch in der Lehre von der Behandlung einzelner Krankheitsarten in größter Schärfe. Ich erinnere nur an den ſchroffen Gegenſatz in der Anwendung des Aderlaſſes, eines der am meiſten „heroiſchen“ Mittel der Technokratie. Während noch vor wenigen Jahrzehnten der Aderlaß in jedem Krankenhauſe, ja faſt in jeder ausgedehnteren Privatpraxis ein tägliches Ereigniß war, ſo iſt er jetzt an vielen Orten ſo ſelten geworden, daß die jungen Aerzte kaum noch in der praktiſchen Uebung deſſelben ſind. Als ich junger Hoſpitalaſſiſtent war, hatte

ich oft jeden Vormittag 3, 4, 5 Aderläſſe zu machen. Sonderbarerweiſe kam der Umſchlag an einem Punkt, wo man am wenigſten darauf vorbereitet war. Bei der Lungenentzündung, wo „dreiſte“ Aderläſſe als ein faſt unabweisliches Mittel zur Herſtellung der Kranken galten, begann man im Prager Allgemeinen Krankenhauſe den natürlichen Ablauf der Krankheit ohne alle „Heilmittel“ zu beobachten. Man begnügte ſich damit, die Kranken der allgemeinen Wohlthaten des Krankenhauſes, der reineren Luft, der beſſeren Wartung, der größeren Reinlichkeit, der diätetiſchen Ueberwachung theilhaftig werden zu laſſen; im Uebrigen that man nichts. Und doch erlangte man ſehr günſtige ſtatiſtiſche Ergebniſſe. Damit ſiegte die Phyſiokratie über die Technokratie, und zwar im erſten Augenblick in ihrer reinſten Form, der des Nihilismus*).

Seitdem iſt nun freilich wieder eine gewiſſe Verſöhnung eingetreten. Man hat ſich überzeugt, daß die Hoſpitalpraxis nicht einfach maaßgebend ſein kann für die Privatpraxis, daß das Krankenhaus mit ſeinen mannichfaltigen Einrichtungen, mit ſeiner Ordnung und Diät, von ſelbſt eine Fülle von Bedingungen, gleichſam von Heilmitteln darbietet, welche in der Familie, oft ſogar der wohlhabenden Familie nur ſehr unvollkommen, nicht ſelten gar nicht hergeſtellt werden können, und daß der Nihilismus des Hoſpitalarztes ſich nicht einfach in die Familie übertragen läßt. Man hat ſich auch davon überzeugt, daß, wenn der Aderlaß ausfällt, doch noch eine Reihe erprobter Heilmittel übrig bleibt, deren Anwendung dem Kranken ſehr zuträglich iſt. Man hat endlich eingeſehen, daß die völlige Verbannung des Aderlaſſes auch im Krankenhauſe eine Thorheit war und daß im Gegentheil in gewiſſen Fällen dieſes Mittel ein geradezu lebenrettendes iſt. So kann man ſagen, daß in der Behandlung der Lungenentzündung an die Stelle der kurz dauernden und niemals allgemein gewordenen Herrſchaft des Nihilismus ziemlich allgemein ein mehr exſpekta-

tives Heilverfahren getreten iſt, wie es der allgemeinen Neigung der phyſiokratiſchen Schulen entſpricht.

Ein entgegengeſetztes Beiſpiel liefert die neueſte Geſchichte in der Behandlung des Abdominaltyphus. Es galt als eines der größten Verdienſte Schönlein's, an die Stelle einer recht eingreifenden und auch hier ſelbſt mit Aderläſſen operirenden Behandlung des Typhus ein exſpektatives Verfahren eingeführt zu haben. Der Typhus war nach dieſem großen Beobachter eine jener typiſchen Krankheiten, die an einen beſtimmten zahlenmäßigen zeitlichen Verlauf geknüpft ſind, und die Phyſiokratie feierte ihren höchſten Triumph, indem ſie die Krankheit durch ihre verſchiedenen Stadien Woche nach Woche verfolgte und nur die Abweichungen von dem geſetzlichen Verlaufe zu hindern oder doch zu mildern bemüht war. Aber auch hier kam ein Umſchlag. Zuerſt vom Standpunkte einer ziemlich einſeitigen Waſſerbehandlung aus, ſpäter vom Standpunkte der modernen Fieberlehre aus begann man in den „geſetzmäßigen" Verlauf einzugreifen, und ſehr bald gelangte man zu einer überaus heroiſchen Technokratie in der äußeren Anwendung der Kälte. Die pathologiſche Anatomie hatte übrigens ſchon vorher gezeigt, daß in die Lehre von dem geſetzmäßigen Verlaufe des Abdominaltyphus ein Irrthum ſich eingeſchlichen hatte. Ausgehend von der Erfahrung der ſchwerſten Fälle, die gewöhnlich zum Tode führen, hatte man die Meinung angenommen, daß jeder Abdominaltyphus Geſchwüre im Darm erzeuge, und man hatte die Zeit, welche dieſe Geſchwüre zu ihrer Vernarbung nöthig haben, mit in die Rechnung aufgenommen. Es zeigte ſich jedoch, daß dieſe Auffaſſung in ihrer Allgemeinheit irrig war: in vielen und namentlich den leichteren Fällen bilden ſich die krankhaften Veränderungen durch einfache Reſolution zurück, ohne zur Geſchwürsbildung zu führen, und die Zeitrechnung verkürzt ſich demgemäß. Auch iſt es ſelbſtverſtändlich, daß die

Möglichkeit nicht zurückgewieſen werden darf, daß auch in ſchwereren Fällen die Bedingungen der Geſchwürsbildung durch frühzeitige „Mittel“ beſeitigt werden[9]).

Schon dieſe Beiſpiele werden genügen, um zu zeigen, daß die Grenzen zwiſchen Phyſiokratie und Technokratie ſehr labile ſind. Sie werden ſich für viele Krankheiten auch in Zukunft immer wieder verſchieben, je nachdem die Erfahrungen ſich mehren und neue aus der Erfahrung hergenommene Anſchauungen größere Gewalt erlangen. Das läßt ſich nun einmal nicht ändern, und das Publikum, welches den Aerzten einen Vorwurf aus der Veränderlichkeit ihrer Wiſſenſchaft machen möchte, ſollte ſich ſtets daran erinnern, daß es das Geſchick alles Menſchlichen iſt, ſich zu ändern, das Geſchick nicht nur jeder Wiſſenſchaft, ſondern auch jeder anderen Einrichtung bis zum Staat und bis zur Kirche hinauf. Wenn nur überall die Aenderungen ſo motivirt wären, wie ſie es meiſt in der Wiſſenſchaft ſind!

Es wäre vielleicht möglich, geringere Schwankungen einzuhalten, wenn man ſich über die eigentlichen Heilobjekte mehr verſtändigte. Allein gerade hier iſt der Punkt, über welchen es auch den wiſſenſchaftlichen Männern am ſchwierigſten wird, zu einer Einigung zu gelangen. Der Arzt hat, wenn er berufen wird zu heilen, den „Fall“ vor ſich, das kranke Individuum, alſo eine Einheit, wie es ſcheint. In der That hat man gerade vom Standpunkte der praktiſchen Medicin immer einen beſondern, ja den entſcheidenden Werth darauf gelegt, daß der Arzt nie vergeſſen ſolle, den kranken Menſchen als ein Ganzes aufzufaſſen. Und doch ſchien dieſer Auffaſſung von jeher ein unüberſteigliches Hinderniß entgegenzuſtehen. Denn die Krankheit macht auch wieder den Eindruck einer Einheit: ſie erſcheint wie ein fremdartiges Weſen, welches ſich dem Individuum eingepflanzt hat. Nicht ohne Grund hat man ſie als einen paraſitiſchen Organismus bezeichnet, der in

oder auf dem Organismus des kranken Menſchen zehre. Ja, in zahlreichen Zeiten hat man geradezu angenommen, daß ein fremdartiges Weſen in den kranken Menſchen eingedrungen ſei, von dem er „beſeſſen“ werde. Alle dieſe Vorſtellungen vereinigen ſich in der praktiſchen Aufgabe, die Krankheit zu vertreiben, ſie aus dem Körper hinauszuwerfen. Liegt es nun nicht klar zu Tage, daß hier an die Stelle der geſuchten Einheit eine Zweiheit geſetzt wird? läßt ſich von ſolchen Vorderſätzen aus folgerichtig ein anderer Schluß ableiten, als der, daß der „Fall“ dualiſtiſch betrachtet werden müſſe? Wenn der Arzt den Menſchen und die Krankheit vor ſich hat, wenn er den Menſchen von der Krankheit befreien ſoll, wenn die praktiſche Aufgabe die iſt, gegen die Krankheit, aber für den Menſchen zu wirken, kann da noch von einer unitariſchen Auffaſſung des Falles die Rede ſein?

In Wahrheit iſt eine ſolche Auffaſſung auch eigentlich nie vorhanden geweſen. Selbſt bei den Krankheiten, welche man etwas figürlich allgemeine genannt hat, beſtand doch ſtets der ſtillſchweigende Vorbehalt, daß ein mehr oder weniger großer Reſt von geſundem Leben übrig geblieben ſei. Dieſer Reſt war es, der nach der Schulmeinung die „Reaction“ machte, der den Kampf gegen den fremden Eindringling führte. Am ausdrücklichſten hat der mittelalterliche Paracelſus dieſen Gedanken ausgeſprochen. Nehmen wir einmal dieſen Standpunkt ein. Denken wir uns einen Wehrkampf oder Heilkampf, deſſen Wahlſtatt der menſchliche Körper iſt. Wer ſind nun eigentlich die Kämpfenden? Auf der einen Seite haben wir das Krankheitsweſen, auf der anderen den geſunden Reſt des befallenen Körpers. Letzterer kann unmöglich mit anderen Waffen der Vertheidigung und des Angriffes vorgehen, als mit denen, die er ſchon vorher beſaß. Woher ſollte er neue Waffen beziehen? Es muß alſo die beſondere Einrichtung dieſes Reſtes, ſeine Phyſis, die natürliche Anordnung ſeiner Theile

ſein, welche die Mittel zum Kampfe darbietet. So weit iſt der Ideengang einfach. Aber wenn wir nun ſehen, daß der Kampf wiederum nach einem einheitlichen Princip geführt wird, daß er eine Tendenz, die Heilung, hat und daß die Mittel, dieſes Ziel zu erreichen, ſcheinbar planmäßig und zweckmäßig gewählt und in Wirkſamkeit geſetzt werden, welche Kraft ſollen wir uns da als die beſtimmende denken? welches und wo iſt das leitende Princip zu ſuchen? Die Mehrzahl der Aerzte ſagt mit Hippokrates, es ſei die Natur, die Phyſis. Aber drehen wir uns nicht im Kreiſe herum, wenn wir zuerſt die geſetzmäßige Einrichtung des Körpers ſeine Natur nennen, und wenn wir dann, um zu erklären, wie dieſe Einrichtung zu einem planmäßigen, einheitlichen Handeln beſtimmt wird, wieder auf die Natur kommen? Haben wir es nicht das eine Mal mit der Subſtanz, das andere Mal mit einer Kraft zu thun? und zwar mit einer organiſirten Kraft, einer Kraft mit Zwecken und Plänen, mit anderen Worten, mit einer Art von Geiſt? Paracelſus war auch hier conſequent: er nannte die beſtimmende Kraft den Archaeus maximus, was zu deutſch etwa die höchſte Urkraft bedeuten würde, ungefähr daſſelbe, was auch Spiritus rector, der leitende Geiſt, genannt wurde. Georg Ernſt Stahl, der berühmte halliſche Kliniker im Anfange des vorigen Jahrhunderts, ging einen Schritt weiter: er ſetzte die Seele ſelbſt, die Anima, als beſtimmendes Princip ein. Aber die Philoſophie des Unbewußten war damals noch nicht erfunden, und es ließ ſich ſchwer darthun, daß es die ſonſt doch denkende und bewußte Seele ſei, die hier gänzlich unbewußt und im gewöhnlichen Sinne des Wortes gedankenlos, und doch planmäßig arbeiten ſollte. Auch war es etwas ſchwierig, die Krankheiten des dummen Viehes, die morbi brutorum, oder gar die Krankheiten der Pflanzen auf eine Seele zurückzuführen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, den Begriff der Seele ſelbſt bei dieſer weit-

gehenden Verallgemeinerung einzubüßen. So kam man denn gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr dahin überein, neben der Seele noch eine andere organiſche Kraft als wirkſam zuzulaſſen. Als ſolche proclamirten die Einen die Lebenskraft, die Anderen die Naturheilkraft: jene in dem an ſich berechtigten Beſtreben, an ein ſchon gegebenes Verhältniß des geſunden Organismus anzuknüpfen, dieſe in der Ueberzeugung, daß eine für gewöhnliche Verhältniſſe eingerichtete Kraft nicht auch zugleich für jeden ungewöhnlichen Fall im Voraus gleich günſtig vorbereitet ſein könne.

Es liegt zu Tage, daß mit der Aufſtellung dieſer Kräfte die geſuchte Einheit ſich immer mehr zerſtückelte. Man hatte nun nicht mehr bloß eine Dyas, ſondern eine Trias: die Krankheit, den geſunden Reſt des Körpers und die beſondere Kraft, welche ihn regierte. Und, wie man auch dieſe letztere Kraft benannte und ausſtattete, immer behielt ſie einen deutlich ſpiritualiſtiſchen Charakter. Gerade am Ende des vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts war man eifrigſt bemüht, der Lebenskraft und auch der Naturheilkraft einen mehr naturwiſſenſchaftlichen Charakter zu verſchaffen, ſie nach Art der phyſikaliſchen Dynamide zu conſtruiren, ſie wohl gar als eine Art von Elektricität oder Magnetismus zu deuten. Sobald man aber die Sache nüchtern anſah, ſobald man auf die zweckmäßige Wirkung, die tendenziöſen Pläne dieſer Kraft einging, — flugs war wieder der kleine Kobold da, und die Naturheilkraft verwandelte ſich in einen Geiſt.

Nichtsdeſtoweniger entſchloß man ſich, ihm zu helfen. Man ſuchte den Gang des Kampfes genauer zu erkennen, und wenn man fand, daß er von der Lebenskraft oder der Naturheilkraft zu ſchwach geführt wurde, ſo ſuchte man dieſe zu ſtärken oder wenigſtens zu größerer Thätigkeit anzuregen; fand man dagegen, daß der Kampf mit größerer Gewalt, als nöthig, unternommen oder

unterhalten wurde, ſo bemühte man ſich, zu mildern, zu mäßigen, „herabzuſtimmen“. So entſtand eine Eintheilung der Krankheitszuſtände nach der Art der Heilkämpfe in aſtheniſche, ſtheniſche und hyperſtheniſche, — Namen, welche von Sthenos, die Kraft, hergeleitet ſind.

Es würde zu weit führen, die Geſchichte der Heilſyſteme noch weiter auszulegen. Es mag genügen, zu erwähneu, daß jedes derſelben in der Sprache des Volkes, in der Redeweiſe des täglichen Lebens Spuren zurückgelaſſen hat, und daß ein kundiges Ohr dieſe Spuren noch heute leicht heraushört. Sie ſind noch nicht verſchwunden, wenngleich der Mehrzahl nach vergeſſen. Nach der heutigen Anſchauung, die wir vertreten, beruhten alle dieſe Syſteme auf einer inſofern irrigen Auffaſſung des Lebens und der Krankheit, als ſie jedem dieſer Vorgänge eine mehr oder weniger perſönliche Bedeutung beizulegen ſuchten. Die geſammte Anſchauung vom Leben und von der Krankheit wurde dadurch eine bildliche, häufig geradezu eine figürliche.

Die heutige naturwiſſenſchaftliche Medicin hat dieſe perſonificirende Richtung überall da aufgegeben, wo der vorausgeſetzten Kraft nicht ein wirklicher, thatſächlicher, für ſich beſtehender und als ſolcher nachweisbarer Körper entſpricht. Sie unterſcheidet ferner die einfachen Körper von den zuſammengeſetzten, wenn auch ſowohl die erſteren, als die letzteren den Eindruck einheitlicher Körper machen können, und wenn auch beide je nach der Art der Betrachtung eine perſonificirende Auffaſſung zulaſſen. So erſcheint uns der menſchliche Organismus als ein zuſammengeſetzter, trotzdem daß wir auf ihn in erſter Linie den Ausdruck der Perſon anwenden. Die einfachen Theile, aus welchen er ſich zuſammenſetzt, die Zellen, können, jede für ſich, wiederum als Perſonen aufgefaßt werden, denn ſie ſind ſelbſtlebend und ſelbſtthätig, und ihre Kraft fließt aus ihrer eigenen Einrichtung, ihrer Phyſis. In

dieſem Sinne iſt der menſchliche Körper keine Einheit im ſtrengen, materiellen Sinne des Wortes, ſondern eine Mehrheit, eine Art geſelliger Einrichtung, gewiſſermaaßen ein Staat. Es giebt auch keine einheitliche Kraft, welche ihn beherrſcht und ſeine Verrichtungen von ſich aus beſtimmt, ſondern nur ein Zuſammenwirken vieler Kräfte, welche an die einzelnen lebenden Elemente geknüpft ſind. Selbſt die höchſte einheitliche Erſcheinung im Menſchenleben, das geiſtige Ich, iſt daher keine beſtändige Größe, ſondern eine veränderliche.

Wenn trotzdem der menſchliche Organismus uns als ein einheitlicher erſcheint, ſo beruht dieß auf dreierlei Umſtänden. Erſtens iſt in der Einrichtung des Gefäßſyſtems und des in ihm circulirenden Blutes ein durch den ganzen Körper zuſammenhängendes Syſtem gegeben, welches den materiellen Verkehr der Stoffe vermittelt und eine gewiſſe Abhängigkeit der verſchiedenen Theile vom Blute bedingt. Daher hat es lange Zeiten gegeben, wo man auch das Leben im Blute ſelbſt ſuchte und alle Vorgänge der Krankheit und der Heilung vom Blute aus zu erklären hoffte. Man reinigte das Blut, wenn es verunreinigt erſchien durch ungehörige Stoffe; man entzog Blut oder ſuchte Blut zu erzeugen, wenn zu viel oder zu wenig davon vorhanden zu ſein ſchien.

Zweitens beſitzen wir in den Einrichtungen des Nervenſyſtems, an welches auch die höchſten Leiſtungen des Menſchen, die geiſtigen, geknüpft ſind, eine durch den ganzen Körper veräſtigte und in großen Centralmaſſen, dem Gehirn und Rückenmark zuſammenlaufende Einrichtung, welche einerſeits befähigt iſt, äußere Eindrücke aufzunehmen und zu den großen Centralmaſſen zu leiten, andererſeits die Eigenſchaft beſitzt, auf andere Theile des Körpers Anregungen ausgehen zu laſſen und ſie zu beſtimmten Thätigkeitsäußerungen zu veranlaſſen oder auch ſie in ihren Thätigkeitsäußerungen zu hemmen. Große krankhafte Vorgänge, wie das Fieber,

werden nur verſtändlich, indem wir die Mehrzahl der unter dieſem Namen zuſammengefaßten Erſcheinungen auf das Nervenſyſtem beziehen.[10]) Was Wunders alſo, wenn man immer wieder von Neuem verſucht, Krankheit und Heilung gerade vom Nervenſyſtem aus zu erklären?

Allein außer dem Blut nebſt dem Gefäßapparat und außer dem Nervenſyſtem mit ſeinen Mittelpunkten giebt es noch ein Drittes. Das iſt die große Maſſe der Gewebe, aus welchen ſich der Körper aufbaut, — Zuſammenordnungen unendlicher Summen zelliger Elemente, welche in der verſchiedenartigſten Weiſe eingerichtet und daher auch die verſchiedenartigſten Leiſtungen hervorzubringen im Stande ſind. Manche davon, wie die Muskeln, erſcheinen ſogar in hervorragendem Maaße als Träger der Kraft, und nicht ohne Grund hat man im 17. und 18 Jahrhundert gerade von ihnen aus die Lehre von den Heilkämpfen zu geſtalten verſucht. Würde doch ſelbſt das Blut eine unbewegte Maſſe darſtellen, wenn nicht die Muskeln des Herzens und der Gefäße es mechaniſch in Fluß brächten. Andere Gewebsanordnungen, wie die Drüſen, ſtehen anderen Leiſtungen vor, denen der Abſonderung, welche nicht minder große Kraftäußerungen darſtellen. Aber jede dieſer Anordnungen, jedes dieſer ſogenannten Organe iſt wiederum eine Mehrheit, aus zahlloſen Elementar-Organismen, den Zellen zuſammengeſetzt, und wenn wir nun ſehen, daß auch das Nervenſyſtem ebenſo zuſammengeſetzt iſt, daß die Gefäße, das Herz und das Blut wiederum zuſammengeſetzte Anordnungen ſind, ſo ergiebt ſich wohl, daß jede Betrachtung oberflächlich, gleichſam äußerlich iſt, welche ſich nicht an die zuſammenſetzenden Elemente wendet.

Ergiebt eine ſolche Auffaſſung auf den erſten Blick eine Auflöſung des Körpers, eine Zerſplitterung der Anſchauung, ſo zeigt doch alsbald eine weitere Betrachtung, daß dieſe unzähligen Elemente nicht zufällig und nicht gleichgültig neben einander vor-

handen ſind. Sie gehören zu einander einmal wegen ihrer gemeinſamen Abſtammung aus einem einfachen Grundelement, welche Gemeinſamkeit eine gewiſſe urſprüngliche Aehnlichkeit und Beziehung der Elemente untereinander bedingt, wie bei den Abkömmlingen einer Familie. Sie gehören aber auch zum andern deßhalb zu einander, weil ſie ſich gegenſeitig ihre Exiſtenz verbürgen, weil das eine ohne die anderen ſein Leben nur für kurze Zeit zu erhalten vermag. Sie werden alſo zuſammengehalten durch das gegenſeitige Bedürfniß. Der Geſammtorganismus, den ſie zuſammenſetzen, iſt zugleich ihr Schutz, er iſt eine innere Nothwendigkeit.

Das iſt die göttliche Nothwendigkeit des Hippokrates in ihrer modernen Formel. Dieſe Nothwendigkeit ſetzt nicht nur den materiellen Verband aller Elemente zu einem Organismus voraus, ſondern ſie führt auch zu dem Schluſſe, daß es gewiſſe Einrichtungen geben müſſe, vermöge welcher eine Bewirkung der verſchiedenen Elemente durch einander, ein Einfluß der einen auf die anderen, eine geſetzliche Ordnung des Geſammtverhältniſſes ermöglicht wird. Solche Einrichtungen ſind unzweifelhaft in dem Gefäßſyſtem und dem Nervenſyſtem gegeben, aber ſie ſind auch in der großen Maſſe der übrigen Gewebe vorhanden. Denn gleichwie die Gefäße, oder anders ausgedrückt, das Blut und gleichwie die Nerven die übrigen Gewebe beeinfluſſen, ſo werden ſie auch ihrerſeits wieder von dieſen beeinflußt. Daraus entſteht eine Gegenſeitigkeit der Bewirkung, welche je nach Umſtänden wohlthätig oder ſchädlich für das Geſammtverhältniß ſein kann.

So lange die Bewirkung eine wohlthätige iſt, ſo lange erſcheint uns der Organismus in Harmonie, und wir empfinden dieſe Harmonie in unſerem Bewußtſein als ein Gefühl des Wohlſeins. Iſt die gegenſeitige Bewirkung eine ſchädliche, ſo ſprechen wir von einer eingetretenen Disharmonie und wir

haben das Gefühl des Unwohlſeins. Dieſe Gefühle beziehen ſich nicht bloß auf die leiblichen Zuſtände, ſondern auch auf die geiſtigen. Es giebt auch ein pſychiſches, ein moraliſches Unwohlſein.

In einem figürlichen Sinne können wir ſtatt Harmonie auch Gleichgewicht und ſtatt Disharmonie auch Gleichgewichtsſtörung ſagen. Für manche Fälle hat dieſe Bezeichnung eine wirklich thatſächliche Bedeutung. Die Vertheilung des Blutes geſchieht zu einem gewiſſen Theile nach einfach hydrodynamiſchen Grundſätzen: mehr Blut an einem Theile ſetzt ſtets weniger Blut an einem anderen voraus, und mehr Blut drückt, während weniger Blut erleichtert, — freilich nur bis zu einem gewiſſen Grade. Die elektriſchen Vorgänge in den Nerven laſſen ſich gleichfalls in einem rein phyſikaliſchen Sinne deuten: hier ſind Spannungen und Anhäufungen, dort Entleerungen und Entlaſtungen der Elektricität. Selbſt die gewöhnlichſten Vorgänge des Wachsthums der Gewebe liefern uns entſprechende Beiſpiele; wächſt ein Theil ſtärker, ſo kann ein anderer dafür im Wachsthum zurückbleiben. Solche Erſcheinungen des Antagonismus ſind leicht, z. B. aus der Verſchiedenheit der Wachsthumsverhältniſſe beim männlichen und weiblichen Geſchlechte, zu erkennen.

Wir ſehen ſchon aus dieſen Anführungen, daß eine Störung der Harmonie oder des Gleichgewichts nicht nur auf das Gemeingefühl, alſo auf das Nervenſyſtem einwirkt, ſondern auch auf andere Theile des Körpers, und es iſt leicht begreiflich, daß die eine Störung auf dieſe, die andere auf jene Theile einwirken wird. Denn nicht alle Theile ſtehen untereinander in gleicher Beziehung, und diejenigen werden zunächſt durch eine Störung des Gleichgewichts betroffen werden, deren Beziehung die nähere iſt, während andere ſpäter, ſchwächer oder gar nicht betroffen werden. Die nähere Beziehung bezeichnet man als Mitleidenſchaft, Sympathie.

Alle dieſe Verhältniſſe beſtehen auch im geſunden Körper und wir bedürfen zu ihrer Erklärung keiner einheitlichen Kraft, weder der Seele, noch der Lebenskraft, noch irgend eines beſonderen Spiritus. Sie treten aber viel ſtärker in die Erſcheinung, wenn eine krankhafte Störung des Gleichgewichts eintritt; dann ſtellen ſie das dar, was man unter dem Namen der Naturheilkraft perſonificirt hat. Sagen wir ſtatt deſſen lieber Heilkraft der Natur und ſtatt Natur lieber Organismus, ſo gewinnen wir in der Heilkraft oder noch beſſer in den Heilkräften des Organismus das, was wir ſuchen.

Es iſt jedoch zum vollen Verſtändniß wohl noch nöthig, etwas über das Heilen überhaupt zu ſagen. Die theoretiſchen Erörterungen über die Heilkräfte und die daraus abgeleiteten praktiſchen Folgerungen ſind oft genug dadurch verwirrt worden, daß man ganz verſchiedene Verhältniſſe zuſammengeworfen hat. Das alte Wort Medicin (von mederi, heilen), welches ziemlich genau dem modernen Ausdruck Heilkunde entſpricht, hat frühzeitig das Mißverſtändniß herbeigeführt, als ſei die ganze praktiſche Thätigkeit des Arztes, inſofern ihre eigentliche Aufgabe das Heilen iſt, auf eine und dieſelbe Seite der körperlichen Zuſtände gerichtet. Eine genaue Erwägung wird jedoch leicht zeigen, daß dieſes durchaus nicht der Fall iſt.

Nur ein gewiſſer, wenngleich der größere Theil der ärztlichen Thätigkeit bezieht ſich auf das Heilen von Krankheiten. Wichtige Abſchnitte der Medicin, z. B. die Geburtshülfe, die Pflege der Neugebornen, die ganze Diätetik beziehen ſich auf Verhältniſſe des geſunden Lebens, deren Ueberwachung der Arzt übernimmt, um den Eintritt der Krankheit zu hindern. Mit jedem Jahre breitet ſich das Gebiet dieſer Wirkſamkeit aus. Die polizeiliche Medicin oder, wie man von einem umgekehrten, um nicht zu ſagen, verkehrten Standpunkte aus gewöhnlich ſagt, die Sanitäts-

polizei wird immer mehr zur öffentlichen Geſundheitspflege, und als die höchſte Aufgabe dieſer überaus weitgreifenden Wiſſenſchaft erſcheint die Vorbeugung gegen die ſogenannten vermeidlichen Krankheiten. Man hat auch das Heilen genannt: curatio prophylactica. Aber es iſt ſelbſtverſtändlich, daß es nur inſofern wirkliches Heilen iſt, als die Beſeitigung der krankmachenden Urſachen nicht bloß Geſunde, ſondern auch ſolche angeht, welche ſchon eine Gleichgewichtsſtörung erfahren hatten oder welche geradezu erkrankt ſind.

Dagegen giebt es ein anderes Heilen, welches ſich auf die Beſeitigung ſchädlicher Urſachen bezieht, die eigentliche curatio causalis. Hier iſt durch irgend eine Urſache eine Veränderung herbeigeführt und dieſe wird durch die Fortdauer der Urſache nicht nur unterhalten, ſondern auch geſteigert. Ein fremder Körper, eine abgeſchoſſene Kugel, ein Glasſplitter iſt in den Organismus eingedrungen und darin ſtecken geblieben. Die Entfernung des Fremdkörpers iſt häufig, wenngleich nicht immer, die Vorbedingung der Heilung. Dieſe ſelbſt iſt aber damit nicht vollendet, denn die Trennung des Zuſammenhanges, durch welche der Fremdkörper eindrang, muß erſt geſchloſſen, der natürliche Zuſammenhang wiederhergeſtellt werden, ehe die wirkliche Heilung anerkannt werden kann. Nichtsdeſtoweniger iſt hier die Herſtellung der Vorbedingung des Heilens häufig ſo ſehr das Weſentliche, daß daneben die Heilvorgänge ſelbſt ganz in den Hintergrund treten.

Weiterhin ſpricht man von Heilung, wo eine bloße Störung oder ein bloßer Fehler vorliegt. Wenn jemand ein Bein bricht, ſo iſt er noch nicht krank. Er kann nicht gehen, ſo wenig wie jemand gehen kann, der eine ſtarke Verkrümmung des Knies hat. Aus dem Beinbruch kann eine wirkliche Krankheit werden, wenn die Theile an der Bruchſtelle ſich entzünden, die Nerven an derſelben gereizt werden. Der Beinbruch iſt alſo an ſich keine Krank-

heit, wenngleich er die Urſache einer Krankheit werden kann. Umgekehrt kann die Verkrümmung eines Knies aus einer Krankheit, z. B. aus einer Gelenkeiterung hervorgegangen ſein; ſie kann der Rückſtand einer Krankheit ſein, aber ſie iſt nicht ſelbſt eine Krankheit. Trotzdem hofft der Leidende von dem Arzt, deſſen Hülfe er ſucht, „Heilung".

Nun iſt es wohl ſelbſtverſtändlich, daß nicht daſſelbe Princip der Betrachtung auf alle dieſe Fälle angewendet werden kann. Sonſt würden wir ſchon mit den zwei zuletzt genannten Fällen in arge Verlegenheit kommen. Ein verkrümmtes Knie wird niemals „von ſelbſt" wieder gerade; ſoll alſo der Arzt hier helfen, ſo hat er nicht auf die Natur zu rechnen, ſondern nur auf ſeine Kunſt, ja vielleicht nur auf ſeine Gewalt. Verkrümmungen werden technokratiſch behandelt. Dagegen bei einem Beinbruche beſchäftigt ſich der Arzt in der Regel gar nicht mit den Vorgängen, durch welche das gebrochene Bein wieder vereinigt wird; das geſchieht „von ſelbſt". Die ärztliche Einwirkung bei einem Beinbruche iſt freilich auch eine technokratiſche. Mit Gewalt bringt der Arzt die Bruchſtücke wieder in diejenige Lage, welche der natürlichen am meiſten entſpricht; mit Gewalt hält er ſie in dieſer Stellung feſt. Aber Alles das iſt keine Heilung, ſondern nur Vorbedingung zu einer gute n Heilung, nicht einmal Vorbedingung zu einer Heilung überhaupt. Denn die Bruchſtücke verwachſen endlich auch in einer ſehr ſchlechten Lage mit einander; die Wiederherſtellung der Verbindungsmaſſe geſchieht bei höchſt ungünſtiger Stellung der Bruchſtücke. So mächtig wirkt hier die „Natur". Im Grunde iſt alſo jede Heilung eines Knochenbruches eine phyſiokratiſche, und der Arzt wirkt nur dahin, daß ſie ungeſtört und unter den günſtigſten Vorbedingungen geſchieht. Dieſes „nur" iſt freilich für den Betroffenen ſehr viel, denn ein ſchief geheilter Knochenbruch kann die Benutzung eines Gliedes Zeitlebens beeinträchtigen. Aber bei einer

Unterſuchung über die Theorie der Heilvorgänge müſſen wir dabei bleiben, daß die Heilung des Bruches nicht durch den Arzt bewirkt wird. Das Heilende ſind in dieſem Falle die Gewebe der Nachbarſchaft. Sie erzeugen das neue Gewebe, aus welchem ſich ſchließlich die Knochennarbe bildet.

Jetzt erſt kommen wir an die eigentlichen Krankheiten. Die Krankheiten ſind weder bloße Urſachen, noch bloße Störungen, noch bloße fehlerhafte Zuſtände. Die wirkliche Krankheit iſt ein Vorgang, alſo eine Reihenfolge von Zuſtänden, die einer aus dem anderen hervorgehen, und zwar an lebenden Theilen. Kein lebloſer Gegenſtand, kein todter Körper erkrankt. Wohl kann eine Pflanze oder ein Thier erkranken, aber nur ſo lange als ſie leben, und auch nur an ſolchen Theilen, welche noch lebendig ſind. Daher iſt jede Krankheit ein Abbruch am geſunden Leben, denn derſelbe Theil kann nicht gleichzeitig auf geſunde und auf krankhafte Weiſe leben. Die Krankheit iſt alſo ein Lebensvorgang. Und zwar nennen wir diejenigen Lebensvorgänge krankhaft, welche von der regelmäßigen Form des typiſchen Lebens abweichen und welche gleichzeitig mit dem Charakter der Gefahr behaftet ſind. Denn die Krankheit ſtrebt zum Tode, ſei es zum örtlichen, ſei es zum allgemeinen, und ſomit widerſtreitet ſie dem geſunden Leben.

Iſt die Krankheit aber ein Lebensvorgang, ſo muß ſie auch an beſtimmte lebende Theile gebunden ſein. Daher ſagen wir: die Krankheit hat einen Sitz, und es iſt eine der ſchwierigſten Aufgaben des Arztes, jedesmal herauszubringen, wo in dem gegebenen Falle die Krankheit „ſitzt“. Doch ich muß mich ſofort verbeſſern. In ſehr vielen Fällen ſitzt die Krankheit an mehreren Orten. Wenn jemand eine Lungenentzündung hat, ſo bekommt er gewöhnlich ein heftiges Fieber. Dann ſitzt die Entzündung in der Lunge und das Fieber in den Centralmaſſen des Nervenſyſtems, — Beides an ganz verſchiedenen Stellen. Iſt das eine Krank-

heit? Noch im Anfange dieſes Jahrhunderts rechnete man die Lungenentzündung unter die eſſentiellen Fieber; jetzt rechnet man ſie zu den örtlichen Entzündungen. Aber noch jetzt „behandelt“ man hauptſächlich das Fieber, während man die Heilung der Entzündung der Natur überläßt. Man geht technokratiſch gegen das Fieber an und man rechnet auf eine phyſiokratiſche Reſolution der Entzündung. Ich will nicht davon ſprechen, daß bei vielen Leuten, die an Lungenentzündung leiden, zugleich der Magen und die Nieren erkranken. Das Geſagte wird ſchon hinreichen, zu zeigen, daß gerade die Forſchung nach dem Sitze der Krankheit uns von der Vorſtellung ableitet, als ſei die Krankheit eine Einheit. Dieſe Einheit beſteht nur in dem ſogenannten „Krankheitsbilde“. Sie iſt alſo eine bloß figürliche, eine gedachte, eine abſtracte. In Wirklichkeit ſind die meiſten Krankheiten Vielheiten. Ja, es giebt Krankheiten, bei denen die Zahl der Sitze oder „Heerde“ unzählig iſt.

Nun muß man ferner wiſſen, daß auch in Bezug auf die Krankheiten der Ausdruck des Heilens ein vieldeutiger iſt. Wenn „heil“ in der Volksſprache noch jetzt ſo viel als „ganz, unverletzt“ heißt, ſo ſollte Heilung die Wiederherſtellung des ganzen und unverletzten Zuſtandes, die restitutio in integrum bezeichnen. Bei einer ſolchen Auslegung kommt die Technokratie ſchlecht weg. Wenn jemand eine Geſchwulſt am Knie hat und ihm der Oberſchenkel amputirt wird, ſo heißt heilen nichts weniger, als Wiederherſtellung des ganzen Zuſtandes. Aber auch mit der Phyſiokratie ſteht es oft genug ſchlecht. Es giebt kaum eine einzige Form der Nierenentzündung, bei der die Niere wieder ganz hergeſtellt wird, kaum eine einzige Form der Hirnentzündung, bei welcher nicht gewiſſe Mängel zurückbleiben. Dieſe Krankheiten heilen alſo mit Defekt. Und doch ſagen wir, ſie ſeien geheilt, weil ſich trotz des Mangels neue Verhältniſſe und Beziehungen im Körper ge-

ſtalten, bei denen das Gleichgewicht der Verrichtungen ſich herſtellt.

Als ein Beiſpiel der vollſtändigſten Heilung, welche wir kennen, möchte ich hier die Lungenentzündung nennen. Obwohl es vorkommt, daß im Laufe weniger Tage 5, 8, ſelbſt 10 Pfund feſter Ausſchwitzungsmaſſe in die Lungenbläschen abgeſetzt werden, wohin ſonſt die eingeathmete Luft dringen ſollte, ſo ſehen wir doch, daß im Laufe von wiederum wenigen Tagen jene ganze Maſſe ſich wieder auflöſt und nach und nach beſeitigt wird. Ein Vorgang, wie wenn unſere Flüſſe vom Eiſe frei werden. Das iſt eine eigentliche restitutio in integrum, und zwar ganz von ſelbſt, im bloßen Laufe der Naturereigniſſe. Aber es gehören nur geringe Erſchwerungen, geringe Unvorſichtigkeiten, geringe Erneuerungen ſchädlicher Urſachen dazu, um dieſen Naturvorgang zu unterbrechen. Dann kommt keine Wiederauflöſung (Reſolution); im Gegentheil, die Maſſen bleiben liegen, als todtes Material, ſie zerſetzen ſich, das umliegende Gewebe wird durch ſie ertödtet, und ſo beginnt der erſte Anfang jener hinterliſtigen Vorgänge, welche man in dem gefürchteten Namen der Lungenſchwindſucht zuſammenfaßt. Darum iſt des treuen und ſorgſamen Arztes rechtzeitiger Rath, auch wo er nicht „heilt", ſo wichtig, und darum ſollte Niemand muthwillig darauf vertrauen, daß ſich ja auch ohne den Arzt Alles von ſelber macht.

Jeder krankhafte Vorgang beſteht entweder in Störungen der Ernährung oder in Störungen der Bildung oder in Störungen der Verrichtung der Theile. Die zuſammengeſetzte Krankheit umfaßt nicht ſelten alle dieſe Störungen neben einander, ſo jedoch, daß an einer Stelle nutritive, an einer anderen formative, an einer dritten und vierten funktionelle Störungen vorhanden ſind. Die nutritiven und formativen Störungen faßt man gewöhnlich unter dem Namen der organiſchen zuſammen, weil bei beiden

Veränderungen in der Organiſation der Theile eintreten: deßhalb aber, weil dieß der Fall iſt, geſchieht auch die Ausgleichung der Störungen, die Wiederherſtellung langſam. Nur nach und nach kann dasjenige beſeitigt werden, was fehlerhaft iſt, und nur allmählich kann an ſeine Stelle wieder die normale Einrichtung treten. Die functionellen Störungen dagegen laſſen ſich oft in einem Augenblick beſeitigen, weil die innere Einrichtung an ſich nicht verändert, ſondern nur durch ungewöhnliche Reize oder ungewöhnliche Hemmungen die Leiſtung des Theils geändert wird. Das iſt das Gebiet der Wunderkuren, wo unter Umſtänden das Wort als Heilmittel eintreten kann. Je reiner die Krankheit auf functionelle Störungen beſchränkt iſt, um ſo ſchneller kann ſie beſeitigt werden. Daher gilt dieſe Erfahrung hauptſächlich von Nervenkrankheiten.

In jedem Falle aber geſchieht die Heilung durch die Wiederherſtellung der Harmonie des Körpers. Sie iſt eine Ausgleichung, eine Regulation der geſtörten Verhältniſſe, und zwar eine Ausgleichung durch innere Vorgänge des Körpers. Die Heilkräfte ſitzen in den lebendigen Theilen des Körpers. Nur dieſe Theile bilden neue Theile, nur ſie ernähren ſich und ſtellen durch Ernährung adäquate Zuſtände her, nur ſie bringen Verrichtungen hervor, welche zur Ableitung, zur Entlaſtung, zum Erſatz für gewiſſe Störungen des Gleichgewichts dienen. Auch, wo die gewaltſamſte Einwirkung des Arztes ſtattfindet, wo er ganze Theile abſchneidet oder zerſtört, auch da bedarf es der Wiederherſtellung des Gleichgewichts im Körper, ehe die Heilung ein erträgliches Ergebniß liefert. Auch da, wo heilkräftige Mittel gewiſſe Schädlichkeiten beſeitigen, wo eine Säure durch ein Alkali neutraliſirt, ein erſchlaffter Theil durch einen Reiz zu neuer Thätigkeit angeſpornt wird, iſt die Heilung erſt perfect, wenn mit dieſer Hülfe die natürlichen Gleichgewichtsverhältniſſe wieder zurückkehren oder neue

Gleichgewichtsverhältniſſe gefunden werden. Jede äußere Einwirkung iſt nur ein Mittel, um die innere Einrichtung des Körpers, die Phyſis zu freier und geordneter Thätigkeit zurückzuführen.

So löſt ſich der Gegenſatz der Schulen. Kein Arzt darf nur auf die Natur rechnen, aber auch kein Arzt kann das durch Kunſt herſtellen, was von ſelbſt im Körper vorgeht. Das iſt das Werk der lebenden Theile des Organismus. Jeder Arzt wird auf die Thätigkeit dieſer Theile zählen müſſen, aber er darf deßhalb nicht die Hände in den Schooß legen. Im Gegentheil, es werden oft die gewaltthätigſten Eingriffe nöthig ſein, um die Thätigkeit der Theile zu reguliren. Wie viel in der einzelnen Krankheit die Natur leiſten kann, wie viel der Arzt zu leiſten hat, das läßt ſich nur aus der Erfahrung ableiten, und kein Schulſyſtem vermag das a priori zu berechnen. Wie weit dagegen in dem einzelnen Falle ärztlich zu handeln, wie weit der natürliche Hergang durch den Arzt zu beeinfluſſen iſt, das iſt nicht bloß eine Sache der Erfahrung, ſondern häufig genug eine Sache der wiſſenſchaftlichen Schätzung, welche nur der gebildete Arzt vorzunehmen im Stande iſt. Die Erfahrung allein bildet auch im ärztlichen Stande nur Abenteurer, denen zuweilen Großes gelingen mag, aber denen ſich anzuvertrauen, jedesmal ein Wagniß iſt. Nur die Erfahrung, welche durch die Wiſſenſchaft geordnet und geleitet iſt, vermag die Schranken ſicher zu ziehen, bis wohin die Technokratie greifen darf, und das Gebiet zu bezeichnen, in welchem die Natur, in welchem die phyſiſchen Heilkräfte des Organismus die Alleinherrſchaft haben.

Anmerkungen.

[1]) A. Jackſon Davis Der Arzt. Harmoniſche Philoſophie über den Urſprung und die Beſtimmung des Menſchen, ſowie über Geſundheit, Krankheit und Heilung. Leipzig 1873. S. 93.

[2]) F. G. Welcker Zu den Alterthümern der Heilkunde bei den Griechen. (Aus dem 3. Bande der Kleinen Schriften beſonders abgedruckt.) Bonn 1850. S. 95, 112, 151.

[3]) Magni Hippocratis Opera omnia. Edid. Kühn. Lips. 1825. T. I. p. 234.

[4]) Ibid. p. 633. De victus ratione lib. I. 184. *δι' ἀνάγκην θείην.*

[5]) O. Peſchel Völkerkunde. Leipz. 1874. S. 274.

[6]) Hippocrates l. c. p. 587. De morbo sacro. Welcker a. a. O. S. 72.

[7]) Virchow die krankhaften Geſchwülſte. Berlin. Bd. II. S. 605. Smedley, Taylor, Thompson and Rich The occult sciences. Lond. and Glasg. 1855. p. 339.

[8]) Archiv für pathol. Anatomie 1849. Bd. II. S. 14.

[9]) Ebendaſelbſt 1871. Bd. LII. S. 14.

[10]) Virchow das Fieber. In den Vier Reden über Leben und Krankſein. Berlin 1862. S. 129.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

Ueber

Lieferungsgeschäfte

und

kaufmännischen Schwindel.

Von

Siegmund Aron.
Königsberg i. Pr.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Man begegnet im Geſchäftsleben ſehr häufig der Redewendung: dies oder jenes Geſchäft ſei ein unſolides oder unanſtändiges. Beides iſt entſchieden falſch, wenn man damit beſtimmte Geſchäftszweige brandmarken will.

Es giebt in der geſammten Handelsbewegung von ihren größten und ausgedehnteſten bis hinab zu ihren kleinſten Geſchäften kein einziges, dem man ſeiner Natur nach, und beſchäftigte es ſich mit den, den menſchlichen Sinnen widerwärtigſten Dingen, eine ſolche Bezeichnung beizulegen berechtigt wäre.

Nicht der Handelsartikel noch der Geſchäftszweig, welchem ein Geſchäft ſich hingiebt, giebt dem Letzteren ſein Gepräge, ſondern ausſchließlich die Art und Weiſe, wie daſſelbe betrieben wird; die Mittel und Wege, welche bei dem Betriebe eines Geſchäfts angewendet werden, drücken demſelben den Stempel der Anſtändigkeit und der Solidität, beziehungsweiſe des Gegentheils darin auf. Gleichwohl giebt es eine Art von Geſchäften, welche man — in Bezug auf Solidität — das Stiefkind der öffentlichen Meinung nennen könnte, und das ſind die an den verſchiedenen Börſen in ausgedehnter Weiſe betriebenen Lieferungsgeſchäfte.

Man begegnet grade unter Kaufleuten einem — ſicherlich aus Mangel hinreichender geſchäftlicher Ausbildung — weit verbreiteten Vorurtheile gegen Lieferungsgeſchäfte und das geht ſo

weit, daß Geldverleiher und Leute, welche Credite zu gewähren gewohnt ſind, Kaufleuten deshalb den Credit entzogen haben, weil ſie in Erfahrung gebracht, daß ſie an der Börſe Lieferungsgeſchäfte gemacht haben.

Es iſt nicht zu leugnen, daß die Lieferungsgeſchäfte an der Börſe ſchon vielfach ihre Opfer gefordert haben, aber ſie dafür verantwortlich machen oder ſie gar, wie weiland Polizei-Präſident v. Hinckeldey es einmal an der Berliner Kornbörſe verſuchte, gänzlich unterdrücken zu wollen, wäre ganz ebenſo falſch, als wollte man die Erfinder der Kartenſpiele, wodurch Millionen Menſchen eine ebenſo angenehme, wie wohlthuende Erholung und Zerſtreuung bereitet wird, dafür verantwortlich machen, daß hin und wieder ein leichtſinniger Menſch wegen Verluſtes im Hazardſpiel ſich das Leben genommen. Sicherlich aber würden durch eine Unterdrückung oder auch nur Beſchränkung derſelben dem Handel und Verkehr tiefe Wunden geſchlagen werden.

Hiſtoriſch feſtzuſtellen, ſeit wann Lieferungsgeſchäfte im Handel überhaupt vorkommen, kann uns hier nicht weſentlich intereſſiren, es mag die Erinnerung genügen, daß in Schwindel ausgeartete Lieferungsgeſchäfte, wie der Tulpenſchwindel in Holland, bereits in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts in höchſter Blüthe ſtanden.

Der Zweck der Lieferungsgeſchäfte iſt unzweifelhaft:

> ein beſtimmtes Quantum von Waaren oder Werthen für eine beſtimmte Zeit und zu einem beſtimmten Preiſe ſich zu ſichern, oder umgekehrt, einen beſtimmten Preis für ein beſtimmtes Quantum zu einer feſtgeſetzten Zeit ſich ſicher zu ſtellen.

Verfolgen wir nun die Entwickelung des Handels und der Induſtrie, namentlich wie ſich mit der Zeit Ein- und Verkauf, Production und Abſatz geſtaltet haben, ſo werden wir alsbald

erkennen, daß die Lieferungsgeſchäfte nicht als der Ausfluß einer ſpeculativen Neigung, ſondern als der einer ſoliden, die größtmögliche Sicherheit ins Auge faſſenden Handlungsweiſe zu betrachten ſind.

Es dürfte überflüſſig ſein, hierbei auf die älteſten Zeiten zurückzugreifen, vielmehr genügen, an die heimiſchen, uns nahe liegenden Verhältniſſe uns anzulehnen und dabei die Zeit ins Auge zu faſſen, die noch in unſerm Gedächtniſſe lebendig iſt.

Verſetzen wir in Königsberg uns in die erſten vierziger Jahre dieſes Jahrhunderts zurück, als Eiſenbahnen und Telegraphen in Oſtpreußen noch nicht exiſtirten, wo man die Dampfſchifffahrt nur zwiſchen Elbing und Königsberg auf den Binnengewäſſern und allenfalls zwiſchen hier und Danzig und dieſe hauptſächlich als dem Perſonenverkehr dienend kannte. Die Poſt aus Berlin und dem Weſten kam wöchentlich zweimal nach Königsberg, ſpäter dreimal, ein Brief nach und von England brauchte acht, von Holland und Belgien ſechs, Hamburg fünf, Berlin drei Tage. Das Porto war enorm hoch — nach Berlin 9 Sgr. für den einfachen Brief — und erſchwerte den Austauſch der Meinungen ganz erheblich. Sehr wichtige Nachrichten konnten nur wenige Bevorzugte durch Eſtafetten ſich übermitteln laſſen und die Koſten waren meiſtens unerſchwinglich. Der Abſatz unſerer Ausfuhrartikel geſchah auf dem Wege der Segelverſchiffung oder der Binnenſchifffahrt auf langem Waſſer; auf dem Landwege verſahen wenig leiſtungsfähige Frachtfuhren den Dienſt zwiſchen hier und Berlin in der Zeit von drei Wochen Lieferfriſt. Zwiſchen Abgang von hier und Ankunft am Beſtimmungsorte mußte man im Durchſchnitt einen Zeitraum von vier Wochen annehmen. Ebenſo verhielt es ſich mit unſern Einfuhrartikeln. Die Bezugsquelle unſerer hauptſächlichſten Handelsartikel, Getreide und Ruſſiſche Producte, war uns nur einmal im Jahre zugänglich, namentlich konnten wir Getreide und Saaten

aus Rußland nur einmal im Jahre durch die ungeſchickteſten Fahrzeuge der Welt, durch Witinnen, beziehen und die damaligen Witinnen konnten mit den gegenwärtig noch vereinzelt hier erſcheinenden, von der Cultur ſchon ziemlich kenntlich angeleckten Fahrzeugen einen Vergleich nicht aushalten. Noch viel ſchwieriger und längere Zeit dauernd war der Transport auf Holzflößen (Traften). Aus unſerer Provinz war uns bei dem damaligen Mangel an Chauſſeen und bei der ſchlechten Beſchaffenheit aller Nebenwege eine Zufuhr reicher Erndten nur bei anhaltender guter Schlittbahn möglich. Der Verkehr mit unſerm Vorhafen Pillau ruhte, wenn die Schifffahrt durch Eis geſchloſſen, faſt gänzlich, weil nur in ſehr ſtrengen Wintern eine Communikation auf Schlitten über das Haff möglich war. Unter ſolchen Umſtänden war der Königsberger Exporteur gezwungen, mit ſeinen während des langen Winters gemachten Einkäufen, von Ende November, dem gewöhnlichen Schluſſe, bis Ende April, der gewöhnlichen Wiedereröffnung der Schifffahrt, zu ſpeculiren. Er mußte alle Chancen der Preisbewegungen über ſich ergehen laſſen und wenn wir uns daran erinnern, daß zur Zeit der Korngeſetze und der gleitenden Scala in England die Preisſchwankungen ganz andere, d. h. viel erheblichere waren als wir ſie jetzt kennen, ſo wird es begreiflich erſcheinen, daß das Getreidegeſchäft als ein ſehr gefährliches betrachtet wurde und wie es vorkommen konnte und vorgekommen iſt, daß ein Getreidehändler im Herbſte ein reicher und im Frühjahr ein armer Mann war. Dieſe Gefahren, in denen der Getreidehandel ſchwebte, wurden jedoch ſehr erheblich gemildert als es den Königsberger Exporteuren möglich wurde, mit dem Auslande Lieferungsverträge abzuſchließen. Es gab eine Zeit, in welcher dies wegen der Unſolidität und mehr noch noch wegen der Unreellität verſchiedener Ablader ſeine großen Schwierigkeiten hatte und in welchen das Ausland, worunter Großbritanien, Holland,

Belgien und Skandinavien (directe Verbindungen mit Frankreich kannte man noch nicht) zu verstehen waren, directe Abschlüsse mit Königsberg nicht machen mochte und beide Theile sich eines Zwischenplatzes bedienten; als solcher hat bis in die sechziger Jahre hinein Hamburg eine bedeutungsvolle Rolle gespielt. Diese Lieferungsgeschäfte gaben dem Königsberger Getreidehändler die Möglichkeit, seiner Vorräthe mit einem bestimmten Nutzen, vielleicht auch mit einem möglichst geringen Nachtheile sich zu entäußern. An anderen Handelsplätzen hatten sich aus ähnlichen oder anderen Ursachen schon früher die Lieferungsgeschäfte herausgebildet. So hatten z. B. diejenigen Kaufleute, welche sich mit Lieferungen für die Armeeverwaltung befaßten, an dieselben für den Zeitraum eines ganzen Jahres bestimmte Quantitäten an Getreide und anderen Bedarfsartikeln zu fest normirten Preisen zu liefern. Konnten sie nun ein solches, gewöhnlich recht ansehnliches Geschäft wohl ohne Gefahr unternehmen, wenn es ihnen nicht möglich gemacht wäre, durch Verträge mit Produzenten oder Händlern sich bei Zeiten bestimmte Quantitäten zu bestimmten Preisen zu sichern? Und wie verhielt es sich mit der Industrie? War diese nicht ganz in derselben Lage wie der Exporteur oder Lieferant? Von der Beschaffung des Rohmaterials bis zum Absatz der Erzeugnisse vergeht eine geraume Zeit und wenn der Unternehmer eines Fabrikgeschäfts sich nicht allen Gefahren der Preisschwankungen, die wir Conjunctur nennen, aussetzen will und auch wohl je nach Lage seiner Vermögensverhältnisse sich nicht aussetzen darf, so wird er darauf sinnen müssen, sich bei Zeiten entweder ein gewisses Quantum an Rohmaterial oder einen bestimmten Preis für sein Fabrikat zu sichern. Dies wird uns am besten einleuchten, wenn wir an den Betrieb der vielen, von je her in unserer Provinz im Gange befindlichen Oelmühlen denken. Aber nehmen wir doch jedes andere Gebiet des Handels und der Industrie und wir werden überall

anerkennen müſſen, daß derartige Neigungen und Beſtrebungen in der Natur jeder größeren Bewegung ihre volle Berechtigung finden und daraus es uns ſehr leicht erklären können, daß auf ſo vielen Gebieten des Handels die Lieferungsgeſchäfte eine hervorragende Rolle ſpielen. So finden wir denn auch dieſelben in einer Vielſeitigkeit ausgebildet, welche Jemand, der nur in einem beſtimmten Geſchäftszweige arbeitet, in Erſtaunen ſetzen könnte; wir finden die Lieferungsgeſchäfte nicht blos in Fonds und Getreide an faſt allen europäiſchen Börſen, wir finden ſie an vielen Börſen außerdem noch in Oel, Saaten, Spiritus und ſpeziell für Mehl in Paris, für Baumwolle in Liverpool, für Roheiſen in Glasgow, für Talg in Petersburg und London, für Petroleum in Antwerpen u. ſ. w.

Es ſei uns noch geſtattet, für die Lieferungsgeſchäfte in Fonds die ſolide Baſis nachzuweiſen.

Ein Capitaliſt weiß, daß ihm zu einer beſtimmten Zeit ein beſtimmtes Capital eingehen wird, welches er, gleichviel aus welchen Gründen, in derſelben Weiſe, wie bisher nicht anlegen kann und er will es daher in Staatspapieren, Pfandbriefen, Actien oder Obligationen anlegen, deren augenblicklicher Coursſtand ihm für ſein Vorhaben verlockend genug erſcheint, er will nicht riskiren, daß in der Zwiſchenzeit von Wochen oder Monaten die Courſe um ein Erhebliches ſteigen und durch den alsdann zu zahlenden höheren Cours ſeine Rente ſich ſchmälere. Er wird deshalb auf Lieferung kaufen. Ebenſo umgekehrt. Wenn Jemand im Beſitze courshabender Papiere ſich befindet und er gewinnt die Ueberzeugung oder auch nur ein Vorurtheil, daß die politiſchen oder commerziellen Verhältniſſe einer trüben Zukunft entgegengehen oder er findet in weiter hinausliegender Zeit für ſein Capital eine vortheilhaftere Beſchäftigung, etwa durch Erwerbung von Grundbeſitz oder er beabſichtigt ein größeres Unternehmen, will aber den guten Cours, deſſen er an ſeinen Papieren

ſich grade erfreut, gern benutzen, ſo ſichert er ſich denſelben am beſten durch Verkaufen auf ſpätere Lieferung und bleibt dabei noch im vollen Zinsgenuſſe bis zu der Abwickelung derſelben. Es wird nun wohl Niemand behaupten wollen, daß hierin irgend welche Unſolidität liege, ſondern Jeder wird an dieſen wenigen Beiſpielen, welche ich bis zur Ermüdung vermehren könnte, es ſich klar machen können, daß die Lieferungsgeſchäfte in vielen Fällen — wie wir das ſpäter ſehr genau beobachten werden — eine Aſſecuranz gegen größere Gefahren bilden. Am deutlichſten läßt ſich dies erkennen aus der Entſtehungsgeſchichte einer Art von Lieferungsgeſchäften, welche hier in Königsberg ihren Urſprung haben und bis heute von hier aus nach verſchiedenen Richtungen hin, an verſchiedenen Börſenplätzen in recht bedeutendem Umfange betrieben werden. Es ſind das die Lieferungsgeſchäfte in Ruſſiſchen Banknoten, welche noch vor zwölf Jahren völlig unbekannt waren. Ungefähr in jene Zeit fiel jenes Ereigniß, welches unſern Theehandel zu einem zuvor nie gekannten Aufſchwung brachte; die Einführung eines Zolls auf Thee in Rußland, welches bis dahin die Einführung dieſes Artikels über die weſtlichen und See-Grenzen überhaupt nicht geſtattete. Königsberg hatte ſchon ſehr lange zuvor, allerdings auf dem Wege des Schmuggelhandels, ein nicht unbedeutendes Geſchäft in Thee nach Rußland gemacht und bemächtigte ſich nun mit ſichtbarem Erfolge dieſes Handelszweiges, indem es directe Verbindungen mit Petersburg und Moskau anknüpfte und dadurch Umſätze .erzielte, von denen man bis dahin keine Ahnung haben konnte. Da hierzu aber ſehr bedeutende Mittel erforderlich waren, über welche die einzelnen Firmen nicht verfügten, ſo bildeten ſich Vereinigungen mehrerer Firmen zum gemeinſamen Betriebe, ſogenannte Conſortien. Eines dieſer Conſortien hatte eben einen großen Abſchluß mit Moskau zu Stande gebracht, bei welchem ihm ein Nutzen von c. 60,000 Thlrn.

nachgerechnet wurde. Allein bis zur vollſtändigen Abwickelung und Erfüllung dieſes Geſchäfts mußte naturgemäß ein Zeitraum von mehreren Monaten verſtreichen und während dieſer Zeit vollzog ſich ein Umſchlag in dem Werthe der Ruſſiſchen Valuta, der ſo rapide abwärts ging, daß die Ruſſiſchen Banknoten — und dieſe bilden in Rußland das geſetzliche Zahlmittel — um ca. 15 pCt. im Courſe fielen. Hierdurch ging nicht blos der herausgerechnete Nutzen an jenem großen Geſchäfte vollſtändig darauf, ſondern es blieb noch ein ganz erheblicher Schaden zu tragen. Dies Ereigniß mußte alſo die Theehändler zwingen, auf Mittel und Wege zu ſinnen, ſolchen Gefahren für die Folge zu begegnen und dies geſchah dadurch, daß ſie ſich bemühten, Käufer für Ruſſiſche Noten auf ſpätere Lieferung zu ſuchen, was ihnen denn auch mit der Zeit gelungen und um ſo eher gelingen mußte, als bei den großen Schwankungen, denen Ruſſiſches Geld unterlag, es ja auch allen denen, welche Waaren aus Rußland bezogen, darum zu thun ſein mußte, der Gefahr zu begegnen, bei Bezahlung ihrer aus Rußland empfangenen Waaren möglicherweiſe einen viel höheren, als den in's Calcul gezogenen Preis zu zahlen.

Faſſen wir nun die bisher angehäuften Beiſpiele nochmals in's Auge, ſo wird uns ſofort die Schwierigkeit aufſtoßen, in jedem concreten Falle auch den geeigneten Gegenpart, einen Contrahenten zu finden, dem es grade und genau paßt, für die beſtimmten Quantitäten und für die ins Auge gefaßten Termine Käufer oder Verkäufer zu ſein. Dem Produzenten in der Provinz Preußen kann es nicht paſſen, wenn er 2000 Scheffel Roggen, zum 20. Mai lieferbar, verkaufen will, daß ihm der Müller in der Mark nur 1750 Scheffel zum 5. Juni abkaufen will und während jener nur 82 Pfd. wiegenden Roggen zu verkaufen hat, braucht dieſer 84 Pfd. wiegenden und dazu kommt noch der erſchwerende Umſtand, daß jener ſeinen Roggen frei in den Kahn

in Insterburg liefern und dieser ihn nur frei am Bollwerk in Brandenburg a. d. Havel empfangen will. Ganz dieselben oder doch ähnliche Schwierigkeiten stellen sich den Käufern oder Verkäufern entgegen bei Lieferungsgeschäften in allen übrigen Zweigen des Handels und der Fabrikation. Es mußte demnach an eine Ausgleichung dieser Schwierigkeiten gedacht werden und es mußte sich wie bei jedem Effectivgeschäfte, d. h. wie beim Kauf und Verkauf effectiver Waare eine Vermittelung herausbilden, welche Produzenten und Consumenten vereinigte, wie dies ja im Großen und Ganzen als die Aufgabe des Handelsstandes zu betrachten ist. Angebot und Nachfrage concentrirten sich demnach in den größeren Handelsplätzen, von wo aus sie sich wieder nach den verschiedenen Gebieten des Verkehrs hin verzweigten. Damit waren denn allerdings theilweise, vielleicht auch vollständig die örtlichen Schwierigkeiten in der Ausgleichung der Gegensätze beseitigt, aber es blieben noch die vielen sächlichen Schwierigkeiten zu beseitigen, denn jede, auch nur die geringste Verschiedenheit zwischen den Neigungen und Wünschen der Geber und Nehmer macht jedes Geschäft zur Unmöglichkeit; es war also durchaus nöthig, daß sich eine „Gleichförmigkeit der Bedingungen" herausbildete, sowohl in Bezug auf Qualität, Zeit der Erfüllung und Art der Abwickelung der verschiedenen Verträge. Das hat denn in der That je nach Zeit und Ort, am meisten aber je nach der bestehenden Gesetzgebung seine großen Schwierigkeiten gehabt. Es gab ja eine Zeit, in welcher Lieferungsverträge in verschiedenen Artikeln und Werthen ohne jegliche rechtliche Wirkung waren. So erinnern sich viele Leser wohl noch, daß in den ersten vierziger Jahren in Preußen aus Lieferungsgeschäften in ausländischen, so wie in nicht voll eingezahlten Papieren eine gerichtliche Klage nicht begründet werden konnte und dennoch wurde im Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit der Contrahenten in solchen Papieren sehr umfangreich auf

Lieferung gehandelt. Aber auch bei ſolchen Geſchäften, bei denen eine Klage zuläſſig war, konnte nicht wie jetzt auf die Differenz, ſondern es mußte auf die Erfüllung des Contracts geklagt werden und da kam es häufig vor, daß, wenn der Kläger ſein rechtskräftiges Erkenntniß erſtritten, die Erfüllung des Contractes durch die Wendung der Conjunctur ihm nicht nur gleichgültig, ſondern mitunter ſehr unbequem und Verluſt bringend war.

Der vollſtändige Umſchwung und die Vervollkommnung aller Communicationsmittel, die Benutzung der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe und nun vollends der Telegraphie haben denn auch das Bedürfniß für eine Aenderung in der Geſetzgebung ſehr fühlbar gemacht; überall hat ſich dieſe dann auch den ſo weſentlich veränderten Verhältniſſen anpaſſen müſſen, und wir dürfen trotz ſeiner Mängel und Lücken das Zuſtandekommen und die Einführung des *Allgemeinen Deutſchen Handelsgeſetzbuchs* nicht blos als eine *Wirkung* des geſteigerten Verkehrs, ſondern vielmehr noch als eine *Urſache* desſelben betrachten.

Wie bei allen Culturvölkern eine geordnete und geſicherte Rechtspflege die Grundbedingung aller perſönlichen Sicherheit und zugleich der perſönlichen Freiheit iſt, ſo iſt in der Handelsbewegung ein geſicherter Rechtszuſtand, wie ihn das Handelsgeſetzbuch geſchaffen (wir heben die rechtliche Wirkung jeder *mündlichen* Abmachung als beſonders wichtig hervor), das Erforderniß einer jeden freien Bewegung. Unſer Handel und Verkehr hätte ohne dieſes Poſtulat niemals ſeine jetzige Ausdehnung, niemals ſeinen jetzigen Höhepunkt erreichen können. Die, wenigſtens in Deutſchland, auf dieſe Weiſe hergeſtellte einheitliche Geſetzgebung trug alſo weſentlich dazu bei, dieſe nothwendig gewordene Gleichförmigkeit der Bedingungen zu erleichtern, ſchon deshalb, weil die nach dem Handelsgeſetzbuche für die rechtliche Wirkung von Verträgen nicht unweſentlichen *Ortsgebräuche* ſich allmälig nach denen der

maaßgebenden, d. h. der bedeutenden Handelsplätze ausbildeten und ſo kamen auf dieſe Weiſe die feſten Normen zur Geltung, die wir jetzt unter dem Collectivbegriff der „Lieferungsbedingungen“ zuſammenfaſſen, wie ſie je nach den verſchiedenen Handelszweigen oder Werthen auf den Schlußſcheinen oder Contracten vorgedruckt ſind und die als integrirender Theil eines jeden Vertrages im Texte ausdrücklich bezeichnet ſind. Dadurch, daß ſich alſo an jedem Platze für jeden Artikel ganz beſtimmte und feſte Normen herausbildeten, wurde der Abſchluß der Geſchäfte weſentlich erleichtert, denn es war damit jedes von dieſen Bedingungen etwa abweichende Separatabkommen von vornherein ausgeſchloſſen. Der Committent wußte, daß er ſeinem Commiſſionär nur einen Abſchluß nach den am Sitze des Letzteren geltenden feſtſtehenden Ortsgebräuchen (Uſancen) auftragen konnte, und Verkaufs- oder Kaufsaufträge von einem Platze nach dem andern gerichtet, hatten ſtets hierauf Rückſicht zu nehmen. Zur weſentlichen Erleichterung trug es bei, daß ſchon vorher durch langjährige Praxis dieſe Abſchlüſſe auch in Bezug auf die Quantitäten in abgerundeten Zahlen, im Waarenfache durch 50 und im Fondshandel durch 1000 oder 500 theilbar, ſich vollzogen, alſo z. B. man handelt 50 Ctr. Oel, 50 Ohm Spiritus, 50 Wiſpel oder 50 Laſt Getreide, 50 Tons Eiſen, 50 Ballen Baumwolle oder 100, 150 u. ſ. w. Jetzt haben ſich dieſe Mengen den veränderten Maaß- und Gewichtsverhältniſſen anbequemt. Dieſer Gebrauch hatte den großen Vorzug, daß dadurch die große Schwierigkeit der Regulirung eines jeden einzelnen Vertrages oder eines jeden einzelnen Geſchäfts zwiſchen den beiden urſprünglichen Contrahenten nicht nur beſeitigt, vielmehr eine Ueberweiſung deſſelben auf den zweiten, dritten Käufer u. ſ. w. ſtattfinden konnte. Derartige Ueberweiſungen wurden nothwendig, weil ja ſehr oft Fälle eintreten, daß der Käufer eines erſt in ſpäterer Zeit zu empfangenden Quantums in der Zwiſchen-

zeit aus irgend einer, uns hier nicht weiter intereſſirenden Veranlaſſung daſſelbe zur Lieferung auf denſelben Termin mit Nutzen oder Schaden wieder realiſirte, ohne die Waare zu empfangen, oder der Verkäufer ſah ſich veranlaßt, ein für einen ſpätern Termin verkauftes Quantum ſich wieder zurückzukaufen, ſo daß er das in ſeinem Beſitze befindliche Quantum effectiver Waare anderweitig verwenden konnte. Derartige Ueberweiſungen gehen alſo von Jemand aus, der ein verkauftes Quantum effectiver Waare in natura liefern will und er kündigt daſſelbe zunächſt ſeinem Käufer, dieſer überweiſt es an einen zweiten und dieſer wieder an einen dritten Käufer und ſo geht das weiter fort bis endlich Jemand das Quantum in natura empfangen will und ſämmtliche oft bis zu hundert dazwiſchen liegende Contrahenten gleichen nur den Unterſchied (Differenz) zwiſchen dem Einkaufs- und Verkaufspreiſe unter ſich aus. Hieraus haben denn auch, wie wir dies ſpäter noch weiter erſehen werden, dieſe Geſchäfte wohl eben den Namen „Differenzgeſchäfte“ erhalten. Daß bei Fonds ſich vermöge der größeren Leichtigkeit der Lieferung und Abnahme derartige Abſchlüſſe und Ueberweiſungen noch viel bequemer bewerkſtelligen laſſen, darf wohl nicht weiter ausgeführt werden. Der große Umfang, den dieſe Geſchäfte faſt überall gewonnen, hat an den Hauptplätzen Einrichtungen ins Leben gerufen, welche dieſe Kündigungen und Ueberweiſungen im hohen Grade vereinfachen und das tägliche Geſchäft an der Börſe dadurch nicht ſtören, was früher ſehr häufig vorkommen konnte und vorgekommen iſt.

Wenn es uns gelungen iſt, in dem bisher Geſagten es klar zu machen, wie Lieferungsgeſchäfte von ihren rohen Anfängen bis zu ihrer heutigen vollendeten Form ſich entwickelt haben, ſo hoffen

wir, wird es uns vielleicht auch gelingen, nachzuweiſen, daß die Speculation mit allem Fug und Recht dieſer Formen zur Erreichung ihrer Zwecke ſich bemächtigte und mit der unaufhaltſam ſich ſteigernden Verbeſſerung und Vervollkommnung unſerer Communicationsmittel aus Gründen der Solidität ſich ihrer bemächtigen mußte. Bevor wir jedoch an irgend ein Beiſpiel herangehen, wird es nöthig ſein, über die Speculation einige Bemerkungen vorauszuſchicken. Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, hier eine philoſophiſche Definition des Begriffes geben zu wollen, ſondern wir wollen an den in die Erſcheinung tretenden Operationen vorweg zwei ſehr wichtige Unterſchiede hervorheben. Es iſt ganz etwas anderes, ob Jemand in ſeinem Geſchäfte ſpeculirt oder ob Jemand die Speculation zu ſeinem Geſchäfte macht. Wenn wir von Speculation und Handel in ihrer civiliſatoriſchen Bedeutung ſprechen, ſo können wir ihnen eine ſolche eben nur in ihrer Vereinigung und in ihrem ſteten Zuſammenhange zuerkennen. Trennen wir Beides, ſo ſehen wir in dem Handel ohne Speculation den einfachen in den engſten Geſichtskreis gebannten Kram, deſſen Träger allezeit eine eher ſpöttiſche als ehrende Bezeichnung für ihre Berufsthätigkeit ſich haben müſſen gefallen laſſen. Der Krämer kauft ſich ein den Bedürfniſſen ſeiner Kundſchaft genau angepaßtes Quantum von Waaren ein, berechnet ſich einen ganz beſtimmten Nutzen und geht ſowohl hinſichtlich der Bezugsquelle als hinſichtlich des Abſatzgebiets gewöhnlich niemals über die Grenzen ſeines Wohnſitzes hinaus. In der Speculation ohne Handel vermögen wir nichts weiter als das Hazardſpiel zu erkennen, denn alle diejenigen Obliegenheiten, welche der thätige Kaufmann hat, liegen demjenigen, der lediglich ſpeculirt, vollſtändig fern, er kennt die ſittlichen Kräfte, welche jeder vorwärtsſtrebende Kaufmann in Anwendung bringen muß, durchaus nicht; er ſpielt nur. Sehen wir aber Geſchäft

d. h. Handel und Speculation vereinigt, ſo erkennen wir ſehr bald den denkenden, den intelligenten Kaufmann, welcher ſich der Aufgabe des Handelsſtandes bewußt iſt, ein Glied in der Kette zu ſein, welche die Production und die Conſumtion auf möglichſt kurzem Wege vermittelt. Hierzu iſt nicht allein ein recht anſehnlicher Schatz von Kenntniſſen erforderlich, ſondern es iſt beſonders der ſcharfe Blick nöthig, Urſachen und Wirkungen zur rechten Zeit zu erkennen. Das Feld ſeiner Wirkſamkeit iſt nur durch die ihm zu Gebote ſtehenden eigenen und Hilfs-Mittel begränzt, während ſeinen Fähigkeiten keine räumlichen Schranken auferlegt ſind. Sehen wir uns doch einmal, um auf deutſchem Boden zu bleiben, ſo einen hervorragenden Hamburger Kaufmann an, welcher aus ſeinem Hauſe einen Bevollmächtigten in China, Rio oder Liberia ſitzen hat, welcher für ihn Einkäufe beſorgt, während das Abſatzgebiet für dieſe Artikel bis Moskau oder bis an die Baieriſchen Alpen ſich erſtreckt. Alle zwiſchen Einkauf und Abſatz — darunter verſtehen wir Ausgabe und Wiedereinnahme des in dem Geſchäfte verwendeten Geldes — möglicherweiſe vorkommenden Zwiſchenfälle ſind dabei ins Auge zu faſſen, die möglichen Gefahren gegen den zu erzielenden Nutzen abzuwägen, das Alles hat er ſich zur Aufgabe zu ſtellen und Alles dies giebt ſeinem Geiſte einen ſehr anſehnlichen Stoff zur Thätigkeit. Ein anderes Beiſpiel. Vergegenwärtigen wir uns ein induſtrielles Etabliſſement wie das von Borſig und bedenken dabei, welche Umſtände und Verhältniſſe, welche Schwankungen in Betracht zu ziehen ſind von den Einkäufen des Eiſens in Staffordſhire bis zur Ablieferung ſeiner Locomotiven in Moskau oder Sebaſtopol. Hier einen den Conjuncturen ſehr unterworfenen Artikel wie Eiſen, dort eine großen Schwankungen ausgeſetzte Valuta; der übrigen noch dazwiſchen liegenden Dinge, wie Fracht- und Lohnverhältniſſe gar nicht zu gedenken.

Aber wir dürfen gar nicht einen ſo umfaſſenden Wirkungskreis ins Auge nehmen; bei jedem Zweige des Handelsverkehrs iſt dem intelligenten Kaufmann Gelegenheit gegeben, ſein Geſchäft aus einem engeren oder weiteren Geſichtskreiſe zu betreiben und aus ſeinen Wahrnehmungen für ſeinen Bedarf oder für ſeinen Abſatz bei Zeiten Vorkehrungen zu treffen. Davon, ob dieſe Wahrnehmungen und die Schlüſſe, die er daraus gezogen, richtige geweſen oder nicht, hängt der Erfolg ab, aber er beeinträchtigt nicht immer ſeine Intelligenz, denn

„Es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt."

Aber auch ſelbſt in ſeinem Irrthume werden wir einem ſolchen Kaufmanne unſere Anerkennung nie verſagen, wenn wir ſehen, daß er Fleiß und Sorgfalt angewendet hat. Immerhin hat er hier ſein Theil mit dazu beigetragen, Handel und Verkehr zu beleben und dadurch nach verſchiedenen Richtungen hin Nutzen geſchaffen; er iſt ſeinem Berufe treu geblieben.

Ganz etwas anderes iſt es, wenn Jemand den Beruf des Kaufmanns außer Augen läßt und keinen andern Zweck verfolgt als *gewinnen*, gleichviel mit welchen Mitteln das geſchieht; der macht aber die Speculation zu ſeinem Geſchäfte; es kommt ihm gar nicht darauf an, ein beſtimmtes Quantum von Werthen zu einer beſtimmten Zeit zu *beſitzen*; er glaubt an eine Steigerung der Preiſe in ſpäterer Zeit und kauft jetzt lediglich, um zur Zeit der Erfüllung oder in der Zwiſchenzeit zu beſſern Preiſen wieder loszuſchlagen; oder umgekehrt: er verkauft ein Quantum, *das er gar nicht beſitzt*, auf ſpätere Lieferung, um am Erfüllungstage oder vorher daſſelbe zu einem billigeren Preiſe ſich wieder „*einzudecken*". In beiden Fällen handelt es ſich nicht um ein Geſchäft, ſondern um die Differenz, welche einzuziehen oder im Falle des Mißlingens zu bezahlen iſt. Wir ſehen, es handelt ſich hier

um die Speculation auf höhere oder niedere Preiſe und das nennt man techniſch à la hausse oder à la baisse ſpeculiren.

Es iſt eine ebenſo gewöhnliche, wie leicht erklärliche Erſcheinung, daß an denjenigen Börſen (laſſen wir fortan die Bezeichnung *Börſe* für *Handelsplatz* gelten), an denen ein großes Geſchäft in effectiver Waare betrieben wird, auch ein umfangreiches Lieferungsgeſchäft ſich herausbildet, welches auf Lieferung und Empfang effectiver Waare baſirt und eben deshalb finden ſich an dieſen Börſen auch viele Perſonen, welche durch die Leichtigkeit, mit welcher ſolche Geſchäfte, bei denen es *vorläufig* um keine andere Leiſtung ſich handelt, als um Hergabe einer Unterſchrift, gemacht werden können, zu ſolchen Speculationen ſich hingezogen fühlen, um ihrer Neigung zum *Spiel*, denn etwas anderes iſt es ja eben nicht, zu fröhnen. Allerdings iſt ein nothwendiges Erforderniß vorhanden, nämlich: der Speculant muß wie jeder reelle Contrahent ſeinem Gegenpart in ſeinen Vermögensverhältniſſen und in ſeinen moraliſchen Eigenſchaften Garantieen bieten, die eingegangenen Verpflichtungen beziehungsweiſe die Zahlung der Differenz zur Zeit pünktlich zu erfüllen. Iſt dies Erforderniß vorhanden, ſo iſt es jedem Contrahenten völlig gleich, aus welchen Beweggründen und auf welcher Grundlage ſein Gegner mit ihm abſchließt und deshalb verwiſchen ſich auch dieſe Unterſchiede an den größeren Börſen vollſtändig.

Für unſere Betrachtung müſſen wir dieſe Unterſchiede aber immer vollſtändig aus einander halten, wenn wir nachweiſen wollen, daß Lieferungsgeſchäfte bei den jetzigen Communicationen und beſonders bei der durch die Telegraphie ermöglichten außerordentlichen Leichtigkeit des Meinungsaustauſchs zwiſchen einer Börſe und der anderen nicht nur eine Annehmlichkeit, ſondern eine *dringende Nothwendigkeit* geworden ſind. Machen wir uns das an einigen Beiſpielen klar: Ein Hamburger oder Bremer Importeur

erhält von ſeinem New-Yorker Freunde die telegraphiſche Offerte, dem Erſteren mit nächſtem Dampfer oder Klipper 2000 Faß Petroleum, bekannter Qualität, zu einem beſtimmten Preiſe einſchließlich Fracht und Aſſecuranz einſenden zu wollen. Dem Hamburger oder Bremer ſind die Bedingungen verlockend genug, das Geſchäft zu machen, weil der augenblickliche Preis, ſowohl am Platze ſelbſt, als derjenige in Stettin oder Königsberg, von welchen Börſen ihm die telegraphiſchen Preisnotirungen des geſtrigen Tages vorliegen — ſelbſt wenn er Transportkoſten und Zinsverluſt, Gewichtsmanco und Proviſionen hinzurechnet, — ihm einen hinlänglichen Nutzen ſichern, wenn dieſelben bei Ankunft der Ladung noch dieſelben ſind. Wind und Wetter, Unglücksfälle zur See oder in einem etwa anzulaufenden Hafen können die Ankunft der Amerikaniſchen Ladung viel länger hinausſchieben als die räumliche Entfernung zwiſchen America und Europa ohnehin ſchon nothwendig macht. Er hat demnach den Wunſch, und wenn die Chancen des möglichen Verluſtes zu groß ſind, das Bedürfniß, ſich einen feſten Preis zu ſichern und wird, je nach dem Stande der Preiſe an den verſchiedenen Börſen, deren Preiſe ihm den größten Nutzen laſſen, die 2000 Faß, oder wenn er mit einem Theile derſelben weiter ſpeculiren will, den Reſt, vielleicht 1500 Faß auf Lieferung an einem ſpäteren Termin verkaufen. Hat er dieſen Verkauf bewirkt und einen ſichern Contrahenten gefunden, ſo kann er ſich, da er ſämmtliche Unkoſten und Verluſte, welche zwiſchen der New-Yorker Ablieferung, und zwiſchen der Ablieferung in Hamburg, Bremen, Stettin oder Königsberg liegen, genau kennt, den ihm verbleibenden Nutzen genau ausrechnen, und die in der Zwiſchenzeit etwa eintretenden Preisſchwankungen intereſſiren ihn für das verſchloſſene Quantum weiter gar nicht. Die Gefahr des Preisverluſtes hat alſo für ihn aufgehört zu beſtehen und er kann dies Geſchäft, ſofern ſeine Mittel und ſein

Credit dazu hinreichen, nach Belieben wiederholen. Noch ein anderes Beiſpiel: Ein Oelmüller unſerer Provinz kauft den Sommer über gewöhnlich, je nach den ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln und je nach der Leiſtungsfähigkeit ſeiner Fabrik, ein beſtimmtes Quantum Oelſaaten, aus denen er — nehmen wir ſo an — 5000 Ctr. Oel und eine dem entſprechende Anzahl von Centnern Oelkuchen ſchlagen kann. Nun läßt ſich aber das ganze in einem möglichſt kurzen Zeitraum eingekaufte Quantum Saat nicht mit einmal unter die Preſſe bringen. Um das ganze Quantum zu verſchlagen, dazu gehören viele Monate und er kann genau berechnen, wieviel Centner Fabrikat er im Laufe der Zeit, auf die einzelnen Monate vertheilt, zu liefern im Stande iſt. Will er nun mit dem ganzen Quantum dieſes, den Preisſchwankungen vielleicht mehr als irgend ein anderes ausgeſetzten Produkts nicht ſpeculiren — das Gegentheil wäre im hohen Grade irrationell — ſo wird er darauf bedacht ſein müſſen, ſich einen feſten Preis für ſeine Erzeugniſſe, ſei es nun pro September, November, December laufenden, oder pro Frühjahr künftigen Jahres zu ſichern. Zu dieſem Zwecke wird er auf die für dieſe Termine beſtehenden Preiſe in Königsberg, Stettin, Berlin, Cöln, Amſterdam u. ſ. w. achten und unter Berückſichtigung der beſtehenden Fracht- und Coursverhältniſſe an einem oder verſchiedenen dieſer Plätze Verſchlüſſe machen müſſen.

Dieſe beiden Beiſpiele dürften hinreichen, um das Prinzip, nach welchem derartige Geſchäfte zu machen ſind, feſtzuſtellen und mit Leichtigkeit wird nach beiden Richtungen hin — ſowohl Production als Conſumtion — für jeden Zweig des Handels als für jeden Artikel, in welchem ſpeculirt wird, ein ſolides Motiv ſich erkennen und feſtſtellen laſſen. Wir wollen nur noch in aller Kürze erwähnen, daß auch Fälle vorkommen, in denen ein ſpäterer Bedarf und ein ſpäterer Ueberfluß — wie vorhin ſchon angedeutet — anticipirt werden und daß man in einer darauf hin vor-

gefaßten richtigen oder auch irrigen Meinnng ſich veranlaßt ſieht, früher etwas auf Lieferung zu kaufen oder zu verkaufen, als das in den gegebenen Beiſpielen angeführte Motiv eingetreten iſt.

Um wie viel leichter, als im Waarenhandel laſſen ſich nun Lieferungsgeſchäfte in Fonds bewerkſtelligen. Faſſen wir in dieſem Collectivbegriff alle Arten von Werthpapieren, gleichviel, ob Staats- oder Anlagepapiere, Actien, Obligationen u. ſ. w. zuſammen. Bei Fonds alſo fallen alle jene erſchwerenden Umſtände weg, welche beim Waarenhandel in Betracht zu ziehen ſind: Qualitätsveränderungen, Frachtſchwankungen, Untermaaß, Leckage, Arbeitslöhne, Zinsverluſt u. ſ. w. Es kann ſich bei Transactionen von einer Börſe auf die andere höchſtens um das Porto handeln und das iſt ein immer feſtſtehendes; ja ſelbſt die Coursſchwankungen in den verſchiedenen Währungen (Valuten) wie London, Wien und Petersburg laſſen ſich durch Lieferungsgeſchäfte in Wechſeln und Banknoten — wie wir das bei den Ruſſiſchen Noten nachgewieſen haben — auf ein Minimum feſtſtellen.

Wir haben am Eingange unſerer Betrachtung ſchon einige Beiſpiele angeführt, aus denen die ſolide Grundlage von Lieferungsgeſchäften in Fonds ſich nachweiſen läßt und halten dieſe zur Erkennung des Prinzips für genügend, aber wir müſſen hier noch einen Factor mit in Betracht ziehen, welcher auf das Fondsgeſchäft der verſchiedenen Börſen mitunter von ſehr beſtimmendem Einfluß iſt, und das iſt die bereits flüchtig angedeutete Transaction von einer Börſe auf die andere. Es ſind das Operationen, die wir z. B. hier in Königsberg mit zwei Börſen machen. Wir kaufen von hier aus an der Petersburger Börſe Ruſſiſch-Engliſche Anleihe und verkaufen ſie in Berlin, oder Berlin läßt in Wien Wechſel auf London verkaufen. Dieſe Operationen, welche mit Hilfe der Telegraphie und der ſchnellen Poſtverbindung eben ſo leicht einzuleiten, wie leicht abzuwickeln ſind, werden mit dem

techniſchen Ausdrucke der Arbitrage bezeichnet. Derartige Arbitragen, welche im Prinzipe ja nichts anderes ſind als das bereits zwiſchen New-York, Hamburg, Stettin geſchilderte Petroleumgeſchäft, erzeugen nun, um ſo oft wie möglich wiederholt zu werden, wie ſich leicht denken läßt, eine große Menge von Lieferungsgeſchäften und dieſe geben wiederum der Speculation für ihre Zwecke reichlichen Stoff. Ja, es kommt nicht ſelten vor, daß die Rollen vollſtändig wechſeln, daß das Effectivgeſchäft eine ſehr rege Speculation, aber auch daß die Speculation ein ſehr reges Effectivgeſchäft erzeugt und ſomit wird die Speculation zu einem Factor, mit welchem die Börſen rechnen müſſen.

Es ſteht ja unumſtößlich feſt, daß Angebot und Nachfrage die Preiſe reguliren, aber es iſt nicht minder richtig, daß Angebot und Nachfrage Seitens der Speculation dieſelbe Wirkung haben müſſen, weil unter gegenſeitig Gewähr leiſtenden Contrahenten d. h. unter Käufern und Verkäufern, welche ſich gegenſeitig für ſicher halten, es gar nicht in Frage kommt, ob dem Angebote eine Subſtanz oder eine Meinung, beziehungsweiſe ob der Nachfrage ein reelles Bedürfniß oder nur eine Idee zu Grunde liegt. Daher kommt es denn auch, daß die Speculation die Preiſe oder Courſe ſehr häufig höher treibt, als das reelle Bedürfniß es erfordert oder dieſelben weiter hinunterbietet, als dies nach der beſtehenden reellen Nachfrage nöthig iſt. Hierdurch treten zwei für den Verkehr ſehr erhebliche Erſcheinungen zu Tage, welche auf den Geldmarkt einen Einfluß üben, gleichviel ob dieſe Erſcheinungen ſich auf dem Waarenmarkte oder auf der Fondsbörſe vollziehen. Entweder die Speculation will mehr kaufen, als augenblicklich Material am Markte zu haben iſt, dann muß ſie für ſpätere Zeit einen höhern Preis bewilligen als der in loco beſtehende Preis beträgt und es bildet ſich ſomit zwiſchen dem ſ. g. Locopreiſe und dem Terminpreiſe eine Differenz heraus, welche man mit dem Namen

Report bezeichnet. Das Beſtehen eines Reports kennzeichnet ſomit die Richtung der Speculation à la hausse. Kann dagegen die Speculation nicht ſo viel verkaufen als der reelle Bedarf aufzunehmen im Stande iſt, ſo wird ſie, um dennoch verkaufen zu können, auf ſpätere Lieferung einen Abſchlag gegen den Locopreis ſich gefallen laſſen müſſen und die auf dieſe Weiſe ſich herausbildende Differenz der Preiſe bezeichnet man mit Deport und deſſen Exiſtenz als die Richtung der Speculation à la baisse.

Da nun die Speculation, wie wir wiederholentlich bemerken, weder die Abſicht hat, effective Werthe zu liefern, noch ſolche zu empfangen, ſo iſt ſie eben nur im Lieferungsgeſchäfte thätig und daher kommt es ſehr häufig, daß je nach der herrſchenden Strömung das Vorhandenſein von Report und Deport von denen, welche Effectivgeſchäfte machen, zu Capitalsanlagen beziehungsweiſe zu Capitalsoperationen in ſolideſter Weiſe benutzt wird, ja dieſe Benutzung geſchieht mitunter in ſo umfangreicher Weiſe, daß dadurch der marktgängige Zinsfuß beeinflußt wird. An einigen Beiſpielen dürfte dies vielleicht klar werden: Nehmen wir an, der marktgängige Zinsfuß wäre am heutigen Tage, den 15. Januar, 4 pCt. p. a. Nun ſtehen 5 pCt. Ruſſen pr. Caſſa (d. h. Locopreis) 98, aber p. ultimo März d. J. iſt 98¼ zu machen. Wir kaufen alſo £ 1000 Ruſſen zu 98 Caſſa und verkaufen ſie ſofort auf Lieferung p. ultimo März zu 98¼. Dies ergiebt ſonach nach Abzug der beiden, für Ein- und Verkauf zu zahlenden Courtagen von 1 pro Mille eine Differenz von ¼ pCt. auf 2½ Monate, wozu der Genuß der an dieſem Papiere haftenden Zinſen von 5 pCt. hinzutritt, ſo daß ſich die Verzinſung des in den £ 1000 angelegten Geldes auf 6 [illegible]½ pCt. p. a. beziffert. Mit Leichtigkeit läßt ſich dies Beiſpiel auch auf den Waarenhandel anwenden, nur daß dabei in den Report die Koſten und zugleich der Zinsſatz

mit inbegriffen ist, weil Waaren bekanntlich nicht mit Zinscoupons versehen sind.

Bei bestehendem Deport kann dagegen der Besitzer effectiver Werthe sich sehr wesentliche, in die Augen springende Vortheile verschaffen und hierbei wollen wir ein Beispiel aus dem Waarenhandel wählen. Loco Roggen kostet am 2. April 75 Sgr. pro Scheffel, ist aber pro Ende Mai zu 74 Sgr. käuflich. Ich kann dennoch die auf meinem Speicher lagernden 1000 Scheffel Roggen, mit denen ich bis Ende Mai zu speculiren gedachte oder für welche ich erst Ende Mai eine ganz bestimmte Verwendung habe, ruhig verkaufen und sie mir mit 74 Sgr. pro Ende Mai „eindecken". Ich erspare dadurch Speichermiethe, Arbeitslohn, Untermaaß, Feuerversicherung, und habe nicht bloß bis dahin disponibles, zinsfreies Geld, sondern auch noch einen Gewinn, denn ich habe mir die 1000 Scheffel um 1000 Sgr. billiger gemacht. Auf die Fondsgeschäfte übersetzt, müssen beim Deport die an den Papieren haftenden Zinsen in Abrechnung gebracht werden, weil man sich bei Entäußerung des effectiven Besitzes des Genusses dieser Zinsen begiebt, wogegen man allerdings das flüssig gewordene Geld in der Zwischenzeit anderweitig zinslich anlegen kann.

Diese Beispiele haben nachgewiesen, daß diejenigen, welche in ihrem Geschäfte speculiren, die Lieferungsgeschäfte in den meisten Fällen als eine Assecuranz gegen unvermeidliche und nicht vorherzusehende Risicos und für einen sichern Gewinn betrachten und deshalb sich ihrer bedienen, also Mittel zum Zweck sind, während sie bei denjenigen, welche aus der Speculation ein Geschäft machen, Selbstzweck sind. Es liegt nun in der Natur der Menschen, welche solchen Speculationen sich hingeben, welche also mit einem Worte nur spielen, daß sie selten verstehen, Maaß zu halten, daß sie gar zu leicht ausarten und so begegnen wir denn auch an denjenigen Börsen, an welchen stark

ſpeculirt wird, von Zeit zu Zeit den allerunglaublichſten Ausſchreitungen. Wir ſehen die Preiſe zu einer künſtlichen Höhe getrieben, welche furchtbare Rückſchläge zur Folge haben muß, denn ein zuweilen nur vorübergehendes dunkles Gewölk am politiſchen oder wirthſchaftlichen Horizont zertrümmert das künſtlich conſtruirte Gebäude und begräbt die Erbauer unter ſeinen Trümmern. Ebenſo ſind die Preiſe mitunter künſtlich auf einen Standpunkt heruntergedrückt, welcher das Capital oder die berechtigte Speculation mit Macht anlockt, und es ſtellt ſich dadurch eine Nachfrage nach effectiven Waaren oder Werthen in ſolchem Umfange ein, daß die Blancoverkäufer oder wie ſie techniſch bezeichnet werden „die Fixer" nicht im Stande ſind, dieſelbe zu beſchaffen, und da die Lieferung erfolgen muß, etablirt ſich eine natürliche Preisſteigerung von ſolcher Höhe, daß ſie nicht im Stande ſind, die zwiſchen dem Preiſe des Verkaufs und der Eindeckung entſtandene Differenz zu bezahlen. In beiden Fällen ſtellt es ſich heraus, daß ſowohl à la hausse wie à la baisse ein Factor thätig geweſen, den man gewiß ſehr richtig mit Schwindel bezeichnet.

Es bleibt uns noch übrig, einige durch die verſchiedenen Neigungen der Speculirenden ſich gebildeten Formen zu bezeichnen und das ſind die ſ. g. „Prämiengeſchäfte" und die „Stellgeſchäfte". — Will Jemand an der Börſe ſpeculiren, aber den Verluſt, den er dabei erleiden könnte, auf ein ganz beſtimmtes Maaß begrenzen, ſo macht er folgendes Geſchäft. Er kauft ſich z. B. 100 Stck. Lombarden, die heute am 10. Januar 97 ſtehen, auf Lieferung pro ultimo März, wofür er allerdings den erheblich höheren Cours von 100 bezahlen muß, aber er bedingt ſich dafür die Berechtigung aus, für den Fall ihm ultimo März es nicht convenirt, die gekauften Papiere abzunehmen, gegen ein Reugeld von 3 Thlr. pro Stück vom Vertrage ganz zurückzutreten und dieſes Reugeld nennt man Vorprämie. Er kann alſo, wenn Lombarden

bis auf 50 hinuntergehen, nie mehr als 300 Thlr. verlieren, gehen ſie aber inzwiſchen auf 130, ſo hat er den vollen Gewinn von 3000 Thlr. Ebenſo verhält es ſich umgekehrt: Es glaubt Jemand, daß Lombarden bis Ende März ſtark weichen werden, dann verkauft er, ſagen wir 100 Stck. Lombarden, welche er gar nicht beſitzt auf Lieferung per März zu einem entſprechend niedrigeren Courſe, alſo etwa zu 94, mit der Berechtigung, wenn es ihm am Lieferungstage nicht paßt, ſie zu liefern, gegen 3 Thlr. pro Stck. Reugeld vom Vertrage zurücktreten zu können und dieſes Reugeld heißt im Gegenſatze zu dem vorherigen *Rückprämie*. Gehen Lombarden auf 130, ſo verliert er ſtatt 3600 Thlr. nur 300 Thlr., gehen ſie aber auf 50, ſo gewinnt er die vollen 4400 Thlr. Es iſt bei dieſen Geſchäften ſofort in die Augen ſpringend, daß hierbei nur auf der einen Seite ein Schein von Solidität liegt, nämlich auf der Seite desjenigen, welcher die Prämie zahlt, während auf der andern Seite ein unbegrenztes Riſico zu liegen ſcheint. Aehnlich iſt es bei den *Stellgeſchäften*. A. zahlt am 10. Januar an B. 300 Thlr., er kauft ſich von Letzterem durch dieſe, *Stellgeld* genannte Zahlung die Berechtigung, am 15. April ſich *entſcheiden* zu dürfen, ob er ultimo April 100 Ctr. Oel zu 14 Thlr. pro Centner an B. *liefern* oder von ihm *empfangen* werde.

Bei dieſen drei Arten von Geſchäften läßt ſich in den allerſeltenſten Fällen irgend welcher Zuſammenhang mit reellen Geſchäften nachweiſen und wenn Derartiges exiſtirt, ſo iſt dies ſo complicirter Natur, daß ihnen eine wirthſchaftliche Berechtigung nicht zuerkannt werden kann; ſie tragen vielmehr den Charakter des Spiels und der Wette zu offenkundig an der Stirn. Gleichwohl werden derartige Geſchäfte in ziemlich großem Umfange gemacht, aber ſicherlich nicht zum Nutzen und zur Ehre der Börſen.

Haben wir in dem bisher Geſagten die Bedeutung der Lieferungsgeſchäfte für den Handel, wie für die Speculation nachgewieſen, ſo wollen wir in dem Folgenden an der Hand langjähriger Erfahrungen und Beobachtungen darzuſtellen verſuchen, wie in Wirklichkeit derartige Geſchäfte an den Börſen in die Erſcheinung treten. Wir müſſen wiederholen, daß die Unterſchiede, die wir gemacht und noch weiter machen werden, in den Geſchäften ſelbſt ſich vollſtändig verwiſchen; man kann es keinem Schlußzettel, ja nicht einmal den Contrahenten anſehen, aus welchen Motiven ſie Geſchäfte abſchließen. Ja, es liegt in der Natur der kaufmänniſchen Geſchäftsführung, über das, was man beabſichtigt, was im Geſchäftslocale, im Comtoir vorgeht, außerhalb deſſelben und zumeiſt an der Börſe, die größte Verſchwiegenheit zu beobachten, und Jeder iſt nur beſtrebt, ſo hoch wie möglich zu verkaufen, und ſo niedrig als möglich zu kaufen. Demnächſt leitet ihn nur die Rückſicht, einen ſichern und in der Erfüllung ſeiner Verpflichtungen anſtändigen (coulanten) Contrahenten zu finden. Es iſt ganz natürlich, daß für die Beurtheilung hierbei derſelbe Maaßſtab anzulegen iſt, wie bei jeder Creditgewährung im Geſchäfte; Vermögensverhältniſſe, Denk- und Handelsweiſe, Charaktereigenſchaften ſind in Betracht zu ziehen. Nun iſt es ſehr begreiflich, daß Jeder am liebſten mit dem Beſten zu thun haben möchte. Der Beſte aber denkt ebenſo und iſt deshalb in der Wahl der unter ſeiner Linie ſtehenden Contrahenten möglichſt ſtrenge und ungern, nur nothgedrungen läßt er ſich, und dann auch nur innerhalb einer gewiſſen Grenze, mit unter ihm ſtehenden Firmen ein. Da nun aber die Börſen nach dieſer Richtung hin aus den verſchiedenartigſten Elementen ſich zuſammenſetzen, ſo bilden ſich verſchiedene Schattirungen und die Vermittler wiſſen alsbald, welche Kategorien für einander paſſen. Nach dieſen Schattirungen bezeichnet man die Rangſtufe, welche die einzelnen

Firmen einnehmen und man pflegt die oberen Klaſſen gewöhnlich als die Börſe und die niederen Klaſſen als die Couliſſe zu bezeichnen.

Wir müſſen an dieſem — wir geſtehen es ſelbſt — ſehr allgemein gehaltenen Unterſchiede uns genügen laſſen, weil ſich eben ein genauer und ganz begrenzter Unterſchied nicht feſtſtellen läßt. In ſo viele Klaſſen man auch die Börſenbeſucher theilen mag, ſo kann doch Niemand die Ziffer bezeichnen, bei welcher die Börſe aufhört und die Couliſſe anfängt, denn es beruht das auf rein perſönlicher Beurtheilung, und Niemand dürfte ſich ſelbſt verurtheilen wollen, zur Couliſſe zu gehören. Jeder beſucht die Börſen-Verſammlung in der feſten Ueberzeugung, für ehrenwerth gehalten zu ſein und

„das ſind ſie Alle, Alle ehrenwerth".

Die großen Handlungshäuſer zumeiſt, aber auch die kleineren, nur den ſoliden Geſchäften ſich widmenden Firmen, darunter die große Zahl derer, welche ſich an großen Handelsplätzen nur mit commiſſionsweiſem Ein- und Verkauf von Waaren und Werthen beſchäftigen, werden ſtets das Hauptcontingent für die erſtere Kategorie, dagegen die reinen Speculanten oder die Spieler den Hauptbeſtandtheil der letzteren bilden. Im Waarenhandel treten dieſe Unterſchiede nicht ſo ſehr hervor, wie im Fondshandel, und wenn man von einer Couliſſe hört, ſo iſt damit faſt ausſchließlich der ſchlechtere Theil der Fondsbörſe gemeint. Die Fondsbörſen ſind es denn auch, an denen die nicht auf irgend welcher ſoliden Grundlage fußenden Lieferungsgeſchäfte, alſo die unberechtigten Lieferungsgeſchäfte vorzugsweiſe betrieben werden. Wir ſagen ausdrücklich vorzugsweiſe, weil dieſelben auch im Waarenhandel nicht ausgeſchloſſen ſind und dieſen zeitweiſe in einer erſchütternden Weiſe beeinfluſſen; aber es iſt der Speculation doch nicht ſo leicht, ihr Stück durchzuſetzen, weil auf dieſem Gebiete die Mittel, welche die Speculation anzuwenden hat, nicht ſo leicht bei der Hand

ſind, wie beim Fondshandel. So läßt ſich ſchon das zur Durchführung der Speculation im Waarenhandel ſchließlich doch Einfluß übende *Material* nicht ſo leicht bewältigen. Große Maſſen von Waaren ſind ebenſo ſchwierig herbeizuſchaffen als unterzubringen. Da ſprechen räumliche Verhältniſſe, Leiſtungsfähigkeit der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, Lagerräume und noch viele andere Dinge mit, während derartige Schwierigkeiten beim Fondshandel nicht exiſtiren. Außerdem kommt die Leichtigkeit dazu, mit welcher der Beſitz aus einer Hand in die andere ſich übertragen und wie ſich auf ſolche Werthe, bei denen Qualitäts- und Gewichtsveränderungen nicht ſtattfinden, leichter als auf Waaren Geld ſchaffen läßt. Wir werden demnach, wenn wir von dem *unberechtigten* Lieferungshandel ſprechen, uns vorzugsweiſe an Vorgänge auf dem Fondsmarkte anlehnen und da ſpringt uns ſofort ein weſentlicher Unterſchied in die Augen, der zwiſchen dieſen und den *berechtigten* Geſchäften ſich herausſtellt. Während bei dieſen *Angebot* und *Nachfrage* das bewegende Element ſind, ſind es bei jenen nur *Meinungen*, die nicht immer, ja nur in den ſeltenſten Fällen, wie dies bei jeder berechtigten Speculation ja von vornherein angenommen werden muß — auf Erwägung beſtehender Verhältniſſe und logiſcher Schlußfolgerung beruhen, ſondern faſt in den meiſten Fällen von *Stimmung* beeinflußt werden. So ſtehen ſich Meinung und Meinung im offenen Kampfe gegenüber und bilden, je nach der Richtung die Hauſſe- und die Baiſſepartei. Die Börſenpreſſe hat für dieſe Partheien die kürzeren Bezeichnungen *Speculation* und *Contremine* angenommen und es mag uns geſtattet ſein, fortan derſelben uns gleichfalls zu bedienen. Beide Partheien wollen *gewinnen*, die eine dadurch, daß ſie auf höhere Courſe und die andere dadurch, daß ſie auf niedere Courſe ſpeculirt, ohne dabei irgend etwas anderes ins Auge zu faſſen, als die Differenz am Erfüllungstage (Stichtage). Es

kommt ihnen daher in den wenigſten Fällen darauf an, welche Mittel ſie zur Erreichung ihrer Zwecke anwenden. Die einmal entfeſſelte Leidenſchaft kennt hier ebenſowenig eine Grenze des Erlaubten an, wie in allen andern Fällen, wo ſie des Menſchen ſich bemeiſtert, und wie der profeſſionirte Spieler mitunter ſeine Zuflucht dazu nimmt, eine Volte zu ſchlagen oder markirter Karten ſich zu bedienen, ſo iſt auch der Spieler an der Börſe nicht verlegen, welche Mittel er zur Erreichung ſeines Zweckes anzuwenden hat. Sittliche Bedenken ſind ihm völlig abhanden gekommen, denn eine Nachricht erfinden, Wahrheiten entſtellen, und noch ganz andere das Gefühl jedes anſtändigen Menſchen empörende Dinge, gehören zu den Alltäglichkeiten des Lebens und ſo mancher iſt bereits in directe Beziehungen zum Strafrichter getreten; wir erinnern nur an den unſaubern Meyerſchen Depeſchenprozeß aus den erſten funfziger Jahren, welcher zuerſt ein ſehr unwillkommenes Streiflicht auf ein Treiben an der Berliner Börſe warf, das mit dem ehrlichen Handel längſt im grellen Widerſpruche ſtand. Wir werden nach beiden Richtungen hin für unſere, vielleicht gewagt erſcheinende Behauptung Beläge beibringen: wollen uns inzwiſchen aber noch ein wenig mit den Tendenzen dieſer beiden Richtungen beſchäftigen. Hierbei wiederholen wir, daß wir es mit Spielern zu thun haben. Die ſ. g. Speculation oder Hauſſe-Parthei iſt jedenfalls von beiden Theilen die beſſere, ſchon deshalb, weil der Verluſt bei dieſer Speculation eine Grenze hat und dadurch die Höhe der Gefahr ſich berechnen läßt. Es kauft Jemand pro ultimo nächſten Monats 200 Stck. Lombarden zu 85, ſo iſt der allerſchlimmſte Fall der, daß dieſes Papier vollſtändig entwerthet wird; er verliert alſo das ganze Capital, d. h. 17000 Thlr. Außerdem aber kann er den Verluſt aufhalten, er kann, wenn er das Geld oder den Credit dazu hat, die 200 Stck. Lombarden in Empfang nehmen oder nehmen laſſen und auf beſſere Zeiten warten. Ganz anders

ſtellt ſich die Sache im ſchlimmſten Fall bei der Contremine, der Baiſſe-Parthei. Es verkauft Jemand 20.000 Thlr. Nominalbetrag in Actien der Dortmunder Union auf ſpätere Lieferung zu 47, ohne auch nur 100 Thlr. daran zu beſitzen. Wenn nun durch plötzlich eintretende günſtige Eiſen- oder Kohlenconjuncturen, durch Auffindung neuer Kohlenflöze oder Erzlager die Actien, wie die ähnlicher Inſtitute auf 200 pCt. ſteigen, ſo verliert er mehr als das Vierfache des bei Abſchluß des Geſchäfts beſtandenen Werths. Hieraus erhellt ſchon ein weſentlicher Unterſchied in der auf beiden Seiten vorhandenen Höhe der Gefahr, aber es kommt bei der Contremine noch der Uebelſtand hinzu, daß der Verluſt, wie bei der Hauſſe-Speculation, ſich nicht hinausſchieben läßt. Die am Stichtage ſich herausſtellende Differenz muß ausgeglichen, d. h. ſie muß bezahlt werden und damit wird der Verluſt perfect. Dieſem Unterſchiede entſprechen denn auch die Mittel, welche zur Erreichung des Zweckes angewendet werden. So ſehen wir auf der einen Seite werthloſe Dinge hoch angeprieſen, falſche Nachrichten über günſtigen Betrieb und in Ausſicht ſtehende Dividende verbreitet, während auf der anderen Seite Perſonen, welche an der Spitze von Verwaltungen ſtehen, in ſchamloſeſter Weiſe an ihrer Ehre gekränkt, und in geregelter Verwaltung befindliche Unternehmungen als dem Untergange entgegengehend bezeichnet werden. Vorgänge auf politiſchem wie auf wirthſchaftlichem Gebiete werden auf die ſchnödeſte Weiſe gefälſcht. Ja es geht ſo weit, daß Verwaltungsräthe von Banken und induſtriellen Unternehmungen ſelbſt die Courſe ihrer Actien dadurch heruntergebracht haben, daß ſie falſche Gerüchte über ihre Inſtitute verbreitet, nachdem ſie zuvor Actien in blanco verkauft hatten, um ſie zu billigeren Courſen ſich einzudecken. So lange dies Treiben nur in mündlichen Aeußerungen ſich kundgab, war die Wirkung immer nur eine begrenzte; aber leider iſt es eine unbeſtrittene Thatſache, daß die Preſſe, in der

Geſtalt einzelner Börſenorgane, dieſem Unweſen ſich dienſtbar zeigte und dadurch ein förmliches Gewerbe ſich ausbildete, um die Meinung des Publikums irre zu leiten und den grade herrſchenden Strömungen ihre Opfer zuzuführen. Geben wir für unſere Behauptungen einige Beläge:

Es liegt uns ein höchſt intereſſantes Actenſtück vor, betitelt: „Die gegenwärtige Lage der Chemnitzer Maſchinenbau-Geſellſchaft „von A. Münnich u. Co. in Chemnitz. Bericht der von der „außerordentlichen General-Verſammlung vom 30. Mai niedergeſetzten Unterſuchungscommiſſion an die ordentliche General-Verſammlung vom 25. Auguſt 1874". Der Bericht iſt unterzeichnet von

Arthur Gehlert, Vorſ.
B. Röber, Ingenieur.
Auguſt Stickel.
Advocat Böhning.

hat alſo begründeten Anſpruch auf volle Glaubwürdigkeit.*)

In demſelben iſt ein Abſchnitt bezeichnet: „Die Beziehungen der Verwaltungsorgane zur Börſe und zur Börſenpreſſe" und da heißt es (Seite 23) wörtlich:

„Die Münnichactie iſt ein Speculations-, zu deutſch ein „zum Schwindel mißbrauchtes Papier einiger Börſen geworden. Innerhalb einer Zeit von ungefähr einem Jahre „hat der Cours ſich zwiſchen ca. 180 und ca. 25 pCt. bewegt. „Dabei waren der Vermögensſtand und die Productivität der Fabrik zur Zeit des höchſten Cour-

*) Dieſer Bericht iſt ſeitdem vielfach und ſtark angezweifelt, aber bisher durch erwieſene Thatſachen nicht widerlegt worden, wenigſtens ſind ſolche nicht zu unſerer Kenntniß gelangt. (Anm. d. Verf.)

„ſes mindeſtens nicht beſſer als zur Zeit des „niedrigſten".

Es wird ferner nachgewieſen, daß ein Mitglied des Aufſichtsraths ganz beſonders am Börſenſpiel à la baisse in dieſen Actien ſich betheiligt habe (S. 24); ferner, daß ein der Direction nahe ſtehender Gründer ſ. Z. Hunderte von Thalern für ein günſtiges Eingeſandt an die Zeitungen verwendet. Als zur Zeit der Hauſſe-Periode einem Berliner Börſenblatte, welches eine günſtige aber alberne Uebertreibung in Betreff dieſes Inſtituts brachte, der leitende Director dieſem Blatte eine Berichtigung einſandte, wurde dieſelbe in faſt unartigem Tone abgelehnt (S. 24). Dieſe wenigen authentiſchen Nachweiſe mögen genügen, um die vielen Vorgänge während der letzten Jahre, welche die Aufmerkſamkeit der Welt auf die Börſe wachgerufen, für wahr zu halten. Aber wir wollen auch aus der jüngſten Zeit noch einige Beläge beibringen.

In ſeinem Börſenberichte vom 13. October ſagt das in Berlin erſcheinende „Salings Börſenblatt" über das Treiben der Contremine wörtlich Folgendes:

„Mit einer überdies großen Regſamkeit und Gewandtheit benutzten die eng liirten Elemente derſelben jeden Moment, jeden Umſtand, jede zweifelhafte Vermuthung, um für ihre Zwecke Propaganda zu machen. Bald circulirten myſteriöſe Gerüchte; ſo ſollte hier eine Disconto-Erhöhung unmittelbar bevorſtehen; ferner ſprach man von Depeſchen aus London, die den Status der Bank als einen höchſt ungünſtigen ſchildern, auch ſollte die hieſige Seehandlung ſämmtliche Depots gekündigt haben. Dieſe Erdichtungen im Verein mit dem ſiegesgewiſſen Auftreten der Baiſſe-Parthei verfehlten nicht einen höchſt deprimirenden Eindruck auf

die Couliſſe zu üben und wurde es hierdurch den Baiſſe-ſpeculanten leicht, die Courſe herunter zu ſchreien u. ſ. w."

Wenn man hiermit den Wortlaut des § 263 des Strafgeſetzbuchs, ſo wie die Motive vergleicht, ſo wird man ſich leicht auch die juriſtiſche Seite ſolcher Handlungsweiſe klar machen. Man ſcheint denn auch endlich zu der Erkenntniß gekommen zu ſein, daß ſolchem Treiben ein Ende zu machen ſei, denn wir leſen in demſelben Organ Nr. 253 vom 31 October c.:

„Um 11½ Uhr Vormittags wurden heute vor der Börſe von einem Dienſtmann Nr. 998 gedruckte Zettel vertheilt, inhaltlich deren eine Kataſtrophe für die Actien der Dortmunder Union bevorſteht. Nachdem derartige für die Baiſſe inſcenirte Manoeuvres ſich ſchon oft wiederholten, haben einige Börſenbeſucher den Dienſtmann durch einen Polizei-Beamten nach der Wache Behufs Feſtſtellung des Urhebers bringen laſſen. — Dieſe Circulaire tragen weder den Namen des Verfaſſers, noch der Druckerei und es ſteht jetzt wohl zu erwarten, daß die polizeilichen Erhebungen dazu führen werden, dieſem Unweſen durch Beſtrafung der dabei belaſteten Perſonen ein Ende zu machen."

Nicht allein in Berlin ſind derartige Dinge an der Tagesordnung, auch an andern Börſen gehen derartige Dinge vor, ſo wird jetzt officiös aus Paris berichtet,

daß die Polizei dort ein wachſames Auge auf diejenigen Perſonen habe, welche an der Börſe tendenziöſe Nachrichten zu verbreiten ſuchen.

Wir ſind überzeugt, daß unſerm Leſerkreiſe für ſeinen Geſchmack dieſe Beläge genügen werden, um das Weſen der unberechtigten Speculation genügend zu würdigen. Wir bemerkten

ſchon vorhin, daß daſſelbe hauptſächlich an denjenigen Börſen zu Tage tritt, an welchen das Fondsgeſchäft vorherrſcht und wir können es deshalb auch nicht unerwähnt laſſen, daß ſich auch die äußern Phyſiognomien der verſchiedenen Börſen ſehr merklich von einander unterſcheiden. Wer die ruhige, anſtändige, ja zuweilen würdevolle Haltung an den Börſen zu Petersburg, Hamburg, Bremen, ſelbſt in unſerm kleinen Königsberg, Danzig und Stettin, ferner an den verſchiedenen Londoner Börſen, in Mark Lane, Mincing Lane, Baltic Coffeehouse und Royal Exchange zu beobachten Gelegenheit hatte, dem wird das wüſte Geſchrei und das ungebührliche Treiben an der Berliner, Wiener, Frankfurter und Pariſer Börſe ſicherlich nicht behagen und ſelbſt in Amſterdam, Brüſſel und Antwerpen unterſcheiden ſich die Abtheilungen für den Waarenhandel ſehr kenntlich von denen für den Fondshandel durch die äußere Haltung der verſchiedenen Gruppen ihrer Beſucher.

Schließen wir unſere Betrachtung über die in dem Vorliegenden geſchilderten Geſchäfte mit der Erklärung eines geachteten Wiener Börſenblattes:

> „Die Börſe hat, um ihre große und bedeutungsvolle wirthſchaftliche Aufgabe zu löſen, nicht nöthig, eine Spielhölle zu ſein und es iſt nicht nöthig, daß Leute über Nacht reich werden, damit das Lieferungsgeſchäft florire.“

und wenn wir uns endlich noch die Frage vorlegen: wie und wodurch dieſe Uebelſtände und Mißbräuche zu beſeitigen, wie derartige Elemente von den Börſen fern zu halten ſind, ſo müſſen wir die Löſung dieſer Frage nicht polizeilichen Beſchränkungen anheimgeben, denn durch jedes derartig angewandte Mittel iſt bisher noch immer über das Ziel, das man treffen wollte, hinausgeſchoſſen worden und hat zumeiſt die Unſchuldigen getroffen. Wie bei faſt

allen Ausſchreitungen auf wirthſchaftlichem Gebiete halten wir auch hier die Verbreitung wirthſchaftlicher Bildung, wie Bildung überhaupt für das ſichere Mittel, wenn auch nicht für vollſtändige Beſeitigung, ſo doch für Milderung derartiger Mißſtände. Aufhören werden ſie nur dann, wenn jeder Handeltreibende in ſich die Ueberzeugung aufgenommen, daß er für die Erreichung ſeiner Zwecke nicht die Leidenſchaften, ſondern die in jedem Menſchen wohnenden ſittlichen Kräfte in den Kampf zu führen hat.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtraße 17a.

Das

Pflanzenleben des Meeres.

Von

Leopold
L. Kny.

Mit vier Holzschnitten.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Mächtig iſt der Zauber, den das Meer zu allen Zeiten auf den Menſchen geübt hat. Jeder von uns, der, im Binnenlande aufgewachſen, die Küſte zum erſten Male betrat, hat die Wirkung deſſelben an ſich erfahren, und ſelbſt längere Vertrautheit mit dem neuen Elemente vermag ihn nicht ganz zu bannen.

Was am Ocean uns zunächſt feſſelt und unſere Phantaſie rege macht, iſt ſeine Oede und Unermeßlichkeit.

Kein dem Menſchen bewohnbarer Landſtrich iſt an ſeiner Oberfläche ſo gleichartig, daß er dem Auge nicht zahlreiche Ruhepunkte gewährte; über dem Meeresſpiegel aber gleitet es gleich den Wellen, die ihn kräuſeln, unbehindert fort, und ſelbſt die am Horizonte ſcharfgezeichnete Grenzlinie mögen wir nicht als ſolche anerkennen, ſondern rücken ſie in der Vorſtellung in ungemeſſene Räume hinaus. Darum aber, weil das Meer die Idee des Endloſen in uns wachruft, der wir nicht nachzudenken vermögen, kehren wir unſeren Blick immer gern wieder dem Lande, ſeinen feſten Geſtaltungen, den uns vertrauten grünen Abhängen und blauen Bergen zu.

Dem Feſtlands- gegenüber erſcheint uns das Meer als Wüſte. Wenn Homer es das „erntelose“ nennt, ſo ſpricht er damit eine Vorſtellung aus, die ſich zunächſt wohl Jedem aufdrängt. Von

den der Fluthwelle nicht mehr erreichbaren Küſtenſäumen bis zur Grenze des ewigen Schnees giebt es wenige Stellen des Landes, welche der Entwickelung des Pflanzenlebens nicht eine geeignete Stätte darböten, und unter dem Schutze der Vegetation nicht ein mehr oder weniger reiches Thierleben hegten. Ueber das Meer aber können wir tagelang ſchiffen, ohne ein Lebenszeichen um uns zu gewahren, außer etwa den Vögeln, welche der Richtung des Kielwaſſers folgen. Und doch iſt dieß nur Täuſchung. Der Ocean birgt in ſeinen Tiefen eine Fülle des Lebens, wie das Feſtland ſie nur an beſonders begünſtigten Stellen aufzuweiſen vermag. Die Ueberzeugung hiervon iſt nicht erſt ein Ergebniß der jüngſten Forſchungen; ſie ſpricht ſich deutlich ſchon in den Mythen der alten Culturvölker aus, denen das Meer die Geburtsſtätte des Lebens, der Urgrund der ſichtbaren Schöpfung war. Die Griechen verehrten im gewaltigen Okeanos den Stammvater aller Weſen, ſelbſt der Götter, und bevölkerten ſein Reich mit Tauſenden wunderbarer Geſtalten, in welchen göttliche, menſchliche und thieriſche Eigenſchaften mannichfach verwebt waren.

Hat das Licht nüchterner Forſchung die Gebilde der Phantaſie auch verſcheucht und Naturkräfte, die mit Nothwendigkeit wirken, an Stelle launiſcher Gottheiten und tückiſcher Meerungeheuer geſetzt, ſo ſind die Gewäſſer des Oceans dadurch nicht verödet worden. Für die Lücken, die ſie bereitet, hat die Wiſſenſchaft tauſendfältigen Erſatz geſchafft. Faſt überall, wohin der Menſch vorgedrungen iſt und wo er mit Senkblei und Schleppnetz die Tiefen durchforſcht hat, bot ſich ihm ein unerwarteter Reichthum von Lebensformen dar. Organismen, die als Ueberreſte in geſchichteten Geſteinen von früheren Perioden der Erdgeſchichte auf uns gekommen ſind und die für erloſchen galten, gewannen für die

Gegenwart von Neuem ihr Bürgerrecht; andere Funde dienten dazu, bekannte Formen in überraſchender Weiſe zu verknüpfen und empfindliche Lücken des Syſtemes auszufüllen. Trotz des großen Eifers und Erfolges, mit welchem die Tiefſee-Forſchungen in jüngſter Zeit gefördert wurden, iſt aber wohl erſt der kleinere Theil der Schätze gehoben, und immer noch darf derjenige, welcher die mühevolle Arbeit mit dem Schleppnetz nicht ſcheut, einer lohnenden Ausbeute ſicher ſein. Nur wenige Meere ſind bisher an ihren Küſten oder in größeren Tiefen, und auch dieſe nur auf kurze Strecken, planvoll durchforſcht worden. Was wir von ihren thieriſchen und pflanzlichen Bewohnern kennen, verdanken wir zum größeren Theil dem Zufall, der einen Sammler an Ort und Stelle geführt hat. Wenn dieſer lückenhafte Zuſtand unſeres Wiſſens auf der einen Seite zu immer erneuter Thätigkeit ermuthigt, muß er uns auf der anderen Seite zur Vorſicht mahnen und uns warnen, den aus den bisherigen Reſultaten gezogenen Schlüſſen einen höheren Werth beizumeſſen, als ihnen gebührt.

Im Meere, wie auf dem Feſtlande tritt uns das organiſche Leben unter zweierlei Formen entgegen: als Pflanze und als Thier. Beide Reiche, an ihren Ausgangspunkten eng und untrennbar mit einander verknüpft, ſchlagen in ihrer weiteren Entwickelung durchaus eigenartige Wege ein, welche eine entſprechende Verſchiedenheit der Lebensbedingungen zur Folge haben.

Die Pflanze knüpft unmittelbar an die unorganiſche Natur an. Als Nährſtoffe dienen ihr die Verbindungen des Bodens, des Waſſers und der Atmoſphäre. Die meiſten dieſer Stoffe, ſo verſchieden im Einzelnen ihre Zuſammenſetzung iſt, haben das mit

einander gemein, daß ſie ſo vielen Sauerſtoff enthalten, als unter den gegebenen äußeren Bedingungen mit den anderen in ihnen enthaltenen Grundſtoffen in Verbindung bleiben kann; ſie ſind deßhalb einer Verbrennung unfähig.

Soll die Pflanze aus den ihr dargebotenen hochoxydirten (Sauerſtoff-reichen) Nährſtoffen die chemiſchen Bauſteine ihres eigenen Körpers: Zellſtoff, Stärkemehl, Eiweiß-Verbindungen u. a. m. bereiten, ſo muß ſie vor Allem die kräftige chemiſche Verwandtſchaft des Sauerſtoffes zu den mit ihm verbundenen Grundſtoffen zum Theil überwinden und die kleinſten Theile der letzteren mit dem übrig bleibenden Sauerſtoff zu neuen Gruppen vereinigen. Dieſe Erzeugung organiſcher Subſtanzen aus rohen Nährſtoffen durch die Pflanze, unter Abſcheidung von Sauerſtoff, wird als „Aſſimilation“ bezeichnet.

Das Eintreten und der Fortgang des Aſſimilationsproceſſes ſind an eine Reihe von Bedingungen geknüpft, unter denen der Anweſenheit des grünen Farbeſtoffes (Chlorophyll's) die erſte Stelle gebührt. Nur Pflanzen und Pflanzentheile, welche chlorophyllhaltig ſind, vermögen aus den vom Boden, vom Waſſer und von der Luft ihnen dargebotenen Nährſtoffen die Beſtandtheile ihres Körpers zu bilden. Alle Pflanzen und Pflanzentheile, welche des grünen Farbeſtoffes entbehren, ſind in ihrer Ernährung und Fortbildung auf bereits vorgebildete organiſche Subſtanzen angewieſen. Sie leben entweder als Paraſiten auf Koſten lebender Pflanzen oder Thiere und verurſachen deren Erkrankung, nicht ſelten deren Tod; oder ſie ſiedeln ſich auf faulenden Reſten thieriſchen oder pflanzlichen Urſprunges an und ernähren ſich von organiſchen Rückbildungsproducten.

Was bei denjenigen Pflanzen, die durch Mangel des grünen Farbe-

ſtoffes zur Lebensweiſe als Schmarotzer oder Fäulnißbewohner beſtimmt ſind, als Ausnahme beſteht, wird bei den Thieren zur Regel. Kein Thier vermag, gleich den grünen Pflanzen, organiſche Subſtanzen aus den ihm zugänglichen unorganiſchen Verbindungen zu produciren; es muß dieſelben fertig gebildet aufnehmen. Sie werden ihm entweder unmittelbar oder mittelbar von den Pflanzen geliefert; denn alle Nährſtoffe der Thiere, auch die der fleiſchfreſſenden, laſſen ſich in ihrem letzten Urſprung auf die Pflanzenwelt zurückführen. Die Ernährungsthätigkeit des Thieres iſt im Gegenſatze zu derjenigen der Pflanze eine *conſumirende*. Hatte die Pflanze für die mit Sauerſtoff-Abſcheidung verbundene Production organiſcher Subſtanzen Kräfte, die ihr in Form von Licht und Wärme verfügbar waren, verbraucht und gebunden, ſo werden dieſe bei der Rückbildung der organiſchen Subſtanzen im thieriſchen Organismus wieder frei. Sie ſind es, die unſer Blut zu höherer Temperatur, als die der Umgebung iſt, erwärmen und die unſere Muskeln zur Leiſtung mechaniſcher Arbeit befähigen. Die Kräfte, über welche unſer Wille verfügt, ſind alſo durch Vermittelung der Vegetation der unorganiſchen Natur erborgt und kehren in fortdauerndem Kreislauf in dieſe wieder zurück.

Aus obiger Betrachtung ergiebt ſich, daß die beiden organiſchen Reiche, die Feſtland und Meere bevölkern, nicht allein dazu beſtimmt ſind, *nebeneinander* zu beſtehen, ſondern daß ſie recht eigentlich *für* einander thätig ſind. Außer in der Ernährung ſpricht ſich dieß noch in zahlreichen anderen Lebens-Aeußerungen aus, die auf gegenſeitiger Anpaſſung von Thier und Pflanze beruhen. Durch ihr Zuſammenwirken regelt ſich der große Haushalt der Natur. Jedem Theile ſind beſondere Aufgaben darin zugewieſen, deren Erfüllung, neben der eigenen Exiſtenz, auch die des

anderen Theiles bedingt. Wir werden deßhalb zur Erwartung berechtigt ſein, daß der Reichthum in der Entwickelung der Vegetation und des Thierlebens einander bis zu einem gewiſſen Grade parallel gehen; daß letzteres ſich nur da üppig entfalten wird, wo die Pflanzenwelt die nothwendigen Vorbedingungen dafür liefert.

Auf dem Feſtlande findet das eben Geſagte ſeine volle Beſtätigung. Zwar iſt es ſchwierig, die Pflanzen und Thiere eines Gebietes ihrer Maſſe nach gegenſeitig abzuſchätzen; doch darf es wohl als zweifellos gelten, daß das Verhältniß beider nur geringen örtlichen und zeitlichen Schwankungen unterliegt. Selbſt Krankheiten, wo ſie, epidemiſch auftretend, unter geſellig lebenden Pflanzen oder Thieren ausgedehnte Verheerungen anrichten, werden nur geringe und vorübergehende Aenderungen hierin bewirken können. Auf dem Lande iſt es die Vegetation, welche der Maſſe nach vorherrſcht. Nur ein Theil derſelben geht in den großen Kreislauf ein, wie wir ihn eben geſchildert haben, und dient den Thieren als Nahrung; ein anderer, und wohl der größere, fällt der Verweſung anheim, giebt alſo der unorganiſchen Natur unmittelbar das wieder zurück, was ſie ihr entnommen hatte.

Das Meer bietet in dieſer Beziehung einen großen Gegenſatz zum Feſtlande dar. Sieht man von mehreren Tang-Anhäufungen, den ſogenannten Sargaſſo-Meeren, ab, die trotz ihrer ungeheuren Ausdehnung doch nur als kleine Flecken und Streifen auf dem Globus erſcheinen, ſo iſt es hier unzweifelhaft die Thierwelt, welche ſowohl an Maſſe, als an räumlicher Ausdehnung vorherrſcht. Während man vor nicht gar langer Zeit noch wähnte, daß in größerer Tiefe des bedeutenden Waſſerdruckes wegen organiſches Leben nicht mehr beſtehen könne, haben die neueren Tiefſeeforſchungen das Irrthümliche dieſer Anſicht dargethan. Ueberall

fand man, falls Temperatur des Waſſers und Beſchaffenheit des Bodens günſtig waren, das Meer bis zum Grunde hinab reich bevölkert. Die formloſen Schleimmaſſen des Bathybius brachte man ebenſowohl aus dem Mittelmeere, wie aus dem atlantiſchen Ocean und dem Eismeere hervor; man fand ſie ebenſowohl an flachen Stellen, wie in Tiefen bis zu 25000 Fuß [1]). Nicht geringer iſt die Individuenzahl ſolcher Arten, welche frei im Waſſer ſchwimmen und oft plötzlich, je nach dem Bewegungszuſtande des Meeres und anderen, nicht immer genau beſtimmbaren Einflüſſen, in ungeheuren Schwärmen an der Oberfläche erſcheinen, um ebenſo raſch wieder zu verſchwinden. Wer vermöchte die Milliarden der microſcopiſch kleinen Noctilucen zu zählen, die in warmen Sommernächten an unſeren Nordſeeküſten das prachtvolle Schauſpiel des Meeresleuchtens verurſachen? Wer die Schaaren der Meduſen oder die Züge der Häringe zu ſchätzen, die bei den Shetlands-Inſeln Bänke von 5 bis 6 Meilen Länge und 2 bis 3 Meilen Breite in wechſelnder, aber immer ſehr bedeutender Tiefe bilden? Oft ſchwimmen ſie ſo dicht, daß eingeſteckte Stangen eine Zeit lang ſtehen bleiben. Sowie ſie ſich der Oberfläche nähern, erglänzt das Meer in wunderbar ſchönem Perlmutterſchimmer [2]).

Noch überraſchender, als das maſſenhafte Auftreten einzelner Arten iſt der wahrhaft unerſchöpfliche Reichthum der Typen in Bau und Entwickelung, den die Fauna des Meeres uns darbietet. Jede der Haupt-Abtheilungen, in welche das Thierreich ſeiner natürlichen Anordnung nach zerfällt, iſt im Meere vertreten; die Echinodermen finden darin ſogar ihre ausſchließliche Heimath.

Wie beſcheiden nimmt ſich dagegen die Flora des Meeres aus. Zwar iſt die Zahl ihrer Arten an ſich keine geringe; obſchon

noch unvollſtändig bekannt, zählen ſie ſchon jetzt nach Tauſenden; doch gehören ſie ihrer überwiegenden Mehrzahl nach den unteren Stufen vegetativer Entwickelung an, auf welchen der Organismus noch gar nicht oder nur andeutungsweiſe in differente Organe gegliedert iſt, auf welcher vor Allem noch der Gegenſatz von Stamm und Blatt, der alle weitere Vervollkommnung in der Ausgeſtaltung der Pflanzen bedingt, entweder noch ganz fehlt oder doch nicht ſo augenfällig hervortritt. Dieſe unter dem Meeresſpiegel wachſenden, blatt- und blüthenloſen Pflanzen werden mit den ſehr zahlreichen im ſüßen Waſſer und verhältnißmäßig wenigen an der Luft gedeihenden verwandten Arten zu der großen Klaſſe der Algen vereinigt. Doch darf man ſich unter den Algen nicht eine natürliche Gruppe mit Uebereinſtimmung in den weſentlichen Punkten des Baues und der Entwickelung vorſtellen, wie ſie etwa bei den Familien der Gräſer oder Palmen zu finden iſt; ſie ſtellen vielmehr mehrere, ſich vielfach verzweigende Entwickelungsreihen dar. Auf der tiefſten Stufe beginnen ſie mit ſtreng einzelligen Organismen und ſteigen von hier aus durch mannichfache Zwiſchenſtufen zu umfangreichen und reich gegliederten Formen auf. An ihrer unteren Grenze reichen ſie dem Thierreiche die Hand; ihre höchſtſtehenden Gruppen bilden den directen Uebergang von den blattloſen zu den beblätterten Gewächſen und zeigen, wie wir ſpäter ſehen werden, mit letzteren in ihrer Sproßfolge zum Theil die größten Analogieen.

Von Blüthenpflanzen ſind, unter dem Waſſerſpiegel lebend, in ſämmtlichen Meeren bisher nicht mehr als 26 Arten mit Sicherheit nachgewieſen worden, die ſich in die beiden nächſtverwandten Familien der Potameen und Hydrocharitaceen vertheilen. Mit ihren dunkelgrünen, grasartigen, von der kriechenden Grundachſe in zwei

gegenüberliegenden Reihen entſpringenden Blättern zeigen dieſelben in der äußeren Erſcheinung große Aehnlichkeit untereinander.

Freilich könnte die Flora des Meeres mit demſelben Rechte, wie die des Landes, auf die Rhizophoren und Avicennien ein Anrecht geltend machen, welche mit anderen Holzgewächſen zuſammen die undurchdringlichen Mangrove-Waldungen an den Küſten des tropiſchen Südamerika bilden. Sind ſie doch ſo ſehr Kinder des Meeres, daß, wie Seemann in Panama beobachtet hat, die Brandung oft über ihre Kronen hinangebrauſt, ohne ihr Wachsthum zu beeinträchtigen [3]); doch wollen wir dieſe und andere Küſtengewächſe, welche nur zeitweiſe von der Salzfluth bedeckt werden, im Meere alſo nicht ihr ausſchließliches Lebenselement finden, im Folgenden unberückſichtigt laſſen, da es auch ohne ſie ſchwierig genug iſt, das reiche Material in den engen Rahmen eines Vortrages zuſammenzudrängen. Es wird ſich hierbei eine gewiſſe Inconſequenz freilich nicht vermeiden laſſen, da es auch unter den Meeres-Algen ſolche giebt, die nur zur Zeit der Fluth vom Meere bedeckt ſind [4]).

Steht die Flora des Meeres hinter ſeiner Thierwelt an Formenreichthum zurück, ſo gilt dieß in nicht minder hohem Grade von ihrer räumlichen Verbreitung. Animaliſches Leben hat ſich bisher noch in allen Tiefen gefunden, bis zu denen das Senkblei vorgedrungen iſt; die Vegetation dagegen wird bei 50 Faden Tiefe ſchon ſehr ſparſam, und bei etwa 200 Faden erliſcht ſie vollkommen [5]), ſie bedeckt alſo nur verhältnißmäßig ſchmale Küſtenſäume der Inſeln und Continente und den Boden einzelner flacher Becken und Untiefen, während der bei Weitem größte Theil des Meeresgrundes pflanzenleer iſt [6]). Nur die oben erwähnten „Sargaſſomeere", große Anhäufungen von braunem Seetang, der von

ſeinen urſprünglichen Standorten an der Küſte abgelöſt und von den Meeresſtrömungen an günſtigen Stellen zuſammengeführt iſt, vermögen einigermaßen Erſatz dafür zu bieten. Doch erſcheint es trotz dieſer ſchwimmenden Wieſen von enormer Ausdehnung höchſt zweifelhaft, ob die Maſſe der im Meere erzeugten vegetabiliſchen Subſtanz derjenigen der Thierwelt, die es beleben, gleichkommt. Im größeren Theile des Oceans ſteht ſie jedenfalls weit hinter ihr zurück.

Wodurch wird das Erlöſchen der Vegetation in größerer Tiefe bedingt? Welches ſind die Urſachen, die der Entwickelung des Pflanzenlebens da eine Schranke ſetzen, wo zahlreiche Thiere noch alle Bedingungen ihres Gedeihens finden?

Mangel an Nährſtoffen in größeren Meerestiefen wird hierbei nicht ernſtlich in Frage kommen können; denn in welchem Niveau man das Waſſer im offenen Ocean geſchöpft hat, überall fand man dieſelben Salze in annähernd gleichem Verhältniſſe wieder. Nur der Salzgehalt als Ganzes iſt beträchtlicheren Schwankungen unterworfen, doch ſo, daß er nach unten hin ſogar merklich zunimmt[7]). Auch Kohlenſäure, die neben den fixen Beſtandtheilen des Meerwaſſers für die Ernährung der chlorophyllhaltigen Pflanzen unentbehrlich iſt, wird ihnen in allen Tiefen dargeboten. Kohlenſäure wird ja durch die Athmung der Thiere und durch Fäulnißproceſſe zu allen Tageszeiten erzeugt und außerdem von den grünen Pflanzen in der Dunkelheit ausgeſchieden. Wo ſich am Meeresgrunde ein reiches Thierleben entfaltet, ſollte man alſo erwarten dürfen, daß der Kohlenſäure-Gehalt des Meerwaſſers nach unten ſogar zunehmen müſſe. Die an Bord des engliſchen Schiffes Porcupine ausgeführten Unterſuchungen haben dieſes Reſultat auch wirklich in ſo überraſchender Weiſe ergeben, daß man

glaubte, aus der Gas-Analyſe des in der Tiefe geſchöpften Waſſers den Erfolg eines Schleppnetzzuges vorherſagen zu können. Wenn nun auch die nach genauerer Methode gewonnenen Ergebniſſe unſerer deutſchen Nordſee-Expedition vom Jahre 1872 hiermit nicht übereinſtimmen, ſo ergiebt ſich doch auch aus ihnen, daß die Kohlenſäure nach der Tiefe hin keine Abnahme erleidet [8]). Daß auch Sauerſtoff in einer für die Entwickelung der Pflanzen hinreichenden Menge in tieferen Schichten des Meerwaſſers vorhanden iſt, bedarf kaum der Erwähnung, da an ſeine Anweſenheit die Exiſtenz der Thierwelt ja noch in viel höherem Grade geknüpft iſt, als die der Vegetation.

Neben den Nährſtoffen kommen von den äußeren Bedingungen des Pflanzenlebens beſonders zwei in Betracht: die Wärme und das Licht.

Suchen wir uns zunächſt Rechenſchaft darüber zu geben, wie ſich für erſtere die Verhältniſſe in verſchiedenen Meerestiefen geſtalten.

Wird eine größere Waſſermaſſe an ihrer Oberfläche abgekühlt, ſo ſinkt das durch Wärmeverluſt ſpezifiſch ſchwerer gewordene Waſſer nach unten und wird durch wärmeres und leichteres erſetzt. Die unterſten Schichten des Waſſers werden alſo ſo lange die kälteſten ſein müſſen, bis nicht die geſammte Waſſermaſſe die Temperatur angenommen hat, bei welcher das Waſſer die größte Dichtigkeit beſitzt. Für chemiſch-reines Waſſer beträgt dieſe 4,08° C.; für Meerwaſſer liegt ſie bei — 3°67 C. [9]). Erſt unterhalb dieſer Temperatur findet das Gefrieren des Meerwaſſers ſtatt. Es wäre alſo denkbar, daß nahe den Polen die geſammte Waſſermaſſe des Meeres eine Temperatur unter 0° annehmen könnte, ohne zu Eis

zu erſtarren. In größeren Tiefen ſind Temperaturen unter dem Gefrierpunkt auch wirklich conſtatirt worden[10]).

Wenn dieß nur ausnahmsweiſe vorkommt und die nahe dem Meeresgrunde beobachteten Temperaturen meiſt höhere Werthe beſitzen, ſo iſt dieß vor Allem den Meeresſtrömungen zu danken, welche, ähnlich den Paſſatwinden in der Atmoſphäre, das unter den Strahlen der Tropenſonne erwärmte und hierdurch leichter gewordene Waſſer polwärts fördern und es von dorther durch kälteres, unten zuſtrömendes erſetzen. Auf ſolche Weiſe ſtellen ſich unter allen Breiten am Grunde des Meeres Bedingungen her, welche, ſoweit ſie die Temperatur betreffen, für die Entwickelung des organiſchen Lebens als nicht ungünſtige bezeichnet werden dürfen; und wenn die Pflanzen nicht in gleichem Grade, wie die Thiere, dieſelben nutzbar für ſich zu machen vermögen, ſo kann dieß nur darin ſeinen Grund haben, daß ſie an einem anderen ihnen unentbehrlichen Lebensbedürfniſſe in größeren Tiefen Mangel leiden, nämlich an Licht.

Die im Meere lebenden Pflanzen gehören, mit Ausnahme weniger kleiner Schmarotzer-Pilze[11]), zu denen, welche ſich die organiſchen Bauſtoffe ihrer Zellen ſelbſt bereiten. Um dieſelben aus den vom Meerwaſſer ihnen dargebotenen Sauerſtoff-reichen Nährſtoffen herſtellen und den überſchüſſigen Sauerſtoff abſcheiden zu können, bedürfen ſie, wie eingangs hervorgehoben wurde, der Anweſenheit des grünen Farbeſtoffes (Chlorophyll). Dieſer fehlt auch keiner von ihnen, wenn er auch nicht überall auf den erſten Blick erkennbar iſt. Zahlreiche Meerespflanzen, wie die fädigen Conferven, die blattartigen Ulven, die allbekannten, ſchmalblätterigen Seegräſer zeigen daſſelbe freudige Grün, wie die Mehrzahl der Landpflanzen; bei den Ulven iſt es ſogar meiſt noch

friſcher und glänzender. Bei den beweglichen Oscillarien dagegen ſpielt die Farbe in's Spangrüne oder Bräunliche; bei den ſogenannten Brauntangen geht ſie in's Dunkel-Olivengrüne oder in's Braune über; und die formenreiche und zierliche Familie der Florideen leuchtet in allen nur möglichen Uebergängen von Violett bis zum lebhafteſten Purpurroth. Und doch läßt ſich unſchwer der Nachweis liefern, daß alle Meeres-Algen ohne Ausnahme Chlorophyll enthalten, nur daß es häufig durch andere, gleichzeitig mit ihm in der Zelle vorkommende Farbſtoffe verdeckt iſt. Uebergießt man eine purpurrothe Floridee mit reinem Weingeiſt, ſo färbt ſich die Flüſſigkeit binnen kurzer Zeit deutlich grün; bringt man ſie dagegen in deſtillirtes Waſſer, ſo färbt ſich daſſelbe zuweilen ſchon nach kurzer Zeit roth, während grüner Chlorophyll-Farbſtoff in den Zellen zurückbleibt. Die im Mittelmeere häufige Rytiphlaea tinctoria läßt unmittelbar nach Abtrennung von der Unterlage, auf der ſie gewachſen iſt, den rothen Farbſtoff ſelbſt im Meerwaſſer austreten und ertheilt ihm eine intenſive Färbung, was zu ihrem Artnamen Veranlaſſung gegeben hat.

Aus dieſen Thatſachen ergiebt ſich, daß der in den lebenden Zellen der Florideen enthaltene Farbſtoff aus einem grünen und rothen Beſtandtheil zuſammengeſetzt iſt, die ſich durch ihr verſchiedenes Verhalten zu Weingeiſt und Waſſer von einander trennen laſſen. Der grüne Beſtandtheil iſt, wie ſich aus ſeinem chemiſchen und optiſchen Verhalten erweiſt, mit dem Chlorophyll der grünen Pflanzen identiſch. In ähnlicher Weiſe iſt auch der Farbſtoff der Brauntange und der Oscillarien in allen ſeinen Nüancen ein zuſammengeſetzter. Der eine Beſtandtheil iſt in beiden Fällen Chlorophyll, das ſich durch Weingeiſt ausziehen läßt, in Waſſer aber unlöslich iſt; der andere in Waſſer lösliche Beſtandtheil zeigt,

je nach der unterſuchten Pflanze entweder einen blauen oder braunen Farbenton[12]).

Das Chlorophyll iſt der Träger des Aſſimilationsproceſſes in der Pflanzenzelle; doch vermag es ſeine Function nur dann zu erfüllen, wenn ihm hierfür Kräfte in geeigneter Form zur Verfügung ſtehen. Zum großen Theil empfängt es dieſelben vom Licht. Erſt wenn die Sonnenſtrahlen die grünen Plasma-Körner in der Zelle treffen, werden die durch die Membranen hindurch diffundirten Molecüle von Kohlenſäure zerlegt, der Kohlenſtoff wird mit Waſſerſtoff- und Sauerſtoff-Atomen zu complicirteren Verbindungen vereinigt und der überſchüſſige Sauerſtoff ausgeſchieden. Neben der Aſſimilation geht in den chlorophyllhaltigen Zellen bei Tage aber noch ein anderer Proceß her, den man als „Athmung“ bezeichnet. Es wird hierbei ein Theil der producirten organiſchen Subſtanz unter Aufnahme von Sauerſtoff und Ausſcheidung von Kohlenſäure langſam verbrannt und ein entſprechendes Quantum der durch Aſſimilation gebundenen Kräfte wird dadurch wieder frei und für den Verbrauch innerhalb der Pflanze verfügbar. Die „Athmung“ iſt vom Lichte unabhängig und erfolgt auch in tiefſter Finſterniß. Bei chlorophyllhaltigen Pflanzen tritt ſie zur Nachtzeit allein deutlich hervor; am Tage iſt ſie durch den viel ausgiebigeren Aſſimilations-Proceß verdeckt.

Daß die ſpangrünen Oscillarien und die braunen und rothen Tang-Arten mit den rein grün gefärbten Waſſerpflanzen die Eigenſchaft gemein haben, bei Beſonnung zahlreiche Gasbläschen auszuſcheiden, iſt längſt bekannt; der Nachweis, daß das ausgeſchiedene Gas Sauerſtoff iſt, wurde aber für die braunen und rothen Algen erſt vor wenigen Jahren geliefert[13]).

Iſt das Licht eine nothwendige Lebensbedingung für die Meeres-

Pflanzen, ſo wird es von größter Wichtigkeit ſein, zu erfahren, wie tief daſſelbe in das Meerwaſſer einzudringen vermag. Leider ſind, ſoweit uns bekannt, zuverläſſige Zahlenwerthe hierüber nicht ermittelt. Auch würde es nicht genügen, zu wiſſen, bis zu welcher Tiefe das Sonnenlicht als Ganzes vordringt; es müßte ſich hieran die Unterſuchung ſchließen, ob die verſchiedenen Strahlengattungen, welche das weiße Sonnenlicht zuſammenſetzen und die ſich durch Einſchaltung eines Glas-Prisma leicht von einander trennen laſſen, ein gleiches Durchgangsvermögen durch Meerwaſſer beſitzen, oder ob gewiſſe Strahlen früher darin ausgelöſcht werden, als andere. Das „roſige Licht", welches die Taucher in größeren Tiefen conſtatirt haben, ſcheint uns zu Gunſten der letzteren Annahme zu ſprechen. Sollte ſich bei genauer Unterſuchung beſtätigen, daß es wirklich die rothen und gelben Lichtſtrahlen ſind, welche am tiefſten nach abwärts dringen, ſo wäre dieß ein für die verticale Verbreitung der Meeres-Vegetation günſtiger Umſtand; denn unter den Beſtandtheilen des weißen Sonnenlichtes ſind es gerade die gelben und rothen Strahlen, welche das Meiſte für die Aſſimilation in der chlorophyllhaltigen Zelle leiſten.

Möge es uns nun, nachdem wir die Bedingungen des Pflanzenlebens im Meere in Kürze beſprochen haben, vergönnt ſein, daſſelbe in ſeinem Formenreichthum etwas näher kennen zu lernen. Die jüngſten Decennien haben der Botanik auf dieſem Gebiete eine reiche Ernte eingetragen. Die Meeresküſte wurde von Forſchern, die ſich das Studium der Entwickelungsgeſchichte niederer Pflanzen zur Aufgabe gemacht haben, wiederholt aufgeſucht und wohl keiner iſt ohne reiche Belehrung und Anregung von dort zurückgekehrt. Zwar ſind wir, trotz vielſeitiger Bemühungen,

auch jetzt noch weit entfernt, die Lebensgeſchichte aller wichtigeren Gruppen lückenlos zu überſehen; doch berechtigen uns die bisherigen Reſultate zur Hoffnung, daß in nicht allzu ferner Zeit das Fehlende ergänzt ſein werde.

Leider müſſen wir uns bei der aus dem überreichen Stoffe zu treffenden Auswahl große Beſchränkung auferlegen und uns damit begnügen, einige durch Verbreitung hervorragendere Familien in Kürze zu characteriſiren. Auf Vollſtändigkeit darf unſere Ueberſicht in keiner Weiſe Anſpruch erheben.

Die niederſte Stufe unter den Meeresgewächſen nehmen die Phycochromaceen ein. Ihren Namen verdanken ſie dem ihnen eigenen Farbeſtoffe (Phycochrom); doch darf man ſich nicht vorſtellen, daß derſelbe in der geſammten Ordnung einen gleichartigen Ton zeigt. Er tritt vielmehr unter ſehr verſchiedenen Nüancen auf, meiſt ſpangrün oder blaugrün, bald aber auch violett oder roth; er kann ſogar bei derſelben Art in verſchiedenen Entwickelungszuſtänden Aenderungen erfahren.

Der den Phycochromaceen gemeinſame Character iſt ein negativer. Alle hierher gehörigen Algen entbehren einer geſchlechtlichen Fortpflanzung; ſie vermehren ſich nur durch wiederholte Zweitheilung ihrer Zellen. Dieſe bleiben entweder unter ſich vollkommen gleichartig; oder es zeichnen ſich einzelne von ihnen durch größeren Umfang und derbere Membranen aus. Sie ſind für längeren Ruhezuſtand beſtimmt und dienen als Saamenzellen (Sporen) vorzugsweiſe der Erhaltung der Art.

Einzellige, zur Familie der Chroococcaceen gehörige Phycochrom-Algen, wie ſie auf dem Feſtlande feuchte Felswände und Mauern in großer Zahl als ſchleimige Maſſe überdecken, ſind im Meere nur ſparſam vertreten. Dafür birgt daſſelbe zahlreiche

Oscillarien, bei denen die Zellen ſich zu zarten, einfachen Fäden aneinanderreihen. Die einen leben in flachen Fels-Vertiefungen des Strandes oder auf ſchlammigem Grunde; andere flottiren frei im Waſſer oder auf deſſen Oberfläche. Von beſonderem Intereſſe ſind jene Formen, deren Fäden, wie bei den Arten der Gattungen Oscillaria und Spirulina ſelbſtſtändiger Bewegung fähig ſind. Dieſe trägt einen in mehrfacher Hinſicht eigenartigen Character. Die Oscillarien-Fäden vermögen nicht, wie die meiſten Infuſionsthiere und die ſpäter zu beſprechenden Schwärmzellen der Algen, frei durch das Waſſer zu ſchwimmen, ſondern ſie bedürfen, um ſich fortbewegen zu können, einer ſtützenden Unterlage. Die Bewegung ſelbſt äußert ſich in dreifacher Weiſe. Erſtens geht jeder Faden in ſeiner eigenen Längsrichtung vorwärts; dabei rotirt er um ſeine Längsaxe, ſo daß jeder Punkt der Oberfläche eine Schraubenlinie beſchreibt. Hierzu tritt als drittes Moment, daß die Fäden die Fähigkeit beſitzen, ſich zu beugen, je nach den Arten und je nach dem Temperaturgrade des Waſſers, bald lebhafter, bald träger. Sieht man einen am Ende eingekrümmten Oscillaria-Faden unter dem Microſcop ſich langſam rotirend fortſchieben, ſo gewährt es den Anſchein, als ob das gebogene Vorderende pendelartig nach rechts oder links ſchwinge, da der Beobachter deſſen Bewegung obſchon dieſelbe in Wirklichkeit in dem Mantel eines Kegels erfolgt, in der Horizontal-Ebene des Geſichtsfeldes zu erblicken glaubt.

Ein beſonders feſſelndes Schauſpiel gewähren die Spirulina-Arten, deren Fäden nicht, wie bei Oscillaria, geradlinig oder bogig gekrümmt, ſondern regelmäßig korkzieherartig gewunden ſind. Nicht ſelten ſieht man zwei ſolcher Fäden ſich aneinander auf- und abrollen, indem der eine in die Zwiſchenräume des anderen eingreift; oder es geſchieht wohl auch, daß die beiden Enden eines und deſ-

ſelben Fadens, falls derſelbe eine gewiſſe Länge überſchreitet, ſich in einander verſchlingen und der Faden ſich an ſich ſelbſt auf- und abwickelt. Die Gattung Spirulina hat ihre Vertreter ſowohl im ſüßen Waſſer, als im Meere. Zu den Meeresformen gehört unter anderen die Spirulina versicolor, die in Seewaſſer-Aquarien häufig auftritt und deren Boden und Wände mit einem bald glänzend ſpangrünen, bald lebhaft purpurrothen Ueberzuge bedeckt.

Unter den unbeweglichen Formen der Oscillarien giebt es ſolche, deren Fäden iſolirt ſind, andere, bei denen eine größere Zahl von Fäden parallel nebeneinander liegen und durch eine Gallertſchicht zu einem Bündel vereinigt werden. Das Letztere gilt auch von dem berühmten Trichodesmium erythraeum, das in Form rother, flockiger Maſſen zeitweiſe in ungeheurer Menge auf der Oberfläche des Rothen Meeres[14]) erſcheint, und dieſem wohl ohne Zweifel ſeinen Namen gegeben hat. Von Ehrenberg in der Bucht von Tor im Jahr 1823 entdeckt, wurde die kleine Alge ſpäter auf Strecken von vielen Quadratmeilen wiedergefunden. Auch in ſtagnirenden ſüßen Gewäſſern ſind ähnliche Anhäufungen microſcopiſcher Algen unter dem Namen des „Waſſerblühens" bekannt.

Wir übergehen die den Oscillarien nächſt verwandten Noſtocaceen und Rivulariaceen, obſchon dieſelben ebenfalls ihre Vertreter im Meere haben und wenden uns der ungleich wichtigeren Famili eder Bacillariaceen (auch Diatomeen genannt) zu.

Noch iſt ihr Beſitz für das Pflanzenreich kein unbeſtrittener. Wenn die Botaniker auf den Gehalt ihres Farbeſtoffes an Chlorophyll und auf ihre nahen Beziehungen zur Algenfamilie der Conjugaten hinweiſen, um ihnen einen Platz im natürlichen Syſteme der

en zu ſichern, läßt ſich andererſeits nicht verkennen, daß
genthümliche Bau der Zellenmembran, insbeſondere deren
löcherung, welche bei einzelligen Pflanzen höchſt ſelten vor-
, bei niederen Thieren dagegen verbreitet iſt, ebenſo wie die
ändige Ortsbewegung zahlreicher Arten auch den Zoologen
wiſſes Anrecht auf ſie geben. Die Bacillariaceen gehören
u jenen Organismen, die, wie die Schleimpilze (Myromy-
die thieriſche und pflanzliche Natur in ſich vereinigen, bei
es bis zu einem gewiſſen Grade dem Belieben anheimgeſtellt
elchem der beiden organiſchen Reiche man ſie einverleiben
Doch ſprechen die natürlichen Verwandtſchaften der Bacilla-
vorwiegend zu Gunſten ihrer vegetabiliſchen Natur, und
vir können uns nicht entſchließen, das Beſitzrecht der Botanik
eſe zierliche Gruppe einzelliger Organismen aufzugeben.
Die Bacillariaceen treten in zahlreichen Arten, ſowohl im
, als im ſüßen Waſſer und im Brackwaſſer auf. Ihre
iche Verbreitung iſt ebenſo in horizontaler, wie in verticaler
ng eine nahezu unbegrenzte; ſie bewohnen die Gießbäche der
lpen und ſind andererſeits in den größten Meerestiefen an-
en worden.[15]) Die einzelligen Individuen leben entweder
und ſind dann häufig mit der Fähigkeit ſelbſtſtändgen Orts-
ls ausgeſtattet, ſeltener auf größere Meerespflanzen befeſtigt;
e ſind zu Colonieen (Geſellſchaften) vereinigt. Es kann dies ſo ge-
, daß die Zellen in der Richtung, in welcher ſie durch wiederholte
eilung ſich vermehren, zu Reihen verbunden bleiben; oder
en zu mehreren auf Gallertpolſtern; oder ſie werden von
g verzweigten Gallertſtielen getragen, die auf Steinen des
sgrundes, auf Thieren oder größeren Seepflanzen befeſtigt ſind,
e ſind in großer Zahl einer Gallerthülle eingebettet, die ſelbſt

wieder verſchiedene Formen annehmen, in die Länge wachſen und ſich verzweigen kann.

Die hohe Gunſt, in welcher die Bacillariaceen bei allen Freunden microſcopiſcher Forſchung ſtehen, verdanken ſie beſonders der Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit ihrer Formen und der kunſtvollen Sculptur ihrer Membranen. In beiden Beziehungen ſtehen ſie im Pflanzenreiche unerreicht da. Auf der Außenfläche der Zellen erheben ſich gröbere oder zartere Leiſten, die meiſt in großer Zahl parallel neben einander verlaufen und dabei häufig andere in rechtem oder ſpitzem Winkel durchſchneiden; oder die Membran iſt mit knopfförmigen Erhebungen oder grubigen Vertiefungen gezeichnet. Kaum wird derjenige, welcher ſich nicht durch eigenen Augenſchein davon überzeugt hat, ahnen, welch' große Erfolge in kunſtvoller Form und Gruppirung die Natur mit ſo geringen Mitteln erzielt hat. Die bekannten Arten zählen ſchon jetzt nach Tauſenden, und dennoch beſitzt jede entweder eine eigenartige Geſtalt oder trägt auf der Membran ihr beſonderes, von anderen ſtreng verſchiedenes Muſter.

Noch in anderer Beziehung iſt die Membran bei den Bacillariaceen eigenthümlich ausgebildet. Sie umgiebt nicht, wie dies ſonſt bei allen einzelligen Pflanzen und bei allen zu Geweben vereinigten Pflanzenzellen der Fall iſt, den Protoplasmaleib als geſchloſſene Hülle, ſondern ſie beſteht aus zwei geſonderten Stücken, deren größeres nach Art eines Schachteldeckels über das kleinere knapp übergreift. Beim Wachsthum, das ſtets nur ſenkrecht zur Richtung der ſpäter auftretenden Theilungswand erfolgt, ſchieben die beiden Theile ſich immer weiter auseinander, bis, nach Bildung zweier neuer, den alten in ähnlicher Weiſe eingeſchachtelter Membranſtücke, die bisher beſtandene Verbindung derſelben ſich löſt.

Während die Membranen der meiſten Pflanzenzellen vergänglich ſind und nach dem Tode ihres Protoplasmaleibes oft ſchon nach kurzer Zeit der Verweſung anheimfallen, bleiben die zierlichen Schalen der Bacillariaceen-Zellen auch nach deren Abſterben anſcheinend unverändert erhalten. Sie vermögen aber nicht nur der langſamen Wirkung der Fäulniß, ſondern auch dem Angriff der ſtärkſten Schwefelſäure oder Salpeterſäure und einer andauernden Weißglühhitze Widerſtand zu leiſten. Dieſe Eigenſchaft verdanken ſie ihrem reichen Gehalt an Silicium. Zellſtoff und Silicium ſind in jedem kleinſten Theile der Membran ſo eng mit einander verbunden, daß die Structur derſelben vollkommen erhalten bleibt, mag der eine oder andere Beſtandtheil entfernt werden. Der Zellſtoff wird am beſten durch Glühen zerſtört, wonach ein durchſichtiges Skelett von Kieſelſäure zurückbleibt; das Silicium läßt ſich leicht durch Fluorwaſſerſtoffſäure (Flußſäure) ausziehen, ohne daß der Zellſtoff dadurch angegriffen würde.

Nach dem eben Mitgetheilten iſt es begreiflich, daß am Grunde von Gewäſſern, in welchen Bacillariaceen in größerer Zahl leben, die Kieſelgerüſte der Membranen aller abgeſtorbenen Generationen ſich anhäufen müſſen. Der Schlamm der Süßwaſſerſeen und der Schlick unſerer deutſchen Nordſeeküſte bieten hierfür ausreichende Belege. Werden durch Strömungen größere Maſſen von Kieſelſchalen an beſonders dafür günſtigen Stellen abgelagert und durch kalkige oder kieſelige, aus dem Waſſer ſich ausſcheidende Bindemittel nachträglich verkittet, ſo können im Laufe der Jahrtauſende mächtige Geſteinsmaſſen entſtehen. In Europa iſt das bekannteſte Beiſpiel dieſer Art der Biliner Polierſchiefer, in Amerika die bis 500 Fuß mächtige Diatomeen-Erde in Oregon [16]). Selbſt die Feuerſteine, welche in Form rundlicher Knollen in der

Kreide eingelagert ſind, beſtehen wenigſtens zum Theil aus den Ueberreſten von Bacillariaceen.

Bei Erwägung der zahlreichen Generationen dieſer microſcopiſchen Organismen, welche einander im Laufe der Erdgeſchichte gefolgt ſind, drängt ſich die Frage auf, über welche Mittel der Fortpflanzung die Bacillariaceen verfügen, um ihre Arten dauernd zu erhalten. Wie auf den tieferen Stufen des organiſchen Lebens überhaupt, iſt der gewöhnliche Weg der Vermehrung die Zweitheilung. Es geht derſelben ſtets ein Wachsthum der Zelle ſenkrecht zur Richtung der ſpäter auftretenden Theilungswand vorher. Haben ſich die Tochterzellen individualiſirt, ſo vollzieht ſich in ihnen derſelbe Proceß. Da die aufeinanderfolgenden Theilungen ſich ſtets in gleicher Richtung wiederholen, würden alle Zellen zu einfachen Reihen vereinigt bleiben, wenn nicht bei den iſolirt lebenden Arten durch Zerfallen der Reihe in einzelne Zellen und bei den meiſten der Colonien-bildenden durch Gallert-Ausſcheidung die urſprüngliche Anordnung geſtört würde.

Bei der Theilung erhält jede der beiden Tochterzellen eines der beiden Schalenſtücke der Mutterzelle als Erbtheil, während das andere neu gebildet wird und ſich dem überkommenen von innen einſchachtelt. Es folgt hieraus, daß nur die eine der beiden Tochterzellen die volle Größe der Mutterzelle beſitzt, die andere dagegen um die doppelte Membrandicke kürzer als ſie iſt. Die Nachkommen einer Zelle werden alſo um ſo größere Verſchiedenheit in ihrer Länge zeigen und durchſchnittlich um ſo kleiner ſein, einer je ſpäteren Generation ſie angehören. Es iſt nun klar, daß dieſer Verkürzung, welche eine Folge wiederholter Zweitheilung iſt, eine Grenze geſteckt ſein muß, — daß es einen Vorgang geben muß, welcher die urſprünglichen Dimenſionen wiederherſtellt. Es geſchieht

dieß durch Bildung der ſogenannten Auxoſporen. Je nach den Gattungen trägt dieſer Vorgang einen ſehr verſchiedenen Character. Entweder iſt es ein einfacher Verjüngungsproceß des ſeiner zu eng gewordenen Membran ſich entledigenden Protoplasmakörpers, der unter beträchtlicher Vergrößerung entweder direct (Melosira, Biddulphia, Achnanthes subsessilis) oder nach vorhergegangener Zweitheilung (Rhabdonema) zur Auxoſpore wird. Oder es wirken zwei geſonderte Individuen derart zuſammen, daß entweder ihr geſammter Plasma-Inhalt (Cocconeis, Himanthidium etc.) oder deſſen Theilhälften (Epithemia etc.) zu je einer Auxoſpore miteinander verſchmelzen. Wir begegnen hier alſo zuerſt einem deutlich ausgeſprochenen ſexuellen Acte, den wir bei den Phycochrom-Algen noch vermißten. Von beſonderem Intereſſe iſt es, daß die beiden extremen Formen der Auxoſporenbildung (durch Verjüngung und auf ſexuellem Wege) nicht unvermittelt nebeneinanderſtehen, ſondern durch Zwiſchenſtufen verknüpft ſind.'[7])

Unter den iſolirt lebenden Bacillariaceen giebt es ſolche, welche während ihrer geſammten Lebensdauer auf fremdartiger Unterlage, wie größeren Meerespflanzen, feſtgekittet ſind, andere, welche ihren Ort ſelbſtſtändig zu ändern vermögen. Die Art der Bewegung erinnert nur inſoweit an diejenige der Oscillarien als auch die Bacillariaceen nicht frei durch das Waſſer ſchwimmen, ſondern einer Stütze bedürfen; doch gleiten ſie auf dieſer geradlinig fort, ohne um ihre eigene Längsaxe zu rotiren. Auf dem Objectglaſe des Microſcopes ſieht man ſie bald ſchneller, bald langſamer in Richtung der Längsaxe fortkriechen, dann plötzlich einhalten, um entweder ihre frühere Bewegung langſam und wie zögernd wieder aufzunehmen oder ſie mit einer rückläufigen zu vertauſchen. Manche wechſeln öfter ihre Lage von der breiten auf die ſchmale Seite;

andere richten ſich auf der Spitze auf und führen auf dieſer drehende Bewegungen aus. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Ortswechſel überall durch zarte Protoplasma-Fortſätze vermittelt wird, welche durch feine Oeffnungen und Spalten der Membran nach außen treten. Dieſe Fortſätze ſind zwar direct noch nicht ſicher beobachtet worden; doch ſchließt man auf ihr Vorhandenſein aus dem Umſtande, daß ſehr kleine, im Waſſer ſuspendirte Körper, wenn ſie mit beſtimmten Stellen einer ſolchen lebenden Bacillariaceen-Zelle in Berührung kommen, von einer unſichtbaren Gewalt erfaßt und in derſelben Richtung, in welcher ſonſt die Ortsbewegung erfolgt, an der Mittellinie der Membran oder an deren Kanten auf- und abgeführt werden.

Dieſe Annahme erklärt auch die ſonderbarſten aller in dieſer Familie beobachteten Bewegungserſcheinungen, wie Bacillaria paradoxa und Bacillaria cursoria ſie zeigen. Die erſtgenannte Art bildet Gruppen von zahlreichen (bis 30) ſtäbchenförmigen Zellen, welche mit ihren langen Seiten in einer Ebene dicht nebeneinanderliegen, im Zuſtande der Ruhe alſo ein dünnes, vierſeitiges Täfelchen darſtellen. Gerathen die Individuen in Bewegung, ſo ſchieben ſie ſich der Länge nach aneinander vorüber, bald vorwärts, bald rückwärts. Sie nehmen dabei alle nur möglichen Lagen an, ohne daß ein einziges aus dem Zuſammenhange mit den übrigen heraustrete, „bald zu einer langen Kette ausgezogen, deren Glieder ſich nur noch mit minimalen Abſtänden der Seitenränder berühren, bald zu einem Parallelepiped zuſammengeſchoben; jetzt eine Figur bildend, wie ein Schwarm wilder Gänſe, in welchem die mittelſte den Führer macht und den Scheitel eines Winkels einnimmt, deſſen langgezogene Schenkel die übrigen bilden; dann eine der anderen in unregelmäßiger Ordnung vorauseilend: — ſo wechſeln ſie in

ſchneller Form ihre Lage, indem jede an dem Nachbar ſich hinſchiebt, ohne ſichtbare Bewegungsorgane gleitend, durch ein unſichtbares Band aneinandergekettet, wie Magnetſtäbe“ .... Die Bewegungserſcheinungen von Bacillaria cursoria ſind inſofern abweichend, als hier die Individuen nicht nur ſeitlich einander entlang gleiten, ſondern auch über einander hinwegkriechen, ebenfalls, ohne ihren Zuſammenhang zu löſen.[18])

Die den Bacillariaceen nächſt verwandte Ordnung der Conjugaten dürfen wir unberückſichtigt laſſen, da ſie faſt ausſchließlich Bewohner ſüßer Gewäſſer enthält und nur wenige Arten ſich in ſalzarme Meere, wie die Oſtſee, hinauswagen. Ebenſo gehören von den Palmellineen nur wenige und vergleichsweiſe unſcheinbare Formen der Vegetation des Meeres an.

Dafür findet aber die Ordnung der Siphoneen im Meere ihre eigentliche Heimath und entfaltet hier ihren größten Formenreichthum. Ihre Stellung unter den Algen iſt eine höchſt eigenthümliche. Darf es im Pflanzenreiche im Allgemeinen als Regel gelten, daß der Grad der Vollkommenheit in der äußeren Gliederung und der phyſiologiſchen Arbeitstheilung mit der Complicirtheit des inneren Baues Hand in Hand geht, ſo ſchlägt die Natur bei den Siphoneen einen hiervon abweichenden Weg ein. Statt daß aus der Sporenzelle durch wiederholte Theilung ein gegliederter Faden hervorginge, wächſt ſie hier in einer oder mehreren Richtungen zu einem Schlauch aus, der ſich, je nach den Arten, mehr oder weniger reich verzweigt. Bei den höheren Formen der Familie ahmen die Auszweigungen in Geſtalt und Function ſogar Stamm, Blatt und Wurzel der Gefäßpflanzen täuſchend nach.

Wie alle übrigen Ordnungen der Algen, welche wir im Folgenden noch kennen lernen werden, ſtellen auch die Siphoneen eine

nach verſchiedenen Richtungen ausſtrahlende Entwickelungsreihe dar, in welcher ein Fortſchritt vom Einfacheren zum Complicirteren unverkennbar iſt. Die niederſte Stufe bezeichnet die an ſeichten geſchützten Stellen im Mittelmeere häufige Valonia utricularis. Sie bildet dunkelgrüne, ovale Blaſen, etwa von der Größe einer Erbſe, welche den felſigen Untergrund dichtgedrängt überziehen und nach unten ſchmale, wurzelartige Auszweigungen entſenden.

Um Vieles anſehnlicher ſind die in der Nordſee und im Mittelmeere, beſonders in letzterem verbreiteten Bryopsis-Arten. Bei der Zartheit ihrer Erſcheinung und der Lebhaftigkeit und Reinheit der grünen Färbung bilden ſie eine der ſchönſten Zierden felſiger Küſten. Die Zelle erhebt ſich hier ſchon weiter über ihren Anheftungspunkt und gewinnt das Anſehen eines cylindriſchen Stämmchens, das ſich, je nach den Arten, entweder wiederholt gabelig theilt oder unterhalb der fortwachſenden Spitze zahlreiche Seitenzweige entſendet. Deren Stellung iſt entweder eine zweizeilig fiederige oder eine allſeitswendige. In dieſen Seitenzweigen, welche ähnlich, wie die Blätter der höheren Pflanzen, von unten nach oben fortſchreitend abfallen und eine geſchloſſene Narbe am Stämmchen zurücklaſſen, werden zahlreichebe wegliche Saamenzellen (ſogen. Schwärmſporen) erzeugt. (Fig. 1. A u. B.) Schon innerhalb der ſie umſchließenden Membran beginnen ſie ſich wimmelnd durcheinander zu bewegen (Fig. 1., C); bald darauf treten ſie aus einer nahe dem Ende entſtehenden ſeitlichen Oeffnung (a) hervor und eilen raſch davon. Die einzelne Schwärmſpore (E) iſt oval, gegen das Vorderende hin zugeſpitzt. Es entſpringen hier zwei oder vier zarte Flimmerfäden, durch deren Schwingungen die Ortsbewegung der kleinen membranloſen Fortpflanzungszellen bewirkt wird. Dieſelben ſchwimmen frei durch das Waſſer und bedürfen nicht,

wie die Oscillarien-Fäden, einer ſtützenden Unterlage; doch rotiren ſie, wie dieſe, beim Fortrücken um ihre Längsaxe. Nachdem die Bewegung einige Zeit angedauert hat, ſinken die Schwärmzellen

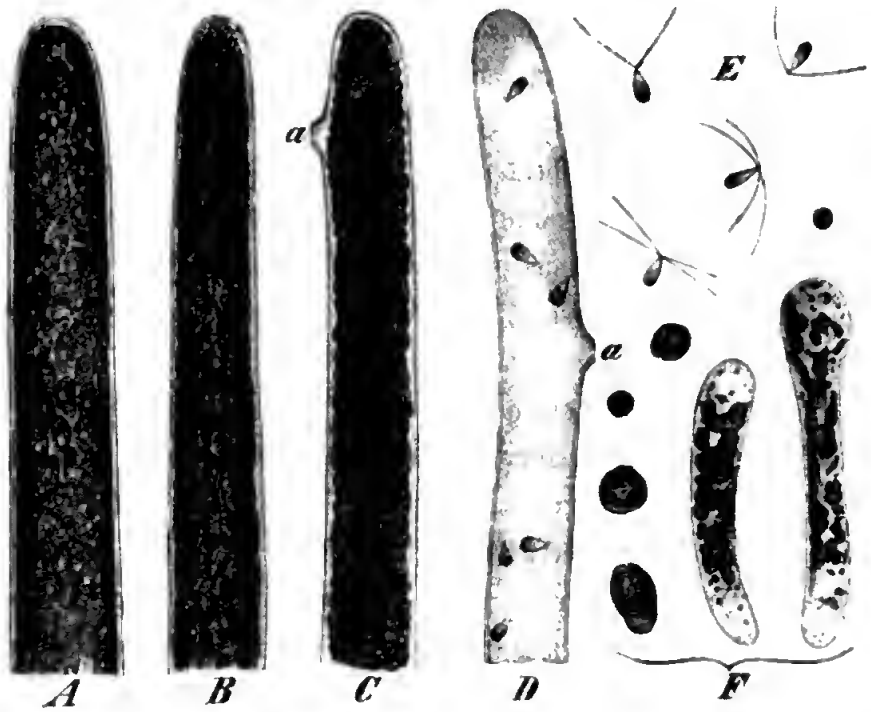


Fig. 1. Entwickelung und Keimung der Schwärmſporen von Bryopsis hypnoides Lmx, (nach Thuret) 330 m. vergr.

A Ende eines Seitenzweiges. B Ein ſolches im Beginne der Schwärmſporenbildung. C Die Schwärmſporen ſind fertig gebildet; bei a ſieht man die Oeffnung, aus welcher ſie hervortreten ſollen. D Entleertes Zweigende; nur einige wenige Schwärmſporen ſind darin zurückgeblieben. E Schwärmſporen mit 2 und 4 Flimmerfäden, in Bewegung. F Verſchiedene Keimungszuſtände.

zu Boden, runden ſich ab, ziehen ihre Flimmerfäden ein, umgeben ſich mit einer Membran und wachſen, falls die äußeren Bedingungen hierfür günſtig ſind, zu einem neuen Individuum aus (F).

Während bei Bryopsis alle Zweige der einzelligen Pflanze unter ſich frei ſind, verflechten ſie ſich bei einigen naheverwandten Gattungen zu Körpern von ſehr verſchiedener Form. Udotea flabellata bildet geſtielte Fächer von einigen Centimeter Länge, welche aus wenigen Schichten dunkelgrüner Fäden gewebt ſind. Halimeda Opuntia ahmt in ſeinem Habitus die Stöcke der in Süd-Europa heimiſch gewordenen Opuntia ficus indica (Cactus-Feige) im Kleinen täuſchend nach. Codium Bursa, welches ebenſo, wie die beiden vorhergenannten Arten, ein Bewohner des Mittelmeeres iſt, ſtellt Hohlkugeln von mehr als Fauſtgröße dar, während Codium tomentosum, das als Cosmopolit über die ganze Erde verbreitet iſt, korallenartig verzweigte Körper von mehr als Fußhöhe bildet. Alle die genannten Arten ſind, bevor ſie ſich zur Bildung von Fortpflanzungsorganen anſchicken, ſtreng einzellig; die Fäden, aus denen ihr Körper gewebt iſt, ſind Auszweigungen einer und derſelben Zelle. Mit der Loupe betrachtet, zeigen die Codium-Arten an ihrer Außenfläche ein zartgefeldertes Ausſehen. Die Facetten entſprechen den letzten Zweigenden, welche ſich ſenkrecht zur Außenfläche lückenlos zur Rindenſchicht aneinanderlegen.

Die höchſte Stufe der Ausbildung erreichen die Siphoneen in der Gattung Caulerpa. Die im Mittelmeere heimiſche Caulerpa prolifera iſt ihre beſtgekannte Vertreterin. Der franzöſiſchen und norditalieniſchen Küſte fremd, erreicht dieſe Alge in Sicilien eine außerordentliche Verbreitung und bedeckt hier weite Strecken des Meeresgrundes mit ihrem dunkelgrünen Laube. Nach Entwirrung der dichtverflochtenen Raſen unterſcheiden wir an der Pflanze ein am Boden kriechendes cylindriſches Stämmchen, das ſich an ſeinem Vorderende unbegrenzt verlängert und ſparſam ver-

zweigt, — ferner wurzelartige Sproſſungen, die in geringer Entfernung hinter dem Stammende an der Unterſeite entſpringen und, nach abwärts wachſend, ſich reich veräſteln, — und endlich flache, nach oben hervortretende Auszweigungen von elliptiſchem Umriß, am Grunde in einen Stiel verſchmälert, den Blättern höherer Pflanzen täuſchend ähnlich. Sie beſitzen das Vermögen, aus ihrer Fläche oder aus dem Rande ähnliche blattartige Sproſſungen zu erzeugen. Und dennoch iſt die ganze, ſo reich gegliederte Pflanze Nichts, als eine einfache Zelle. Der von der derben Membran umſchloſſene Innenraum ſetzt ſich durch alle Theile continuirlich fort und iſt nirgend durch Wände gefächert. Statt ihrer wird er, mit Ausnahme der letzten Wurzelenden, von zahlreichen derben, zu einem unregelmäßigen Maſchenwerke ſich vereinigenden Balken und Faſern von Zellſtoff durchſetzt. Dieſes Gerüſt, welches ſich der Innenſeite der Membran allſeitig anfügt, bietet der Pflanze für das fehlende Fachwerk von Membranen Erſatz und macht ſie, trotz ihrer Einzelligkeit, widerſtandsfähig gegen äußere mechaniſche Einwirkungen.

Die Gattung Caulerpa bezeichnet den letzten und gelungenſten Verſuch der Natur, bei Einzelligkeit eine immer höhere Vervollkommnung der äußeren Gliederung des Pflanzenkörpers zu erſtreben. Wer möchte zu behaupten wagen, daß bei weiterer Verfolgung dieſes Weges nicht eine noch weiter gehende Ausgeſtaltung und Arbeitstheilung der Pflanze möglich geweſen wäre, daß das gegenwärtig Beſtehende das allein Erreichbare darſtellt? Doch liegt es in den Geſetzen der organiſchen Entwickelung tief begründet, daß die Zelle bei geringer Größe und im innigen Verbande mit anderen Zellen dem Organismus günſtigere Bedingungen für ſeine Fortbildung bietet, als wenn ſie, wie bei Caulerpa, ſich ohne Theilung auf das Vielfache ihrer urſprünglichen

Dimenſionen ausdehnt. Nur durch Vielzelligkeit konnte jene weitgehende, der reichen äußeren Gliederung entſprechende innere Differenzirung des Pflanzenkörpers erfolgreich angebahnt werden, wie das Gewächsreich auf den höchſten Stufen ſeiner Ausbildung ſie uns darbietet.

Die vielzelligen, vegetabiliſchen Bewohner des Meeres, ſoweit ſie den Algen angehören, ſind in ihrer Entwickelung noch nicht ſämmtlich ſo vollſtändig bekannt, daß es jetzt ſchon möglich wäre, ſie in durchaus befriedigender Weiſe dem natürlichen Syſteme einzuordnen. Ohne auf alle Formen eingehen zu können, welche das Intereſſe des Forſchers in Anſpruch nehmen, wollen wir im Folgenden nur die drei umfangreichſten Ordnungen näher in's Auge faſſen, die der Confervineen, der Fucoideen und der Floridеen. Sie ſind es, welche die Hauptmaſſe der Meeres-Vegetation bilden und deren Character vorwiegend beſtimmen.

Ihre Verſchiedenheit tritt, außer in wichtigeren, auf die Entwickelung begründeten Merkmalen auch ſchon in der Färbung hervor.

Die Confervineen ſind faſt durchweg von einem reinen und lebhaften Grasgrün. Im Vereine mit den dunkel-olivengrünen oder braunen Fucoideen bedecken ſie den Strand bis zu geringer Tiefe; unter den letzteren ſind viele zur Ebbezeit ſogar vollkommen entblößt. Die Floridеen dagegen, deren Farbe vom Bräunlichrothen und Violetten bis zum lebhafteſten Purpurroth ſich ſteigert, herrſchen an der unteren Grenze der Meeresflora vor, wenn auch nicht wenige, zum Theil weit verbreitete und ſehr maſſenhaft auftretende Arten ſich dicht unterhalb des Meeresſpiegels den grünen und braunen Algen zugeſellen.

Die grünen Confervineen ſind die Proletarier unter den Meeresalgen. Weder durch Umfang, noch durch Reichthum und

Zierlichkeit der Formen hervorragend, haben ſie außer der Friſche ihrer Färbung kaum etwas äußerlich Beſtechendes. Auch ihr Bau zeigt im Vergleich zu den folgenden Gruppen nur wenig Mannichfaltigkeit. Die Chaetomorphen ſind unverzweigte, aus einer einfachen Reihe von Zellen aufgebaute Fäden, die unter dem Anſtürmen der Brandungswelle ſich häufig zu wirren Zöpfen verflechten. In der überaus formenreichen Gattung Cladophora entſenden die Gliederzellen des Stämmchens nach einer oder zwei entgegengeſetzten Richtungen Zweige, welche ihrerſeits in gleicher Weiſe der Veräſtelung fähig ſind. Unter den Ulven begegnen wir Formen, welche eine einſchichtige Zellfläche von unregelmäßigem Umriß darſtellen (Monostroma), anderen, bei denen die Schicht ſich verdoppelt (Phycoseris). Hieran ſchließen ſich hohle, regellos verzweigte Zellkörper mit einſchichtiger Wandung, deren Breitendurchmeſſer zwiſchen dem eines zarten Fadens und mehreren Zollen ſchwankt (Enteromorpha).

Die Fortpflanzung ſcheint bei den im Meere vorkommenden Confervineen durchweg durch Schwärmzellen vermittelt zu werden, welche durch Theilung des Protoplasma-Inhaltes in geringerer oder größerer Zahl entſtehen und aus einer ſeitlichen Oeffnung der Mutterzelle hervortreten. Ihre Form iſt derjenigen der Schwärmzellen von Bryopsis (Fig. 1. *E*) ähnlich. Die Fortbewegung wird durch zwei oder vier zarte Flimmerfäden bewirkt, welche am farbloſen Vorderende entſpringen. Seitlich, in geringer Entfernung von ihm, befindet ſich ein rother Fleck, der nach unrichtiger Analogie als „Augenpunkt" bezeichnet worden iſt. Nachdem ſie ſich einige Zeit im Waſſer umhergetummelt haben, wobei das Vorderende mit den Flimmerfäden meiſt vorangeht, befeſtigen ſie ſich mit dieſem auf einer geeigneten Unterlage, werden kugelig, umgeben ſich mit einer Zellſtoff-Membran und wachſen, unter Bildung einer

ſcheibenartigen Ausbreitung am unteren Ende und unter entſprechenden Zelltheilungen im oberen Theile, zu einer neuen Pflanze aus. Neben denjenigen Schwärmzellen, welche in ſolcher Weiſe die Art auf ungeſchlechtlichem Wege vermehren, werden kleinere Schwärmer von ähnlicher Form erzeugt, welche wahrſcheinlich nur nach paarweis erfolgter Verſchmelzung einer weiteren Entwickelung fähig ſind. Bei Confervineen des ſüßen Waſſers (Ulothrix zonata) iſt ein Geſchlechtsact in dieſer einfachen Form conſtatirt worden; für die Meeresarten fehlt es indeß noch an zweifelloſer Beobachtung des Vorganges.[19])

Die olivengrünen und braunen Algen, welche wir in der Ordnung der Fucoideen zuſammenfaſſen, ſpielen durch die große Zahl der Individuen und die Maſſenhaftigkeit, mit welcher ſie auftreten, die hervorragendſte Rolle unter allen vegetabiliſchen Bewohnern des Meeres.

In den Dimenſionen, welche einzelne von ihnen erreichen, ſtehen ſie unter den Algen, vielleicht ſogar unter ſämmtlichen Gewächſen unerreicht da; in Mannichfaltigkeit der äußeren und inneren Gliederung vermögen nur die Florideeen mit ihnen zu wetteifern.

Die Hauptmaſſe aller Fucoideen ordnet ſich in zwei große Familien ein, an welche ſich eine Anzahl kleinerer, in ihrem Entwickelungsgange weniger vollſtändig gekannter anlehnen. Sie führen den Namen der Phaeoſporeen und Fucaceen. Ihr Unterſchied iſt beſonders in der Art der Fortpflanzung begründet. Bei den Phaeoſporeen kennt man nur kleine Schwärmzellen von eigenthümlicher, von derjenigen der grünen Algen abweichender Bildung. Sie ſind oval oder kreiſelförmig, nach dem farbloſen Vorderende hin zugeſpitzt. Von einem ſeitlich gelegenen rothen Flecke,

welcher von der braunen Färbung des hinteren Theiles deutlich abſticht, entſpringen zwei zarte Flimmerfäden, deren längerer bei der Bewegung nach vorn gerichtet iſt und deren kürzerer nachgeſchleppt wird. Bei der Mehrzahl der genauer gekannten Arten werden dieſe Schwärmer in zweierlei Mutterzellen erzeugt. Entweder entſtehen ſie in großer Zahl in iſolirten Zellen von kugeliger oder ovaler Form und verhältnißmäßig bedeutendem Umfange; oder ſie werden einzeln, bei manchen Arten auch in geringer Zahl, in kleinen Zellen gebildet, welche gewöhnlich zu mehreren zu ſchmalen gegliederten Fäden aneinandergereiht oder auch wohl anders gruppirt ſind. Beiderlei Fruchtformen können zu gleicher Zeit auf derſelben Pflanze vorkommen, — ſie können verſchiedenen Individuen angehören, — oder ſie können ſich auf demſelben Individuum in aufeinanderfolgenden Entwickelungszuſtänden ablöſen, was der häufigſte Fall zu ſein ſcheint. Da die aus der letztbeſchriebenen Fruchtform hervorgehenden Schwärmer ein wenig größer ſind, als die der erſten, ſo liegt die Vermuthung nahe genug, daß beiden eine verſchiedene Rolle für die Fortpflanzung zufällt, daß die einen direct, die anderen erſt nach vorhergegangener Paarung eine neue Pflanze zu erzeugen vermögen.[20])

Bei der nahen Uebereinſtimmung, welche innerhalb der großen Familie der Phaeoſporeen in der Entwickelung ihrer Fortpflanzungszellen beſteht, gewinnen die zahlreichen Abſtufungen im Baue ihrer vegetativen Theile doppelt an Intereſſe. Es zeigt ſich hier, wie viel die Natur innerhalb eines engen Verwandtſchaftskreiſes durch Abänderung und Vervollkommnung eines einfachen Typus zu leiſten vermag. Den unterſten Rang nimmt Ectocarpus mit mehreren nahe verwandten Gattungen ein, welche confervenartige, in verſchiedenem Sinne verzweigte Fäden darſtellen. Bei höher ſtehenden

Formen gewinnt die Verzweigung an Regelmäßigkeit und die Fäden bilden, indem ihre Auszweigungen ſich dicht neben einander legen und mit einander verkitten oder ſich nach Art der Pilze miteinander verflechten, ſcheinbare Gewebekörper. Beiſpiele hierfür bietet die durch ihre gallertartige Conſiſtenz ausgezeichnete, im Mittelmeer und im atlantiſchen Ocean vertretene Gattung Mesogloia mit ihren Verwandten. Die Gruppe der Sphacelarieen bringt es ſchon zu echter Gewebebildung. Die am Scheitel des Hauptſtammes liegende große Zelle ſondert, indem ſie ſich fortdauernd verlängert, durch quergerichtete Wände wiederholt Zellen in Richtung der Baſis ab, welche ſich dem Stämmchen als neue Glieder hinzufügen und durch weitere Theilungen in Längs- und Querrichtung deſſen Wachsthum auch im Umfange bewirken. Dieſe Theilungen erfolgen bei den höheren Formen der Gruppe nach feſt beſtimmten Regeln. Jede aus den erſten Theilungen der Stammglieder hervorgegangene Zelle liefert dem Stämmchen beſtimmte Theile ſeines Gewebes, und gewiſſe Zellen ſind vom Augenblicke ihrer Entſtehung prädeſtinirt, zu Zweigen auszuwachſen. So wird ſchon frühzeitig die architectoniſche Geſetzmäßigkeit in deren Stellung und im inneren Bau angebahnt, die wir an der erwachſenen Pflanze bewundern.

Bewegen ſich die bisher erwähnten Formen der Phaeoſporeen in mittleren oder geradezu kleinen Verhältniſſen, ſo ſehen wir die Laminarien ſchon zu mehrere Fuß langen Algenkörpern heranwachſen. Wohl Jedem, der kurze Zeit auf der Inſel Helgoland verlebt hat, ſind die Laminaria digitata und die L. Clustoni mit ihren auf cylindriſchen Stielen ſich erhebenden flachen, handförmig getheilten Spreiten und die ſchlankere und längere Laminaria saccharina mit ihrem zungenförmigen, am Rande wellig-gekräuſelten

Laube in Erinnerung. Sie bilden, indem ſie unterhalb des bei gewöhnlichen Ebben tiefſten Meeresſtandes die Oberfläche der Felſen dicht bekleiden, ausgedehnte unterſeeiſche Wieſen im Umkreis der Inſel und werden nach Stürmen in großer Menge von den Brandungswellen ausgeworfen.

Wie zwerghaft aber nehmen ſich dieſe an den europäiſchen Küſten einheimiſchen Formen gegenüber der Macrocystis pyrifera und den Arten von Lessonia aus, welche mit anderen zuſammen in den Meeren der ſüdlichen Halbkugel von der Magelhaensſtraße und den Falkland's Inſeln bis über Kerguelens-Land hinaus unterſeeiſche Wälder von ungeheurer Ausdehnung bilden und zwiſchen ihrem dunkel-olivengrünen Laube ein Thierleben von überraſchendem Reichthume bergen. An ihren Haftwurzeln befeſtigen ſich Schwämme und Corallen, zwiſchen deren Auszweigungen leben Würmer und Schalthiere, ihr Laub iſt mit Polypen, Moosthieren und kleineren Algen bedeckt und dient verſchiedenen Fiſcharten zur Anheftung ihrer Eier. Bei Stürmen von dem felſigen Untergrunde abgelöſt und an's Land geſpült, ſtellen dieſe Tangmaſſen Taue von mehr als Mannesſtärke und mehreren hundert Fuß Länge dar.[21])

Die zweite Gruppe der braunen Meeresalgen, die der Fucaceen, gehört ſowohl in der Ausbildung ihres vegetativen Pflanzenkörpers, als in der Art ihrer Befruchtung einer höheren Entwickelungsſtufe an, als die der Phaeoſporeen. Alle genauer bekannten Formen bilden ebenſo, wie die höchſtſtehenden Phaeoſporeen, compacte Gewebekörper mit Sonderung in ein aus langen Zellen aufgebautes Mark und eine kleinzellige Rinde. Dabei bietet aber die äußere Gliederung große Verſchiedenheiten dar. Bei der Gattung Fucus, zu welcher der an unſern Küſten ſo häufige, allbekannte Blaſentang (F. vesiculosus) gehört, iſt eine gabelige

Verzweigung noch vorherrſchend, und die in derſelben Ebene liegenden Gabelzweige ſind in ihrem Wachsthum nahezu gleich ſtark gefördert. Bei den im mittelländiſchen Meere gedeihenden ſchmächtigeren Cystoseira-Arten iſt einer der aus der Theilung der Stammſpitze hervorgehenden Zweige deutlich der kräftigere und weiſt dem andern eine abhängige, ſeitliche Stellung an. Innerhalb der in faſt allen Meeren vertretenen, überaus formenreichen Gattung Sargassum nimmt der Seitenzweig Blattgeſtalt an und in ſeiner Achſel entſpringen in ähnlicher Weiſe, wie bei den Blüthenpflanzen, entweder beblätterte Aeſte oder Büſchel von Fruchtzweigen und geſtielte Blaſen von kugeliger Form, die in ihrer Höhlung Luft führen. Dieſe Gebilde, welche unter abweichenden und ſehr mannichfachen Formen auch bei anderen Fucaceen wiederkehren, dienen der Pflanze als Schwimm-Apparat, verhüten, daß ſie zu Boden ſinkt und mit Schlamm und Geröll bedeckt wird und befähigen ſolche Individuen, welche durch irgend einen Zufall von ihrer Unterlage abgetrennt wurden, an der Oberfläche des Meeres weite Reiſen zurücklegen. Es erklärt ſich hierdurch die Entſtehung der ſogenannten „Sargaſſo-Meere", deren bekannteſtes, im atlantiſchen Ocean nahe den azoriſchen Inſeln gelegenes von Columbus entdeckt wurde. Der fluthende Tang, Flächen von vielen Quadratmeilen in wechſelnder Dichtigkeit bedeckend, ſtammt wahrſcheinlich von der Küſte des tropiſchen Amerika, wird durch den Golfſtrom von da fortgeführt und in dem großen Wirbel, welchen dieſer in ſeiner nach den azoriſchen, canariſchen und capverdiſchen Inſeln gerichteten ſüdlichen Abzweigung bildet, abgeſetzt. Doch iſt es bisher noch nicht gelungen, in einer der an den Küſten des tropiſchen Amerika vorkommenden Arten das Sargassum bacciferum des Sargaſſo-Meeres mit Sicherheit wieder zu erkennen. [22])

Für die Entwickelungsgeſchichte der niederen Pflanzen haben die Fucaceen dadurch eine hervorragende Bedeutung gewonnen, daß bei ihnen zuerſt unter allen Algen die Nothwendigkeit der Befruchtung für die Fortentwickelung der Eizelle durch den Verſuch erwieſen wurde.[23]) Da es kaum irgendwo leichter iſt, den Vorgang, welcher ſich hier nicht im Innern der Pflanze, ſondern frei im Meerwaſſer abſpielt, in allen Phaſen ſeines Verlaufes direct zu verfolgen, können wir der Verſuchung nicht widerſtehen, ihn in Kürze, durch einige Zeichnungen erläutert, an dem gemeinen Blaſentang (Fucus vesiculosus) darzuſtellen. Dieſer iſt an den deutſchen Küſten und in deren Flußmündungen ſo überaus verbreitet, daß es wohl Jedem, der, mit einem guten Microſcop und der nothwendigen Uebung im Gebrauche deſſelben ausgerüſtet, das Meer für einige Wochen zu ſeiner Erholung aufſucht, möglich ſein wird, ſich durch eigenen Augenſchein von dem Mitgetheilten zu überzeugen.

Der Blaſentang iſt, ſtreng genommen, ebenſowohl auf dem Feſtlande, wie im Meere zu Hauſe, da er zur Ebbezeit für mehrere Stunden von Waſſer entblößt iſt und im Sommer unter dem Einfluß der Sonnenſtrahlen häufig vollkommen trocken, faſt brüchig wird. Doch iſt dies für ihn ohne dauernden Nachtheil; bei Rückkehr der Fluth nimmt er wieder die frühere Geſchmeidigkeit und ſeine Oberfläche ihre ſchlüpfrige Beſchaffenheit an.

Der Körper der Pflanze iſt zungenförmig, in einer Richtung zuſammengedrückt und in der Ebene der Abflachung wiederholt gabelig verzweigt. Sämmtliche Zweige ſind der Länge nach von einer Mittelrippe durchzogen, zu deren beiden Seiten in regelloſen Abſtänden ſich blaſenartige Auftreibungen hervorwölben; letztere können indeß auch fehlen.

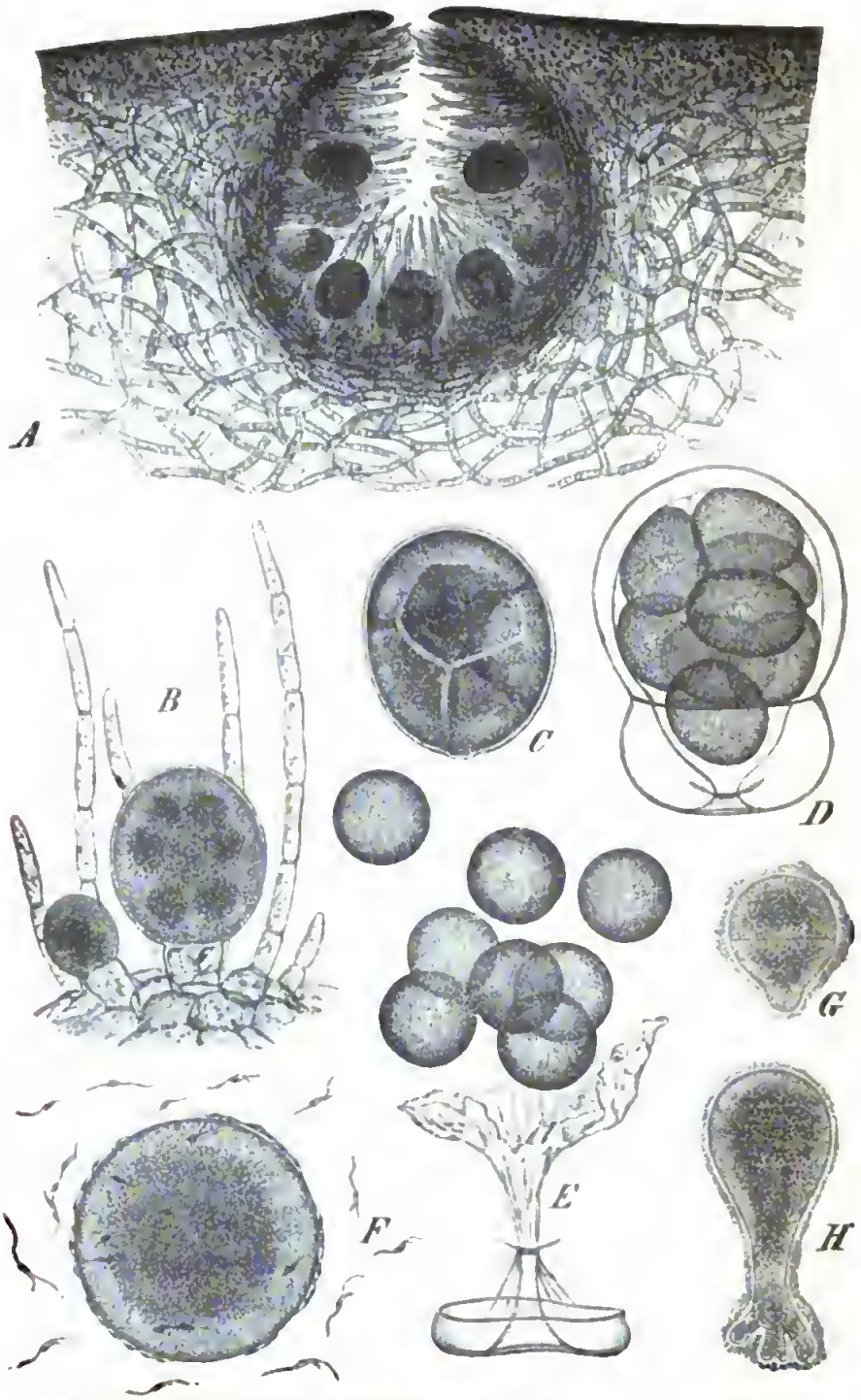


Fig. 2. Entwickelung, Befruchtung und Keimung der Eizellen von Fucus vesiculosus L. (nach Thuret). (236)

A Querſchnitt durch einen weiblichen Fruchtbehälter. *B* Zwei junge Mutterzellen in verſchiedenen Entwickelungszuſtänden. *C* Der in 8 Eizellen getheilte Inhalt iſt, von der innern Membran umgeben, aus der äußeren Membran hervorgetreten. *D* Zweiter Häutungsproceß der acht Eizellen. *E* Dieſelben durch Sprengen der inneren Membran-Lamelle befreit. *F* Eine von Spermatozoidien umſchwärmte Eizelle, im Momente der Befruchtung. *G* und *H* Zwei junge Keimpflänzchen. (*A* iſt 50 mal, *F* iſt 330 mal, alle übrigen Figuren ſind 160 mal vergr.)

Haben die Zweige ihr Längenwachsthum abgeſchloſſen, ſo ſieht man viele von ihnen am oberen Theile anſchwellen und ſich mit zahlreichen warzenförmigen Erhebungen bedecken. In der Mitte der Warze bezeichnet je ein dunkler Punkt die Stelle, an welcher ebenſoviele in den Pflanzenkörper eingeſenkte Behälter mit enger Oeffnung nach außen münden. In dieſen Behältern werden die männlichen und weiblichen Fortpflanzungsorgane erzeugt. Bei einer größeren Zahl von Fucaceen ſind beiderlei Organe in demſelben Behälter vereinigt; der Blaſentang gehört aber zu denen, wo ſie auf verſchiedenen Pflanzen vertheilt ſind, wo das eine Individuum männlich, das andere weiblich iſt.

Auf ſehr zarten Querſchnitten durch einen jungen, weiblichen Fruchtzweig ſieht man, wie einzelne Zellen auf der Innenſeite des Behälters (Fig. 2, *A*) ſich über die ſeitlich benachbarten hervorwölben und ſich durch eine quergerichtete Wand theilen (*B*). Während die untere keiner weitern Entwickelung fähig iſt und zur Stielzelle wird, wächſt die obere bedeutend an Umfang und nimmt ovale Geſtalt an. Ihr tief dunkelbraunes Protoplasma zerklüftet ſich in acht durch zarte Grenzlinien geſchiedene Zellen. Durch den bedeutenden Druck, welchen der ſich vergrößernde 8-zellige Körper auf die äußere Membran ausübt, wird dieſe am Scheitel geſprengt; er ſelbſt ſchlüpft, von einem zarten Häutchen umgeben, aus

der Oeffnung hervor (*C*) und nimmt ſeinen Weg nach der Mündung des Behälters. Die gegliederten Haare, welche mit den beſchriebenen weiblichen Zellen zuſammen den Innenraum auskleiden und gegen die Mündung hin convergiren (*A*), erleichtern ihnen den Austritt. Zur Ebbezeit ſammeln ſich letztere an der Außenſeite der warzenförmigen Erhebungen der Fruchtäſte als grünliche, körnige Maſſe an. Erſt die zurückkehrende Fluthwelle ſpült ſie von der Mutterpflanze ab.

Nach kurzem Verweilen im Meerwaſſer nehmen die acht Zellen an Umfang zu und zeigen die Neigung, ſich zur Kugel abzurunden. Noch bevor dies vollkommen erreicht iſt, wird die äußere der beiden Lamellen, in welche die zarte Hüllhaut ſich ſondert, am Scheitel gelöſt, und der achtzellige Körper tritt, von der inneren Lamelle umgeben, aus der ſich erweiternden Oeffnung hervor. Beide Lamellen bleiben am Grunde feſt verbunden (*D*). In weniger als einer Stunde nach Benetzung der weiblichen Zellen wird auch die innere Lamelle geſprengt und die acht Kugeln ſind nun frei (*E*). Jede von ihnen iſt eine Eizelle, welche nur dann, wenn ſie durch bewegliche männliche Zellen (Spermatozoidien) dazu angeregt wird, einer weiteren Entwickelung fähig iſt. Sie beſteht aus trübem, bräunlich gefärbtem Protoplasma, dem jede Umhüllung durch eine Zellſtoff-Membran fehlt. Ein von innen durchſchimmernder heller Fleck bezeichnet wahrſcheinlich die Lage des Zellkernes.

Die Spermatozoidien werden, wie ſoeben erwähnt wurde, auf beſonderen Pflanzen erzeugt. Die Innenſeite der männlichen Behälter (Fig. 3. *A*) iſt mit zahlreichen gegliederten und reich verzweigten, ſehr zarten Häärchen beſetzt, welche eine größere Zahl ovaler Mutterzellen (Antheridien) tragen (*B*). Die Membran

ſondert ſich auch hier in zwei Lamellen. Indem die äußere derſelben am Scheitel berſtet, tritt die Zelle, von der zarten Innenhaut umgeben, in den Raum des Behälters und von hier durch

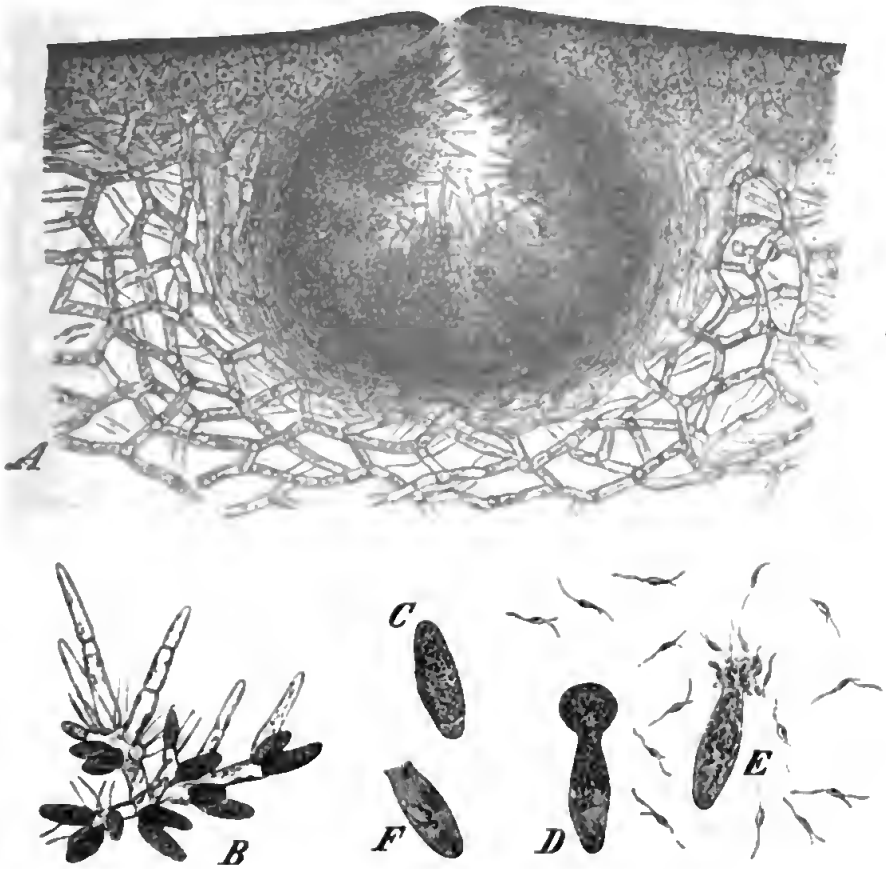


Fig. 3. Entwickelung der Spermatozoidien von Fucus vesiculosus. L. (nach Thuret).

A Querſchnitt durch einen männlichen Fruchtbehälter. *B* Verzweigtes und gegliedertes Haar von der Wandung deſſelben, mit Antheridien in verſchiedenen Entwickelungszuſtänden. *C*, *D*, *E* und *F* Antheridien vor, während und nach Entleerung der Spermatozoidien.

(*A* iſt 50 m., *B* 160 m. und *C*—*F* ſind 330 m. vergr.)

die Mündung nach außen (*C*). Ihr Protoplasma-Inhalt hat ſich inzwiſchen in ſehr zahlreiche kleine Körperchen (Spermatozoidien) geſondert, welche ſchon innerhalb der Mutterzelle eine lebhaft wimmelnde Bewegung erkennen laſſen. Doch erſt nachdem die Antheridienzellen, welche ſich, ähnlich wie die weiblichen Zellen, an reifen Behältern zur Ebbezeit in größerer Menge vor der Mündung verſammeln, vom Meerwaſſer beſpült werden, öffnen ſie ſich an einem oder beiden Enden und geſtatten den Spermatozoidien den Austritt (*D*, *E*, *F*). Letztere erinnern an die Schwärmſporen der Phaeoſporeen, doch ſind ſie um Vieles kleiner, als dieſe. Ihr Körper iſt flaſchenförmig. Der kürzere, nach vorn gerichtete der beiden ſeitlich befeſtigten Flimmerfäden entſpringt am Vorderende, der längere, bei der Bewegung nachgeſchleppte geht von einem ſeitlichen orangefarbenen Fleck aus.

Miſcht man zwei Tropfen Meerwaſſers, von denen der eine Eizellen, der andere Spermatozoidien enthält, auf dem Objectglaſe des Microſcopes, ſo ſieht man die Spermatozoidien ſich in großer Zahl um die Eizellen verſammeln, ſich an ihrer Oberfläche anheften und ihnen mit Hilfe ihrer Flimmerfäden eine drehende Bewegung ertheilen (Fig. 2, *F*). Nach etwa einer halben Stunde erliſcht die Bewegung allmählich; am nächſten Tage iſt die Eizelle mit einer Membran umkleidet; bald darauf treten die erſten Scheidewände in ihnen auf (Fig. 2, *G*); der der Unterlage zugekehrte Theil entſendet erſt ein Wurzelhaar, ſpäter mehrere, die zur Befeſtigung der jungen Keimpflanze dienen (Fig. 2, *H*), und dieſe wächſt, unter fortdauernder Zellvermehrung, zur entwickelten Pflanze heran.

Sind es, wie wir annahmen, wirklich die Spermatozoidien, welche die Eizelle zu weiterer Entwickelung anregen, ſo muß bei

ihrer Ausſchließung die Keimung unterbleiben. Durch den Verſuch wird dieſe Vorausſetzung auf das vollkommenſte beſtätigt. Bringt man eine größere Zahl von Eizellen unter im Uebrigen durchaus günſtigen Verhältniſſen für ſich allein in Meerwaſſer, ſo bleiben ſie einige Tage unverändert, um demnächſt abzuſterben. In welcher Form die Spermatozoidien die Befruchtung vollziehen, iſt für unſere Pflanze noch nicht mit voller Sicherheit ermittelt; doch iſt es nach Analogie anderer Algen wahrſcheinlich, daß ſie in die Eizelle eindringen und direct mit ihrer Subſtanz verſchmelzen.

Trotz des großen Fortſchrittes, welchen die Fucaceen in Bau und Fortpflanzung gegenüber den früher beſprochenen Gruppen darbieten, ſtellen ſie doch keineswegs die höchſte Entwickelungſtufe unter den Meeresalgen dar. Der erſte Rang gebührt hierin den Florideen. Die lebhafte Färbung, welche die meiſten von ihnen auszeichnet und die zwiſchen einem ſchmutzigen Violett und dem glänzendſten Purpurroth in allen nur denkbaren Nüancen ſchwankt, — das überaus Zierliche und dem Auge des Binnenländers Ungewöhnte in der Art ihrer Verzweigung nöthigt auch dem Gleichgültigſten Intereſſe und Bewunderung ab. Leider ſind ſie zum größeren Theil an ihren natürlichen Standorten ſchwerer zu erreichen, als andere vegetabiliſche Meeresbewohner. Sie leben meiſt in Tiefen, welche auch zur Zeit des vollen und neuen Mondes von der ebbenden See nicht ganz entblößt werden; doch findet man ſie nach heftigen Stürmen an beſonders begünſtigten Punkten der Küſte in großer Menge mit anderen Meeres-Producten ausgeworfen und kann dann ohne Mühe ſchöne Exemplare für das Herbarium oder Album gewinnen.

Die Zierlichkeit der Formen macht die Floridеen nicht nur zu Lieblingen der Sammler; die ihr zu Grunde liegende Geſetz-

mäßigkeit und Mannichfaltigkeit der äußeren Gliederung gewährt ihnen auch ein hervorragendes wiſſenſchaftliches Intereſſe. Bei den einfacheren Arten, welche aus Zellreihen aufgebaut ſind, liegen Wachsthum und Verzweigung dem Beobachter ſo klar und überſichtlich vor Augen, wie kaum in einer anderen Abtheilung der Algen. Weiter aufwärts begegnen wir Formen, bei denen die Fäden ſich zu Flächen und körperlichen Gebilden von characteriſtiſchem Umriß zuſammenordnen. Auf ſolche Weiſe entſtehen die zierlichen Gitter von Claudea und Halodictyon, die purpurfarbigen Blätter der Deleſſerien und Nitophyllen, die gegabelten Spreiten der Rhodymenia- und Chondrus-Arten, die runden oder platten Stämmchen der Gracilarien, die verkalkten Stöcke der Corallineen.[24]) In den meiſten Fällen iſt die ſeitliche Vereinigung der Zellreihen ſchon am fortwachſenden Scheitel der Pflanze eine ſo innige, daß es ſehr genauer Unterſuchung bedarf, um ſich über die Entſtehung des Scheingewebes klar zu werden. In älteren Theilen ſolcher Arten pflegt der Aufbau aus Fäden deutlicher zu werden. Es tritt nicht ſelten eine ſeitliche Lockerung derſelben ein und es ſchieben ſich neue Auszweigungen zwiſchen die vorhandenen ein, ſie in verſchiedenen Richtungen umwachſend und verwebend. Zuweilen kommt es ſogar vor, daß jüngere Fäden ſich in ältere einbohren und deren Gliederzellen ausfüllen.[25]) Alle dieſe Mittel dienen gemeinſam dem Zwecke, der Pflanze in ihren älteren Theilen größere Feſtigkeit zu geben und ſie gegen den Andrang des bewegten Waſſers und andere mechaniſche Eingriffe widerſtandsfähiger zu machen.

Trotz alledem bleibt der innere Bau der Floridеen aber ſelbſt in deren höchſtſtehenden Gruppen an Complicirtheit immer noch gar weit hinter demjenigen der Gefäßpflanzen zurück. Dafür

zeigt aber die äußere Gliederung beider ſchon eine bemerkenswerthe Annäherung.

Die Vollkommenheit in der Geſtaltung der Gefäßpflanzen iſt zum größeren Theile durch die Sonderung des Pflanzenkörpers in verſchiedene Organe bedingt, deren jedes ſeine eigenartigen Functionen zu erfüllen hat. Insbeſondere iſt es das Blatt, ſeine variable Stellung am Stamm, ſein Accommodationsvermögen an verſchiedene Lebensaufgaben, dem die Blüthenpflanzen ihren Formenreichthum und ihre weitgehende phyſiologiſche Arbeitstheilung verdanken. Jede Andeutung einer Ausgeſtaltung von Blättern in ſolchen Abtheilungen des Gewächsreiches, die ihrer Hauptmaſſe nach den blattloſen Pflanzen angehören, muß deshalb ein hohes Intereſſe beanſpruchen. Dies gilt nun in eminentem Grade von den Florideen. Gewiſſe Arten ſind aus Sproſſen aufgebaut, die einander durchaus gleichwerthig ſind. Bei anderen unterſcheiden wir zweierlei Sproſſe: ſolche, welche während der geſammten Lebensdauer der Pflanze ſich in gleicher Richtung fortentwickeln und andere, deren Längenwachsthum frühzeitig abgeſchloſſen wird. Treten zu dieſen Verſchiedenheiten der Lebensdauer auch Abweichungen im Bau, in der Art der Veräſtelung hinzu, — erreichen die begrenzten Seitenſproſſe ſehr frühzeitig den Höhepunkt ihrer Entwickelung und löſen ſie ſich auch frühzeitig wieder von der Mutterpflanze ab, — und ſehen wir die Fortpflanzungsorgane entweder ausſchließlich oder doch vorwiegend an die begrenzten Seitenzweige gebunden, — ſo beſitzen letztere die Merkmale echter Blätter, mag ihre Form den uns geläufigen Blattgeſtalten noch ſo unähnlich ſein. Blattbildung in dieſem Sinne finden wir bei der artenreichen Gattung Polysiphonia und mehreren ihrer nächſten Verwandten. Um die Uebereinſtimmung mit den Blüthenpflanzen noch größer zu machen,

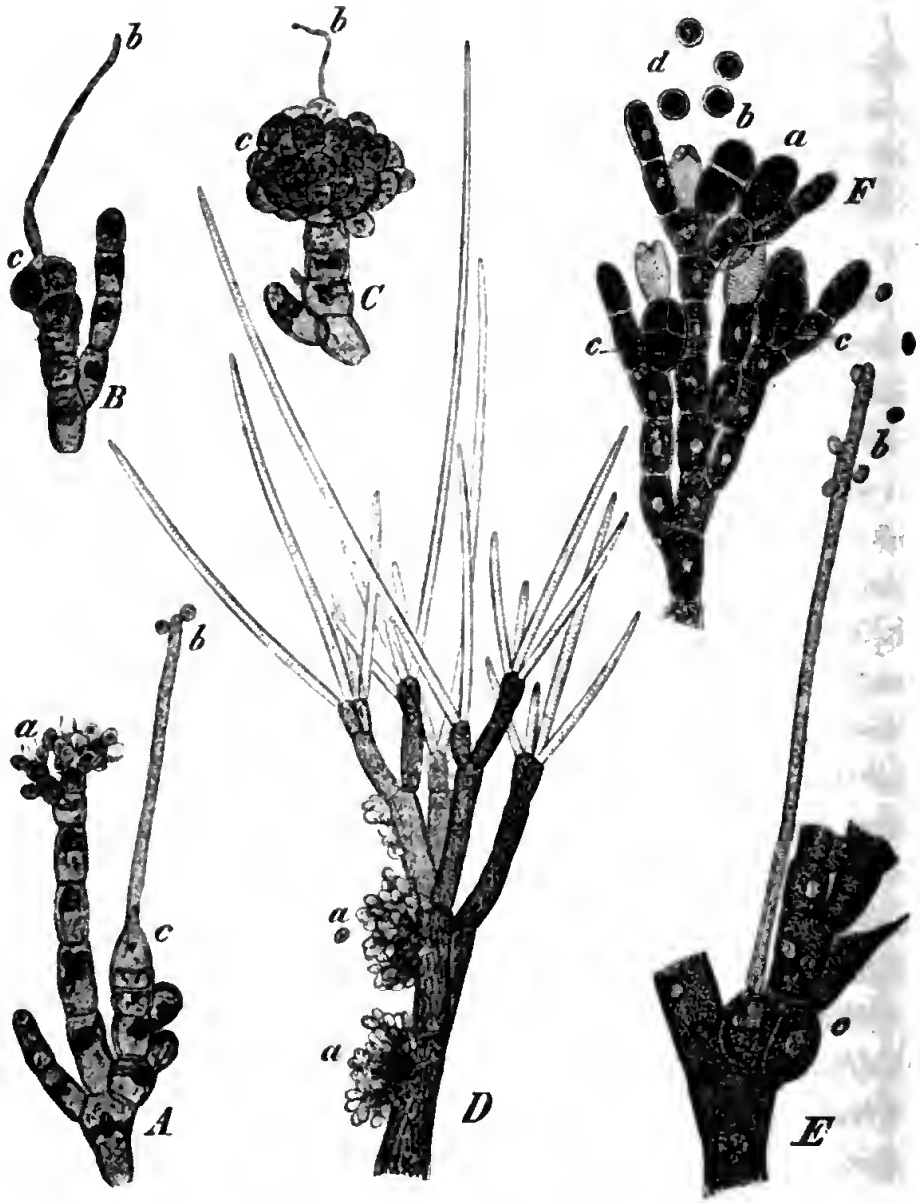


Fig. 4. Reproductionsorgane der Florideen.
(nach Thuret u. Bornet).

A Fruchtzweig von Nemalion multifidum J. Ag. *a* Antheridien. *b* befruchtete Trichogyne, deren Baſis (*c*) zur Fruchtanlage wird. *B* Ganz junge Fruchtanlage. *C* Weiter entwickelte Frucht derſelben Pflanze, (*A*—C 400 m. vergr.) *D* Zweig von Callithamnion corymbosum Lyngb. mit Antheridien (*a*) 250 m. vergr. *E* Zweig einer weiblichen Pflanze derſelben Art mit ſoeben befruchtetem Trichogyn (*b*) 400 m. vergr. *F* Fruchtbarer Zweig von Thamnidium Rothii Thur mit Tetraſporen, 250 m. vergr.

bringen mehrere dieſer Florideen aus dem Grunde ihrer Blätter Seitenzweige hervor, welche ſich den Achſelſproſſen der höheren Pflanzen im Weſentlichen gleich verhalten.[26])

Das Reproductionsvermögen der Florideen iſt demjenigen der Fucaceen faſt noch überlegen. Die Florideen laſſen es ſich nicht, wie letztere, an ſexueller Fortpflanzung genügen; ſie vermögen ſich auch auf ungeſchlechtlichem Wege ausgiebig zu vermehren. Die zu dieſem Zwecke erzeugten Zellen entſtehen meiſt zu vieren durch Theilung je einer Mutterzelle und führen deshalb den Namen „Tetraſporen“. Bei den fädigen Arten nehmen ſie die Enden von Zweigen ein oder ſind ihnen ſeitlich angefügt (Fig. 4, *F*); bei den höheren Formen liegen ſie dagegen gewöhnlich im Innern des Gewebekörpers und finden durch Auseinanderreißen der Rinde ihren Weg nach außen. Immer findet die Entleerung derart ſtatt, daß die vier Zellen[27]) durch Quellung die ſie gemeinſam umhüllende Mutterzell-Membran durchbrechen und ſich nach dem Hervortreten zu Kugeln abrunden. Sie ſind ebenſo, wie die Schwärmzellen der Confervineen und Phaeoſporeen, vollkommen membranlos; doch entbehren ſie der Flimmerfäden und einer ſelbſtſtändigen Ortsbewegung. Sie ververdanken es einem glücklichen Zufalle, wenn die Wellen ſie an einen Ort hinführen, der für ihre Keimung und Fortentwickelung günſtige Bedingungen bietet.

Die Tetrasporen-bildenden Pflanzen erzeugen bei der überwiegenden Mehrzahl aller Florideen keine Sexualorgane. Auch letztere sind fast immer derart auf verschiedene Individuen vertheilt, daß die einen streng männlich, die anderen streng weiblich sind.

Der Befruchtungsvorgang war noch vor wenigen Jahren in vollständiges Dunkel gehüllt. Der Grund hierfür liegt vorzüglich darin, daß er einen von den übrigen Algen so sehr abweichenden Character trägt.

Das weibliche Organ zeigt in Form und Stellung große Verschiedenheiten; doch besteht insoweit Uebereinstimmung, als es überall von einem einzelligen Haare (Trichogyn) abgeschlossen wird, dessen nach außen gerichtete Stellung den Erfolg der Befruchtung sichert (Fig. 4, *A* u. *E*, bei *b*). Es kann dieses Haar kurz und gedrungen oder lang und schmächtig, es kann in seiner gesammten Erstreckung geradlinig oder am Grunde spiralig gewunden sein: stets ist es durch seinen reichen Gehalt an stark lichtbrechendem Protoplasma von etwaigen anderen Haarbildungen der Pflanze verschieden. Das zartwandige Ende dient als Empfängnißstelle.

Die männlichen Zellen werden meist in überaus großer Zahl erzeugt. Entweder bedecken sie die Außenfläche der Pflanze in einfacher Schicht, oder sie werden in einfachen Reihen angelegt, oder sie bilden größere Anhäufungen von verschiedener, oft sehr zierlicher Anordnung an bestimmten Auszweigungen (Fig. 4, *D*, bei *a*). Jede Zelle ist oval oder kugelig und von den vegetativen Zellen nicht nur durch geringere Größe, sondern auch durch blasse Färbung ausgezeichnet. Bei der Reife wird die Membran am Scheitel gesprengt und der Inhalt tritt als kugeliges Spermatium hervor.

Ihm fehlen die für die Spermatozoidien der Fucaceen characteriſtiſchen Bewegungsorgane; es iſt vom Zufalle abhängig, ob das Spermatium ſeinen Beſtimmungsort, das Trichogyn, erreicht. Wenn trotzdem die Mehrzahl der Trichogyne befruchtet werden, ſo iſt dies zum Theil ihrer freien Stellung, ganz beſonders aber der verſchwenderiſchen Maſſenhaftigkeit zu danken, mit welcher die Spermatien erzeugt werden.

Die Befruchtung findet in der Weiſe ſtatt, daß ein oder mehrere Spermatien ſich am Scheitel des Trichogyns oder dicht unterhalb desſelben feſtheften, und die ſie trennende Scheidewand aufgelöſt wird (*A* u. *E*, bei *b*). Die Folgen der Copulation äußern ſich aber nicht bei allen Florideen in gleicher Weiſe. Im einfachſten Falle grenzt ſich der untere, verbreiterte Theil dem Trichogyn durch eine Querſcheidewand ab und wird direct zur Fruchtanlage (*A B* u. *C*, bei *c*); bei den meiſten Arten dagegen wird die Wirkung des Befruchtungactes auf eine oder mehrere des Trichogyn benachbarte Zellen übertragen, und erſt aus ihnen geht die Fruchtanlage hervor; oder es können, wie bei Dudresnaya, noch weitere complicirte Vorgänge nöthig werden, bevor es zur Bildung der Fruchtanlage kommt. Im reifen Zuſtande ſtellt die Frucht ſtets ein entweder freies oder von einer Hülle umgebenes Haufwerk von tief dunkelroth gefärbten Zellen dar (*C*). Jede derſelben muß ebenſo, wie die Tetraſporenzellen, aus ihrer Membran als nackter Protoplasmakörper hervortreten, bevor ſie keimt und zur neuen Pflanze heranwächſt.

Der großen Zahl von Algen gegenüber, welche das Meer von der oberen Fluthgrenze bis zur Tiefe von mehreren hundert Fuß bevölkern und deren Entwickelung wir in ihren Hauptzügen kennen

gelernt haben, nehmen ſich die wenigen darin vorkommenden Blüthenpflanzen[28]) faſt wie Fremdlinge aus. Man kennt von ihnen im Ganzen bis jetzt 26 Arten. Sie gehören ſämmtlich zwei einander nahe verwandten Familien der Monocotyledonen, den Potameen und Hydrocharitaceen an, welche reichlicher, als in der Flora des Meeres, in derjenigen der ſüßen Gewäſſer vertreten ſind. Die meeresbewohnenden Arten werden gemeinhin als „Seegräſer" bezeichnet. Sie beſitzen zum größeren Theile ein ſchlankes, aus verlängerten Gliedern beſtehendes Stämmchen, das am Meeresboden hinkriecht und nach aufwärts ſchmale, grasartige, mit langen Scheiden verſehene Blätter entſendet. Was ihnen an Zahl der Arten abgeht, erſetzen ſie durch Maſſe der Individuen. Sie leben der Regel nach geſellig und überziehen, indem ſie ſich zu dichten Raſen verflechten, wieſenartig oft weite Strecken des Meeresgrundes. Die meiſten, wie die in der Nord- und Oſtſee heimiſche Zostera marina (das bekannte Matratzen-Gras), kommen mit Vorliebe auf ſchlammigem und ſandigem Grund vor. Innerhalb der Tropen bietet Corallenſand eine beſonders günſtige Unterlage. Die im Mittelmeere allgemein verbreitete Posidonia oceanica vermag ſich auch an ſteiniger Unterlage feſtzuklammern.

Die meiſten Seegräſer bewohnen zuſammenhängende Gebiete von oft beträchtlicher Ausdehnung. Mit Ausnahme der arctiſchen, (und vermuthlich auch der antarctiſchen) Gewäſſer ſind ſie bisher unter allen Breiten gefunden worden. Von den Küſten, an welchen ſie gewöhnlich nur bis zur Tiefe von etwa 10 Meter herabſteigen, treten ſie mit Vorliebe in die brackiſchen Gewäſſer, Flußmündungen, Lagunen ꝛc. ein, wo ſie Schutz vor der Brandung finden, und der ſchlammige Boden ihr Gedeihen begünſtigt. An ſolchen Stellen,

wie auch in ſeichten Meeresbuchten, werden die Seegrasbänke öfter zur Ebbezeit entblößt und in dieſer Entblößung vermögen ſie ſelbſt die Strahlen der heißen Tropenſonne ohne dauernden Nachtheil zu ertragen.

Wie in ihrer geſammten Form und im Bau der vegetativen Organe ſind die Seegräſer auch in der Blüthenbildung und der Befruchtung dem ſie umgebenden flüſſigen Medium angepaßt. Die Zellen des Blüthenſtaubes beſitzen nicht Kugelgeſtalt, ſondern ſtellen langgeſtreckte cylindriſche Schläuche dar, die bei einer Gattung (Halophila) ſogar wie ein Confervenfaden durch Querwände gegliedert ſind. Dieſe Schläuche werden von den meiſt fadenförmigen Griffeläſten aufgefangen und ſteigen längs derſelben in die Fruchtknotenhöhle hinab. Bei der zu den Hydrocharitaceen gehörigen Gattung Enhalus findet die Beſtäubung in abweichender, der verwandten ſüßwaſſerbewohnenden Valisneria spiralis entſprechenden Weiſe ſtatt. Die männlichen Blüthen trennen ſich hier von den kurzgeſtielten Blüthenſtänden los und ſchwimmen an der Oberfläche des Waſſers, wo ſie der auf ihrem langen, ſpiralig gewundenen Stiele fluthenden weiblichen Blüthe begegnen. Die in Folge der Befruchtung ſich ausbildende wallnußgroße Frucht wird, indem der Blüthenſtiel durch Verkürzung der Spiralwindungen ſich wieder einzieht, unter Waſſer gereift.

Blicken wir zum Schluſſe auf das Bild zurück, das wir von der Vegetation des Meeres entrollt haben, ſo erſcheint es im Vergleich zu dem, wie die Natur es uns darbietet, höchſt dürftig und

lückenhaft. Wir haben aus dem bunten Schatz von Lebensformen einige wenige herausgegriffen, um unserer Vorstellung Anhaltspunkte zu gewähren; und doch können dieselben ihr rechtes Verständniß nur im Zusammenhang mit allen übrigen pflanzlichen Bewohnern des Meeres finden. Und auch dies genügt nicht. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Vegetation als Ganzes in den Tiefen des Meeres ebenso, wie auf dem Festlande, von der Thierwelt bedingt wird, daß beide Reiche in ihren Lebensbedürfnissen einander wechselseitig angepaßt sind, daß mithin ein volles Verständniß des Pflanzenlebens erst durch die Kenntniß des Thierlebens angebahnt wird.

War es nur ein kleines Bruchstück der Meeresflora, das ich meinen Lesern vorgeführt habe, so bildet diese in ihrer Gesammtheit selbst ja nur einen Theil und zwar den Schlußstein einer durch unermeßliche Zeiträume sich fortbauenden Entwickelungsreihe. Die Formen, welche wir lebend sammeln, sind nur die Epigonen aller der zahlreichen Arten und Generationen von Individuen, welche im Schooße des Oceans einander seit dem ersten Auftreten der Organismen gefolgt sind. Wären die Gewebe der Algen nicht zum größeren Theile von so zarter Consistenz und deßhalb weniger, als fast alle anderen Pflanzen zur Conservirung in fossilem Zustande geeignet, so würden uns die geschichteten Gesteine ebenso von dem Reichthume früherer Meeresfloren berichten, wie sie Wald und Steppe gesunkener Continente dem Auge des Forschers wieder lebendig werden lassen. Doch ist uns von solchen Algen. welche der Fäulniß noch den meisten Widerstand entgegenzusetzen vermögen, (den Bacillariaceen und Fucoideen) so viel wenigstens erhalten, um die naiven Vorstellungen der alten Culturvölker, welche im Meere die Geburtsstätte des Lebens verehrten, durch die Wissenschaft be-

ſtätigen zu können. Die älteſten aus der ſiluriſchen Formation bekannten Pflanzenreſte, ſo weit ſie überhaupt noch ſicher erkennbar ſind, gehören den Meeres-Algen an; erſt in jüngeren Schichten geſellen ſich ihnen cryptogame Landpflanzen zu.

Daß die Pflanzenwelt des Meeres eine reiche Geſchichte hinter ſich hat, und ihr gegenwärtiger Zuſtand das Reſultat großer vorhergegangener Veränderungen in Form und Vertheilung ihrer Beſtandtheile iſt, ſpricht ſich in nicht mißzuverſtehender Weiſe in der Art ihrer geographiſchen Anordnung aus.

Würde die Vertheilung der Species allein durch phyſiſche Einflüſſe, durch Temperatur oder Salzgehalt des Waſſers beſtimmt, ſo ſtände zu erwarten, daß Meere gleicher geographiſcher Breiten, auch wenn ſie durch Continente getrennt ſind, eine gleichartige oder wenigſtens nahe verwandte Vegetation beſitzen. Doch zeigt ſich meiſt das Gegentheil. Kaum kann es in dieſer Beziehung etwas Belehrenderes geben, als eine Vergleichung der Flora des mittelländiſchen Meeres mit der des Rothen Meeres, zwiſchen denen bis vor wenigen Jahren die enge Landenge von Suez als Schranke aufgerichtet war. Beide ſind ſo verſchieden, als möglich, während Algen und Phanerogamen des Rothen Meeres zu denen ſelbſt entfernterer Theile des Indiſchen Oceans, mit dem eine offene Communication beſteht, nahe verwandtſchaftliche Beziehungen zeigen.[29]) Aus dem Rothen Meere werden nicht weniger als 30 Sargassum-Arten aufgeführt, während das im Mittelmeere vorkommende Sargassum linifolium fehlt. Ebenſo vermiſſen wir im Rothen Meere die im ſüdlichen Mittelmeerbecken ſo verbreitete Caulerpa prolifera, deren Bau wir oben (pag. 30) kennen lernten; doch wird ſie durch 9 andere Arten von Caulerpa erſetzt, welche in ihrem Urſprung faſt ſämmtlich auf Indien hinweiſen.

Selbſt für Gattungen bildete der Iſthmus bisher eine ſtrenge Grenzſcheide; er hat den indiſchen Turbinaria-Arten den Eintritt in das mittelländiſche, den auch in der Nordſee heimiſchen Deleſſerien den Eintritt in das Rothe Meer gewehrt. Von den vier Seegras-Arten des Mittelmeeres iſt nicht nur keine mit den neun Arten des Rothen Meeres identiſch, ſondern ſie gehören beiderſeits zum größeren Theile ſelbſt verſchiedenen Gruppen an.[30])

Es weiſen dieſe Thatſachen unverkennbar darauf hin, daß die von der Natur zwiſchen beiden Meeren errichtete Grenzſcheide älter iſt, als die eigenartige Ausbildung der durch ſie getrennten Florengebiete. Nachdem die Schranke durch den Canal von Suez künſtlich durchbrochen iſt und ein lebhafter Schiffsverkehr ſich täglich durch das Mittelmeer nach Indien und von dort zurück bewegt, iſt es kaum zweifelhaft, daß zwiſchen den bisher ſo ſcharf characteriſirten Florengebieten ſehr bald eine Vermiſchung eintreten werde.[31])

Bietet die Vegetation des Meeres in ſolcher Weiſe ein fruchtbares Feld, auf welchem die ſo viel umſtrittene Frage von der Veränderlichkeit der Arten und der Fortentwickelung des Gewächsreiches an der Hand der Pflanzengeographie geprüft werden kann, ſo liefern einzelne der im Meere vertretenen Pflanzen-Gruppen noch in anderem Sinne Material zur Beurtheilung der Evolutions-Theorie.

Die Ueberzeugung von der Wandelbarkeit der Organismen gründet ſich, außer auf die Reſultate künſtlicher Züchtung, beſonders auf die Wahrnehmung, daß nicht in allen Gattungen die einzelnen Formenkreiſe ſcharf genug umgrenzt ſind, um ſich allgemeine Anerkennung als geſonderte Arten zu erringen. Hervorragende Beiſpiele hierfür bieten unter den Blüthenpflanzen die Weiden (Salix), die Brombeeren (Rubus) und die Habichtskräuter

(Hieracium). Wurden ſolche Gattungen früher als „Crux et scandalum botanicorum“ verläumdet und ihr Studium von den meiſten Forſchern ſorgfältig gemieden, ſo ſind gerade ſie in jüngſter Zeit mehrfach zum Gegenſtande gründlicher Unterſuchung gemacht worden, um an ihnen zu ermitteln, wie groß die Veränderlichkeit einer Art unter natürlichen Verhältniſſen iſt und welchen Antheil äußere Einflüſſe daran haben. Wenn die Meeresflora in dieſer Beziehung noch geringe Beachtung gefunden hat, ſo liegt dies nicht daran, daß ihre Formenkreiſe weniger vielgeſtaltig wären, als die der vegetabiliſchen Landbewohner; es hat nur bisher an den Forſchern gefehlt, welche die reichen im Meere ruhenden Pflanzenſchätze in dieſem Sinne für die Wiſſenſchaft nutzbar gemacht hätten. Das Studium von Gattungen, wie Bryopsis, Cladophora, Ulva, Ectocarpus, Ceramium verſpricht um ſo werthvollere Reſultate, als das Meer auf weite Strecken viel gleichartigere Bedingungen für die Entwickelung der Vegetation darbietet, als das Feſtland. Der Betrag der im Organismus ſelbſt liegenden und unabhängig von äußeren Einflüſſen auf ſeine Nachkommen ſich vererbenden Veränderlichkeit wird ſich hier alſo in zufriedenſtellenderer Weiſe ermitteln laſſen, als bei Landpflanzen, welche durch Boden, Licht und Wärme in ſo verſchiedenem Maaße begünſtigt werden.

Die werthvollen Früchte, welche das Studium der niederen Pflanzen der botaniſchen Wiſſenſchaft in jüngſter Zeit eingetragen, die weiten Ausblicke, die es nach allen Seiten hin eröffnet hat, erklären zur Genüge das lebhafte Intereſſe, welches die Fachmänner der Pflanzenwelt des Meeres entgegenbringen. Möchte

es uns gelungen ſein, zu zeigen, daß ſie auch die Theilnahme jedes Gebildeten in hohem Grade verdient. Alljährlich ſtrömen Tauſende den Küſten zu, um die Luft des Oceans zu athmen und ſich in ſeinen Wellen geſund zu baden. Sie gehen an dem, was das Meer von ſeinem Ueberfluß an organiſchem Leben an den Strand ſpült, theilnahmslos vorüber oder würdigen es im beſten Falle eines neugierigen Blickes. Gewiß bedarf er bei Vielen nur der Anregung, um neben der in erſter Linie geſuchten körperlichen Erfriſchung ſich auch eine Quelle reichen geiſtigen Genuſſes zu eröffnen.

Anmerkungen.

1) Vergl. M. J. Schleiden, das Meer, 2. Auflage (1874) p. 110.

2) Ebendaſ. p. 667.

3) A. Griſebach, die Vegetation der Erde nach ihrer klimatiſchen Anordnung. Leipzig 1872. 2. Band, p. 366.

4) Daſſelbe gilt von den europäiſchen Arten der Flechten-Gattung Lichina. — L. pygmaea Ag. kommt etwa auf mittlerer Höhe zwiſchen Ebbe und Fluth, L. confinis (Müll.) etwas unterhalb der Fluthlinie vor.

5) Wyville Thomson, The depths of the sea, London 1873, p. 45.

6) Die Bacillariaceen (Diatomaceen) bilden hiervon ſcheinbar eine Ausnahme, da ſie in den bei Gelegenheit der Kabellegungen vom Grunde des atlantiſchen Oceans emporgeförderten Proben mehrfach aufgefunden wurden (cf. Botaniſcher Jahresbericht von Juſt, Jahrgang I. (1873) p. 35). Doch ſind dieß ſicher nur die Reſte abgeſtorbener Individuen, da ſie bei dem vollſtändigen Lichtmangel in ſo großer Tiefe nicht gedeihen könnten.

7) Vergl. hierzu die in den Noten zu Knop's Agricultur-Chemie, (Leipzig, 1868) auf den Seiten 137—144 zuſammengeſtellten Meerwaſſer-Analyſen.

8) Oscar Jacobſen, Ueber die Luft des Meerwaſſers (II. Jahresbericht der Commiſſion zur Unterſuchung der deutſchen Meere in Kiel p. 45—58). Herr Profeſſor Karſten in Kiel hatte die Güte, mir die Aushängebogen dieſer Abhandlung vor deren Veröffentlichung zur Einſicht zu geſtatten.

9) Deprotz (Ann. de chimie 1833 p. 54) citirt bei Thomson (The depths of the sea p. 35).

10) Vergl. die Temperatur-Tabellen bei Wyville Thomson, the depths of the sea p. 142).

11) Es ſind dieß einige Arten der zur Familie der Chytridiaceen gehörigen Gattungen Olpidium A. Br. und Rozella Cornu, ſowie Ustilago marina Tul. (auf Scirpus parvulus) und eine neuerdings von Duval-Jouve in den Blättern von Zostera nana gefundene Ustilago-Art. (Bull. de la Soc. bot. de France 1873 p. 48 u. 49.)

12) Näheres hierüber bei Cohn (Max Schultze's Archiv für mikr. Anat. Bd. III. p. 233) p. 6 ff., bei Askenasy (Bot. Ztg. 1867, p. 233) und bei Krans u. Millardet (Mém. de la Soc. des sc. nat. de Strasbourg vol. VI. 1868).

13) Durch Roſanoff in den Mém. de la Soc. des sc. nat. de Cherbourg tome XIII. p. 145. Daß die Oscillarien bei Beſonnung Sauerſtoff ausſcheiden, war ſchon Prieſtley, dem Entdecker dieſes Gaſes, bekannt.

14) Der Name des „Rothen Meeres" tritt zuerſt bei Herodot auf. Näheres über Trichodesmium erythraeum findet man bei Montagne in den Ann. des sc. nat. (Botanique) 3. sér. t. 2. p. 332.

15) Vergl. Anm. 6.

16) Naumann, Lehrbuch der Geognoſie I. Band (1858) p. 534.

17) Eine ſolche Zwiſchenform finden wir nach der Darſtellung von Schmitz bei Cocconema Cistula Ehrbg. (vergl. Botan. Zeitung 1872 p. 217).

18) Max Schultze in deſſen Archiv für mikroſkop. Anatomie, Bd. I. (1865) p. 376 ff.

19) Die von Areschoug (Observationes phycologicae, particula II. Upsaliae 1874) gegebenen Abbildungen laſſen zum großen Theil die Deutung zu, daß wir es hier nicht mit Copulation von Schwärmern, ſondern mit abnormen Zwillingsbildungen zu thun haben. Vergl. auch Janczewski und Rostafinski in den Mém. de la Soc. nat. des sc. nat. de Cherbourg t. XVIII. 1874.

20) Die poſitive Angabe Thuret's (Ann. des sc. nat. (Botanique) 3. série t. XIV. (1850) p. 236), daß beiderlei Arten von Schwärmſporen unmittelbar keimen, was neuerdings von Janczewski und Rostafinski beſtätigt wurde, findet ſeine Erklärung vielleicht darin, daß die Copulation erſt nach Abſchluß der Bewegung erfolgt. (Vergl. Areschoug, De phaeozoosporarum Dictyosiphonis hippuroides observationes, in Botaniska Notiser 1873.) — Aus Gründen der Analogie iſt es mir wahrſcheinlich, daß die geſchlechtlichen Schwärmſporen der Phaeoſporeen in den einzel-

ligen Sporangien (Oosporangien nach Thuret) erzeugt werden, da dieſe den ſpäter zu beſchreibenden Fructifications-Organen der Fucaceen in ihrem Bau näher ſtehen, als die mehrfächrigen Sporangien.

21) J. D. Hooker in Sir James Clark Ross, A voyage of discovery and research in the southern and antartic regions during the years 1839—43. London 1847. vol. II. p. 265.

22) W. H. Harvey, A manual of the British marine algae. London 1849 p. 21.

23) Thuret, Récherches sur la fécondation des Fucacées (Ann. des sc. nat. 4. série t. 2. pag. 197). Dieſer ausgezeichneten Arbeit iſt unſere Darſtellung des Befruchtungsvorganges der Fucaceen entlehnt.

24) Letztere wurden von älteren Autoren fälſchlich den echten Corallen zugerechnet.

25) L. Kny in Botan. Zeitung 1873, p. 433.

26) L. Kny, Ueber Axillarknospen bei Floridеen, Berlin 1873.

27) Seltener bleibt die Sporen-Mutterzelle ungetheilt (Monospora) oder theilt ſich in zwei (Miscosporium) oder mehr als vier Zellen (Pleonosporium).

28) P. Aſcherſon, Die geographiſche Verbreitung der Seegräſer (in G. Neumayer's Anleitung zu wiſſenſchaftlichen Beobachtungen auf Reiſen, Berlin, 1875, p. 359). Dieſer vom erſten Kenner der Meer-Phanerogamen ſoeben gegebenen überſichtlichen Zuſammenſtellung iſt das im Text über ſie Mitgetheilte (zum Theil wörtlich) entnommen.

29) J. Zanardini, Plantarum in mari rubro hucusque collectarum enumeratio (Memorie dell' I. R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti, vol. VII. (1857) p. 209).

30) P. Aſcherſon l. c. pag. 372.

31) J. Zanardini l. c. pag. 209.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17 a.

Die Normannen

und

Bedeutung für das europäiſche Culturleben im Mittelalter.

Von

H. Dondorff.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Es iſt eine ferne Zeit und ein entlegener Gegenſtand, für den ich Ihre geneigte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehme. Eine Polarfahrt auf dem Gebiete der Geſchichte iſt es, wozu ich einlade, und wohl mag die Rauheit des Landes, der Zeit und des Volksſtammes, um den es ſich hier handelt, abſchreckend erſcheinen. Allein das Leben, das wir hier finden, iſt ein Theil unſeres germaniſchen Lebens, wenn auch in die düſtren Farben des Nordens gekleidet und zu phantaſtiſcher Wildheit geſteigert. Die alte Geſchichte Skandinaviens mag wohl als eine Außenhalle der deutſchen Geſchichte betrachtet werden, die unſerer Aufmerkſamkeit wohl werth iſt. Sie eröffnet uns den Ausblick auf die bewegte See und ein unruhig geſchäftiges maritimes Treiben neben den Wohnſitzen der Germanen auf dem Feſtland. Die altgermaniſche Götterwelt, die bei uns ein verſchollener Name iſt, breitet ſich dort in ihrer ganzen Pracht über die nordiſchen Gefilde als ein Reflex der nordiſchen Menſchennatur aus. Das Leben und Treiben der altheidniſchen Recken, davon bei uns nur ein poetiſcher Abglanz auf unſere nationale Heldendichtung übergegangen iſt, ſteht dort in geſchichtlicher Wirkſamkeit vor uns, und die Züge und Wanderungen der Nordmannen ſchließen ſich an die großen continentalen Wanderungen der germaniſchen Völkermaſſen als ihre geſchichtliche Ergänzung an. Denn kaum hat ſich die große Völkerwanderung, die den ganzen Rumpf des Continents durchdrang und mit neuen Kräften erfüllte, zur Ruhe geſtellt, da rauſcht eine neue Völkerfluth im Norden auf; ſie ſchlägt von Skandinavien aus gegen die Küſten Europas im Norden und Süden wie

eine gewaltige Springfluth, ſie erfaßt den Saum und ſozuſagen die Extremitäten des Continents und durch ſie iſt der Proceß der Völkermiſchung und der Bildung neuer Nationalitäten, welcher in der germaniſchen Wanderung eingeleitet war, zum definitiven Abſchluß gebracht.

Was dieſe ſkandinaviſche oder normänniſche Völkerwanderung Bedeutſames an ſich und Folgenreiches für das europäiſche Leben gewirkt hat, das iſt es was ich in kurzen Zügen Ihnen vor Augen zu führen verſuchen will.

Ein Zweig des großen germaniſchen Stammes war in unvordenklichen Zeiten über die See nach Norwegen hinübergezogen und hatte in langen Kämpfen mit den Finnen dieſen das Land abgerungen und ſie oſtwärts gedrängt. Alte Mythen von den Fahrten des Gottes Thor gen Oſten mögen auf dieſe hiſtoriſchen Erinnerungen zurückweiſen. Durch die ſog. Bravallaſchlacht unterwarfen ſie ſich die Stämme im Süden von Schweden. Mit ihnen vermiſcht verbreiten ſich die Dänen aus dem Süden Schwedens auf die Inſeln und die Halbinſeln des baltiſchen Meeres, und wenn im früheren Mittelalter von Dänen die Rede iſt, ſo hat man darunter meiſtens zugleich die Normannen zu verſtehen.

In nahe Berührung treten ſie auch mit den religionsverwandten Sachſen, denen ſie Unterſtützung im Kampf gegen Karl d. Gr. gewährten. Und Karl wußte wohl, weshalb er die nördlichen Grenzen ſeines Reichs mit einem Gürtel von feſten Bollwerken und Grenzmarken umgab.

Rauh wie die Bergnatur des Landes und unſtät wie die Woge, die es beſpült, war dieſes Geſchlecht; kriegeriſch und thatendurſtig, ſtolz auf die Freiheit, voll unruhiger Wanderluſt und von der Unabwendbarkeit des Verhängniſſes durchdrungen, ſo ſtürzt ſich der Normann in ſein eigenſtes Element das Abenteuer und bietet in ſelbſtüberhebendem Trotze die Stirn dem Schickſal und die Bruſt dem Schwerte des Feindes dar. Odins Schlachtenmuth

erfaßt und beſeelt die Kämpfer; Berſerker nannte man die, welche ohne Rüſtung ſich auf den Feind ſtürzen, wie Wölfe in die eigenen Schilde beißen und mit lachendem Munde die Todeswunde empfangen. Schon die Knaben wurden von den Spielen ihrer Genoſſen ausgeſchloſſen, wenn ſie nicht wenigſtens Thierblut vergoſſen hatten.

In den tiefen Fjorden Norwegens mit ihren gefährlichen Strudeln und zwiſchen den Scheeren und Klippen der Küſte gelangte die Schiffahrt zu einer frühen Entwicklung; ſie ward das Lieblingsgewerbe der Normannen neben dem Krieg oder mit dieſem gewöhnlich auf Engſte verbunden. Die Ernte, welche der karge Felsboden nur zu oft verſagte, mußte das Meer gewähren. Auf hochgebordeten Schiffen ſteuerte die thatenluſtige Jugend unter ihren Seekönigen zur wilden Wikingerfahrt auf Beute hinaus, um mit feindlichen Rivalen, mit der Wuth der Elemente, mit den Ungeheuern der Tiefe, mit dämoniſchen Trollen und Nixen den phantaſtiſchen Kampf zu wagen. Solche Wikingerfahrten gehörten zur rechten Ausbildung jedes Mannes. Sie hatten große tiefgehende Schiffe, die mit Ruder und Segel regiert wurden, deren hohes Hinter- und Vorderdeck wie zu einem Caſtell eingerichtet war. Odin's heilige Vögel, die Raben, dienten ihnen als Compaß. Sie ließen ſie ausfliegen, um die Richtung des Landes zu erkunden. Das ſchaumhalſige Wellenroß, ſo nennen ſie das Schiff, iſt Gegenſtand ihrer beſonderen Liebe und Sorgfalt. Es iſt ihnen Heimath, Haus und feſte Burg. Der glaubte allein Seekönig heißen zu dürfen, der nie unter rauchgeſchwärzten Balken ſchlief, nie am häuslichen Feuer ſein Trinkhorn leerte. Es waren gemeiniglich die jüngeren Zweige königlicher Geſchlechter, denen die See gewiſſermaßen als Erbtheil zufiel. Ohne irgend ein anderes Gebiet als die Meerestiefe, ohne andere Wohnung als ihre Schiffe herrſchten dieſe fürſtlichen Seeräuber über zahlreiche Unterthanen.

Im Sommer ist der Wikinger Seeräuber, im Winter bedächtiger Kaufmann im Frieden eines Hafens.

Es kommt wohl vor, daß, als im Sturme das Schiff zu sinken drohte, nicht die Beute ins Meer geworfen wurde, sondern die Mannschaft sprang hinaus, denn sie weiß sich schwimmend zu retten, indeß der Seekönig an Bord bleibt und das Schiff glücklich in den Hafen steuert.[1]) Ihr ganzes Leben ist ein kühnes verwegenes Wetten und Wagen, von einer wilden Poesie durchdrungen, die in den Liedern wiederklingt, in denen der Wikinger zur Harfe die eigenen und seiner Vorfahren Thaten besingt. In unserem deutschen Gudrunliede bilden diese Vorgänge einen Theil der Handlung, oder doch den Hintergrund derselben, und wir verlieren darin die kühnen Seefahrer nicht aus den Augen, die von einem Punkte der Nordsee zum anderen fliegen, sich überraschend wie Raubvögel auf ihre Beute stürzen oder sich das Ansehn von harmlosen Kaufleuten zu geben wissen und nebenbei auch wohl durch wunderbaren Gesang die Herzen der Menschen bezaubern.

Die deutschen und französischen Küsten wurden überhaupt seit dem 9. Jahrhundert am meisten von ihren Plünderungen betroffen. Wie einst die Germanen gegen das römische Reich der Cäsaren angestürmt waren, so flutheten jetzt diese nordischen Germanen gegen das neue römische Reich Karls d. Gr. an und machten sich die Schwäche seiner Nachfolger zu Nutze. Sie liefen auf schmalen Fahrzeugen in die Mündungen der Flüsse ein, brandschatzten das Land weit und breit und erpreßten den schwachen Königen dieser Länder Jahrgelder und Tribute ab, die natürlich nur die Wirkung hatten, noch andere und immer neue Schaaren anzulocken. An allen Ufern erhoben sich ihre festen Thürme. Die Ueberlieferung weiß von jenem Palnatoke zu erzählen, der noch zur Zeit Ottos d. Gr. in Jumne im Lande der Slaven (vielleicht Usedom) die Jomsburg gründete. Hier errichtete Palnatoke einen Staat von tapferen Männern, ihr Reich sollte die See sein, kein

Weib durfte in die Feſtung, kein Mann ward Mitglied ohne Proben reifer Tapferkeit, und alle Beute war gemeinſam. Auf dieſen Helden des heidniſchen Nordens hat ſich auch die Tellſage niedergelaſſen, die in den Schluchten Norwegens wie in den Thälern der Schweiz verbreitet war. P. ſollte auf Befehl des Königs Harald einen Apfel vom Haupte des eigenen Sohnes geſchoſſen haben, und ſein unfehlbarer Pfeil traf dafür ſpäter des Königs Herz.

Es waren vornehmlich zwei Gründe, welche ſeit der Mitte des 9. Jahrhunderts die Auswanderungen der Normannen aus ihrem Heimathlande häufiger werden ließen. Einmal die Verbreitung und Befeſtigung des Chriſtenthums in dieſen nordiſchen Gegenden, ſeit der deutſche Apoſtel, der heilige Ansgar von Corvey, das Evangelium in Schweden predigte und mit ſeinen Schülern eine ausgebreitete Miſſionsthätigkeit in Skandinavien entwickelte. Sodann war es das Aufkommen eines nationalen Königthums, welches die kleineren Volksverbände zu einem größeren Einheitsſtaat zu verſchmelzen trachtete. Gegen beide Beſtrebungen richteten ſich aber die Anhänger des Alten, und da ſie ſich nicht behaupten konnten, ſo zogen ſie meiſt den Verluſt ihrer Heimath dem ihres Glaubens und ihrer Freiheit vor. So unterwarf in Norwegen Harald Harfagr, Schönhaar genannt, die widerſtrebenden Jarle. Viele Volkskönige fielen mit dem Schwert in der Hand, die Unbeugſamſten entwichen über das Meer und kleine reiſige Gefolgſchaften löſten ſich fortwährend als Bruchtheile von dem Geſammtſtamme ab, um in einer unbekannnten Welt ihr Heil zu verſuchen. In Dänemark war es Gorm der Alte zur Zeit König Heinrichs I., der, ſelber noch Heide, doch die chriſtlichen Prieſter im Lande dulden mußte, zugleich aber auch die ungebundenen Kräfte ſeines lockeren Reiches centraliſirend zuſammenfaßte. In Schweden herrſchte im Süden das alte ſagenberühmte Geſchlecht der Inglinger, und aus dieſem war es Olaf Schooßkönig, zu Upſala, der um das Jahr 1000 das Chriſtenthum annahm. Dar-

über kam es zu langwierigen Kämpfen mit den noch heidnischen Stämmen im nördlichen Schweden, bis auch diese das Christenthum annahmen und König Erich der Heilige um 1155 ganz Schweden zu einem Gesammtreich vereinigte. Diese Vorgänge gaben den Anstoß zu immer neuen Emigrationen. Es geschah, wie gesagt, in Form von sporadischen Gefolgschaften über das Meer und nicht in zusammenhängenden großen Völkerzügen, in denen einst die germanische Völkerwanderung auf dem Continente sich ausgebreitet hatte.

Die Erstarkung der Staaten auf dem Festland, in Deutschland unter den Ottonen, in Frankreich unter den Kapetingern, wies ihnen andere Richtungen an. Hierbei sind die Züge in die östlichen und nördlichen Gegenden, die noch zur Heidenzeit geschahen und eine Ausbreitung des germanischen Wesens zur Folge hatten, von jenen zu unterscheiden, welche im Gebiet der romanischen Nationalitäten stattgefunden und der Propaganda christlicher Ideen und Institutionen dienstbar waren.

Betrachten wir zunächst jene heidnisch-germanischen Gründungen. Der Zeit nach voran steht das Unternehmen des Rurik und seiner Brüder aus dem schwedischen Stamme Ruß, dessen Namen sie auf das große Slavengebiet im Osten übertragen sollten, wo die uneinige Bevölkerung sie zur Hülfe herbeigerufen hatte. Um 862 ließen sich diese ersten Normannen zu Nowgorod am Wolchow nieder. Rurik's Nachfolger zogen am Dniepr die alte Handelsstraße zum schwarzen Meer und Byzanz hinab und verlegten ihren Sitz in das heilige Kiew. Schnell erfolgte die Ausbreitung dieser Waräger, so nannten sich diese nordischen Krieger in dem ganzen Gebiet zwischen den Karpathen und der Wolga. Das Genie Ruriks, die Anhänglichkeit der Waräger an seine Dynastie, ihre militairische Organisation, die Ueberlegenheit ihrer eisernen Waffen, ihre Zucht und ihr innerer Zusammenhang im Gegensatz zu der Zersplitterung der Slaven machen diese Erfolge erklärlich. Immer

neue nachſtrömende Warägerzüge trieben zur Fortſetzung der Kriege. Militairiſche Banden wurden in den eroberten Provinzen ſtationirt und erhoben Tribut. Selbſt das ſtolze Byzanz mußte ihnen, wie einſt Rom den Germanen, einen ſchimpflichen Zins bezahlen; aber indem es ihren Angriffen widerſtand, nöthigte es die Waräger, zu dauernden Niederlaſſungen und feſten Einrichtungen überzugehen. Von hier aus empfingen ſie die Keime einer höheren Civiliſation, die chriſtliche Lehre und die Heiligenbilder, die Anfänge der Kunſt, den Ackerbau, die Schrift und die warmen Bäder. Als Rurik's Urenkel Wladimir die Taufe empfing und zur griechiſchen Kirche übertrat, da war die Verbindung dieſer Normannen mit dem Stammlande ſchon gelöſt und die Vermiſchung mit den Slaven eine vollendete Thatſache.

Inzwiſchen führte der Wandertrieb einzelne Banden die Wolga weiter abwärts zum kaſpiſchen Meer, wohin im Jahre 914 eine Schaar auf 500 Schiffen vorgedrungen iſt. Von hier fielen ſie über die Länder Irans her. Die perſiſchen Landſchaften wurden von ihnen verheert. Nichts iſt uns, klagt ein dortiger Dichter, von allen unſeren Gütern übrig geblieben; dem Hagel gleich ſind ſie auf uns herabgefahren. Andere Waräger, von den Genüſſen der Hauptſtadt angelockt, traten in die Leibgarde des griechiſchen Kaiſers ein, um mit ihren Spießen den ſchwankenden Thron oſtrömiſcher Cäſaren zu ſtützen, gerade ſo wie einſt germaniſche Reisläufer ſich für die Leibwache des Auguſtus und ſeiner Nachfolger anwerben ließen. Wieder Andere ſchweiften die Küſten des ägeiſchen Meeres hinab. Wenn einſt die phöniciſchen Handelsleute die nordiſchen Küſten beſucht hatten, ſo ſuchten jetzt umgekehrt die blondhaarigen Barbaren, dieſe Phönicier des Nordens, die ſüdlichen Geſtadeländer mit ihren ſelten uneigennützigen Beſuchen heim. Noch ſteht zu Venedig vor dem Arſenal der große marmorne Löwe, den die Venetianer einſt aus dem Piraeus entführten als ein Denkmal ihrer Herrlichkeit zur See, und an dem Sockel deſſelben findet ſich eine

nordiſche Runenſchrift eingegraben, welche die Namen von Nordmännern enthält, die ſich im Vorbeifahren, nach der Unart moderner Touriſten, an alten Steinbildern verewigten. Eine Fahrt in dieſe ſüdlichen Gegenden ſcheint für die Bewohner Norwegens einen beſonderen Reiz gehabt zu haben, und mochte für das gelten, was heutzutage eine Fahrt zu den Antipoden bedeutet. Es giebt Leichenſteine im hohen Norden, welche den Verſtorbenen nachrühmen, daß ſie eine Grikiafahrt gemacht, oder daß ihr unternehmender Muth ſie bis an die Waſſer des Jordan geführt habe.

Häufiger jedoch waren ohne Zweifel die näher liegenden Fahrten der Norweger in die weſtlichen Meere. Die Shetlands- oder Orkneys-Inſeln waren ſchon früh von ihnen beſetzt, und einzelne Seekönige bildeten ſich hier vorübergehend ein kleines Reich. Sie wurden die Stationen und Ausgangspunkte zu weiteren Expeditionen. Die Faröerinſeln bildeten eine weitere Etappe auf der Straße nach dem arktiſchen Norden. Auf dieſer öden von Stürmen und Fluthen gepeitſchten Felsinſel haben die Normannen ein dauerndes Denkmal hinterlaſſen in der Nibelungenſage, die ſich in einer alterthümlichen Faſſung bis in dieſes Jahrhundert bei den Bewohnern erhalten hat, welche die Lieder zum Tanze zu ſingen pflegten.

Der mythiſche Gehalt der Heldengeſtalten iſt hier deutlicher erhalten als in unſerem deutſchen Nibelungenliede, wo er durch die geſchichtlichen Beſtandtheile überwuchert und faſt bis zur Unkenntlichkeit entſtellt iſt.

Seit 874 endlich wurde Island auch von Normannen beſucht, die ſeitdem hier dauernde Wohnſitze nahmen. Zwei norwegiſche Flüchtlinge, Ingulf und Leib, die wegen Blutſchuld ihre Heimath verlaſſen mußten, begaben ſich zu Schiffe nach der fernen Inſel, nicht ohne die hölzernen Pfoſten vom Hochſitz des Hauſes mitzunehmen, die mit Götterbildern geſchmückt waren. Als ſie des Landes anſichtig wurden, warfen ſie die Götterbilder in's

Meer und gelobten dort, wo dieſe an's Land getrieben würden, und die Götter ihnen ſomit ſelber die Stätte bezeichneten, ihre Wohnung aufſchlagen zu wollen.

Die nordiſche Inſel war damals noch nicht ſo unwirthlich, wie heute. Es ward von den Ankömmlingen der ſchöne Waldwuchs gerühmt, während heute dort kein Baum mehr gefunden wird. Auch wird des Ackerbaues gedacht und des Bieres, das bei feſtlichen Gelegenheiten aus ſelbſterzeugtem Korn bereitet ward. Es giebt ein freundliches Bild von dem Anbau des Landes und der Liebe des Isländers zu ſeinem Heimweſen, wenn es von einem des Landes Verwieſenen heißt, er habe vom Strande noch einmal auf ſein Gehöft zurückgeblickt. Wie reizend, ſprach er, iſt es, niemals erſchien es mir ſo ſchön, die Hecken ſind fertig, die Aecker gelb zur Ernte, ich will wieder nach Hauſe und nicht reiſen.

Gewaltige Naturrevolutionen, vulkaniſche Ausbrüche, und die Vereiſung der nördlichen Meere haben ſeitdem das Klima verändert und das Anſehen der Inſel entſtellt, die nur auf kurze Zeit den Schmuck des Sommers, wie den eines reicheren geſchichtlichen Lebens aufzuweiſen hat. Hier nun unter den eiſigen Bergen Islands mit ihren feurigen Lavaſtrömen, zwiſchen Froſt und Gluth, unter dem Wechſel einer endloſen Nacht und dauernden Tagesglanzes beim Schein der Mittnachtſonne, richtete ſich das normänniſche Leben ein. Das Land ward in freie Gehöfte vertheilt und durch Thors Hammerwurf und Thors Feuerzeichen zum Eigenthum abgegrenzt. Wer Gelüſten nach dem Gut des Anderen trug, forderte dieſen wohl zum Zweikampf mit Schwertern oder Aexten heraus, und wer Sieger blieb, trat in das Erbe des Unterliegenden ein. Das nannte man nach Thors Recht leben. Bald war die ganze Inſel mit Anſiedlungen umkränzt. Zuerſt in ſporadiſcher Zerſtreuung, dann, als die Sitten ſich milderten, und die Bedürftigkeit des Lebens zu engerem Anſchluß trieb, vereinigten ſich alle Anſiedlungen als kleine Souveränitäten zu einem gemeinſamen

Freiſtaat mit einer ausgebildeten Gemeindeverfaſſung und wohlverbürgten Rechtsordnung. Eine gemeinſame Verſammlung, der Althing, vereinigte von Zeit zu Zeit alle wehrhaften angeſeſſenen Männer unter freiem Himmel zur Berathung, und vom Felſen des Rechts herab wurden die gefaßten Beſchlüſſe allem Volke verkündet.

Lange hielt ſich das germaniſche Heidenthum in dieſem äußerſten Schlupfwinkel, bis es ſich endlich von ſelbſt völlig ausgelebt hatte.

Als das Chriſtenthum Eingang gefunden, ſtanden ſich Heiden und Chriſten wie zwei feindliche Parteien gegenüber und verhöhnten die einen die andern mit Spottverſen. Auf der Landesverſammlung zu Tingwalla wäre es faſt zum Kampfe gekommen, ſie brachten die Nacht in den Buden unter Waffen zu. Doch am andern Morgen trat der Geſetzſprecher unter ſie und vermittelte um Unfrieden und Landesverödung zu verhüten, daß Alle einerlei Glauben Sitte und Geſetz folgen und die Taufe nehmen ſollten. Wer heimlich den Göttern opfern wolle, könne es für ſich thun. Und ſo geſchah es. Da ſanken die Götterbilder an den Hochſitzen der Häuſer wie in den Tempeln, und den alten Glauben der Väter legten die Söhne ab wie ein abgetragenes Kleid.

Doch lange noch erhielt ſich unter chriſtlicher Hülle altheidniſches Weſen in Sitte und Brauch. Ein gewiſſer Höskuld, ſo erzählt die Nialſage, ward von einem Sohn des weiſen geſetzeskundigen Nial erſchlagen. Floſi, einer der mächtigſten Männer, reiſte darauf zu ſeiner Nichte, Höskulds Wittwe. Hildegarde trat dem Blutsfreund feierlich entgegen und den Mantel ihres Mannes, in welchem ſie ſein Blut geſammelt hatte, warf ſie dem Oheim über, ſo daß er ganz mit Blut übergoſſen ward, und beſchwor ihn bei Chriſti Kraft und all' ſeiner Mannhaftigkeit, jede Wunde ihres Gemahls zu rächen. Einen ſchiedsrichterlichen Spruch auf dem Allthing, daß der Mord mit Geld geſühnt werden ſolle, wies Floſi zurück und zog mit 100 bewaffneten Männern gegen

Nial's Hof, nicht ohne vorher in der Kirche die Hilfe des Himmelsherrn zu ſeinem Vorhaben erfleht zu haben. Sie ließen die Weiber aus dem Gehöfte frei abziehen und boten auch dem Nial freien Abzug an, allein dieſer verſchmähte in Schande zu leben und ſein Weib, das ihn nicht laſſen wollte, theilte mit ihm den Tod in den Flammen des Hauſes. So ſpielt ſich in der Enge eines nordiſchen Familienlebens eine blutige Tragödie ab, die überraſchend durch die bizarre Wildheit in der Form menſchlichen Empfindens und Handelns an manche herbe Züge der nordiſchen Götterwelt mahnt, deren düſtre Reflexe noch lange mit unheimlichem Glanze durch das geſchichtliche Leben jener Nordländer hindurchleuchten.

Erfreulicher iſt, wie die Ueberlieferungen der heidniſchen Zeit in den Sagen und Dichtungen des Landes ſich fortpflanzten und hierin ihren poetiſch verklärten Ausdruck fanden.

Mit den Götterbildern hatten einſt die Ankömmlinge noch etwas Beſſeres mitgebracht aus der alten Heimath, nämlich die Götterlieder und Sagen, und es zeigte ſich, daß ihnen eine dauerndere Lebenskraft inne wohne, als den Gebilden von Holz. Auf dem Feſtlande, zumal in Deutſchland, hatten die chriſtlichen Prieſter und Miſſionäre, die meiſt aus der Fremde kamen, jede Spur des einheimiſchen Heidenthums ausgerottet, ſo daß von dem Götterglauben unſerer Vorfahren nur vereinzelte Bruchſtücke und verlorene Nachklänge auf uns gekommen ſind. Aber auf Island war das Heidenthum nicht durch Verfolgung, ſondern durch einen freiwilligen Beſchluß abgethan und die chriſtlichen Prieſter, welche Einheimiſche waren, theilten die Neigung ihrer Landsleute für die poetiſchen Traditionen der Vorzeit. Daher fand hier liebevolle Pflege was anderswo durch den Fanatismus der Bekehrer zerſtört ward, und lange noch nachdem das unblutige Meßopfer die heidniſchen Pferdeopfer verdrängt hatte und der lateiniſche Kirchengeſang die gläubige Gemeinde in den kleinen hölzernen Bet-

häuſern vereinigte, erklangen fort und fort die heidniſchen Lieder und die Geſellen auf der Methbank lauſchten begierig den alten Geſchichten vom Odin und Thor, die ihnen vertraute Genoſſen geblieben waren. Die Sänger oder Skalden bildeten ihre Kunſt zunftmäßig zu einer Art Meiſtergeſang in einem traditionellen ſtrengen Formalismus aus. Zu Skalholt war eine eigene Schule, eine Art Akademie, welche der Dichtkunſt hier im hohen Norden zu wunderbarer Blüthe verhalf, mochte dieſelbe auch oft mehr der gefrornen Eisblume am Fenſter als der duftigen Blüthe im Walde gleichen.

Eine andere Schule gründete im 12. Jahrhundert der gelehrte Sämund, genannt hinn frodi, auf ſeinem Gute zu Oddi. Er iſt es geweſen, der die Sammlung alter Götterlieder und Sagen veranſtaltete, die unter dem Namen der älteren Edda geht, zu denen ein Jahrhundert ſpäter die jüngere Edda in proſaiſcher Form als ein Auszug aus anderen Götter- und Heldenliedern hinzukam. Es giebt Geſchöpfe aus einer früheren Periode des Erdenlebens, die im Eiſe des Nordens eingefroren und zum Theil mit Haut und Haaren auf uns gekommen ſind. So möchte man ſagen, daß die nordiſche Götterwelt hier unter dem Eiſe jener äußerſten Thule ſo lange geborgen ward, bis die Zeit kam, wo die Nachwelt ſie verſtand und ihr Wiederhervorkommen freudig begrüßte. Recht eigentlich darin möchte man die Bedeutung und geſchichtliche Beſtimmung dieſer fernen Inſel ſuchen, daß ſie den ausgetriebenen Göttern der germaniſchen Vorzeit eine Zufluchtsſtätte gewähren ſollte. „Es war der Geiſt der germaniſchen Vorzeit ſelbſt, der am äußerſten Ende der alten Welt ſeinen Sitz aufſchlug. Hier wollte er raſten, um über ſich ſelbſt nachzuſinnen, und ſich in ſich zu vertiefen. Hier iſt er in ſchwermüthigem Brüten zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gekommen. Die Geſänge der Edda, d. h. Urgroßmutter, welche den Enkeln von dem Glauben und den Thaten der Vorfahren erzählt, bilden das koſt-

barſte Vermächtniß aus dem Geiſtesleben des Nordens. Sie ſind auch uns durch die treffliche Verdeutſchung Simrocks zugänglich geworden. Räthelhaft und faſt geſpenſtiſch ſchauen uns hier die Häupter der alten Götter an, wie altersgrau verwitterte Felshäupter im Nebelgewölk. Die klare plaſtiſche Durchbildung ſinnlicher Schönheit, die bei den olympiſchen Göttergeſtalten erfreut, wird man hier am wenigſten ſuchen. Die Gebilde der Edda gleichen vielmehr flüchtig, aber markig entworfenen Kartonzeichnungen, darinnen eine geniale Phantaſie ſich der geringſten Mittel zu ihrer Verſinnlichung bedient hat und deren Umriſſe lückenhaft und zerriſſen, wie ſie noch dazu ſind, eine eigene divinatoriſche Thätigkeit von Seiten des Leſers erfordern. Aber die äußere Armuth dieſer Geſänge birgt einen inneren Schatz, der nur gehoben ſein will, birgt einen ſeltenen Reichthum von ſittlicher Reinheit und wunderſame Tiefe der Weltanſchauung. Es begegnen da religiöſe Vorſtellungen wie von der Unſterblichkeit und dem Fortleben der Helden in einem ſeeligen Jenſeits, von dem Untergang der Welt am Ende der Tage und ihrer Wiedererneuerung zu beſſerem Leben, in welchem auch die Götter, wenigſtens die guten wiedererſtehen und in ungetrübter Klarheit walten werden. Es begegnet eine Auffaſſung des Göttlichen nicht bloß als eines geſteigerten Ideals von ſinnlicher Schönheit und Kraft, wie bei den Griechen, ſondern als des Guten, des Heiligen, das im Kampfe über das Böſe ſiegt und zuletzt alle Beſchränkungen und Befleckungen anthropomorphiſcher Einkleidung abſtreift. Das ſind Züge, in denen der Geiſt des germaniſchen Heidenthums eine innere Verwandtſchaft mit den Ideen des Chriſtenthums zeigt und wie prädisponirt für die Aufnahme der chriſtlichen Heilslehre erſcheint.

Doch nicht bloß der religiöſe Genius des Nordens hat auf dieſer Inſel einen Ausdruck und feſte Geſtalt gewonnen, ſondern auch das Vermächtniß der nordiſchen Geſchichte in den zahlreichen Sagas und mündlichen Ueberlieferungen lockte den wißbegierigen Geiſt des Isländers.

Die Unthätigkeit, zu der er während des langen Winters und in den langen Nächten verurtheilt war, führte ihn zum Sammeln und Studium alles litterariſchen Materials, deſſen er habhaft werden konnte, und je weniger die einförmige Geſchichte der Inſel einen eigentlichen Inhalt in der Gegenwart hatte, um ſo mehr verſenkten ſich ihre Bewohner mit liebevoller Theilnahme in die Vergangenheit, welche ihnen in dem Lichte eines Heroenalters ihres Geſchlechtes ſtrahlte. So wurden die thatkräftigen Normannen auf Island ein ſchreibſeliges und leſeluſtiges Volk. Die Freude am Leſen und Hören der alten Geſchichten vereinigte die Hausgenoſſen faſt alltäglich im engen Wohngemach unter dem Schein der Lampe. Aus dem Munde des Volkes und aus alten Runeninſchriften ohne eigentliche Vorarbeiten ſammelte der größte Gelehrte im 13. Jahrhundert, den die Inſel hervorgebracht hat, Snorre Sturlaſon die große Chronik der nordiſchen Könige, die 7 Folianten umfaßt. Er ward der Herodot des Nordens und Andere folgten ihm im Sammeln von Werken geſchichtlichen Inhalts. So ward dieſe verwahrloſte Inſel eine Leuchte, welche ihr Licht über den ganzen Norden warf und noch heut ſind die gelehrten Studien ſo ſehr eine Lieblingsbeſchäftigung des Isländers, daß der fremde Reiſende mit dem klaſſiſchen Latein, mit der Sprache Ciceros, ſich am beſten auf der Inſel zurechtfindet.

Doch auch der alte Wandertrieb war nicht erloſchen; es blieb den Isländern ein Bedürfniß, die Beziehungen mit der fernen Welt zu unterhalten. Nur wer eine weite Fahrt, etwa eine Grikfahrt aufzuweiſen hatte, ward von ihnen zu obrigkeitlichen Aemtern erwählt, und die ſtets zu Hauſe ſitzen blieben wurden mit Spottnamen belegt.

Hundert Jahre nach der erſten Anſiedlung auf Island waren vergangen, ehe die Normannen ſich entſchloſſen, die nur 27 Meilen lange Meerenge zwiſchen der Inſel und Grönland zu überſchreiten.

Der Name Grönland, das grüne Land, weiſt darauf hin, daß

auch dieſer Theil der arktiſchen Zone damals einen freundlicheren Anblick gewährte als heute. Die Weſtküſte, die von den Wirkungen des Golfſtromes profitirt, bot grünes Weideland dar. Normannen unter Erik Raude ließen ſich daſelbſt nieder. Es gab hier im Mittelalter eine chriſtliche Colonie mit einem beſonderen Bisthum. Wallroßzähne und ähnliche Gaben des Nordens wurden zuweilen nach Rom als Tribut der Frömmigkeit überſendet. Doch ſeit dem 15. Jahrhundert verſchwindet jede Kunde von dieſer Niederlaſſung. Eine große Eisbarriere begann ſich vor die Oſtküſte zu lagern und ſperrte lange Zeit die Verbindung mit der übrigen Welt. Die Kälte, der Hunger und die Eskimos ſcheinen ſich verbunden zu haben, um jene Colonie zu zerſtören, von deren Anſiedlungen noch die däniſchen Miſſionare im 18. Jahrhundert Spuren gefunden haben wollen.

Weiter ſchob ſich von Küſte zu Küſte die normänniſche Seefahrt, und ſo gelangte der Isländer Bjorn an dem Geſtade von Labrador vorüber, deſſen Charakter noch genau in ſeinem Schiffstagebuch zu erkennen iſt, bis zum einundvierzigſten Breitengrade, wo heute Neu-York liegt, wie man aus der Angabe des längſten und kürzeſten Tages bei ihm berechnen kann. Das Land mit ſeinen unergründlichen Waldungen gefiel den Seefahrern wohl, ſie nannten es „Winland", und ſo wurden die Normannen lange vor Columbus die erſten Entdecker von Nordamerika. Auch hier fehlt es nicht an Spuren von dauernden Anſiedlungen. Es giebt noch heut dort einen Fels, der mit rohen Skulpturen und Runenſchrift bedeckt iſt; ſie ſtellen, wie man meint, die Normannen im Verkehr mit einem Volk von kleinerer Statur dar, die man für Eskimos hält.[2])

Allein bei den Mitteln damaliger Schiffahrt war es unmöglich, die Verbindung zwiſchen der alten Welt und Amerika aufrecht zu erhalten. Die Kunde von jenen Anſiedlungen verſchwand, und die breite Waſſerwüſte ſchied wiederum für lange Zeit die

Continente von einander. Es war noch nicht die Zeit für eine fruchtbare Berührung derſelben gekommen.

Die Entdeckung war verfrüht, wie einſt jene Umſegelung Afrikas, die der alte Pharao Necho um 600 v. Chr. durch phöniciſche Kaufleute vornehmen ließ. Die Umſegelung gelang, aber nur für einmal. Ein vereinzeltes kühnes Wagniß konnte nicht anticipiren, was nach providentiellem Plan erſt nach langen Jahrhunderten ans Licht kommen und in das geſchichtliche Leben der Menſchheit als förderndes Moment ſich verweben ſollte.

Hiermit ſchließt die Reihe germaniſcher Wanderungen in der heidniſchen Zeit.

Doch ehe unſere Betrachtung zu einer anderen Gruppe übergeht und weit entfernte Länderkreiſe berührt, blicken wir zurück, und unſer Auge ſucht in der Bewegung der Maſſen eine Geſtalt, darin ſich das Weſen dieſer Epoche, wie in einem faßlichen Abdruck ſpiegelt und in dem Rahmen des Einzellebens ſich der Charakter der Geſammtheit veranſchaulicht.

Ich möchte am liebſten auf jenen alten König Ragnar Lodbrok hinweiſen, welcher der Sage und der Geſchichte zugleich angehört. Er ſcheint doch ein hiſtoriſcher König geweſen zu ſein, der zur Zeit Karls d. Gr. von Lethra auf Seeland aus über ein mächtiges Reich herrſchte. Aber die Volksſage hat ſich ſeiner Perſon ſo ſehr bemächtigt, daß ſie ihn zu einem rechten poetiſchen Typus des normänniſchen Wikingerlebens geſtaltete. Man erzählte und ſang von ſeinen Heldenfahrten im Oſten und Weſten, ſeinen Liebesabenteuern und Drachenkämpfen. Zuletzt ſoll er in die Gewalt des Königs Ella von Schottland gerathen ſein; der habe ihn in einen Schlangenthurm geſetzt und einem grauſamen Tode preisgegeben. Doch unter den Biſſen der Schlangen ſchlug Lodbrok die Harfe und ſang dazu die Geſchichte ſeines Lebens und Leidens. Oftmals iſt dieſer Stoff Gegenſtand einer poetiſchen Bearbeitung im Norden geweſen. Wir haben noch ein isläu-

diſches Lodbroklied, das zwar aus viel ſpäterer Zeit ſtammt und die kunſtvolle Ueberarbeitung durch die Hand eines Skalden verräth. Allein es giebt die Farbe des grauen Alterthums gut wieder und der ſcharfe Gleichklang ſeiner allitterirenden Anlaute berührt noch in der deutſchen Uebertragung unſer Ohr wie ein eiſiger Hauch aus dem Norden.

Lodbrok-Lied.

Wir ſchwangen die Schwerter!
Als ich in Schweden
Vor Thoras Thurm
Den Hüter, den Drachen,
Erlegte mit Lachen,
Den wüthigen Wurm.
Mein Weib zu werden
Hieit ich ſie werth.
Rings ward auf Erden
Mein Name geehrt.

Wir ſchwangen die Schwerter!
Ob jung noch an Jahren,
War mündig mein Muth.
In öſtlichen Reichen
Mußt' Mancher erbleichen
Und baden im Blut.
Weich' Metzeln und Mähen,
Bis matt der Arm,
Weich' Mahl dem Krähen-
Und Rabenſchwarm.

Wir ſchwangen die Schwerter!
Und weit in den Wolken
Wettert es nach.
Auf Ullarakrs Haide
Mußt' Eyſten erleiden
Wohl Schimpf und Schmach.
Er floh; wir zerklaubten
Mit Schwert und Pfeil
Die Schädel und raubten
Den Reichthum derweil.

Wir ſchwangen die Schwerter!
Sie härtend in Fluthen
Des Herzensquells.
Pfeilſchüſſe erklangen
Und Schilde zerſprangen
Auf Borubolms Fels,
König Vulpuir bracht' es
Ein Birtingsbad,
Und der Wahlſtatt Wölfe
Sie wurden ſatt.

Wir ſchwangen die Schwerter!
An Schottlands Schwell.
In der Yadingabucht
Wir Brünnen zerbrachen,
Helmſtürze zerſtachen.
Wir ſpannten den Bogen
Mit gleicher Luſt,
Als Liebe wir pflogen
An Weiberbruſt.

Wir ſchwangen die Schwerter!
Die neidiſche Norne
Geſiegt hat ſie.
In Wolken ihr Walten
Hemmen und halten
Wer kann's und wie?
Daß kommen es konnte,
Wer hätt' es gedacht?
Des Reiches Ruhm
Iſt in Ellas Macht.

Wir ſchwangen die Schwerter!
Das Leben nachtet
Mir nun gemach.
Die Nattern, ſie nagen;
Die ſtürmiſchen Klagen
Verſtummen jach.
Iſt Ella erſchlagen
Und ſein Geſchlecht,
Dann ſoll man erſt ſagen
Ich ſei gerächt.

Das Lied, es endet!
Mein Leid ſich nun wendet,
Die wüſte Qual.
In Odins Hallen
Labt mich vor Allen
Dann Meth beim Mahl.
Leicht wird's mir machen
Die letzte Pein,
Ich gehe mit Lachen
Zum Tode ein! [s])

So endete König Lodbrok ſein Lied und ſein Leben.

Indeß das heidniſche Lied verklang mit der heidniſchen Zeit. Doch war damit die Thatkraft und Poeſie der Normannen keineswegs erſchöpft, ſondern ſie ſtrömte, neue Lebensgebiete befruchtend, in neue Formen über.

Einen Wendepunkt bildete die Anſiedlung der Normannen im nördlichen Frankreich, das ſie ſchon früher ſo oft mit ihren Invaſionen heimgeſucht hatten. Um dieſen chroniſch gewordenen Plünderungen der Barbaren und den Tributleiſtungen an ſie endlich ein Ziel zu ſetzen, entſchloß ſich König Carl, den man den Einfältigen nennt, 911 dem gefährlichen Normannenhäuptling Rollo dauernde Anſiedelungen an der England gegenübergelegenen Küſte zu gewähren. Rollo, der in der Taufe den Namen Robert annahm, ließ es ſich gefallen, Schwiegerſohn des Königs von Frankreich und einer der erſten Herzöge und Pairs des Reichs zu werden. Bei einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Könige leiſtete er dieſem die Lehnshuldigung, wobei er nach damaligem Brauch dem Könige den Fuß küſſen ſollte. Allein der Normanne ungewohnt, den ſtolzen Nacken ſo tief zu bücken, hob den königlichen Fuß allzuhaſtig und zu hoch zu ſeinem Munde, ſo daß der König das Gleichgewicht verlor und auf den Rücken fiel. Dieſe Scene mag vielleicht nicht geſchichtlich ſein, doch ſie ſymboliſirt gut das Verhältniß, in welches ſich mittelalterliche Vaſallen zu ihrem Lehns-

herrn zu ſetzen pflegten. Indeſſen erhielt der Norden Frankreichs durch dieſe Anſiedler ein neues germaniſches Element von beſonderer Feſtigkeit und Thatkraft, während die Normannen ihrerſeits nunmehr in das chriſtliche Culturleben des Abendlandes und ſeine monarchiſch-feudale Staatsordnung eintraten. Das Lehnsweſen ward von Robert in aller Strenge und Conſequenz in der Normandie zur Anwendung gebracht. Mit der Meßſchnur ward das ganze Land vermeſſen und zu gleichen Theilen an ſeine Nordmannen in Lehnsbeſitz ausgethan. Dabei iſt bemerkenswerth, daß die fürſtliche Obergewalt, die im Lehnsſtaate ſich gewöhnlich als die ſchwächſte Stelle erwies, in dieſer und allen folgenden Staatsgründungen der Normannen mit beſonderem Nachdruck betont ward. Sie war hier das, was ſie in der Architectonik dieſes Verfaſſungsſyſtems ſein ſollte: die ſtützende Mittelſäule, welche die auseinanderſtrebenden Gewölbgurten im Schlußpunkt energiſch zuſammenfaßt. Mit furchtbarer Strenge hielt der neue Gebieter den Landfrieden aufrecht, und hart und grauſam war auch das Regiment des Lehnsadels über ſeine Hinterſaſſen und Bauern. Die unholden Beinamen „Blutvergießer, Doppeltrinker, Bauernſchinder", welche die Bauern ihren Herrn beilegten, bedürfen keiner weiteren Erklärung und erzählen von unheimlichen düſtern Geſchichten. Allein das wüſte wilde Weſen, das aus dieſen Namen ſpricht, überkleidet ſich bald mit dem Firniß romaniſcher Bildung. Kein Jahrhundert dauerte es, ſo hatten die Normannen ihre Sprache abgelegt und mit der franzöſiſchen vertauſcht. Mit dem Chriſtenthum nahmen ſie auch die Formen des chriſtlichen Bauſtils, damals des altromaniſchen Rundbogenſtils an. Der thatkräftige Sinn der Normannen ſcheint mit Vorliebe ſich der Architectur zugewendet zu haben, und während er im Norden nur an den kümmerlichen, jeder höheren künſtleriſchen Geſtaltung widerſtrebenden Holzbau gewöhnt war, lernte er hier zum erſten Male in ſolidem Steingefüge ein ideales Bild ſeines kernigen und trotzigen Weſens zu formen. An

Kirchenbauten ließ ihr religiöſer Eifer, wie ihre Naturkraft ſie ſelber Hand anlegen. Faſt wird man an die Sage von Amphion erinnert, wenn man lieſt, wie in der Normandie das Volk, Männer wie Weiber, die Steine zu den großen Kirchenbauten mühſam herbeiſchleppten; die Ruhepauſen unterwegs wurden mit Singen geiſtlicher Lieder ausgefüllt und unter Palmengeſang ward der wuchtige Stein zur ſchwindelnden Höhe emporgehoben und in ſeine Stelle gefügt. Nach Germanenart legten die Normannen Gewicht auf gediegene und klare Conſtruction und ſchmückten die bedeutſameren Bauglieder mit Zierrathen von eckig ſcharfen Formen und elaſtiſcher Kraft. Phantaſtiſche Schreckgeſtalten dämoniſcher Ungethüme, die hier und da hervorragen, erinnern an die überwundene Heidenwelt, mit deren Gebilden die Einbildungskraft noch gern ein launiges Spiel treibt. Die alten Kirchen von Caen geben ein Muſter dieſer Bauart, wo die Faſſade in ſtrenger Symmetrie mit zwei viereckigen Thürmen aufſteigt, die den undurchbrochenen ſteinernen Helm einer ſpitzen Pyramide mit dem Kreuz tragen und ſo die Verbindung von religiöſem Ernſt und trotzigem Selbſtgefühl in glücklicher Weiſe verſinnlicht.[4])

Doch in ſolchem Thun und Wirken genügte ſich der unbändige Sinn der Normannen nicht. Unter der franzöſiſchen Hülle war das alte unruhige Wikingerblut geblieben und drängte zu weiteren Unternehmungen. Ihr Land an der Seekante Frankreichs, England gegenüber an dem ſchiffbelebten Canal, der die natürliche Verbindung zwiſchen dem Norden Europas und dem Südweſten bildet, machte die Nordmannen vor Allem geſchickt, eine Vermittelung zwiſchen dem Continent und ſeinen maritimen Gliedern, zwiſchen dem Norden und Süden, zwiſchen dem germaniſchen und romaniſchen Element, dem ſie nach beiden Seiten angehörten, zu übernehmen. Eine ſolche Vermittelung konnte in dem früheren Mittelalter nur durch directe Wanderungen und Eroberungszüge vor ſich gehen und ſo ſehen wir, daß die Normandie der Aus-

gangspunkt einer neuen Reihe von christlich-romanischen Wanderungen und Gründungen ward, im Gegensatz zu den heidnisch-germanischen, die wir vorhin kennen lernten.

Vorübergehende Züge führten die Normannen bald zu Lande nach Spanien, bald an der Küste vorüber an Lissabon und nach Sevilla, das sie gelegentlich plünderten. Andere ließen sich auf den Azoren nieder, und wir hören, daß sie am Senegal und Gambia thätig waren, um mit den Eingeborenen Geschäfte um Goldstaub und die Producte der Tropen zu machen. Doch über das Leben in dieser normännischen Diaspora sind wir zu wenig unterrichtet.

Wichtiger sind die Beziehungen zu Unteritalien. Es bestand eine alte Verbindung zwischen dem normännischen Kloster Mont St Michel und dem Kloster auf Monte Gargano in Apulien. Fromme Wallfahrer gingen häufig hin und wieder und brachten ihren Landsleuten Kunde von dem schönen Lande im Süden, wo Arbeit, Kriegsruhm und Genuß in Fülle zu finden sei. J. J. 1016 erschienen normännische Pilger vor Salerno, als dieses gerade von den Arabern belagert ward. Schnell vertauschten sie Pilgerstab und Muschelhut mit Schwert und Helm und gingen an die ihnen gewohnte Arbeit. Bald mehrte sich die Zahl der nordischen Ankömmlinge, und Kaiser Heinrich II., dem es eine kluge Politik dünken mochte, das germanische Element in den Süden der Halbinsel einzuführen, belehnte sie mit der Grafschaft Aversa bei Neapel. Doch auch die römische Curie erkannte bald, daß sie an diesen Kriegerschaaren entweder gefährliche Nachbaren oder höchst brauchbare Freunde und Werkzeuge haben werde. Geschickt wies schon Benedict VIII. ihrer Thatkraft die Richtung gegen die Griechen in Apulien auf der Ostküste an, und die Normannen begriffen wohl, daß es für sie sich darum handle, diese Provinz zu einer neuen Normandie gegenüber dem griechischen Reiche zu machen. Unter den Ankömmlingen die dorthin strömten, erschien auch Tan-

kred von Hauteville mit ſeinen 12 Söhnen, einer ſo tapfer und heldenhaft wie der andere, ſie für ſich ſchon eine kleine kriegeriſche Gefolgſchaft, in welcher die Beſtrebungen der Normannen ſich zu energiſchem und planvollem Vorgehen zuſammenfaßten. Das Haus Hauteville gewann bald die Herrſchaft über das ganze Unteritalien. Die Berührungen mit dem Papſt waren nicht immer die freundlichſten, und die Frömmigkeit der Normannen vertrug ſich ſehr wohl mit der ererbten Raubſucht, und es fehlte nicht an kecken Uebergriffen in das Patrimonium Petri. Als Leo IX. mit einem Heer gegen ſie auszog, mußte er es erleben, daß ſeine weltlichen Waffen ſich mit dem Normannenſchwert nicht meſſen konnten. Er ward bei Civitella 1054 geſchlagen und gefangen genommen. Doch nie hat ſich eine Niederlage ſo ſchnell in einen Sieg verwandelt und die Demüthigung des Beſiegten in einen Triumph. Die ſtolzen Krieger erblickten nicht ſobald den gefangenen Papſt, als ſie ſich ihm zu Füßen warfen und mit frommer Devotion Lehnshuldigung leiſteten, die der Papſt natürlich ſo gnädig oder ſo klug war, anzunehmen.

Seitdem galten dieſe Normannenkönige für Lehnsträger des päpſtlichen Stuhls, und der Segen des Papſtes war ihnen eine willkommene Legaliſirung ihrer weltklugen und wenig ſcrupulöſen Politik.

Robert Guiscard, der jüngſte von den Söhnen Tankreds, vollendete das Werk ſeines Vaters mit der Eroberung von ganz Unteritalien. Der Trotz der perſönlichen Selbſtſtändigkeit mit praktiſchem Sinn und ſcharfem Verſtand, voll Verſchlagenheit und Hinterliſt unter der Miene ehrlicher Derbheit und aufrichtiger Frömmigkeit characteriſiren ihn, wie das ganze Geſchlecht der romaniſchen Normannen. Groß, blond, blauäugig, ſchön vom Scheitel bis zur Sohle, eine Heldengeſtalt, die aus dem Epos in die Geſchichte verpflanzt zu ſein ſcheint, ſcheuchte er durch bloßen Schlachtruf Tauſende in die Flucht. Er war es, der den deutſchen Kaiſer

Heinrich IV. vom Capitol ſagte, aber dabei auch Rom ärger verwüſtete und heimſuchte, als einſt die Vandalen. Er bedrängte den griechiſchen Kaiſer in Albanien und bot dem Emir von Sicilien Trotz, denn zwiſchen dieſe drei Mächte hatte ſich eben das Normannenthum als trennender Keil eingeſchoben.

Die Gründung dieſes Staates in Unteritalien durch die normänniſche Ritterſchaft zeigt wohl eine gewiſſe Aehnlichkeit mit jenem Staat, den zwei Jahrhunderte ſpäter die Kraft der deutſchen Ritterſchaft im Norden am baltiſchen Meere errichtete. Der eine wie der andere war zur Vorhut der Chriſtenheit im Kampf wider Heiden und Ungläubige beſtellt. Beide entwickelten auf fremdem Boden höchſt eigenartige Verfaſſungsverhältniſſe und gingen die verſchlungenen Wege einer ſelbſtſüchtigen ſtaaatsklugen Eroberungspolitik. Beide waren in ſcheinbarer Abhängigkeit von Kaiſer und Papſt begründet, bewegten ſich aber in thatſächlicher Unabhängigkeit und ungebundener Freiheit, und ihr ſtolzer Ritteradel ließ ſich durch gelegentlichen Unwillen des Kaiſers oder Bannfluch des Papſtes weder die Lebensfreude verkümmern, noch ſeiner ungebändigten Thatkraft Schranken ziehen. Was aber dem Ritterſtaat in Unteritalien mangelte war der Zuzug von Bürgern und Bauern, wie er in dichten Maſſen das preußiſche Ordensland überzog und ſo eine Gleichartigkeit im Character der Bevölkerung herſtellte, auf welcher ein ſicher begründetes und feſtgefügtes Staatsgebäude ſich erheben konnte. Die Normannen in Unteritalien waren und blieben eine militäriſche Colonie inmitten eines fremden, durch mannigfache Natur- und Volksunterſchiede zerklüfteten Landes. Römer, Griechen, Longobarden, Araber, alle mit verſchiedenen Sonderintereſſen und Rechtsüberlieferungen waren dort nach und nach bunt durcheinander angeſiedelt und bildeten ein überaus ſprödes Material, an welchem auch die vollendetſte Staatskunſt ſich vergebens abmühete. Da die Kraft der Normannen nicht ausreichte, alle dieſe Elemente zu verdrängen oder

zu vertilgen, wie es den eingeborenen Preußen im Ordenslande geſchah, ſo blieb um eine leidliche Einheit herzuſtellen nichts übrig, als ſie alle mit dem lockeren Netze des Lehnsverbandes zu überziehen, deſſen Spannkraft doch gar ſehr von der Tüchtigkeit des jeweiligen Herrſchers abhing. Immerhin bleibt bewunderungswerth, wie die organiſirende Thatkraft der Normannen in dieſe verworrenen Zuſtände bis zu einem gewiſſen Grade Ordnung und Klarheit zu bringen verſtand. „Die Nothwendigkeit, eine Regierung zu gründen, ſagt Leo, die, ohne ſelbſt etwas Volksthümliches zu haben, allen Volksthümlichkeiten, die in das normanniſche Reich aufgenommen waren, gerecht wäre, zwang hier zuerſt im Mittelalter dazu, den Staat wieder als einen Gedanken zu faſſen und dem bloß von der Natur Gegebenen gegenüber dieſen Gedanken geltend zu machen.“ [5]) Auf dieſem Grunde baute ſpäter Friedrich II., der deutſche Erbe der normänniſchen Macht, ſeine Staatsverfaſſung aus, die an planvoll durchdachter Einheit im ganzen Mittelalter nicht ihres Gleichen hat.

Sicilien war von den Normannen in Italien von Anbeginn ihrer Occupation an als ein lockendes Ziel in's Auge gefaßt. Die Inſel bot mit ihren reichen militäriſchen und financiellen Hilfsmitteln eine wünſchenswerthe Ergänzung der apuliſchen Macht. Sie war der natürliche Stützpunkt einer maritimen Entwickelung auf dem mittelländiſchen Meer, der Zufluchtsort bei einer von außen einbrechenden Gefahr, kurz das unentbehrliche Fundament eines Reiches, deſſen Selbſtändigkeit von der Nordſeite her ſo leicht bedroht war. Nach Süden allein war die normänniſche Macht zu einer weiteren Entwickelung befähigt. Im Centrum des Mittelmeeres zwiſchen ſeinem öſtlichen und weſtlichen Becken, zwiſchen Italien und Afrika gelegen, hat Sicilien von jeher und von allen Seiten verſchiedenartige Volksbeſtandtheile in ſich aufgenommen.

Die Hellenen legten einſt ihre Colonien hier an, die Car-

thager machten ihnen den Beſitz ſtreitig, und die Römer wurden die Erben von beiden, der karthagiſchen Macht und der helleniſchen Bildung. So durchkreuzten ſich hier die Culturkreiſe des Helleniſchen, Semitiſchen und Lateiniſchen. Nicht anders war es im Mittelalter, wo die Byzantiner, Saracenen und die nördlichen Völker hier aufeinanderſtießen. Daher war die Inſel faſt immer einer Fremdherrſchaft preisgegeben, und ihre Geſchichte geſtaltete ſich durch die blutigen Entſcheidungen des Völkerkampfes und im Wechſel der Eroberungen zu einer wahren Leidensgeſchichte. Da aber jedes der hier ringenden Elemente eigenthümliche Schöpfungen und Geſtaltungen zurückließ, ward Sicilien wie wenig Länder der Schauplatz eines höchſt intenſiven Culturlebens und ein Trümmerfeld großer hiſtoriſcher Erinnerungen. In dieſes Land, ein Zaubergarten der Natur, ein Irrgarten der Geſchichte, traten die harten Söhne des Nordens ein mit dem Berufe, Chriſti Lehre gegen den Islam, das Kreuz gegen den Halbmond zu vertheidigen, wodurch ſie die nordiſche Völkerwanderung hier im äußerſten Süden bereits in die große Bewegung der Kreuzzüge hinüberleiteten.

Schon Robert Guiscards Bruder Roger war auf die Inſel hinübergegangen und hatte, die Uneinigkeit der arabiſchen Häuptlinge klug benutzend, auch mit geringen Streitmitteln bereits feſten Fuß gefaßt. Mit heroiſcher Tollkühnheit warfen ſich die Normannen in kleinen Schaaren von 300 oder 700 überlegenen Heeren von Tauſenden entgegen. Wie groß der Schrecken war, der vor dieſen nordiſchen Kriegern herging, bezeugen die Worte eines gleichzeitigen arabiſchen Dichters, in denen mit dem Gefühl der Furcht doch auch das der Bewunderung für eine ungewöhnliche Heldengröße ſich miſcht:

„Wer ſie in Wuth erblickt, den faßt ein Grauen,
Dem Löwen fiel er lieber in die Klauen;
Sie ſchleudern in des Glaubenſtreites Hitze
Aus Wolken ihrer Scheiden Schwerterblitze,

Und, wie der Leu den Fuchs zerreißt, verbreiten
Sie mit den Speeren Tod auf allen Seiten;
Gewalt'ge Schaaren in gewalt'gen Schiffen
Ziehn ſie gen Rum, im Kampf mit ihm begriffen;
Wenn es den Feigling nur nach Wohlſein lüſtet,
Sind ſie zum Tod der Tapfern ſtets gerüſtet
Und machen aus dem Staube, der im Gewühl
Der Schlachten aufſtäubt, ſich den Sterbepfühl.“*)

Nach und nach fielen die bedeutendſten Städte Palermo, Syracus, Girgenti und zuletzt Enna im Mittelpunkt der Inſel im Jahre 1091 in ihre Hände, und viele Araber wanderten von der ſchönen Inſel aus, um eine neue Heimath in der Ferne zu ſuchen.

Doch wie feindlich auch die Normannen gegen die Saracenen auftraten, wußten ſie doch die Vorzüge ihrer geſelligen Cultur wohl zu ſchätzen. Von dieſer Welt des Sinnenreizes befangen lebten ſie ſich, anſchmiegſam an die fremde Cultur wie überall, bald genug auch in die Formen des muſelmaniſchen Lebens ein. Die Könige aus dem Hauſe Hauteville waren ganz der arabiſchen Sitte ergeben. Sie bauten ihre Paläſte im mauriſchen Stil und richteten ſie mit morgenländiſchem Luxus ein, ſie umgaben ſie mit Luſthainen, mit Marmorbecken und ſpringenden Brunnen. König Wilhelm der Gute ſprach und kleidete ſich arabiſch. Die Diplome waren in arabiſcher Sprache abgefaßt, wie auch die Deviſen der Münzen, und ſelbſt ein Harem ſchöner Weiber gehörte zu den Requiſiten der königlichen Hofhaltung. Der Hofſtaat, die Beamten und Veziere waren Araber. Geſetzgebung, Regierungsweiſe, Rangordnung der Unterthanen geſchah nach arabiſchem Vorbild. Der Wahlſpruch des Königs war: „Gelobt ſei Allah, gerecht iſt ſein Lob.“ Es liegt eine wahrhaft groteske Naivetät darin, deren ſo nur mittelalterliche Menſchen fähig waren, wie dieſe Lehnsträger des Papſtes ihre kirchliche Orthodoxie ſo gut in Einklang zu bringen wußten mit den Genüſſen und Lebensformen, die auf dem Boden einer feindlichen Glaubensrichtung erwachſen waren.

Dieſe Neigung für die arabiſche Cultur ſcheint von den Normannen auch unſer Kaiſer Friedrich II. geerbt zu haben, der von Mutterſeite her normänniſches Blut in den Adern hatte, und dem Sicilien Geburtsſtätte und zeitlebens die eigentliche Heimath war. In ſeiner Perſon erſcheinen alle Richtungen des normänniſchen Weſens, Politik und Staatskunſt, wie die Kunſt allſeitigen Lebensgenuſſes zu bewußtvoller Klarheit entwickelt und wie in einem zuſammenfaſſenden Abſchluß vereinigt. Es waren ſeine ſchönſten Stunden, wenn er in den ſonnigen Gärten an der goldenen Muſchel Palermo's verweilte und, für Augenblicke das Gemüth von Regierungsſorgen entlaſtend, als Kaiſer des Abendlandes die Freuden des Orients koſtete. Hier denken wir uns ihn am liebſten, wie er im Kreiſe geiſtesverwandter Freunde und ſchöner Frauen auch der freien Aeußerung des Geiſtes und muthwilliger Laune gefällige Duldung gewährte und wie er, ſelber ein Meiſter im Erfinden künſtlicher Versarten, den Wetteifer der Talente im heiteren Spiel improviſirender Dichtung mit lohnendem Beifall ſpornte. Dieſe Epoche Siciliens glich wohl einem letzten Sonnenblick des Glücks, auf welchen die düſtere Nacht langjähriger Leiden folgen ſollte. Nie hat die ſchöne Inſel einen ſo reizvollen Anblick gewährt, als in dieſer normänniſchen Zeit, wo die Schöpfungen und Denkmale weit auseinanderliegender Zeiten und Völker auf engem Raume ſich friedlich begegneten und zu einem maleriſchen Geſammtbilde ſich vereinten. Die ſorgfältige Bodencultur der Araber hatte das Land in ein prangendes Paradies verwandelt, darin die Vegetation der ſüdlichen und nördlichen Climate zu einander geſellt das anmuthigſte Landſchaftsbild überkleidete. Noch gab es anſehnliche Ueberreſte altgriechiſcher Tempelarchitectur, welche die ſchimmernde Pracht ihrer Säulen und Giebel am hohen Geſtade über der blauen Meereswelle erhob. In unabſehbarer Fülle breiteten ſich die zierlichen ſchlanken Werke der mauriſchen Baukunſt mit dem phantaſtiſchen Formenſpiel ihrer Kuppeln und Mi-

narets, durch das Laubgewinde der Gärten hindurchblitzend, von Küſte zu Küſte aus, und über dem Allen ragten in ſtolzer Iſolirung die Bauten der Normannen, ihre Burgen, Schlöſſer und Kirchen auf jähem Bergesabhang gleich Adlerſitzen in die durchſichtige Luft des Südens empor. Alle ſpäteren Jahrhunderte haben zu dieſen Schöpfungen nichts Eigenes hinzuzufügen gewußt; ſie verſtanden ſich nur auf ein gründliches Zerſtören und ſetzten Unbedeutendes an die Stelle vergangener Schönheit.

Die Bauthätigkeit der Normannen, deren ich eben gedachte, war in dieſem Leben des Glanzes und Genuſſes ſelbſtverſtändlich von nicht geringer Bedeutung. Zum Theil lehnte ſie ſich bei Villen und Paläſten an den Stil der Araber an, andererſeits verſtand ſie es, der ganzen geſchichtlichen Stellung der Normannen entſprechend, die verſchiedenartigen Elemente, die ſie vorfand, zu einem neuen Ganzen mit glänzender Geſammtwirkung zu verbinden.

Ein Beiſpiel hiervon giebt der herrliche Dom von Monreale bei Palermo, der von Wilhelm dem Guten 1176 beendet ward und ſomit noch an das Ende der eigentlichen normänniſchen Epoche fällt. Er bildet zugleich den zuſammenfaſſenden monumentalen Abſchluß der mittelalterliche Culturepochen Siciliens. Aus byzantiniſchen, lateiniſchen und arabiſchen Baumotiven ſetzt ſich dieſes Werk zuſammen, zu dem das ſchöpferiſche Genie dreier Nationen und Glaubensformen mitgewirkt zu haben ſcheint. Lateiniſch iſt die Grundform der römiſchen Baſilika, griechiſch das Vorherrſchen der Kuppel und die Erhöhung des Sanctuariums, arabiſch der Spitzbogen über den inneren Säulen des Schiffes und die Arabeskenbekleidung der Wände. Ueber das Ganze aber, ſagt Gregorovius, iſt eine faſt räthſelhafte Fülle detaillirter Formen in Moſaiken, Arabesken, Architecturornamenten und Sculpturen gebreitet, die ſich nur mit jener üppigen Fülle von poetiſchen Formen in Sonetten, Kanzonen, Terzinen, Madrigalen vergleichen läßt, in welchen damals der poetiſche Geiſt

Siciliens ſich auszuſprechen begann.[7]) Der Spitzbogen, den die Araber als ein äußerlich decoratives Element verwendeten, wurde übrigens bald auch anderswo in die chriſtlichen Bauten aufgenommen und zur Grundlage eines neuen kirchlichen Stils erhoben. Eine ſaraceniſche Blume, die im Abendland aufging, nennt Goethe den Spitzbogen-Stil, und da die älteſten Muſter davon ſich im nördlichen Frankreich und in der Normandie finden, ſo iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Normannen auch hier die Vermittelung übernommen und den erſten Anſtoß zu dieſer erfolgreichſten Revolution in der Architectur gegeben haben.

Dieſer Zuſammenhang führt uns von Sicilien wieder zur Normandie zurück. Dies Land ſollte der Ausgangspunkt noch einer normänniſchen Wanderung, und der erfolgreichſten von allen werden. Längſt waren die engliſchen Küſten ein Ziel für die Fahrten der Normannen und Dänen geweſen. Ohne Entſcheidung hatte der blutige Kampf in Angriff und Vertheidigung Jahrhunderte ſich fortgeſponnen, und auf Thaten verzweifelter nothgedrungener Abwehr erneuten ſich ſtets die Ausbrüche gräuelvoller Vergeltung. Da nun die Normannen den engliſchen Küſten gegenüber in Frankreich feſten Fuß gefaßt hatten, lauerten ſie nur auf die Gunſt der Gelegenheit, die ſie in den Beſitz des vielumſtrittenen Inſelreiches bringen werde. König Edward der Bekenner war der Letzte auf dem Thron der angelſächſiſchen Könige und hat zu ſeinem Erben den Harald, Sohn des Grafen Godwin auf Wunſch ſeiner Landsleute eingeſetzt. Doch als Harald mit einem Auftrage ſeines Königs an den Hof des Herzogs Wilhelm v. d. Normandie reiſte, nöthigte ihn dieſer durch einen Eid, den jener auf das Meßbuch und einen Kaſten voll heiliger Gebeine leiſten mußte, auf ſeine Anſprüche verzichten und vielmehr die des normänniſchen Herzogs unterſtützen zu wollen. Da ſtarb König Edward, das Herz voll böſer Ahnung der Dinge, die nun kommen mußten. Harald ließ ſich, um die Herrſchaft der Normannen von

der Inſel abzuwenden, beſtimmen, den erzwungenen Schwur zu brechen und nahm Beſitz von dem engliſchen Thron. Als die Kunde von Edwards Tode und Harald's Treubruch nach der Normandie kam, befand ſich der Herzog Wilhelm gerade in einem Parke bei Rouen, und war eben damit beſchäftigt, neue Pfeile zu probiren. Da erſchien er, ſagt eine alte normänniſche Chronik, in Nachdenken verſunken, gab den Bogen einem ſeiner Leute und begab ſich nach ſeinem Schloſſe in Rouen. Er blieb in dem großen Saale, ging in die Länge und in die Quere, bald ſetzte er ſich, bald ſtand er auf, veränderte unaufhörlich Sitz und Stellung und vermochte an keinem Orte zu bleiben. Keiner ſeiner Leute wagte ihn anzureden, alle hielten ſich in einer gewiſſen Entfernung und ſahen ſich einander ſtumm an. Endlich erhob er ſich zum Entſchluß und gab Befehl zur Rüſtung der großen Expedition, die über England's Schickſal entſcheiden ſollte.[8]) Aus ganz Frankreich, Burgund und Flandern, vom Rhein und ſelbſt Piemont ſtrömten Abenteurer zuſammen, um ſich beutegierig um das normanniſche Löwen-Banner zu ſchaaren. Der Papſt ſanctionirte das Unternehmen durch Ueberſendung einer geweihten Fahne; denn die angelſächſiſchen Könige hatten den Peterspfennig verweigert, den Wilhelm zum Dank für die geiſtliche Unterſtützung willfährig verſprach. Wie die Normannen Unteritaliens Vaſallen und Bundesgenoſſen des heiligen Stuhles waren, ſo ſollten ſie auch in England die Verfechter des päpſtlichen Intereſſes, der ausführende Arm der hierarchiſchen Politik werden. 400 Kriegsſchiffe und 1000 Transportfahrzeuge liefen zu Bayeux aus, und noch erinnert an jenes Ereigniß eine alte merkwürdige Stickerei, die Tapete von Bayeux genannt, auf welcher von der kunſtfertigen Hand normänniſcher Damen die Scene der Abfahrt in figurenreicher Darſtellung gearbeitet iſt.

Es traf ſich ſo merkwürdig, daß um dieſelbe Zeit ein Normanne aus Norwegen, Harald geheißen, gleichfalls den Verſuch

zu einer Eroberung Englands machte. Dieſer Harald, Sigurd's Sohn, war der letzte ſkandinaviſche König, der das abenteuerliche Leben eines Wikingers führte. Seine Schiffe hatten in den Meeren von Sicilien gekreuzt, er hatte aus Conſtantinopel eine Prinzeſſin entführt, er war Dichter, wie die meiſten normänniſchen Seekönige, die, wenn Meeresſtille ihre Fahrt aufhielt, ſich damit beluſtigten, ihre Thaten und ihre Hoffnungen zu beſingen.

Nun fragte ſich alſo, ob England der Invaſion germaniſcher Normannen aus Skandinavien oder romaniſcher Normannen aus Frankreich zum Opfer fallen ſollte. Die nördliche und ſüdliche Strömung normänniſcher Eroberungszüge begegnete ſich ſomit an der Küſte Britanniens, um hier ihren endlichen Abſchluß zu finden. König Harald von England aber zog ſeinem Namensvetter entgegen und ſchlug ihn bei ſeiner Landung. Allzu zuverſichtlich durch dieſen Sieg gemacht, zog er darauf, ohne die Ankunft aller ſeiner Truppen abzuwarten, dem Herzog Wilhelm entgegen. Hier aber fiel die Entſcheidung anders aus. Auf dem Felde bei Haſtings im Oktober 1066 erlag das Heer der Angelſachſen und ihr letzter König fand den Tod. Seinen entſtellten Leichnam hob ein armes Weib, des Königs frühere Geliebte, Editha Schwanenhals vom Schlachtfelde auf und beſtattete ihn in einem benachbarten Kloſter. Indeß ließen die ſiegestrunkenen Normannen ihre Roſſe auf den Leibern der Erſchlagenen ſpringen, dann führten ſie ihren Herzog zur Krönung nach London, wobei eine große Feuersbrunſt und Plünderung den Character der neuen Herrſchaft im Voraus bezeichneten.

Zweierlei aber brachten die Normannen nach England mit: die ſtrenge Form des Lehnsweſens, die ſogleich durch Verwandlung von allem Grund und Boden in Lehnsbeſitz durch das ganze Reich ausgebreitet ward. Ueber 60000 Ritterlehen wurden unter den König, ſeine Vaſallen und die Kirche vertheilt und über alle Lehen und Liegenſchaften ein Grundbuch angefertigt, worin die geſammten

Standesverhältniſſe der Bevölkerung ſtatiſtiſch genau vermerkt wurden. Schon hierin kennzeichnet ſich die praktiſch geſtaltende und überſichtliche Ordnung ſchaffende Art des neuen Regiments. Sodann brachten ſie die Stoffe der ritterlichen Poeſie mit, die ſie in Frankreich kennen gelernt hatten, denn als Wilhelm zur Schlacht von Haſtings ritt, ſtimmte vor ihm her der Sänger Tailleſer das Lied von Roland an, von jenem Roland, der unter den Paladinen Karls d. Gr. ein faſt mythiſches Anſehn erlangt hat. Im Thal von Roncevalles hatte er im Kampf gegen die Ungläubigen für die chriſtliche Sache den Tod gefunden: Eine altheidniſche Göttergeſtalt, auf welche ein Strahl vom Lichte des Chriſtenglaubens gefallen war. So konnte dieſe Geſtalt ein Abbild der alten heidniſchen Reckenkraft werden, der im Dienſt der Kirche ein höheres Ziel ihres Wirkens geſteckt ward. Daher fand die Rolandsſage wie in der ganzen abendländiſchen Ritterſchaft, ſo auch in der Bruſt der Normannen einen lebhaften Widerhall, da ſie den innerſten Gehalt ihres eigenen Lebens ihnen im poetiſchen Bilde erſchloß. In Britannien aber fanden ſie bei den Walliſern die Sage von König Artus, dem altbritanniſchen Nationalhelden, von ſeiner Gemahlin Ginevra und all' den Helden der ritterlichen Tafelrunde vor. Der kühnen Phantaſie der Normannen behagte dieſer altkeltiſche Stoff mit ſeinem Gewebe von Wundern und Abenteuern. Sie verpflanzten ihn nach Frankreich zurück, und ſo ward derſelbe bald ein Gemeingut der ganzen ritterlichen Geſellſchaft im Abendland, als deren ſymboliſches Abbild nach der Seite ihres weltlichen Treibens die Artusſage gelten darf. Wie vielfach auch unſere deutſchen Dichter, ein Wolfram, ein Hartmann, daraus geſchöpft haben, darf ich hier als bekannt vorausſetzen.

Den romaniſchen Rundbogenſtil wendeten die Normannen auch in der neuen Heimath bei dem Bau von Burgen und Kirchen an. Der engliſche Chroniſt von Malmsbury bezeugt, daß die Normannen in den Zeiten Wilhelm des Eroberers eine neue Art des

Bauens erfunden. Doch iſt hierbei nicht, wie Einige meinen, an den Spitzbogen zu denken. Die alten Kirchen von Glouceſter, Durham, Norwich, Wincheſter, Rocheſter und Canterbury geben Anſchauungen dieſer altnormänniſchen Bauart. Nach Außen ſpricht ſich dabei eine ſolide unzerſtörbare Stärke imponirend aus. Schnaaſe nennt den Eindruck wahrhaft keck, wohl kriegeriſchen Trotzes auf der Grundlage ſtrengen finſteren Ernſtes, und er vergleicht die Rauten, welche innen und außen die Wandflächen wie Schuppen bekleiden, mit dem Anſehen einer ſtahlblinkenden Rüſtung. „Wir fühlen, ſagt er, die geſtählte Feſtigkeit kriegeriſcher Charaktere, den Trotz des Kampfes, die Sicherheit wohlüberlegter Rüſtung, wir werden eingeführt in das Ringen widerſtrebender Elemente, das romantiſche Vorſpiel künftiger nationaler Größe."

Wie nun das normänniſche und angelſächſiſche Blut ſich miſchte und die beiderſeitigen Sprachen zuſammenfloſſen, wie aus normänniſcher Lehns- und angelſächſiſcher Gemeindeverfaſſung ein neuer ſtaatlicher Organismus von bewunderungswürdiger Struktur erwuchs, das zu ſchildern geht über die Grenzen hinaus, die ſich mein Vortrag geſteckt hat. Genug, daß mit dem Jahre 1066 die nordiſche Völkerwanderung ihren Abſchluß erreicht hat, und das normänniſche Element, bisher flüſſig und beweglich, nunmehr in Verbindung und Miſchung mit anderen Volksbeſtandtheilen überall zu feſter Form erſtarrt iſt.

Wenige Decennien waren nach dem Schluß dieſer Wanderung verfloſſen, da geſchah es, daß eine neue große Strömung ſich erhob, welche die abendländiſchen Völker zu kriegeriſchen Zügen gegen den Orient in Bewegung ſetzte und wiederum finden wir in den Vorreihen der Kreuzfahrer die normänniſche Ritterſchaft, einen Robert v. d. Normandie, den düſtren ehrgeizigen Boemund von Tarent, den feurigen Tankred von Brindiſi, den man den Achill des erſten Kreuzzuges genannt hat, und ſpäter vor Allen die Blume der Ritterſchaft, den wilden Richard coeur de Lion.

Geſchichte, Sage und Dichtkunſt ſind unermüdlich den Spuren dieſer kriegeriſchen Wallfahrer nachgegangen, in deren kühnen Unternehmungen die Zeiten der alten Wikinger wieder aufzuleben ſchienen. Jetzt ward den Normannen die Wüſte, wie einſt das Meer zum Schauplatz unerhörter Wagniſſe; der milde Chriſtengott, unter deſſen Panier ſie ſtritten, ward ihnen zum reiſigen Heerführer und Schlachtenlenker, wie vordem Odin war, und die alte Berſerkerwuth ſchwelgte kampfesfroh im Blute der Saracenen. Doch ich widerſtehe der Verſuchung, dieſen Helden auf ihren Fahrten in den Orient zu folgen, wo ſich uns ein neuer unermeßlicher Geſichtskreis aufthut. Wir laſſen ſie ziehen und blicken ihnen nur von fern nach, wie ſie in dem bunten rauſchenden Getümmel einer Kreuzfahrt, das Herz von Inbrunſt und Weltluſt geſchwellt, den Pforten des Morgenlandes zueilen, dahinter eine farbenprangende Zauberwelt mit ihren Wundern, Märchen und Abenteuern ſich breitet, wo dem rüſtigen Streiter Gottes das ewige Heil der Seele und irdiſcher Nachruhm für mannhafte That, wo ihm der Schätze Gold, der Minne Sold, und wer ſagt was ſonſt Großes und Lockendes winkt. Wir laſſen ſie ziehen, — und die Ferne verſchlingt ſie.

Das Geſagte wird genügen, um den Character und geſchichtlichen Beruf des merkwürdigen Volkes zu veranſchaulichen. Als ein begabter Stamm von elaſtiſcher Spannkraft, ſtahlhart und biegſam wie Damascenerklingen, hatten die Normannen die Aufgabe in dem ſchwerfälligen unbeweglichen Völkerleben Europas eine mannigfaltige und folgenreiche Vermittelung zu übernehmen. Sie umſchwärmen die nördlichen wie die ſüdlichen Küſten Europas; in allen Geſtalten treten ſie auf: als Krieger, Kaufleute, Seefahrer, Räuber, Ritter, Pilger, Eroberer, Staatengründer haben wir ſie kennen gelernt. Während ſie im Norden ihre Nationalität mit Zähigkeit feſthalten, werden ſie im Oſten zu Slaven, in Frankreich und Italien zu Romanen, in England wieder zu Ger-

manen, und ihr Naturell, ebenſo feurig als ſchmiegſam, wußte überall das Fremde ſich mit Leichtigkeit zu aſſimiliren, um es auf's Neue zu eigenthümlichen Formen auszuprägen. Unter dem Polar- wie unter dem Wendekreis, am Veſuv und Aetna wie am Hekla und Geiſer, in den Steppen Rußlands wie in den Waldungen Nordamerikas, an der Mündung der Wolga wie des Senegal und des Hudſon, der Seine wie der Themſe haben ſie ihr Leben einzurichten verſtanden und mit praktiſchem erfindungsreichem Sinn die vielſeitigſte Cultur entwickelt. Dort waren ſie eifrige Bekenner des Heidenthums, hier devote Anhänger des Papſtes; dort bildeten ſie eine freie Verfaſſung des Gemeindelebens, hier den Lehnsſtaat in ſtrengſter Form; dort ſang der Skalde noch lange von Odins Thaten und Freias Liebe, während der Ritter in Apulien die Laute zum provençaliſchen Minnegeſang ſtimmte, oder mit dem Kyrie eleison auf den Lippen durch die Wüſte zum heiligen Grab wallfahrtete.

Soll ich demnach die Bedeutung, welche die Normannen für das Culturleben im Mittelalter hatten, in wenige kurze Sätze zuſammenfaſſen, ſo möchte ich ſagen:

1) Sie haben durch ihre Fahrten und Entdeckungen den geographiſchen Horizont des Mittelalters erweitert und die Kunde von fremden Völkern und Ländern vermittelt.

2) Sie haben, indem ſie die Völkerwanderung im Abendlande zum Abſchluß brachten, neue Nationalitäten begründet und eigenthümliche Staatsformen gebildet, wie ſie denn das Lehnsweſen im romaniſch-germaniſchen Staatenkreiſe vertraten und zu conſequenter Durchführung gebracht haben.

3) Sie haben das germaniſche Heidenthum in Mythus und Dichtung zum Abſchluß gebracht, doch andererſeits ſind ſie eifrige Vertreter der chriſtlichen Kirche und Inſtitutionen geworden. Sie wurden Lehnsträger und Anhänger des Papſtes, mit deſſen Anſprüchen ſie ihre Politik genau in Einverſtändniß zu ſetzen wußten.

Sie leiteten in den Kämpfen mit den Saracenen die Kreuzzüge ein und in den Reihen der Kreuzfahrer treffen wir sie als Vorkämpfer an.

4) Sie haben wesentlich zur Entwickelung des Ritterthums beigetragen und sind durch ihre Tapferkeit, Thatenlust und Abenteuersinn für dasselbe vorbildlich geworden. In diese Eigenschaften wurde die religiöse Begeisterung als ideales Moment aufgenommen; beides durchdrang sich im Character des Normannen, der dadurch zum Vorbild des ganzen abendländischen Ritterthums sich erhob.

5) Den Sagenschatz und die poetischen Stoffe der nordischen und südlichen Völker, die Sagen der Romanen, Germanen und Kelten haben sie auf ihren Fahrten verbreitet und zum gemeinsamen Bestandtheil der abendländischen Cultur gemacht, und dies wollte für jene Zeit, die ihre geistige Anregung fast nur aus den überlieferten Stoffen und Werken der Dichtkunst schöpfte, sehr viel bedeuten.

Endlich haben sie zur Verpflanzung wichtiger Bauelemente beigetragen und in einer großartigen Bauthätigkeit selber charaktervolle Schöpfungen mittelalterlicher Architectur hervorgebracht.

All dies geschäftige Thun und Treiben im Norden und Süden, zu Land und zur See, ihre Kämpfe gegen und für das Christenthum, ihre Lust an den Werken des Heldenthums und des Minnedienstes, das alles faßt in kurzen Zügen ein moderner Dichter in einem schönen Liede auf die Normannen zusammen, das hier am Schluß unserer Betrachtung als ein geschichtliches Bild in poetischem Rahmen eine Stelle finden möge:

Im Nordland auf dem Felsenhügel
Glänzt hell im Mond der tiefe Schnee,
Da ruft ein Aar und schwingt die Flügel:
„Wo seid ihr Könige der See?
Seid ihr zum Speerkampf nach den Sunden,
Verhalten euch am Strande Wunden,
Seid ihr den Wolf zu jagen aus?

Wo mögen eure Schwerter glänzen,
Wo lacht zu euren Siegestänzen
Beim Ruderſchlag das Meergebraus?"

Kein Feind hat Wunden uns geſchlagen,
Wir ſind nicht aus, den grauen Wolf
Aus ſeinen Schluchten aufzujagen,
Wir ſegeln nicht im Dänengolf,
Nach Süden riefen uns die Wellen,
Der Morgen glüht, die Segel ſchwellen
Im friſchen Hauch der blauen Fluth;
Wie purpurn glänzt der Schiffe Brüſtung,
Die Sonne blitzt in unſerer Rüſtung,
In unſeren Herzen blitzt der Muth.

Der Seewind ſpielt in unſern Locken,
Bald ruft, daß unſ're Schiffe nahn,
Am Ufer rings mit Sturmesglocken
Von Schloß zu Schloß der Caſtellan,
Bald bebt mit ihrem hohen Dome
Die Stadt, die ſich am Tajoſtrome,
Die an Biscayas Bucht ſich ſonnt;
Bald fliehn die Fiaggen der Corſaren
Und jene mit Venedigs Waaren
Von Malta bis zum Hellespont.

Zu Boden ſchmettern wir die Krieger,
Die unſ'rer Landung widerſtehn;
Die ſchönſte Dame giebt dem Sieger
Gebiet und Herz und Burg zu Lehn;
Kredenzend Wein im Goldpokale
Erſcheint ſie bei dem Hochzeitsmahle
Auf dem Balkon vor ihrem Gaſt;
Dann ſchallen Jubel und Trompeten
Dann giebt es Jagden, Spiele, Feten
Und Tänze bis die Nacht erblaßt.

O ſchöne Damen, ſchlanke Lilien
Vor euch wir beugen unſer Knie,
Wir ſind die Fürſten von Sicilien,

Wir ſind die Herrn der Normandie;
Vor unſern guten Speeren ſanken
Die Saracenen und die Franken.
Wir ſind die Könige der See.
Im Norden auf dem Grab der Hünen,
Auf unſ'rer Väter Grab, der Kühnen,
Glänzt hell im Mond der tiefe Schnee [9].

Anmerkungen.

[1]) cf. Bydinger in v. Sybel: Hiſtor. Zeitſchrift Bd. IV., p. 341.

[2]) Ritter: Geſchichte der Erdkunde und Entdeckungen, ed. Daniel, p. 243

[3]) Willatzen: Alt-isländiſche Volksballaden, p. 121—125.

[4]) M. Carriere: Das europäiſche Mittelalter in Dichtung und Kunſt p. 193 flgd.

[5]) Leo: Geſchichte von Italien II. p. 20.

[6]) Frd. v. Schack: Poeſie und Kunſt der Araber in Sicilien und Spanien Bd. II. p. 25 u. 26.

[7]) Gregorovius: Siciliana p. 123.

[8]) Thierry: Conquête de l'Angleterre par les Normans. Bd. I. p. 161.

[9]) Lingg: Gedichte, herausgegeben von E. Geibel 1854. S 28—30.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

Die

Vorſtellungen von der Seele.

Vortrag gehalten im Winter 1874 zum Beſten der von der Afrikaniſchen Geſellſchaft ausgerüſteten Expeditionen

von

Adolph Baſtian.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

In dem großen Räthſel der Welt, das dem Menſchen das Räthſel der eigenen Exiſtenz einſchließt, hat man ſich zu allen Zeiten, unter allen Völkerſtämmen der Erde in verſchiedenſter Weiſe bemüht und abgemüht jenen Schlüſſel zu finden, der uns das Selbſtverſtändniß eröffne. Bis jetzt indeß hat keiner geſchloſſen und heute noch ſteht uns die Exiſtenz, die Exiſtenz der Welt ſowohl wie die des Menſchen, mit demſelben Geheimniß gegenüber, unter dem ſie ſich unſeren Vorvätern verſchleierte. Doch wird in der menſchlichen Bruſt nie der Drang erlöſchen, zur Erkenntniß vorzudringen, ungeſtillt wird ihn der Wiſſensdurſt quälen, wird er unabläſſig ihn antreiben, zu weiterem Sinnen und Forſchen.

So vielfältig nun aber auch die Schlüſſelformen ſein mögen, die man zum Oeffnen dieſes Tiefſten der Myſterien verſucht hat, ſo laſſen ſie ſich doch der Hauptſache nach auf zwei Methoden in den Denkoperationen zurückführen, auf die der Deduction und der Induction, und eine Ausverfolgung der beiderſeitigen Anſprüche würde uns auf die Grenzgebiete der Philoſophie und der Naturwiſſenſchaft führen.

Hierauf kann bei dieſer Gelegenheit nicht weiter eingegangen werden. Es iſt bekannt genug, daß die Forſchung mit der Deduction begann, daß ſie mit ihr beginnen mußte, daß ſie jedoch

in unſerer Zeit ſich vorzugsweiſe der Induction zugewandt hat, und daß wir der inductiv vergleichenden Methode die größten unſerer Errungenſchaften auf wiſſenſchaftlichem Gebiete verdanken. Gegenwärtig haben alle unſere Naturwiſſenſchaften einen inductiven Ausbau erhalten und zwar in dem durch die Natur der Sache bedingten Fortſchritt, aus gradweiſem Emporſteigen vom Einfacheu zum Zuſammengeſetzten, zunächſt alſo die anorganiſchen, dann aber die organiſchen bis hinauf zur Medicin, und in dieſer wieder zuerſt die Anatomie, daun die Phyſiologie. Jede höhere Wiſſeuſchaft bedurfte zur Feſtlegung ihrer eigenen Grundſätze des Unterbaues der ihr vorhergehenden, und ſo iſt die Induction, die ſich im graduellen Fortſchritt ein Wiſſensgebiet nach dem andern erobert hat, (erſt auf dem Felde der anorganiſchen Natur, in Chemie und Phyſik, danu auf dem der organiſchen, in Botanik, Zoologie und Anthropologie,) ſchließlich inuerhalb der Phyſiologie an die Grenzen der Pſychologie gelangt, auf eiuem neutralen Gebiete, über deſſen Beſitz gegenwärtig zwiſchen Naturwiſſenſchaft und Philoſophie ein ſchwerer Kampf eutbrannt iſt.

Es handelt ſich hier um die Frage, ob die Pſychologie, bisher das unbeſtrittene Beſitzthum der Philoſophie, ſich den Naturwiſſenſchaften wird anreihen laſſen, d. h. ob auch auf die Pſychologie die naturwiſſenſchaftliche Methode der Induction und Vergleichung ihre Auweuduug wird fiudeu köuneu, ob alſo auch ſie mit derſelben Sicherheit und Exactheit auf feſte Geſetze zurück zu führen wäre, wie die übrigen Naturwiſſenſchaften.

Die Entſcheidung, nach welcher Seite hin ſie auch ausfallen mag, wird für deu Forteutwicklungsgang der Menſchheit von maßgebender Bedeutung ſein, denn aus der Pſychologie iſt es ja eben, daß ſich das Dunkel der Geheimniſſe, die uns umgeben, zu erhellen hat, denn in des Menſchen denkendem Geiſte verſchlingt ſich der Räthſelknoten des Mikrokosmos und Makrokosmos, von

ihm aus wird er ſich deshalb auch allein unverſehrt und ganz entfalten laſſen. Für den Augenblick bleiben die älteren Rechte der Philoſophie auf die Pſychologie vorbehalten, und die Prätenſionen der Naturwiſſenſchaften haben hier noch keine allgemeine Anerkennung gefunden. Auch wird darüber noch eine geraume Zeit vergehen, und darf die Löſung dieſes wichtigſten Problemes nicht übereilt werden, da ohnedem in den materialiſtiſchen Theorien genugſam geſündigt iſt.

Bewahrt die Philoſophie ihr alleiniges Anrecht auf die Pſychologie, ſo wird dieſe allerdings gewißlich mit den jetzt verfeinerten und geſchärften Künſten der Dialectik eine vollendetere Ausbildung erhalten, im Vergleich zu früheren Syſtemen. Neue Wahrheiten ſind indeß kaum zu erwarten, denn in den Tauſenden von Jahren, und unter den Hunderten oder Tauſenden von Völkern, bei denen die Philoſophie, ſo lange die Erde beſteht, cultivirt wurde, wird ſie ſo ziemlich alle ihre Behandlungsweiſen erſchöpft haben, und ſo ſehr dieſelben in ihrem relativen Werthe zu einander auch verſchieden abgeſchätzt werden müſſen, ſo hat ſich doch jedenfalls keine von ihnen als jener Schlüſſel erwieſen, der dem Menſchen die Grundurſache des Sein's zu eröffnen hätte, und ſo bedurfte die Philoſophie ſtets zu ihrer Ergänzung der Religion, wenigſtens als Religionsphiloſophie.

Was nun andererſeits die Anſprüche der Naturwiſſenſchaft auf die Pſychologie betrifft, ſo ſind dieſe bis jetzt ſo ſchwach und gering, daß ſie kaum zur Forderung ihrer Anerkennung berechtigt ſind, und in den naturwiſſenſchaftlichen Kreiſen ſelbſt iſt durch das Unreife und das Unbefriedigende mechaniſcher Hypotheſen ſo vielfach gefehlt worden, daß ſich eine leicht erklärliche Abneigung zeigt, die Pſychologie aus der Hut der Philoſophie zu entlaſſen. Auch ſind die bisherigen Vorarbeiten ſeitens einer naturwiſſenſchaftlichen Pſychologie noch viel zu jung, um bereits ein Urtheil

über die erhoffbaren Früchte zu erlauben, denn die naturwiſſenſchaftliche Verfahrungsweiſe der Pſychologie iſt kaum ein Decennium alt, und hätte ſchon wegen der bis dahin mangelnden Durchbildung der Phyſiologie nicht früher in die Hand genommen werden können.

Dennoch liegt hier ein mächtiger, ein gewaltigſter Reiz vor, dem ſich Niemand wird entziehen können, der ſich einmal von ihm berührt gefühlt hat. Die naturwiſſenſchaftliche Behandlung der Pſychologie wird uns einen völlig neuen Weg zur Ergründung des Seins eröffnen, und zwar einen Weg, der bisher noch nie auf Erden betreten war, der aber, wenn er in der That dem geahnten Ziele zuführen ſollte, das geſammte Wiſſen der Menſchheit, das ganze in Jahrhunderten und Jahrtauſenden durch die Philoſophie aufgehäufte Wiſſenscapital umgeſtalten, uns mit einem Wort in eine völlig neue Weltanſchauung hineinverſetzen müßte.

Von Erfüllung ſolch' frommer Wünſche ſind wir allerdings jetzt, wo wir kaum am Eingangsthore der Forſchung ſtehen, noch weit genug entfernt, indeß würde es ſich jedenfalls verlohnen zu verſuchen, ob der Eintritt überhaupt möglich ſei.

Soll es in Frage kommen, ob die Pſychologie einer naturwiſſenſchaftlichen Behandlung fähig ſei, um ſich den Naturwiſſenſchaften anzureihen, ob ſie alſo der Methode der inductiven Behandlung unterworfen werden kann, ſo würde es zunächſt einer Material-Anſammlung bedürfen, und es muß ſich die Pſychologie deshalb die Vorfrage ſtellen, ob auch für ſie das Material realer Thatſachen in den Beobachtungen, wie es den übrigen Naturwiſſenſchaften im reichen Maße zu Gebote ſteht, zu beſchaffen ſei, und woher daſſelbe erwartet werden könne.

Die naturwiſſenſchaftliche Behandlung, wie erwähnt, iſt die der Induction und der Vergleichung, ſie verlangt alſo als Vorbedingung Beſchaffung von Material, da ohne ſolch' that-

sächliches Material die Induction weder bauen, noch die Comparation vergleichen kann. Es würde somit zu erörtern sein, woher vermag die Psychologie vergleichungsfähiges Material zu entnehmen? Das Wünschenswerthe solcher Vergleichungen ist schon mehrfach anerkannt, Philosophen, wie Beneke, Drobisch, Fries, Apelt u. A. haben auf eine naturwissenschaftliche Begründung der Psychologie hingearbeitet, und für die Induction sind die Beobachtungen am Seelenleben der Geisteskranken oder der Kinderseelen herbeigezogen. Die Resultate waren indeß keine reinen, da es sich um pathologische Degenerationen oder noch unentwickelte Productionen handelte, und deshalb kein directer Maßstab angelegt werden konnte.

Ein umfassendes Arbeitsfeld ist uns erst durch die Ethnologie gewährt worden, eine kaum geborene Wissenschaft, die aber rasch zur Mannheit heranzureifen verspricht und unerschöpfliche Fundgruben eröffnet. Durch sie ist unser bisher durch die Geschichtsspirale in einziger Cultur beschränkter Blick über den gesammten Erdball erweitert worden, und während bis dahin das Studium des Menschen in dem Horizont des westlichen Asien mit Europa eingeschlossen war, findet es jetzt den Menschen in seinen vielgestaltigen Repräsentationen auf den fünf Continenten. Hier liegt also ein reiches Material zur Vergleichung vor, und die Induction wird dadurch ermöglicht, weil sich die Untersuchung nicht, wie bisher, nur den höchst entwickelten Culturvölkern zuwendet, sondern den einfachen Gedankenorganismen der Naturstämme, bei denen die durchsichtige Einfachheit sich für die Erforschung der allgemein durchgehenden Gesetze ebenso nutzbar erweisen wird, wie das Studium der früher verachteten Kryptogamen neuerdings in der Pflanzenphysiologie. Das Material psychologischer Bausteine ist in den Elementar-Gedanken der menschlichen Gesellschaftskreise gegeben, wie sie, in den tausendfachen Wandlungen dieser auf den

Erdboden überall mit unabänderlicher Gleichartigkeit hervortreten, nur durch die Besonderheiten der jedesmaligen Umgebung specifisch gefärbt. Wir haben hier unter gesetzliche Normen emporwachsende Gedankenorganismen vor uns, welche jetzt nach naturwissenschaftlichen Principien studirt werden können, und tief in die Räthselfragen der Existenz, in das Werden und Sein, hineinzuführen versprechen.

Die Aufgabe wird also zunächst dahin gehen, eine Reihe von Grundgedanken aufzustellen, gleichsam die primitiven Gedankenelemente, die überall wiederkehren müssen, und ihrer Anlage nach auch in den höchsten und erhabendsten Denkschöpfungen vorhanden sein werden. Solche Primär-Gedanken sind nicht, wie man vormals wohl geglaubt hat, durch Selbstbeschauung oder mystische Versenkung zu gewinnen. Der Gedanke des Einzelnen ist ein secundäres Product, der primäre Gedanke ist der der Gesellschaft, da der Einzelne seine Erfüllung erst in der Gesellschaft findet. Es sind deshalb die Primär-Gedanken der menschlichen Gesellschaftskreise zu fixiren, und auf welchem Felde der Völkerpsychologie man nach ihnen sucht, ob auf dem politischen, dem socialen, dem künstlerischen, dem moralischen, dem mythologischen, überall wird man ihnen in unveränderter Gleichartigkeit begegnen, nur modificirt unter den Nüancirungen der geographischen Umgebung, die, wie alle ihre organischen Schöpfungen, wie die pflanzlichen und thierischen, so auch die ethnischen färbt. Betrachten wir die Culturen hochentwickelter Völker mit einander, so ist es die characteristische Verschiedenheit, die frappirt und die Betrachtung in Anspruch nimmt, immer aber führt die Analyse auf gleiche Grundgedanken, die auch das Gedankenleben des Naturmenschen durchwalten, wie es dieselbe Zelle ist, aus der sich die Palme oder Eiche aufbaut, dieselbe, die Moose und Flechten bildet.

Man hat nun bereits angefangen einige ſolcher Gedankenreihen aufzuſtellen, und es haben ſich dadurch allmälig wunderbare Einblicke in das Geiſtesleben eröffnet. Indeß wird das bisher zuſammengereihte Material noch unendlich vermehrt werden müſſen, ehe es erlaubt ſein kann, allgemein gültige Schlüſſe zu ziehen, denn die Induction verlangt möglichſte Vollſtändigkeit der Ueberſchau, um nicht in die Gefahren einer unvollſtändigen Statiſtik zu gerathen.

Die unveränderliche Gleichartigkeit, mit der überall derſelbe Gedanke beim Menſchen hervorſpringt, läßt ſich am auffälligſten in der Mythologie verfolgen, bei den verſchiedenen Cultusgegenſtänden, Feuer und Waſſer, den Himmelsgeſtirnen, den Pflanzen und Thieren u. ſ. w. Außerdem auch in den Vorſtellungen über die Seele, von denen hier einige Beiſpiele gegeben werden ſollen.

Bei der Bezeichnung für die Seele zeigen ſich verſchiedene Vergleichungen verwendet. Sehr gewöhnlich findet ſich die Auffaſſung als Athem, Niya bei den Dacota, Wang in Auſtralien, Nava auf Java, Duſa der Slaven, anima, spiritus, pneuma u. ſ. w. Als im Blute liegend wurde die Seele angeſehen bei den Caraiben, die ſo viele Seelen annahmen, als ſich Pulſe im Körper fühlten, bei den Mexicanern, die das Leben, den Californiern, die das Fortleben in das Herz ſetzten. Piat in Nordweſtamerika iſt Seele und Leben, Etiſken (Knochen) die Seele der Irokeſen, während (im Talmud) der Knochen Lus die Fortdauer gewährt, und Knochen-Reliquien überall wiederkehren (bei dem ihrer Heiligkeiten wegen nicht verweſenden Körpern, denen noch lebendige Kraft zu Heilungen und Segnungen inne wohnt). Schattenhaft ſchwebt die Seele (umbra) bei den Abiponern (als Loakal), bei den Arowaken (als Ueja), bei den Azteken (als Ehecatl), bei den Zulu (als Tunzi), und zwar kann dieſer ſchon während des Lebens mit dem Körper verknüpfte Schatten am

Alt-Calabar auch während des Lebens schon verloren gehen, so daß dann ein Peter Schlemihl übrigbleibt. Geht ein Vasuto unvorsichtigerweise zu nahe am Fluß hin, mag ein Crocodil seinen Schatten (Seriti oder Seele) erfassen, und mit ihm den Körper in's Wasser hinabziehen.

Die hier gegebenen Ausdrücke werden bei den verschiedenen Berichterstattern angetroffen, dürfen indeß nicht ohne Weiteres als direct den Begriff der Seele deckend hingenommen werden, indem hier weit minutiösere Verhältnisse vorliegen, als wir unter uns zu beachten gewohnt sind, so daß Reisenden, die sich nicht durch längere Beschäftigung in die Volksseele der Eingeborenen hineingelebt haben, die wechselnden Nüancirungen leicht entgehen.

Die Naturvölker haben im Durchschnitt eine äußerst complicirte Psychologie ausgebildet, und es tritt bei der Seelenlehre der eigenthümliche Fall ein, daß sich sagen läßt, sie sei bei den Naturstämmen sorgsamer entwickelt, als bei den Culturvölkern. Während sich die letztern mit ziemlich vagen Benennungen begnügen und die Scheidungen schon in Folge philosophischer Deutungen schwankend und unbestimmt werden, besitzen die Naturvölker eine fest umgränzte Bezeichnung für jede Modification und Erscheinungsweise der Seele.

Auch liegt die Erklärung hierfür nicht fern. Der Wilde lebt noch in ununterbrochener Wechselwirkung mit den in seiner Mitte Verstorbenen, in unmittelbarem Connex; die Geister der Abgeschiedenen weilen ihm unter den Zurückgebliebenen, beständig in die täglichen Lebensverhältnisse eingreifend, er erhält Rath und Hülfe von ihnen, so oft er deren bedarf, und er hat es noch nicht verstanden, sich ein mythologisches System aufzubauen, mit einem Himmel und Hölle, um dort die Seelen zu localisiren.

Ist dieses dagegen durch ein höher gebildetes Volk geschehen (wie stets im Fortgang der Cultur erfolgt), so tritt die gespenstige

Geisterwelt der Seelen in einen dunkleren Hintergrund zurück, man athmet freier auf, diese unheimlichen Gäste los zu sein, und kümmert sich fortan nicht viel mehr um dieselben, da es ohnedem für weiterhin im activen Leben, in der politischen Ausbildung des Staates, genugsam zu thun giebt (und nur etwa spiritische Träumer auf den Zustand der Naturvölker zurücksinken, der auch auf den Wegen der Mystik erreicht werden mag).

Während sich nun aber das Culturvolk den Horizont einer neuen Weltanschauung schafft, bleiben im Volksglauben aus den früher künstlich ausgearbeiteten Seelenvorstellungen allerlei Reste zurück, die, unter der Herrschaft einer veränderten Umgebung, weil daraus nicht länger verständlich, eine fremdartige Form annehmen, und sich so allmählig in ein wirres Knäuel abergläubischer Erdichtungen verwickeln, das wir erst dann richtig auseinanderzulösen im Stande sind, wenn wir uns, durch ein Studium der frühern und untern Entwicklungsstadien, in den primitiven Gedankengang hineinversetzt haben, wie er im Leben der Naturvölker vorwaltet.

Das Bedingende des für den Naturmenschen characteristischen Gedankenganges liegt in der ihm eigenen Enge und Beschränktheit. Im Auge des Naturmenschen spiegelt sich die Welt, wie in dem Facettenauge des Insectes, seine Weltanschauung ist eine zerstückelte, er lebt in einer bunt zerrissenen Umgebungswelt. Seine Gedankenreihen erweisen sich dadurch als kurz und abrupt abgeschnitten, er vermag es nicht, den Faden eines ursächlichen Zusammenhanges festzuhalten. So mangelt ihm das Prinzip der Causalität, die einen tieferen Einblick in die Genesis der Erscheinungen und ihrer Verknüpfungen gewährt. Die Naturvölker zertheilen deshalb die Seele in eine Mehrheit von Seelen, ähnlich wie in unserer und Anderer Philosophie lange die verschiedenen Seelenvermögen spukten, und diese Mehrtheilung ist

bald eine doppelte, bald eine dreifache oder vierfache, kann ſich aber auch auf ſieben Seelen im Menſchen, und mehr, fortſchreitend ſteigern.

Indem die Naturvölker ſich ſo die Seele aus mannigfachen Stücken zuſammenſtoppeln, iſt es auch ganz conſequent, daß ſie die Seele vorkommenden Falles zu repariren vermögen, d. h. wenn ein Stück derſelben verloren gehen ſollte, es durch ein anderes zu erſetzen, wie Inſulaner Gehirnverluſte durch Einheilungen aus der Hirnſubſtanz eines Schafes, die Chineſen eines Schweines zu heilen verſuchten, und dann die entſprechenden Thiereigenſchaften beobachtet haben wollen. Cranz, ein alter Miſſionär unter den Eskimo, erzählt, daß die Grönländer eine kranke Seele zu flicken verſtünden, und er beſchreibt umſtändlich die Ceremonien, wie dieſes nach den Grundſätzen ihrer Therapeutiker am beſten geſchieht. Solches Kunſtſtück iſt aber nicht ein Vorrecht der grönländiſchen Zauberärzte oder Angekok allein, ſondern man iſt damit auch in vielen andern Theilen der Welt vertraut, auf Madagascar, in Sibirien, in Oregon, bei den Salih u. ſ. w., und überall werden bei den erforderlichen Operationen dieſelben Handgriffe verwandt unter gleichen Formen.

Für all' die erwähnten Verhältniſſe nun liegen die thatſächlichen Beweisſtücke in weit größerer Zahl vor, als daß ſie ſich in kurzem Ueberblick erſchöpfen ließen, und in der hier gebotenen Beſchränkung können deshalb nur einzelne davon aufgeführt werden.

Die Doppeltheilung der Seele iſt eine ſehr verbreitete, und zunächſt im Hinblick auf das Traumleben geſchaffen. Jacet corpus dormientis ut mortui, viget autem et vivit animus (Cicero). So glaubt man im Schlafe die eine Seele vom Körper getrennt, während ſich im Tode beide entfernen.

Die Ojibway nehmen zwei Seelen im Körper an, von denen die eine im Traum umherwandert, um das zu erfahren,

was im Erwachen aus dem Schlaf erinnert wird. In Birma fliegt dieſe Seele als Schmetterling (Leip-ya) von dem Schlafenden aus, und alles, was ſie auf ihrem Fluge ſchaut, das träumt der Menſch. Mitunter geſchieht es nun, daß ſie einem Belu (einem Ungeheuer) begegnet, dann ſchrickt ſie zuſammen, und der Menſch fährt erſchreckt vom Schlafe auf. Die Indianer vermeiden es deshalb auch, einen Schlafenden plötzlich zu erwecken, denn die Seele könnte dann keine Zeit haben zurückzukommen, und der Menſch würde mit halber Seele zurückbleiben. Daſſelbe wäre möglich, nach Anſicht der Tagalen, wenn man einen Schlafenden umdreht, da die Seele dann den geraden Rückweg verfehlt.

Tritt bei den Karen ein ſolcher Unglücksfall ein, hat ſich ſeine La auf der Traumwanderung verirrt, und erwacht der Schläfer deshalb verſtörten Geiſtes, ſo kennen die Wih oder Zauberprieſter die angemeſſenen Operationen, um die verlorene Hälfte der Seele durch magiſche Beſchwörungen zurückzurufen. Sie vermögen auch die beſchädigte Seele ihres Patienten dadurch zu repariren, daß ſie dem Seelenganzen eines andern Menſchen, (der dann dadurch freilich ſeinerſeits krank wird), ſeine La entziehen. In Madagascar entnimmt man für dieſes Seelenflickwerk das benöthigte Stück aus dem Grab eines jüngſt Verſtorbenen, indem man die an der Grabesöffnung ein- und aushuſchende Seele in einer, auch den Chineſen bekannten (und einem Exemplare nach im Ethnologiſchen Muſeum Berlin's aufbewahrten) Zaubermütze zu haſchen ſucht und dieſe dann dem Leidenden auf den Kopf ſtülpt. In Oregon wird durch taktmäßiges Klopfen des Schädels der Einfügung nachgeholfen. Bei den Sioux wird in jedem Sarg eine Oeffnung gelaſſen, und aus gleichem Zweck mögen ſich die runden Löcher erklären, die man an den Steinplatten der Dolmen in Indien, Gallien, im Kaukaſus u. ſ. w. findet. Die Tſcherkeſſen führten acht Tage nach dem Begräbniß das

aufgezäumte Schlachtroß des Verſtorbenen vor ſeinen Grabeseingang, um ihn noch einmal im Verwandtenkreiſe zu Gaſt zu laden.

Wie die Seele des Ariſteas als Rabe, geht die Seele eines Durſtigen (nach deutſchem Volksglauben) als Maus aus dem Munde (ſo in Jauerig), auch als Eidechſe hat man ſie hervorgehen ſehen, und in Indien die des Bala-Rama als Schlange. So ſieht der Knappe des longobardiſchen Königs die Seele deſſelben als Schlängelein den Schlafenden verlaſſen, und als derſelben ſein Schwert zur Ueberſchreitung eines Baches hingelegt wird, erzählt der König beim Erwachen, daß er im Traum über eine eiſerne Brücke gewandert ſei.

Für prophetiſche Geſichter fährt die Seele aus, — die der Angekok um mit den dämoniſchen Mächten unter Torngarſuk's weiblicher Energie zu kämpfen, ebenſo die des Schamanen, der mit Hülfe der herbeigerufenen Ahnengeiſter die Pforten der Hölle erbricht, dann die der Seher und Propheten in allen Theilen der Welt, und der Körper bleibt dann kürzere oder längere Zeit leblos liegen, wie der der Finnen, die von Ingimund in ein Haus eingeſchloſſen, ihm von ihrer Seelenreiſe die Beſchreibung Vatindael's in Irland zurückbrachten. Als Hermotimos Körper auf Anſtiften böſer Freunde durch ſeine Gattin verbrannt war (ſ. Lucian), ſah ſich ſeine Seele bei der Rückkehr ihrer Behauſung beraubt, und daſſelbe kann den in der Kunſt des Seelenausziehens bewanderten Siameſen paſſiren, wie mancherlei Fälle aus dem Mährchenſchatze beweiſen. So oft der Prophet ſeine Offenbarung empfing, ſchien es, daß ſeine Seele von ihm genommen war, erzählt Zaid von Mohamed.

Im ergänzenden Gegenſatz zu dieſem Seelenausfahren ſteht nun das Einfahren einer fremden (oder auch dämoniſchen) Seele, wie es in der Beſeſſenheit ſtatt hat, und um das Gleichgewicht herzuſtellen, Anlaß zu den Exorciſationen giebt, die gleichfalls

bei allen Stämmen der Erde in ziemlich identiſcher Weiſe geübt werden.

Wie ſich pſychiſche Acrobaten auf ſolche Proceduren, in deren Leitung Gaßner Meiſter war, einüben mögen, bis ſie die Fertigkeit einer Katharine von Emmerich oder Louiſe Lateau erlangen, ſo werden auch bei ſibiriſchen Schamanen ihre Zöglinge durch methodiſchen Curſus angelernt, und ähnlich überall die zur Inſpiration eines Bete (auf Fiji) Fähigen.

Zu Piacen oder Zauberpropheten beſtimmte Knaben werden nach ihren natürlichen Anlagen und Auffaſſungsgaben auserwählt, für 10 bis 12 Jahre an einem abgelegenen Orte, wo ſie mit ihrem Lehrer allein wohnen, unterrichtet, und ſind dort für zwei Jahre harten Entbehrungen unterworfen, auf vegetabiliſche Diät und Waſſer beſchränkt, von dem Genuß des Fleiſches und alles Lebendigen ausgeſchloſſen, ſowie von geſchlechtlichem Verkehr. Weder Verwandte noch Freunde dürfen ſie ſehen, und nur bei Nacht werden ſie von dem, in Cueba als Tequina oder (in Oviedo's Ueberſetzung) Maeſtro, bezeichneten Meiſter beſucht, der ſie in die Schwarzkunſt einweiht (auf dem Iſthmus).

Die Vorſtellungen ſchwarzer und weißer Magie laufen je nach dem Standpunct in einander über, und wie die „stigmata dominicae passionis“ bei Stina von Hamm (nach Rolewinck) oder andern der Stigmatiſirten, deren letzte, ſeit Sixtus IV. den Anfang gemacht, in Veronica Giuliani († 1727) canoniſirt wurde, zur Zeit der Hexenprozeſſe von Hopkins und ſeinen Collegen als Teufelsmale geſucht wurden, ſo begreift ſich indiſch mit suncharu die Beſeſſenheit in beiderlei Form, die dämoniſche und die göttliche. Daß die deisidaimonia beſonders vom weiblichen Geſchlecht ausgeht (nach Strabo), zeigen die Epidemien in den Nonnenklöſtern, wie in Loudon, wo Pater Surin mit den aus der Priorin ausfahrenden Teufeln (1635) harte Kämpfe zu beſtehen hatte.

Als ſie von einem Teufel der Wolluſt, einem des Zornes, einem des Hochmuthes, einem der Poſſen beſeſſen, zu ſeinen Füßen niederſtürzte, erſchien dagegen wieder auf ihrer Stirn ein Kreuz, aus dem Blut hervordrang, und blutige Schrift auf der Hand. Der Dämon Asmodi gab dem Geſicht der Schweſter Agnes ein verzogenes, der Dämon Behert ein lächelndes Anſehen. Oftmals wurden die beſeſſenen Nonnen nach allen Richtungen umhergezerrt, ihre Beine nach rückwärts ſchlagend, den Kopf auf Schulter und Bruſt. In Malabar werden die der Heilung bedürftigen Frauen für die Feſthandlung aufgeſtellt und wenn dann Siwa der Reihe nach in ſie einfährt, ſchlagen ſie nach allen Seiten aus, den Kopf nach vorn und hinten bewegend, bis ſie niederſtürzen (1865).

Geſetzt, daß die Körperverdrehungen des bezauberten Bauernmädchens Eliſabeth Lohmann in Kemberg wahr wären, „ſo kann man ſolches weder für etwas wunderſames (mirabile seu mirum), noch viel weniger für etwas wunderbares oder wunderthätiges (miraculosum) ausgeben, ſonſt wären die Seiltänzer und andere dergleichen Tauſendkünſtler die größten Hexenmeiſter und Beſeſſenen oder Wunderthäter“ (1760). „Es fehlt ihr weiter nichts als ein tüchtiger Mann und ein Buckel voll Prügel.“

„Eine bei den Epileptikern nicht ſeltene Beſonderheit iſt die Steigerung ihrer religiöſen Gefühle, ſo daß ſie ſelbſt Viſionen haben mögen und dieſe als von Oben erhalten ankündigen. Wie Swedenborg werden ſie in den Himmel verzückt, mit Fleiſch und Bein, und dort unterreden ſie ſich mit den Engeln, mit dem Propheten oder mit dem Höchſten ſelbſt. Auch mögen ſie, gleich Mahomet, durch Engel beſucht werden, welche ſie mit dem Amte des Prophetenthums beauftragen“ (ſ. Maudsley). Mohamet's Geſicht wurde während der Inſpirationen mit einem Schleier bedeckt, um die Entſtellungen deſſelben den Anweſenden zu ent-

ziehen, und ſo bleiben auch bei den Naturſtämmen die Seher mit verhülltem Körper auf der Erde liegen, ſo lange ihre Seele ſchauend umherwandelt.

Die wahren Inſpirations-Gemeinden in Amana führen die Erleuchtung bis auf Bruder Johann Friedrich Rock zurück (1719) und leiten dann die Reihe der Propheten durch Michael Krauſert, Philipp Mörſchel, Chriſtian Metz und andere Werkzeuge bis auf Barbara Heynemannn hinab, „eine arme ganz ungelehrte Dienſtmagd" (ſ. Nordhoff). Als Anna Lee im Gefängniß ihre Offenbarung empfangen, wurde ſie von den Shakers „acknowledged as mother in Christ and by them was called Mother Ann" (1770). Der Gründer der Aurora-Gemeinde (in Oregon) lehrte anfangs aus einem mit Menſchenblut geſchriebenen Buche, gab ſich aber dann, nach Verbrennen deſſelben, für einen der Zeugen in der Offenbarung aus und beanſpruchte Verehrung.

Eine Dreitheilung der Seele findet ſich (wie bei Pſyche, Pneuma, Nous u. ſ. w.), z. B. im San Hwan der Chineſen, die eine Seele im Grabe, die zweite in der Ahnentafel, die dritte in der Geiſterwelt weilen laſſen. Die Eskimo unterſcheiden in der Seele Schatten und Athem, die Patagonier verwandeln die Seele (An) in ein Geſpenſt (An guena), die Huronen ließen von der Seele (Eskenn) einen Theil in Vögel übergehen, einen andern am Grabe bis zur Wiedergeburt verweilen, und das Leben ſelbſt verſchwindet vielfach in der Luft (Rivotra oder Wind auf Madagascar), als der Hauch oder Spiritus einer anima vitalis (wie auch bei Stahl). Im pantheiſtiſchen Sinne heißt es bei Giordano Bruno: „Die Weltſeele erfüllt und erleuchtet das ganze Weltall und unterweiſet die Natur, die Gattungen und Arten der Dinge, wie es ſein ſoll, hervorzubringen", und wie das individuelle Lebensprincip beim Tode in den allgemeinen Mutterſchoß der Natur zurückkehrt, ſo ſind auch Uebertragungen oder Erſetzungen denkbar. Die das All durchwaltende Seele heißt Varua in Polyneſien und begreift

in der complicirt zuſammengeſetzten Seele der Karen den als Kelah bezeichneten Theil, welches Kelah nicht nur dem Menſchen, ſondern allen Dingen zukommt, ſo daß z. B. beim Säen des Reis die Kelah der Kornfrucht herbeigerufen wird, um reiche Ernte zu ſichern. Daraus entwickeln ſich jene grauſigen Menſchenopfer, wie bis in die neueſte Zeit beim Meriah der Khond geübt, indem ein menſchliches Weſen jugendlichen Alters bei lebendigem Leibe zerriſſen wird, damit ein Jeder der Dorfbewohner Stücke des noch zuckenden Fleiſches auf ſeinen Acker trage, um ihn mit dem Blut, in dem das Leben wohnt, zu düngen. Von den Sioux wird in ähnlicher Weiſe das Opfer eines Pawnie-Mädchen berichtet, und manche der in Myſterien geheiligten Symbole deuten in ihrer Verbindung mit den Feldfeſten auf blutige Gebräuche barbariſcher Vorzeit, die unter dem Aufblühen der Civiliſation durch allegoriſche Deutungen ihre Milderung empfingen. In Mexico wurde das Opfer am Feſt des Tezcatlipoca mit den Emblemen des Gottes bekleidet und unter den Chibchas fand im Tempel die Auferziehung des Guesa genannten Opferkindes ſtatt, das (wie bei den Jagas in Caſſange) von vier erblich verpflichteten Familien eines beſtimmten Dorfes zu liefern war.

Als viergetheilte Seele erſcheint die der Dacotah, indem beim Begräbniß eine Seele neben der Leiche verweilt, eine andere nach dem Dorf des Abgeſchiedenen zurückkehrt, die dritte in der Luft verſchwindet und die vierte in das Geiſterreich aufgenommen wird. So auch bei den Gondh. Die eine Seele bleibt beim Körper, um allmählig mit ihm zu verweſen, die zweite kehrt zum Dorf zurück, um in der Familie wiedergeboren zu werden (z. B. den Großvater im Enkel verjüngend), die dritte ſchweift ruhelos umher, und ſucht irgendwo einzufahren, z. B. in einen Tiger (den dortigen Wehrwolf), die vierte geht ein in Bura's Himmel.

Eine Seele, die in den Himmel heimkehrt, muß auch daher ſtammen, etwa aus der Seelenheimath oder Nodsie, aus welcher

(bei den Ewеern) die Gottheit Mawu die Seele Dsogbe herabſendet, die ſich jetzt als Luwo (Schatten) mit dem Körper vereint und ihn zugleich als Schutzgeiſt (Aklama) begleitet, während beim Tode der nicht als Noali oder Geſpenſt beim Körper, weil irdiſch verunreinigt, zurückbleibende Theil nach Nodsie zurückkehrt. Die als Schutzgeiſt zum Guten oder Böſen rathende Seele entſpricht dem Dämon, ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων (v. Heraklit), und redet (wie bei Socrates) als innere Stimme oder Gbesi bei den Odſchi, deren als Sasuma oder Spiegelreflex (ſpectral) im Menſchen waltende Seele (Kla) bei dem Tode theils in der geſpenſtigen Geſtalt der Siſa, als Geiſt (ghost), fortſpukt, theils wiedergeboren wird (als Bla) und vielleicht bereits durch allerlei Anzeichen in dem nächſten Neugeborenen erkannt werden kann, weshalb uns auch an der afrikaniſchen Weſtküſte über nie-ſterbende oder immerfortlebende Kinder berichtet wird, welche tibetiſche Theorien der Chutukten illuſtriren. In Florida pflegten ſchwangere Frauen zur raſchen Beſeelung ihres Embryo ſich einem Todeslager zu nähern oder an einem friſchen Grabe vorüberzugehen, und während es in Rom dem nächſten Verwandten zukam excipere animam, kennt in Oregon der Medicinmann einen magiſchen Wurf, um die Seele dem richtigen Erben zukommen zu laſſen. Von der Seele der Madageſen (ſ. Ellis) wird Saina (beim Tode) Levona (unſichtbar), Aina zu Rivotra (Wind), während Fanahy (der Geiſt) übrigbleibt und Matoatoa als Geſpenſt umherſpukt.

Im lebenden Menſchen regulirt die vom Himmel ſtammende Seele die Pluralität der irdiſchen, und bei Ariſtoteles tritt zu der mit dem Körper verbundenen Pſyche von Außen her der Nous, (als bewegender und agirender Mens). Auf Tahiti belebte der Schöpfer alle Weſen durch Einfügung von Feuer, die Seele des Menſchen aber zog er aus ſeinem göttlichen Haupte. Auf dem Scheitel des Hauptes thront bei den Karen der Tso und hält in dem durch die, Kelah genannte, Seele belebten Leib

die als moraliſches Princip (Thlah) gefaßte Seele in Ordnung mit einer Siebenheit thieriſcher Seelen, die als ſchlechte Neigungen in ihm wühlen (und auch den Chineſen ſind dieſe ſieben Sonder-Exiſtenzen der Seelen bekannt). So lange der Tso ſeinen erhabenen Sitz in Zufriedenheit bewahrt, iſt Alles in beſter Ordnung, wenn er dagegen geſtört wird, ſei es durch fremde Berührung des Kopfes, ſei es durch Unterſtellung unter einen Niedrigeren oder ſonſt, ſo fühlt ſich die Geſundheit zerrüttet. In Hinterindien werden deshalb nur einſtöckige Häuſer bewohnt, damit Niemand über den Kopf hingehe, und das Kopfwaſchen iſt eine umſtändliche Ceremonie, die nur mit beſtimmten Feierlichkeiten vorgenommen werden darf, etwa einmal in der Woche, einmal im Monat oder nur im Vierteljahr. Das in dieſen langen Intervallen nicht immer ganz abweisbare Kratzen des Kopfes wird, in gebührender Höflichkeit für den Haargeiſt, nicht mit den bloßen Händen zu verüben ſein, ſondern mit einem zierlich beſchnitzten Laufeſtock. Es bekundet ſich deshalb ein bequemer Fortſchritt, wenn der Genius oder (perſiſche) Feruer frei über dem Kopfe ſchwebt, ohne an die Haut deſſelben gefeſſelt zu ſein. Wenn er ſich dann zu weit entfernt, wie es bei unerfahrenen Kindern vorkommen kann und ſich in ihren Krämpfen zeigt, ſo verſtehen ihn die Siameſen wieder zurück zu rufen, durch die Riök Khuan, das Rufen des Scheitelgeiſtes (Khuan oder Scheitel), genannten Weiheformeln. Solche ſind auch mongoliſchen Schamanen bekannt, um entflohene Seelen zurückzubannen, und ſie verſtehen es außerdem, eine Seele in Depoſit zu nehmen, ſo daß der Eigner derſelben jetzt ungeſcheut in den Kampf ziehen mag, unverwundbar oder doch untödtbar, ſo lange ſeine Seele in ſicherem Gewahrſam bleibt und nicht etwa durch die wieder ſeitens ſeines Gegners verwandten Schwarzkünſte im Verſteck ergriffen und erſtickt iſt. Wer ſich von ſeiner Seele nicht trennen will, ſondern ſie mitzuführen wünſcht, muß ſich wenigſtens prieſterliche Information

darüber erkaufen, in welchem Gliede ſeine Seele an dem entſcheidenden Schlachttage, den aſtrologiſchen Conſtellationen gemäß, verweilen wird, denn nur dort würde eine Verwundung gefährlich ausfallen. Nur wenn der Lebensgeiſt (Ruh) in einem Körpertheile vorhanden iſt, wird bei Verwundung deſſelben Schmerz gefühlt (nach Ghazzaly). Bei dem ſymboliſch mit dem Wachsthum eines Baumes (wie bei den Dualla) verknüpften Leben der Seele (für deren Gedeihen die Kaffer auf das Grab eines aus einem Zwillingspaare Verſtorbenen einen Strauch pflanzen) wird die Verletzung jenes dieſe tödten, wie die des Meleager zu Grunde ging, als der von den Parzen für ihn gefeite Feuerbrand wieder angezündet wurde. Wird der armen Seele, die im Baume lebt, vor dem Fällen nicht Abbitte gethan, muß ſie leiden und im Baumſtrunke fortleben (Peter) in Oeſterreichiſch-Schleſien (zu Wigſtad), und Cato hat die römiſchen Formeln erhalten, die vor dem Umhauen eines Baumes geſprochen werden mußten, wie auch bei den Griechen die Dryaden Vorſichtsmaßregeln verlangten.

Der höhere Seelengeiſt kann auch im Auge erkannt werden, und auf Tahiti wurde das Auge des Feindes gefreſſen, um ſeine Seele zu verſchlingen, während indiſche Kalatier und amerikaniſche Geſchmacksgenoſſen ihre Verwandten, Leib und Seele, aus Liebe aßen. Der Körper, meinten die Guianeſen (ſ. Bernau), mag zerfallen, aber der Menſch im Auge lebt fort, und die Maori ſehen in den Sternen die Augen ihrer (wie Odhin) einäugigen Häuptlingsgeiſter, die mit ſchützenden Argusaugen das Thun und Treiben auf der Erde, wie der als Himmel gebreitete Num (der Samojeden) bewachten. Bei den Hottentotten wird dem Todten bei dem Begegniß mit der, ihr ſchreiendes Kind tragenden, Altfrau auf dem Seelenwege eins ſeiner Augen ausgeſtoßen (und ähnlich bei den Araucanern).

Nach den Thai iſt der Menſch von vier Seelen belebt,

den Chatura-Bhut, die in den beiden Daumen und auch (wie die Daktylen in den Fußzehen des Ida) in den großen Zehen wohnen. Wenn ihnen die Luft ankommt, Nachts zu luftwandeln als Phi-But-tang-si und sie dann nachher von ihren Abentheuern erzählen, so meint der Mensch dies Alles im Traum erlebt zu haben.

Obwohl die buddhistische Philosophie in dem nur lose aus fünf Bündel (Kandha) zusammengeknoteten Menschen, keine eigentliche Seele kennt, sondern etwa nur eine „dynamische Einheit der Elemente", worin Weiß das Wesen der Seele, oder das Bleibende in ihr, setzen will, läßt sich doch der Volksglaube seine Seele nicht nehmen, hält die „Annahme einer selbstständigen Seele" (wie Ruete) „empirisch gerechtfertigt" und auch nach Lerch „muß man an der Seele als Substanz festhalten" (1871). Nach dem Tode verwandelt sich die Seele in einen Phi oder Dämon (in Siam).

Wenn das Feuer des Scheiterhaufens die Leiche berührt, treten die vier Seelengeister der Kham Bhut aus den Daumen und den Großzehen hervor, und da ihnen jetzt ihre bisherige Behausung verloren gehen wird, suchen sie eine neue zu gewinnen. Da ihnen das Leichenhaus noch in frischester Erinnerung ist, laufen sie um die Wette dorthin zurück, und die zuerst anlangende Seele quartirt sich dort ein, als Phi Rua oder Hausgeist, mit den Functionen eines Kobold oder Klabastermännchen. Den andern drei Seelen kommt darauf das Kloster in's Gedächtniß, wo der fromme Verehrer manche Stunden zu verbringen pflegte, und jede bemüht sich nun, als Erste, sich in dieses warme Plätzchen zu installiren, als Phi Phasa. Dadurch bleiben zwei arme Seelen übrig, die jetzt mit aller Macht zum Walde rennen, wo aber ebenfalls nur eine zugelassen wird, als Phi Pha oder Waldgeist. Die letzte Seele bleibt nun verdammt ruhelos umherzuschweifen, da sie nirgends hat, wohin ihr Haupt zu legen.

Dieſe indochineſiſche Seelenvorſtellung erhält nun aber durch die politiſchen Verhältniſſe der Halbinſel ihre beſondere Färbung. Durch die erobernd aus den Hochländern eingedrungenen Stämme, die (wie die Singpho) auf goldener Leiter vom Himmel herabgeſtiegen waren, wurden die eingeborenen Kinder des Bodens in eine verachtete Stellung hinabgedrückt, und da ſie gleich den Pflanzen und Sträuchern aus dem Erdboden hervorgewachſen ſein ſollten, ſprach man ihnen eigentlich eine Seele ab, außer etwa der mit dem Körper allmählig (früher oder ſpäter) verweſenden, ähnlich wie in Polyneſien das gemeine Volk (in China das Frauenzimmer) für ſeelenlos galt oder doch nur mit derjenigen Seele beſeſſen, die beim Tode vom Atua, dem Gotte, gefreſſen würde, d. h. das in die allgemeine Weltſeele abſorbirte Lebensprincip, ohne perſönliche Fortdauer.

Solche vindicirte ſich dagegen (nach einem für Fichte vertrauten Gedankengang) der Adel, in Polyneſien ſowohl, wie in Hinterindien. Wie die Vornehmen Tonga's von den gefallenen Göttern Bolotu's ſtammten, ſo tragen die Birmanen in ihrem Namen noch die Herkunft aus dem Brahmanenhimmel Abhaſſara zur Schau, bis zu deſſen Terraſſe bei der Weltzerſtörung die Waſſerfluthen hineinreichten, und aus dem dann bei dem Anbruch der neuen Schöpfungsepoche göttliche Weſen auf den in Jugendfriſche entfalteten Planeten herabflogen, um freilich, da ſie der Verſuchung nicht widerſtanden, nach dem Koſten irdiſcher Nahrung ihrer ätheriſchen Natur verluſtig zu gehen und an die Erde gefeſſelt zu bleiben, wenigſtens für die Dauer des einmaligen Lebens. Iſt deſſen Kreisbahn abgelaufen, ſo mag der entfeſſelte Geiſt, wenn genügende Verdienſte aufgehäuft waren, nach der brahmaniſchen Heimath zurückkehren, oder in einen andern aus den 27 Himmeln der Buddhiſten einziehen, vielleicht in den Indra's, der gleich nordiſcher Walhalla im Waffenſchmucke funkelt und den ritterlichen Zechern Feſtgelage bereitet. Von dort kann

nun der deificirte Heldengeiſt auf die Erde zurückkehren, um (wie die Theparak der Plebs) ſeinen patriciſchen Verwandten Rath und Beiſtand zu gewähren, und nach der Apotheoſe wird ihm, als Halbgott, eine Capelle gebaut, wie einem Heros (Chao).

Der bei dieſen Verhältniſſen leicht verſtändliche Cauſalnexus kann uns die Handhabe abgeben, um mancherlei disjecta membra zu verknüpfen, die aus antiquirtem Volksglauben in römiſcher und griechiſcher Mythologie zerſtreut lagen, und bei dem Verſuche, ihre relative Werthbezeichnung zu fixiren, mißverſtändlichen Auslegungen ausgeſetzt waren (wie die claſſiſchen Citate beweiſen), wenn nicht überhaupt unverſtändlich. So ſind trotz gelehrter Arbeiten, wie die Uckert's, Gerhard's u. a m. die Wechſelbeziehungen zwiſchen Penaten, Manen, Lemuren, Larven, Laren, Genien, Dämonen, Heroen u. ſ. w. ſchwankende geblieben.

Die den lebenden Körper als Genius (oder als Dämon mit weiblicher Wandlung in Tyche, wie Ling, der ätheriſche Theil der weiblichen Kraft, in China, dem männlichen Hwan zur Seite ſteht) berathende Seele, auch als animus neben anima, nimmt nach dem Tode eine dämoniſche Form an, die eines Phi oder (der orthodoxen Schriftſprache gemäßer) eines Bhut. Mit den Penaten, die Charondas als *δαίμονας ἑστιούχους* zu verehren empfahl, waltet in der Wohnung der Geiſt der chineſiſchen Ahnentafel, der Hauskobold oder Phi Rua, während ein anderer Theil der Seele in den Lemuren umgeht, und bei den Manen (den Divi Manes) ſpäter eine moraliſche Scheidung zwiſchen Superi und Inferi hinzukam. Die als Heros zum Halbgott aufſteigende Seele mag auch als Lar ſchätzbare Dienſte leiſten, und bei der zugehörig weiblichen Hälfte, der Larva, bleibt ein Argwohn über ihre harmloſe Natur, wie bei Eskimo, Congeſen, Judern u. ſ. w. das Weibliche als feindlich böſe Aeußerung des Göttlichen hervortritt, und auch ſonſt ſchädliche Weſen mit weiblicher Phyſiognomie erſcheinen (außer etwa die Nixen, indem

bei dem bereits an ſich tückiſchen Element des Waſſers, und alſo ſeines männlichen Vertreters, jetzt der erforderliche Gegenſatz das weibliche Seitenſtück verſchönert).

Neben dem Lar familiaris in der Hauscapelle (wie der chineſiſche Küchengott auf dem Heerde, um dem man in der Mark zum Feſtbannen die Dienſtboten jagt) kommen noch die Lares viales vor, ähnlich wie der Kaiſer China's die Seelen ſeiner verſtorbenen Mandarinen als Schutzgeiſter über Provinzen oder Wege einſetzen kann.

Solche zum Himmel emporgeſtiegene Ahnengeiſter mögen nun droben conſultirt werden, wie die weiſen (und dicken) Angekok Poglit von der zu ihnen hinauffahrenden Seele des Angekok, oder ſie können auch den Weg von Oben nach Unten zurückdurchmeſſen, wenn es etwa materielle Hülfe zu leiſten giebt, und handfeſte Prügel auszutheilen gilt, wie es die Seele St. Martins und anderer Heiligen manchem Sünder ſchmerzlich fühlbar gemacht. Die deificirten Seelen ſah man im Hauſe des Kriwe in ſichtlicher Geſtalt zum Himmel fahren, gleich der des Romulus, oder (nach dem Zeugniß des heiligen Collegen) der des heiligen Antonius, während andere Seelen vor den Augen der Menſchen in Ketten zum Aetna geſchleppt wurden, ſo die Dagobert's I., die kaum noch Rettung fand.

Bei den Amakoſa ſind die Geiſter der Abgeſchiedenen ihren zurückbleibenden Verwandten ſtets nahe, und ſie erſcheinen ihnen auch (nach Art des Genius loci) in Schlangengeſtalt, wobei das auf Berührung durch einen Stock erfolgende Ziſchen (ein Todtengezwitſcher der Unterwelt, wo die Seelen blaß und ſchwammig, gleich denen der Grönländer, wanken, wenn nicht durch Blut erwärmt) von einer gewöhnlichen Schlange unterſcheidet. Bei Formirung einer Heeresordnung blieb die erſte Zuglinie frei, damit dort die Itongo oder Ahnengeiſter eintreten konnten, um im Streit voranzuziehen, und ſo ließen die Lokrer in ihren Schlachtreihen ein Glied

frei für den jüngeren Ajax, der den Verwegenen, der einſt dort einzudringen ſuchte, durch göttlichen Speer mit unheilbarer Verwundung ſchlug (wie den Krotoniaten Leonymos oder Autoleon). Die Wanika wenden ſich an den Koma oder Schatten des Verſtorbenen zur Vermittlung mit Mulungu (Himmel) oder Gott (ſ. Krapf). Dem Himmel geweiht war die Seele des vom Blitz Erſchlagenen, der weder im Kaukaſus noch in Culiacan berührt oder begraben werden durfte, und auch in Abbeokuta gehörte dem Donnerer, oder doch ſeinen Prieſtern, Alles, was von ſeinem Strahl getroffen war.

Die Fravaſhi entſprechen (nach Spiegel) den Clangottheiten oder vithibis bagaibis (von Darius in der Inſchrift erwähnt) und dieſe wiederum den θεοὶ πατρῷοι der Alten. Die Fravaſhis der Frommen, die vor dem Geſetze lebten (die Paoiryotkaeſhas) und die Fravaſhis der Weſen, die noch erſcheinen ſollen, galten für mächtiger als die der übrigen Menſchen, mächtiger als die der Lebenden und mächtiger als die der Todten (bei den Parſis). Wie der Feruer dem Heere voranſchwebt, war der Isländer von ſeinem Vorläufer als Schutzgeiſt begleitet, den der Indianer im Medicinſack mit ſich trägt, nachdem er ihn im Norden durch einſame Kaſteiungen erlangt hat, im Süden auch in der Begeiſterung des Rauſches, der Zoroaſters Bekenner zur Erleuchtung führen mochte.

Nach den Lautern Brüdern iſt die Seele dem Weſen nach Eine, hat jedoch nach ihren Wirkungen verſchiedene Namen, indem ſie, wenn einem Körper Ernährung ſchaffend, Pflanzenſeele, wenn ſinnliche Wahrnehmung, Bewegung, Wandel bewirkend, Thierſeele, wenn Ueberlegung und Unterſcheidung ſchaffend, Verſtandesſeele heißt. Die jedem Glied ſpeciell zukommende Seelenkraft bildet die Specialſeele des Gliedes, wie die Sehkraft die Seele des Auges, die Hörkraft Seele des Ohres, die Schmeckkraft Seele der Zunge, die Riechkraft Seele der Naſe, u. ſ. w., dabei

werden der Arten, die ſich wieder in unzählige Unterarten theilen, dreiundzwanzig unterſchieden, als Wärme, Kälte, Feuchte, Trocknis-, Begehr-, Zornes-, Verſtandes-, Hör-, Seh-, Schmeck-, Riech-, Taſt-, Vorſtellungs-, Denk-, Bewahr-, Anzieh-, Halt-, Reifungs-, Scheide-, Nähr-, Wachs-, Form-, Gebär-Kraft (ſ. Dieterici).

Nach den Commentatoren des Koran werden die Seelen der Propheten ſogleich in das Paradies aufgenommen, die der Märtyrer dagegen weilen im Kropfe grüner Vögel, die von den Früchten des Paradieſes eſſen und ſein Waſſer trinken, die der ſonſt Abgeſchiedenen halten ſich in der Nähe der Gräber auf, während ſie ſonſt in der Nachbarſchaft des Brunnen Zemzem gedacht, auch mit Adam in den unterſten Himmel geſetzt werden, dann wieder ſich in der großen Trompete verbergen, die der Erzengel am Auferſtehungstage zu blaſen hat oder, von Anderen, weiße Vögel unter dem Throne Gottes zur Behauſung erhalten. Die Seelen der Schlechten werden in einem Zwinger, unterhalb eines grünen Felſen eingeſchloſſen, oder nach einer von Mohamed hergeleiteten Tradition zwiſchen die Kinnbacken des Teufels verwieſen, um dort gequält zu werden. Ein Theil des Körpers, das Steißbein, wird bewahrt, um als Grundlage für den neuen Körper zu dienen. Aus den Gräbern werden die Todten in drei Abtheilungen erſcheinen, Einige zu Fuß, Andere reitend, und Andere wieder mit dem Geſicht am Boden, indem Jedem nach Verdienſten ausgetheilt wird (ſ. Arnold).

Der Fravaſhi (oder Frohar) iſt der vermittelnde Theil zwiſchen Seele und Körper, aber als eine ſelbſtſtändige und namentlich vom Körper unabhängige Perſönlichkeit gedacht. Daneben kennt der Sadder Bundeheſh noch auch andere Seelenkräfte, die Lebenskraft (jan), das Gewiſſen (akho), die Seele (revan), das Bewußtſein (bo). Von dieſen iſt die Lebenskraft mit dem Körper auf das innigſte geeinigt, ſo zwar, daß der Körper ohne

dieſelbe nicht beſtehen kann und der Vernichtung anheimfällt, ſobald die Lebenskraft ihm entſchwunden iſt. In einem der Vernichtung preisgegebenen Körper können aber auch die übrigen Seelenkräfte nicht länger verweilen, ſie gehen heraus, und zwar das Gewiſſen geradezu in den Himmel, da es nichts Böſes gethan hat, dagegen bleiben Seele, Bewußtſein und Fravaſhi zuſammen, ſie müſſen die Rechenſchaft für die Thaten des Menſchen ablegen und empfangen Lohn oder Strafe (ſ. Spiegel).

Labeon lehrte die Ceremonien, um Götter zu machen, damit die Seele des Verſtorbenen ihren Platz einnähme unter den dii animales. Cäſar wurde erſt inſchriftlich für einen Halbgott, und dann für einen Gott erklärt, um als Jupiter Julius einen Tempel zu erhalten (wo Antonius als Prieſter fungirte). Sextus Pompejus erklärte ſich nach ſeinen Seeſiegen zum Sohne Neptuns und Antonius wurde als Bacchus in Griechenland gefeiert. In Pergamus und Nicomedien wurden Tempel für Auguſtus und die Göttin Roma gebaut, in Tarragona ein Altar.

Die Bewohner der Tonga-Inſeln ſtammten von den göttlichen Weſen, die von Bolutu herbeigeſchifft waren, als jedoch Sterbliche dorthin verſchlagen, das Geiſterreich betreten hatten, wurden ſie zwar aus ſeinen Bereich zurückgewieſen, aber dann bald der Erde entrückt. Die bei den Bactriern zum Gefreſſenwerden durch Hunde Ausgeſetzte, wurden, wenn ſie der Krankheit entgehend, zurückkehrten, als noch dem Unterirdiſchen angehörig geflohen, bis durch den Magier zu neuem Leben gereinigt (ſ. Agathias).

Je nachdem die ſchreckende Geſtaltung der körperloſen Seele vorwaltet, oder eine trauliche Hinneigung zu derſelben, ergaben ſich Reihen verſchiedener Vorſtellungen aus in einander verketteten Gliedern. Schon die Beſtattungsweiſe iſt dadurch bedingt. Glaubt man die Seele aus jenſeitiger Heimath ſtammend, wohin ſie beim Tode zurückkehren kann, ſo mag ſie mit dem Verbrennen

des Körpers ſogleich in Freiheit geſetzt werden, um unter dem Bilde eines Vogels (wie bei der Apotheoſe der Kaiſer in Rom) zum Himmel emporzufliegen (unter Sprechen heiliger Mantra auf Bali, wo der nicht verbrannte Todte als Pouſſa unſtät umherſchweift). Auch im böhmiſchen Liede eilt die Seele als Vogel aus dem Gefallenen hervor, und ſo erſcheint der mexicaniſche Krieger als Colibri, wie auch bei den Iſanna (bei denen die Seelen der Feiglinge dagegen in Reptilien übergehen). In Auſtralien begeben ſich die Seelen auf die Wipfel der höchſten Bäume, um dann zum Wolkenlande fortzuflattern. Wie dort wird auch bei den Sioux der Todte auf einem Gerüſt beigeſetzt, damit er nicht in die Macht des gefürchteten Erdgeiſtes falle, wogegen die in den eleuſiniſchen Myſterien Wiedergeborenen nicht verbrannt, ſondern begraben wurden, um als Demetrioi wieder hervorzuſprießen, nach dem Bilde des Samenkornes (das im Geſpräch zwiſchen Baker und dem Negerfürſt zur Parallele diente). Die Alfuren ſetzten früher die in Rinde gewickelte Leiche auf Baumzweigen bei, ehe ſie dieſelbe in ſitzender Form begruben, damit die Seele ſich mit Dewata Sanghiang vereinige. Die bei den Battaern fortdauernde Sitte, die Todten im Körper der eigenen Verwandten zu begraben, wurde ſchon vor Darius als das ehrenvollſte Begräbniß erklärt, und auch am Orinoco glaubte man den Todten zu begünſtigen, wenn man ihn aus Liebe ſelbſt auffraß (oder in zerriebenen Knochen trank), ſtatt ihn von den Würmern freſſen zu laſſen. Ibn Fozlan hörte die Ruſſen über die Beiſetzungsweiſe der Auſtralier ſpotten, die den Todten dem Würmerfraß übergäben, ſtatt die Seele durch raſches Verbrennen ſogleich zu befreien. Bei den Mongolen muß der Lama den Jahreszeiten gemäß die Beſtattungsweiſe nach ſeinen Rituatbüchern angeben, und um keine Elemente zu verunreinigen, überließen die Bactrier die Leiche den wilden Thieren (wenn nicht den Hunden), ſowie die Perſer den Vögeln, durch welche auch

der ſeeliſche Antheil nach allen Richtungen getragen und in die Winde zerſtreut wurde.

So lange die Seele, wie bei der Ausſicht auf leibliche Fortdauer, an den Körper gebunden gedacht iſt, wird am Begraben feſtgehalten, mit dem ſich dann vorwiegend ein wüſter und unheimlicher Geſpenſterglaube verknüpft. Obwohl man das Entweichen der Seele erleichtert haben mag, indem man in der Sterbesſtunde ein Fenſter öffnete oder das Dach abhob, obwohl verſucht iſt, ſie über die Richtung zu täuſchen, indem man die Leiche nicht durch die Thür, ſondern durch eine beſonders gebrochene Oeffnung austrug oder indem man mit der Bahre dreimal um das Haus herumlief, ſo fürchtet man doch das Zurückkommen des Todten und beſtrebt ſich nun, daſſelbe in jeder Weiſe zu hindern, ſei es, daß man den Weg zum Grabe mit Dornen beſtreut, wie in Afrika, ſei es, daß man, wie bei den Maſuren, auf halbem Wege ein Strohbündel hinlegt, damit beim dortigen Ausruhen das Weitergehen vergeſſen werde. Wenn Jemand zu Pferde dem Leichenzug begegnet, mag er die hinten aufhockende Seele in das Dorf zurücknehmen, (ſ. Töppen) und ſo tödteten die Mongolen alle Begegnenden. Die Tſchuwaſchen warfen der ausgetragenen Leiche einen heißen Stein nach, um ihr den Weg abzuſchneiden, die Eskimo ſchwenken einen Feuerbrand hinterher, anderswo wird über den Zug zum Vorwärtsſcheuchen gewedelt, oder gießt man einen Eimer Waſſer dahinter aus, da das Waſſer (das auch die Unterirdiſchen nur auf einem von Menſchen gemietheten Bote paſſiren können) ein beſonders wirkſames Scheidungsmittel gegen die Geiſterwelt bietet, ſo daß man dieſe gerne durch einen Styx umgränzt oder die Todten in Armorika nach Britannien überfahren ließ.

Die Dayak umzäunen das Grab mit ſpitzigen Hecken, damit der Todte nicht überſteigen kann, und damit nicht levis sit terra thürmt man auf das Grab (wie Arnhel über das ſeines Vaters)

einen mächtigen Hügel auf. Macht ihn hoch und ſtark, ruft Antons Mutter im arabiſchen Liede, damit der gewaltige Geiſt meines Sohnes nicht hindurchbreche. Geſchieht dies dennoch oder ſaugt der Todte am Leichentuch, um andere Verwandte, wie in Auſtralien der erſte Menſch ſeine Hinterlaſſenen, nach ſich zu ziehen, wüthet dann das Sterben unter der Nachkommenſchaft, ſo ſchlägt man dem Vampyr einen Pfahl durch's Herz, ein ἐπενεγκειν δορυ (oder hasta transfigere). Ein anderer Ausweg bleibt, daß man das Sterbehaus niederreißt (gleich den Jakuten) oder, wie bei den Karen, nach einem Todesfall das ganze Dorf verläßt, um ſich anderswo anzuſiedeln.

Am meiſten bleiben die nächſten Verwandten geſpenſtiſchen Nachſtellungen ausgeſetzt, und wenn ſich die Wittwen nicht, wie in Indien und einſt bei den Slaven, mit ihrem Gatten verbrennen, werden ſie, wie in Oregon und anderswo, oft für Jahre beläſtigenden Entbehrungen ausgeſetzt, um ihre Schuld abzutragen. In Matamba müſſen ſie im Waſſer untertauchen, um den auf ihrem Rücken haftenden Geiſt los zu werden, in Schottland durften ſie nicht von ihrem verſtorbenen Gatten reden, wie es überhaupt in Sibirien ſowohl wie in Auſtralien verboten iſt, damit der Verſtorbene nicht erſcheine, ſeinen Namen auszuſprechen (wenigſtens nicht dreimal in Schleſien), oder ſelbſt ähnlich klingende Laute, ſo daß nach dem Heimgang angeſehener Perſönlichkeiten oft beſtimmte Worte in der Sprache zu ändern waren. Schweigend geht man an den Grabhügeln der Vazimba in Madagascar, ſowie an denen der Jaga in Congo vorüber, um nicht den Todten zu erwecken, der darunter ruht, und in Ceylon ſchwieg die Heeresmuſik, wenn der König an dem Monument des Eroberers Elu vorüberzog. In geſitteten Zuſtänden mahnt man dagegen durch Aufſchrift der an die Straßen geſtellten Gräbern, daß des Verſtorbenen gedacht werde, um ein Gebet für ihn zu ſprechen.

Um dem Todten Ruhe zu geben, wird die Blutrache zur

heiligen Pflicht, der Mörder muß sich, wie bei den Hellenen, umständlicher Reinigungsceremonien unterziehen, in Australien haut er seinem Opfer den Daumen ab, damit der Geist nicht den Bumerang gegen ihn zu führen vermöge, und ähnliches Verstümmeln an Händen und Füßen ist aus classischer Zeit überliefert. Der Beduine läßt sich lieber pfählen, als erhängen, weil im letzteren Falle die Seele durch den Anus auszufahren habe und beschmutzt im Gericht erscheinen würde, der Chinese zieht die grausesste Todesart dem Köpfen vor, und ein westindischer Pflanzer schnitt eine Selbstmordepidemie unter seinen Sklaven, die nach Afrika zurückzukehren meinten, durch Enthaupten der Leichen ab, das sie jetzt der letzten Hoffnung beraubte. Auch nach den Indianern hat der Atahchuk (Schatten) eine der Oeffnungen des Körpers (die in Birma bei Exorcisationen verstopft werden) zum Ausfahren zu wählen. In verschiedenen Arten von Gottesgerichten suchen die zurückgebliebenen Verwandten der Rache zu genügen, um den Thäter des Sterbefalles ausfindig zu machen, die Hexenriecher spüren in Südafrica dem Fetissero nach und in Australien überläßt man dem Todten selbst die Entscheidung, indem man die Richtung beobachtet, welches ein aus dem Grabe hervorkriechendes Insect nimmt, und darnach die Verfolgung anstellt. Auch mag, wie das in Syrien auf einer Bahre getragene Götterbild, die Leiche auf der Bahre die Träger derselben influenciren, die dann im Taumel gefaßt (in Westafrica, in Birma u. s. w.) dahin schwanken, wo der feindliche Zauberer schwarze Hexenkünste treibt. Im Barrecht wartet man auf das Bluten der Leiche, wenn ihr der Mörder zugeführt wurde, sonst auf eine Bewegung derselben, wenn vor ihr der richtige Namen ausgesprochen wurde.

Wenn spätere geordnete Gesellschaftsverhältnisse stete Störung derselben durch die Verfolgung der Bluträcher ausschließen mußten, griffen jene umständlichen Reinigungsceremonien Platz, wie aus griechischer Heroenzeit bekannt und auch vielfach sonst. Wer unter

den Pima einen Apache getödtet hat, muß gereinigt werden, für 16 Tage, während welcher er, einſam in den Wäldern lebend, weder flackerndes Feuer anſchauen, noch mit Fremden umgehen darf, und dabei ſind ſtrenge Faſten einzuhalten, die nur jeden vierten Tag mit etwas Pinole unterbrochen werden dürfen. Am 15. Tage wird nahe dem Dorfe ein Platz frei gemacht, in deſſen Mitte ein Feuer brennt. Die Männer ſchließen um dies Feuer einen Kreis, und außerhalb deſſelben ſitzen, ein Jeder in kleiner Aushöhlung, diejenigen, die ſich gereinigt haben. Einige der Alten ergreifen denn die Waffen der Gereinigten und tanzen mit denſelben in der Runde umher, dafür erhalten ſie Geſchenke und von dann ab werden der Mörder und ſeine Waffen als rein betrachtet, aber es müſſen noch zwei Tage vergehen, ehe der Mann zu ſeiner Familie zurückkehren kann (ein auf die mythiſche Perſönlichkeit Szeukha zurückgeführter Brauch).

Damit dem Todten jeder Anlaß genommen werde, nachträgliche Anſprüche an ſeine Verwandten zu erheben, giebt man ihm überall ſein Eigenthum in das Grab mit, meiſt zerbrochen, indem nach der auf den Fiji herrſchenden Anſicht, auch lebloſe Dinge im Jenſeits ihr Daſein fortſetzen, während die Chineſen papierene Repräſentanten der den Geiſtern zugedachten Reichthümer verbrennen (wie die alten Gallier Briefe an dieſelben). Den Weg in die Unterwelt zu erleichtern, werden Mocaſſin in das Grab gelegt oder (in Schwaben) Schuhe, ſowie der Schädel eines Hundes, der die Richtung weiſe bei den Eskimo. Zum Kampf gegen den Seeleutödter Samu (auf der Straße zu Ndengei's Sitz) erhielt der Fijier ſeine Keule, und anderswo dürfen Steinwaffen nicht fehlen.

In Athen wurde es ſelbſt den Siegern in der Seeſchlacht als todeswürdiges Verbrechen angerechnet, die Leichen unbegraben liegen gelaſſen zu haben, und wenn man nicht, wie im Mittelalter, wenigſtens den Kopf in die Heimath zurückzubringen ver-

mag, baut man für die ψυχαγωγια das (leere) Ktenotaphium, wie (nach Sibree) auch auf Madagascar, während in China durch den an hoher Stange emporgehobenen Stock der Geiſt mit tauiſtiſchen Zauberſprüchen aus der Fremde zurückgelockt wird. Hat er in der Hauscapelle ſeinen Sitz genommen, erhält er die täglichen Spenden, die ſich mit der Entfernung der Ascendenten vermindern, und in Congo wird das Sterbehaus für ein Jahr hindurch nicht gefegt, damit nicht der Staub den empfindlichen Geiſterleib verletze. Caligula's Seele ſpukte bis der Körper wieder ausgegraben und rechtmäßig beigeſetzt war (nach Sueton). In Borneo weilt der Geiſt vier Tage im Haus und erhält Reis geſtreut (die Lemuren ſchwarze Bohnen), wird dann aber ausgefegt mit Zerbrechen eines Gefäßes. Auf den Mariannen ſetzte man neben das Kopfkiſſen des Sterbenden einen Topf, damit in demſelben die ausfahrende Seele ſogleich eine neue Wohnung aufſchlüge, im thüringiſchen Volksglauben dagegen wurden abſichtlich, ſobald der letzte Athemzug geſchehen war, alle Töpfe im Hauſe zertrümmert, um es eben zu vermeiden, damit ſich nicht in einem derſelben der geſpenſtige Gaſt für weiteres Verweilen niederlaſſen möchte. Bei den Feriae denicales wurde ein von der Leiche abgeſchnittener Daumen oder anderes Glied begraben oder vom Scheiterhaufen ein Bein mit nach Hauſe genommen (Richter). Häufig findet ſich das Reinigen der wieder ausgegrabenen Knochen oder ihr periodiſches Zuſammentragen in eine Familiengruft (wie bei den Karen).

In Bonny (und an vielen andern Orten der Erde) unterzieht man ſich täglicher Speiſung des Abgeſchiedenen, indem am Kopfende des Grabes eine Oeffnung bleibt, durch welche täglich Speiſe und Trank hinabgeſchüttet werde, wogegen man die Vornehmen noch mit ihren Frauen und Dienerſchaft in geräumige Gruben beiſetzt, oder mit ſolchen Schätzen, daß das Grab, wenn nicht (gleich dem des Alarich verbor-

gen angelegt) durch bewaffnete Macht zu hüten iſt, wie bei den Zulu.

Die tägliche Speiſung, placandis manibus in dadsisas (ſ. Eckhart), reducirt ſich dann bald auf nur jährlich einmalige am Allerſeelentage, die nicht verabſäumt werden darf, damit nicht, wie in Rom, die Manen klagend hervorſchwärmen. Die Litthauer warfen Speiſebrocken unter den Tiſch und baten die Todten dorthin zu gehen, wohin ſie das Schickſal rufe, die Tſcheremiſſen legten Speiſe auf das Grab, die Tſchuwaſchen ſchütteten ſie durch die am Jubnich-Feſt gemachte Oeffnung hinab, die Preußen erſuchten die geliebten Todten, denen auch ein Handtuch zum Abwiſchen hinzugefügt wurde, ſich nach dem Todtenmahle zu entfernen, um die Lebenden nicht weiter zu beunruhigen (wie auch in Eſthland). Im Alpachthal in Tyrol wird am Abend des Allerheiligentages ein Seelenlichtlein auf dem Heerde angezündet, dann kommen die armen Seelen aus dem Fegefeuer und beſtreichen ſich ihre Brandwunden mit geſchmolzenem Fett (ſ. Wuttke). Den unter den Hausgöttern dienenden Seelen errichteten die Lovanger kleine Kapellen unter dem Hausdach für Speiſe und Trank (Dapper). In Tonkin wird beim Todtenfeſt der Weg vom Grabe zur Wohnung mit kleinen Lichtern erhellt, das Volk vermeidet es aber ſeine gemeinen Seelen an demſelben Tage einzuladen, wie die Fürſten die Ihrigen, weil ſonſt die letzteren jenen die erhaltenen Geſchenke zum Forttragen aufbürden würden. So beſuchen bei den Parſen die Seelen der Verdammten (aus der Hölle oder Duzakh) ihre Verwandten an den fünf Schalttagen, die auf die Beſuchstage der Seeligen folgen. Die Dahomeer feiern das „Feſt des Tiſchdeckens“ für die Vorfahren, deren Gebeine (bei den Aſhantee) mit Menſchenblut gewaſchen werden.

Trotz all' der zu Gebote ſtehenden Mittel, um die Geiſterſeelen fernzuhalten, wird es doch den Hinterbliebenen oft ängſtlich

zu Muthe, ob ſich nicht die Luft allzu ſehr mit Dämonen anfülle, da ja das Sterben beſtändig fortgeht, und es ſich bei mangelnder Statiſtik nicht entſcheiden läßt, ob auch im richtigen Gleichgewicht, alle abgeſchiedenen Seelen wieder neue Behauſungen in den zur Welt gekommenen Geburten gefunden. So bleibt eine Generalwäſche rathſam, ein allgemeines Reinigungsfeſt, wenigſtens einmal im Jahr.

Oft verknüpft ſich dies mit der allgemeinen Feuererlöſchung und der Erneuerung, wie ſie in gleichartiger Geſtalt wiederkehrt aus den alten Zeiten Griechenlands (in Delos) und aus Alt-Mexico bis auf jetzige Fortübung in Sibirien, Arabien u. ſ. w.

Die einfachſte Art der Seelenverſcheuchung beſteht darin, daß man (in Auſtralien) die Luft durch ein mit ſchwirrendem Ton an einer Schnur umhergewirbeltes Brett reinigt, daſſelbe Geräth, das in allen Zauberoperationen der Naturvölker als Raſſel oder Rattel wiederkehrt, das ſich in ſymboliſcher Form noch als Siſtrum in der Hand der Iſis findet und bei den Buddhiſten in der Verfeinerung zum Gebetrad benutzt wird. In Queensland ſucht man durch Geſchrei den Geiſt zu ſchrecken und zu verjagen (wie anderswo durch Glockengeläute), in Hinterindien durch trommelnden Lärm von allen Theilen des Hauſes aus. In der Oberpfalz wird ſolcher Lärm durch Pfannen und Senſen hervorgebracht. In der Mark ſchlägt man Feuer mit Stahl und Stein.

Eine künſtlichere Form dieſer Purification zeigt ſich darin, daß man die unſtät in der Luft (die Hexen überall in den Wirbelwinden) umhertreibenden Geiſter vorher an beſtimmte Plätze verſammelt, um ſie dann gleich en masse zu emittiren.

Auf den Fiji wurde von der Anſiedlung bis zum Meere eine Allee niedriger Pflöcke aufgeſtellt, und dieſe mit Talismanen behängt, welche weihekräftig waren, um die Geiſterſeelen anzuziehen und zu dortiger Niederlaſſung zu bewegen. War dies nun innerhalb einiger Tage geſchehen und glaubte man die ganze Sipp-

ſchaft dort beiſammen, ſo ſtürzte auf beſtimmtes Signal die geſammte Bevölkerung mit gellendem Geſchrei aus dem Verſteck ihrer Wohnungen hervor und trieb, die Waffen in der Luft ſchwenkend, die überfallenen Geſpenſter vor ſich her und in das Meer hinaus. In ganz gleicher Weiſe wurde am Calabar gehandelt, wo man zwei Reihen Stangen aufſtellte, die mit Fetiſchen aufgeputzt waren, und nun einige Zeit wartete, bis dieſe Lockmittel ihre Schuldigkeit gethan und die neugierigen Geiſter angezogen hatten. Wo möglich jagte man ſie dann in den Fluß, um mit dem Waſſer weggeſpült zu werden. Weiter im Binnenlande bot dieſe Teufelsaustreibung dagegen mitunter einige Schwierigkeiten, weil die angrenzenden Stämme ſich für die ungebetenen Gäſte bedankten, und die Qua z. B. feierten ihr Reinigungsfeſt um einen Tag ſpäter, als ihre Nachbarn, damit ſie die ihnen zugedachten Teufel wieder zurückjagen konnten. Auf den Nyas-Inſeln werden die Bechu oder böſen Geiſter unter periodiſcher Wiederholung mit Lärm zum Hauſe hinausgejagt.

Wie in Roms Reinigungsmonat, wenn februatur populus (Varro) die Luperei, liefen am peruaniſchen Feſt Citua Raymi Jünglinge durch die Straßen der Incaſtadt Cuzco, Fackeln in der Luft ſchwenkend und dieſe dadurch reinigend. In Bangkok der Hauptſtadt Siams, beginnt am Seelentage das Gebet, im Pallaſt, dem Mittelpunkt der Stadt. Von dort ſchreiten die Mönche dann durch die Straßen die bannenden Gebetsformeln im Geſange ſprechend, und vor ihnen flieht die Geiſterſchaar, von heilſamer Furcht gepackt, den Thoren zu. Sind ſie durch ein paar geſchickte Evolutionen glücklich hinausgebracht, ſo werden die Böller gelöſt, um ſie mit deren Schüſſen auch aus der nächſten Umgebung zu entfernen und bis zum Walde zurückzuſcheuchen. Die geſammte Stadtmauer wird dann aber raſch mit einem heiligen Weihefaden umzogen, und ſo lange die Kraft deſſelben währt, kann nichts Feindliches in die Stadt wieder eintreten. In

der Walpurgisnacht pflegte man durch brennende, an hohe Stangen gebundene Strohwiſche, brennende Beſen u. dgl. m. zu verhindern, daß die auf dem Blocksberg reitenden Hexen Menſchen und Thieren Schaden zufügen könnten (ſ. F. Hahn). Die ſeeligen Menſchen glänzen (nach den Indern) in Sternengeſtalt, während anderswo die Geſpenſter als Irrwiſche ſpuken.

Ohne dieſe periodiſche Luſtrationen würde ſich die Geiſterwelt in unheimlicher Beengung vermehren, denn in Weſtphalen iſt es bekanntlich mit Seelen ſo überfüllt, daß man ſich hüten muß, eine Thür raſch zuzuwerfen, weil dadurch ein Geiſterlein eingeklemmt werden möchte, wie auch der Fellah in Aegypten nur vorſichtig das Waſſer vor der Thür ausgießt, um nicht etwa einen Efrit zu benetzen und dadurch deſſen Zorn auf ſich zu ziehen. Nach Paracelſus iſt die Luft voller von Teufeln, als im Sommer mit Fliegen.

Die Athener ließen Ferkel umhertragen, als *Καθαρσια* (ſ. Suidas) und die Feierlichkeiten der Februationes, an denen die vor dem Tempel des capitoliniſchen Jupiter ſitzenden Decemvirn die zur Vertreibung der böſen Geiſter erforderlichen Dinge mit ſich führten und zum Ausräuchern Schwefel und Harz nebſt Pechfackeln unter das Volk vertheilen ließen, ſchloſſen mit dem Feſttage der Todtenopfer, als Feralia (quod tum epulas ad sepulcra amicorum ferebant).

Als ruheloſe, und deshalb gefährliche Geſpenſter gelten beſonders die der am Orte der Unthat umherſpukenden Ermordeten, die Geiſter Solcher, denen die Parze den Lebensfaden gewaltſam abgeſchnitten hat, die Phi-Thai-Hong oder Seelen Gehängter (in Siam), wie Wodan auch, der drei Nächte am einſamen Baume gehangen, mit dem wilden Heer durch die Luft wüthet. So wurden die Lemurien auf Remurien zurückgeführt, um die Seele des im Brudermord getödteten Remus zu ſühnen.

Hier iſt nun, wie überall, für die ſpecielle Auffaſſungsweiſe

der Volksgeiſt bedingend, und finden wir eine erläuternde Parallele auf zwei nahe zuſammenliegenden Localitäten, auf den Mariannen-Inſeln und Sumatra. Das friedliche Völklein der erſteren fürchtete die Seelen der durch Verbrecherthat dem Leben plötzlich Entrückten und verwies ſie in die Unterwelt, wo ein feſter Zwinger für ſie gebaut war unter Bewachung des ſtarken Chayſi, der keine von ihnen ausließ, damit die Lebenden nicht beunruhigt würden. Glücklich dagegen und ſchon auf Erden ſeelig wurden diejenigen geſchätzt, die im friedlichen Familienkreiſe ein hohes Alter erlangten, und ſolch' weiſe Greiſe galten im Leben bereits als in Gemeinſchaft mit den Göttern lebend, in deren Regionen ihr durch vielfache Erfahrungen geläuterter, in langen Erinnerungen ausgedehnter Geiſt hineinreichte, ſo daß ſie von ihrer Umgebung eine Verehrung gleich den Aniti empfingen, als Vorgeſchmack der ihnen ſpäter als Ahnen (oder Manen) gezollten.

Dem gegenüber betrachteten es die kriegeriſchen Batta als das ſchwerſte Unglück, wenn der Menſch auf dem Krankenlager dahinſiechen ſollte, oder erſt durch langes Greiſenalter ausgemergelt, ſeinen der Natur ſchließlich nicht mehr zu weigernden Zoll zahlen. Er hatte ſich dann auf Erden ſchon völlig erſchöpft, ſeine Seele war, Haut und Haar, vom Begu gefreſſen und beim Tode konnte nichts von ihm übrig bleiben, als höchſtens jenes bleiche und weſenloſe Schattengebilde, das im Norden auf der grauſigen Hel freudeloſen Asphodeloswieſe (b. Homer) dahinwankte. Herrlich und glänzend dagegen erſchien das Loos derjenigen, die in Jugendkraft die Norne gerafft, die im muthigen und feurigen Kampfe auf dem Felde der Schlachten gefallen, und deren in Jugendfriſche noch ſtrahlender Geiſt jetzt aufſtieg zum Olymp, zu dem auf Bergeshöhen gelagerten Semangkot, geſchmückt mit allen Reizen jenes Paradieſes, das für Allah's Kämpfer bereit ſteht. Auch das Eroberungsvolk der Azteken kannte eine ſolche Walhalla im Hauſe des leuchtenden Sonnengottes, und neben

den Geiſtern der Helden wurden dort nur diejenigen Frauen aufgenommen, die im Kindbette geſtorben waren, die ſich alſo dem Vaterlande durch Darbringung eines Weltbürgers geopfert. War die ihnen dort zugemeſſene Zeit abgelaufen, ſo körperten ſie ſich in buntgefiederte, den Blüthenſtaub ſaugende Vögelchen ein, um dem irdiſchen Leben wieder näher zu ſein, für künftige Wiedergeburt. So auch regelt ſich in buddhiſtiſcher Metempſychoſe der Aufenthalt in jedesmal erlangter Himmelskammer nach der Reichlichkeit des in Tugenden angehäuften Verdienſtes (umgekehrt der in den verſchiedenen Höllen nach der Schwere der Strafe), und die unabläſſig in die Menſchenwelt zurückführende Seelenwanderung gelangt zu ihrem Ziele erſt dann, wenn ſie ſchließlich den geſchloſſenen Kreislauf der Nidana durchbricht und im Nirwana verſchwindet, wenn ſie die täuſchende Maya in ihrer Nichtigkeit erkennend, in die reale Exiſtenz des Transcendentalen eintritt, um von dort aus zur geſetzlichen Erhaltung des Seins im Werden durch die moraliſchen Kräfte des Buddha beizutragen. Nach den Dacota wurden die Seelen ihrer Medicinmänner als geflügelte Saamen bei den Göttern umhergetrieben, bis ſie (nach dreimaligen Sterben und Wiedergeborenſein) verſchwinden, und daß die Ulme als Baum der Träume galt, wird (ſ. Friedreich) aus der Natur ihr Saamen erklärt.

Bei dem Einfluß, den nicht nur die Conſtitution der Seele, ſondern vorwiegend auch ihre beſondere Dispoſition in der Todesſtunde auf das fernere Schickſal auszuüben vermag, ließ ſich dieſelbe für Modellirung der in Dienſtbarkeit zu ſchmiedenden Seelen (wie bei den Dayak derer, die im Köpfeſchnellen als Sklaven in's Jenſeits vorausgeſchickt werden) benutzen. Oftmals bedarf es der Boten, um mit dem Jenſeits zu communiciren, die Dahomeer und Aſhantier ſchicken ſolche bei ihrem Ahnenfeſte, um die dahingeſchiedenen Könige durch eine Geſandtſchaft zu begrüßen, die Scythen ſpießten einen Sklaven, um Zamolxis von ihren An-

gelegenheiten zu unterrichten, und oftmals wird auch den natürlich Sterbenden ein Auftrag in's Ohr geflüstert, der im Jenseits zu überbringen sei.

Auch bei den auf Erden in dämonische Dienstlichkeit zu bannenden Seelen mag die so im Todesmomente beherrschende Stimmung benutzt werden, um sie für ihre weitere Aufgabe geschickt zu machen. Der bei dem Krönungsfest der Kimbunda geopferte Kriegsgefangene wird in Unkenntniß erhalten über das bevorstehende Geschick und erhält seinen Todesstreich im Taumel fröhlichen Tanzes, wenn sich seine Seele im Lustgefühl berauscht, damit sie in Fixirung dieser, zu liebevoller Hingabe neigenden, Freudenstimmung jetzt fortan als anhänglicher Schutzgeist den Fürsten umschwebe. Anders dagegen, wenn es bei den Alfuren eines Festungswächters bedarf, der sich wild und unerbittlich zeige gegen seine Widersacher und das seiner Hut anvertraute Thor, wenn von Feinden angegriffen, mit äußerster Verzweiflung vertheidige. Die Priester graben deshalb den für solche Pflicht ausersehenen Knaben bis zum Kinn in Sand ein, und während er in tropischer Sonnenhitze mit lechzender Zunge schmachtet, füllen sie ihm noch den Mund mit Pfeffer und Salz, so daß seine Seele jetzt in höchster Wutherregung ausfährt, und so als gefährlichster Dämon über diejenigen herfällt, auf welche er durch magische Sprüche gehetzt wird.

Solche Schildwachen hat man nun an den verschiedensten Theilen der Erde versucht, sich zu verschaffen. Daß die Mauern syrischer Städte durch Menschenopfer gefestigt seien, erzählt Malala, und Merlin, daß König Vortigern seine Burg auf einem mit Menschenblut benetzten Boden gründete. In dem Wall von Kopenhagen sollte ein unschuldiges Mädchen eingemauert sein, und so erzählt die Sage von Einmauerung eines Kindes in den Ringmauern des Schlosses Reichenfels, bei der Burg Liebenstein, und vielen anderen Orten, wo in später Gesittung die Menschen-

opfer ſymboliſch durch leere Särge erſetzt wurden. Bei den Baſuto verlangte der Prieſter des Häuptlings Boleo, um deſſen Stadt zu befeſtigen, den Kopf eines Menſchen (Endemann), und auch in Rom fand ſich im Capitol ein begrabenes Haupt, obwohl Numa einen Zwiebelkopf zu ſubſtituiren geſucht hatte. Als die Slaven ihre Stadt an der Donau bauten, konnte ſie erſt dann Feſtigkeit erhalten, als bei Wiederbeginn der Arbeiten der zuerſt vorübergehende Knabe ergriffen und eingeſchloſſen wurde. So iſt es auch bedenklich zuerſt in einem neuen Hauſe die Nacht zu verbringen, weil jede Wohnung einer dort waltenden Seele bedarf, und deshalb muß bei den Negern zuerſt ein Prieſter in der neuerbauten Hütte ſchlafen (bei den Jakuten zuerſt aus einem Quell trinken). Bei Eintritt in eine neu eröffnete Kirche iſt oft der Letzte dem Teufel verſchrieben, wenn es nicht gelingt, ihn unter Einſchmuggelung eines Thieres durch deſſen Seele zu täuſcheu. Bei den Serben reißt die Vila den Wall Scutari's beſtändig nieder, bis ihr ein gleichnamiges Geſchwiſterpaar gebracht ſei, und zum Erſatz wird des Königs jüngſte Gattin eingemauert. Der Begründer Abomey's ſtellte ſeinen Thron über den aufgeſchnittenen Bauch des Königs Da in Dahomey, und die peguaniſchen Geſchichtsbücher erzählen, wie bei der Erbauung Motama's durch Phaya Fa Rua die Hora die Conſtellationen der güuſtigeu Stunde für Feſtigung des Palaſtes beobachteten und eine gerade dort vorübergehende Frau in vorgerückter Schwangerſchaft unter dem Grundpfeiler einſtampfen ließen. Einige Jahre nach der Anlage Maudalay's, der neuen Hauptſtadt Birma's, wohin nach Verlaſſen des goldeneu Ava der Königsſitz von Amarapura verlegt wurde, gingen dort noch grauſige Gerüchte von Mund zu Mund über die blutigen Riten, deren es beim Aufrichten der Thürme in der Stadtmauer bedurft hätte. Die Späher des Königs, hieß es (wie mir flüſterud erzählt wurde), ſtanden an den Thoren, um gewiſſe Namen auszuruſen, die vou den Aſtrologen

als glückverheißende bezeichnet worden. Verrieth ſich dann Jemand durch Umwenden und Lauſchen als Träger eines ſolchen Namens, ging man ihm heimlich nach, um ſeine Wohnung zu notiren, und ihn dann bei erſter Gelegenheit auf die Seite zu ſchaffen, um ſein Blut für das Ziegelkneten zu verwenden. Schon kurz vorher in Rangun war Anlaß geboten worden, das Leben der Volksſeele zu beobachten. Während meines dortigen Aufenthaltes wurden in dieſer Stadt von Europäern die erſten Reismühlen erbaut, die mit Dampfkraft betrieben wurden. Die nur an Handarbeiten gewöhnten Eingeborenen blickten argwöhniſch und ängſtlich auf dieſes mächtige Gebäude, und als es der Vollendung nahe war, durchlief die Kunde das Land, daß die Maſchinerien nur dann in's Werk geſetzt werden könnten, wenn durch eine Menſchenſeele belebt. Für mehrere Tage war der Markt wie verödet, da die Landleute, gefürchteter Nachſtellungen wegen, ſich ſcheuten, dorthin zu kommen, und erſt als zufällig ein Arbeiter vom Gerüſt fiel und umkam, glaubte man den Bann gebrochen. Ganz Aehnliches war mir einige Jahre vorher aufgeſtoßen, als ich längere Zeit in Jauja verweilte, einer Stadt im Innern Peru's. In der Nähe derſelben brauſt der Rio Grande hin, einer der Quellflüſſe des Marañon, und der Uebergang über denſelben war zur Zeit des Hochwaſſers oft ſchwierig, da eine in der Inca-Zeit erbaute Brücke in Trümmer lag. Aus den durch vermeintlichen Goldreichthum Peru's, oder vielmehr durch vermeintliche Leichtigkeit der Ausbeute, angezogenen Diggers Californien's und Auſtralien's hatte ſich nach Fehlſchlagen ihrer Arbeiten ein Yankee nach Jauja verirrt, der ſich den Titel eines Ingenieurs beilegte, wahrſcheinlich aber in ſeiner Heimath nur ein ehrſamer Tiſchlergeſelle geweſen war. Einem auf der andern Seite des Fluſſes lebenden Pfarrer, der oftmals die Stadt zu beſuchen hatte, ſchien dies eine gute Gelegenheit, ſich eine Fähre bauen zu laſſen und gegen anſtändiger Vorausbezahlung war der Americaner auch zu dem

bereit, den Auftrag zu unternehmen. Da ich ſeinen mir ausgeſprochenen Wunſch, ihn über die Principien des Schiffbaues zu unterrichten, nicht erfüllen konnte, ſah er ſich auf ſein eigenes Gehirn hingewieſen, dieſelben zu conſtruiren, und legte unverzagt Hand an's Werk. Mit den ihm gelieferten Arbeitern zimmerte er einen großen Kaſten zuſammen, der mehr einem Sarcophage als einem Boote glich und mit Recht das allgemeine Erſtaunen des ganzen Bezirkes erregte. Als dieſes wunderliche Meiſterwerk ſich ſeiner Vollendung näherte, wurden beunruhigende Zweifel laut, ob ſolch ſonderbares Ding auch würde gehen können, und plötzlich durchlief das Gerücht die Stadt und Umgebung, es würde nie in Bewegung geſetzt werden können, wenn nicht vorher eine Menſchenſeele dafür gewonnen wäre. Niemand wagte es jetzt an dem Bauplatz vorüberzugehen, und die ſonſt alltäglich von der andern Seite des Fluſſes auf den Markt gelieferten Producte blieben aus. Auch beſtätigte ſich die Volksanſicht vollkommen, denn das ſeiner Seele beraubte Ungeheuer ging wirklich nicht, ſondern wurde bei der erſten Hochfluth nach einer Sandbank fortgeriſſen, wo der am ſelbigen Tage aus Jauja verſchwundene Ingenieur vorzog, es ſitzen zu laſſen. Analogien hierzu ließen ſich in jeder gewünſchten Menge finden, auch aus Europa und in neueſter Zeit. So erzählt z. B. J. Grimm in ſeiner Mythologie (1843), daß im vorigen Jahre bei dem Bau einer Brücke in Halle der Volksglaube geherrſcht habe, ſie würde nicht ſtehen können, wenn nicht durch ein Menſchenopfer geſtützt. In der Oberpfalz vermeidet man es über eine verrufene Brücke zu gehen, und wie die Saale verlangt die Pleiße im vernehmlichen Ruf ihr jährliches Opfer.

Wie das künftige Geſchick der Seelen erhält auch ihre Herkunft mehrfache Behandlung, und bald finden wir, neben Praeexiſtencianer, (in der Schule des Averroës bekämpfte) Creatiniſten, Thoſede Seele neu geſchaffen werden laſſen, bald Traducianer,

welche ſie von Eltern auf Kinder übertragen. Am vollſtändigſten geſchah das letztere in Tahiti, wo der Vater bei Geburt eines Sohnes ſein beſſeres Selbſt dahin übergegangen glaubte, und als König deshalb abdankte, dem Säugling huldigend, wenn er auch bis zur Mannbarkeit deſſelben die Regierung fortführte. Hierher gehören auch die curios abſonderlichen Gebräuche der ſog. Couvade, die, da ſie ſich trotz ihrer, nach jetziger Vorſtellungsweiſe, barocken Excentricität, mit unabänderlicher Gleichartigkeit auf den verſchiedenſten Theilen des Globus, auf Entfernungen, die jede Möglichkeit der Uebertragung ausſchließen, wiederholen, eine pſychologiſch geſetzliche Grundlage des Gedankenganges bekunden, die in der Logik der Naturvölker denn auch ihre entſprechende Erklärung findet.

Was uns die alten Schriftſteller über dieſe abſonderliche Sitte überliefert hatten, war allerdings längſt bekannt geweſen, ſtand aber in ſolch' grellem Gegenſatz zur naturgemäßen Auffaſſung und ſchien in ſeiner Vereinzelung aller Vernünftigkeit ſo ſehr Hohn zu ſprechen, daß es ſich eher um eine Myſtification oder doch um Mißverſtändniſſe zu handeln ſchien. Erſt als anderthalb Jahrtauſende ſpäter mit dem Aufſchluß fremder Erdtheile im Zeitalter der Entdeckungen das Gedankenleben der Naturvölker zugänglich wurde, kamen collaterale Beſtätigungen, und jetzt zwar von allen Seiten und in ſolcher Menge, daß ſich in dieſer ſcheinbaren Abſurdität eine nothwendige Cauſalität der Denkſchöpfungen ergab. Auch hier war der venetianiſche Reiſende der Vorläufer der Spanier und Portugieſen, die durch ſeine Berichte über den Oſten nach Weſten geführt waren. Marco Polo brachte Kunde über das Beſtehen der Couvade aus einer von Europäern vorher unbetretenen Provinz an der chineſiſchen Grenze, und bald folgten, unabhängig von einander, aber in gegenſeitiger Beſtätigung, Berichte darüber durch die Miſſionäre am Orinoco, in Californien, in Congo und verſchiedenen andern

Punkten. Als Grundgedanke zieht ſich die auch in andern Formen des Aberglaubens wiederklingende Anſicht hindurch, daß das Kind von den Eltern abhängig ſei, körperlich von der Mutter (wie im vermeintlichen Verſehen der Schwangern), geiſtig vom Vater, deſſen Seele deshalb nach der Geburt eine gleichmäßig ungetrübte Faſſung zu bewahren hat, damit die des Kindes beim Heranreifen zum Bewußtſein ohne Störung ihre Geſundheit bewahre. Erſt in dieſer directen Uebertragung der Elternſeele auf das Kind bewahrt ſich eine gegenſeitige Verantwortlichkeit, die dem Ausſpruch, daß die Sünden der Eltern bis in das dritte Glied geſtraft werden ſollten, ſeine ungerechte Härte nimmt. So liegt in der talmudiſchen Lehre über Gilgul oder das Rollen der Seelen (neben Ibbur) die pſychologiſche Rechtfertigung der Erbſünde, und in dem großen Kirchenſtreit zwiſchen Pelagius und dem heiligen Auguſtin kämpfte, den Creatiniſten gegenüber, auf der Seite der Traducianer: maxima pars occidentalium. Im Weſten Europa's war es aber, wo ſich die Couvade als rudimentäres Ueberbleibſel aus prähiſtoriſcher Zeit bis in die höhere Civiliſation forterhielt, denn aus Navarra iſt ſie uns noch bis in das IX. Jahrhundert p. d. bezeugt, wie ſie auch bereits von römiſch-griechiſchen Schriftſtellern den Iberen der Halbinſel zugeſchrieben war.

Die Wiedergeburt in der Seelenwanderung oder Metempſychoſe hat einen freieren Spielraum der Transmigrationen, ohne an das Eltern und Kinder einigende Band geknüpft zu ſein, obwohl ſich auf den Mittelgliedern der Zwiſchenſtadien dieſes oftmals noch erkennen läßt. Der weiteſte Umfang der Wiedergeburten iſt der Seele im buddhiſtiſchen Syſtem gewährt, das in ſeinem Aufbau von der unterſten Avichi-Hölle mit den Leiterſproſſen der Preta-, Thier- und Menſchenwelten bis zum höchſten Arupa-Himmel hinaufführend, für alle ſeeliſchen Wandlungsformen vorgeſorgt hat. Einfachere Vorſtufen finden ſich aber bereits bei manchen Naturſtämmen, und die in der weißen

Raſſe anerkannte Superiorität läßt dann ihre Repräſentanten (im indiſchen Archipelago) als Deva erſcheinen oder, in Auſtralien, als wiedererſtandene Schwarze.

Aus dieſer Gleichartigkeit der Vorſtellungen ergiebt ſich, daß auch auf pſychiſchem Gebiete ein Zuſammenhang eiſerner Nothwendigkeit Urſache und Wirkung verbindet, und daß im Denken ebenſo unabänderlich feſte Geſetze walten, wie in jedem körperlichen Organismus. Wir werden alſo bei genügender Ueberſchau des Materials auch unſre höchſten und erhabendſten Ideen in ihrem naturgemäßen Emporwachſen aus primitiven Keimen verfolgen können, und damit dann zugleich ein geſichertes Urtheil darüber fällen können, ob ſie im Zuſtande der Geſundheit als richtige anzuerkennen ſind, oder ob ſie zu pathologiſcher Wucherung abgelenkt worden ſind. Die Wurzeln des Denkens liegen in der Außenwelt, aus der die Ernährung eingeſogen wird, und ſo muß die geiſtige Schöpfung die Phyſiognomie ihrer geographiſchen Umgebung ſpiegeln, aber dennoch überall von einem unabänderlich gleichartigen Wachsthumsgeſetz getragen werden (gleichſam im Uebergang des Inſtinctes auf geiſtiges Gebiet, wodurch aber jener dann ſich zur Freiheit des Denkens entwickelt, obwohl im Einklang allgemeiner Harmonie).

Die Weltanſchauung jedes Geſellſchaftskreiſes wächſt organiſch hervor aus dem Volksgeiſt, als ein Gedanken-Organismus, in welchem unter geſetzlichen Normen die Theile zur Einheit verbunden ſind. Aus einem Theile eines mythologiſchen Syſtems läßt ſich deshalb oft ſchon das Ganze conſtruiren wie aus einem Zahn durch den kundigen Zoologen das Thier.

Um die vollendet höheren Schöpfungen zu analyſiren, bedarf es vor Allem einer genauen Kenntniß der Elementarſtoffe, (ihrer Eigenſchaften und Reactionen) und dieſe werden pſychologiſch von den Elementar-Gedanken der Naturvölker gewährt. Um den Durchſchnittsmenſchen zu verſtehen, muß der Menſch in allen

ſeinen Wandlungen und Phaſen auf der Erdoberfläche erfaßt ſein, müſſen die Normal-Gedanken geſammelt werden, wie ſie überall mit zwingender Geſetzlichkeit hervortreten, wie ſie aber jetzt bei dem raſchen Verſchwinden der Naturvölker einem ſicheren Untergang geweiht ſein werden, wenn wir nicht den eben noch geeigneten Moment benutzen, dieſe flüchtigen Gedankenſchattirungen zu erhaſchen, und ſie für ein ſpäteres Studium der Menſchheitsgeſchichte zu erhalten. Sonſt wird uns ein wichtigſtes Stück aus dieſer ſpäterhin für immer verloren ſein, und die Schuld fällt dann auf die heutige Generation, der die Gelegenheit zwar geboten war, aber das Verſtändniß fehlte, ſie genügend auszunutzen.

Gerade die jetzt von deutſchen Reiſenden betretene Loango-Küſte verſpricht, wie in anderen Wiſſenszweigen, eine reiche Ernte, beſonders auch auf dem pſychologiſchen Gebiete der Ethnologie, und in Ausſicht auf die großen Erfolge, die zu erwarten ſtehen, möge die bisher bewieſene Theilnahme auch ferner bewahrt bleiben.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

Jeanne d'Arc.

Ein Vortrag gehalten im Tübinger Museum

von

Karl
Dr. C. Hirzel,
weiland Gymnasialrektor und Professor in Tübingen.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Zu der ansehnlichen Zahl hervorragender Frauen, welche auf die Geschichte und den Sittenzustand der Nationen einen entscheidenden Einfluß geübt haben, liefert die französische Geschichte von den Zeiten der Fredegunde bis zur Exkaiserin Eugenie herab ein bedeutendes Kontingent, ein Kontingent, für welches sich in der Geschichte anderer Völker — etwa die römische Kaiserzeit ausgenommen — kaum entsprechende Analogien auffinden lassen.

Leider ist der Ruf dieser Frauen in ihrer großen Mehrzahl nicht eben der feinste. Ob es den Schönfärbern, welche unsere Zeit auf dem Gebiete der Geschichte aufweist, gelingen wird, sie von ihrem Schmutze zu reinigen, wie dies bei einer Cleopatra und Livia, bei einem Tiberius und Domitian versucht wird, weiß ich nicht. Ich hätte mit einer dieser verrufenen Damen Ihnen nicht unter die Augen treten mögen. Ich will Ihnen vielmehr die Gestalt einer Frau vorführen, die zwar auch übel berufen ist als Hexe und als solche verbrannt wurde, aber vor dem Richterstuhl der Geschichte eher im Glanze einer Heiligen leuchtet und zum Schutzengel ihres Landes geworden ist.

Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orléans, ist jedenfalls eine der interessantesten Erscheinungen in der Geschichte aller Zeiten und Völker.

Sie ist dies nicht sowohl wegen des Umschwungs der geschichtlichen Ereignisse, welcher ihr Auftreten herbeigeführt hat, sondern vielmehr, weil ihre Persönlichkeit, psychologisch betrachtet, die Mischung einer wunderbar gesteigerten geistigen und sittlichen Potenz mit menschlicher Schwäche und Unvollkommenheit aufweist. Dazu kommt, daß sie durch objectiv vorliegende unverwerfliche Urkunden — die Akten ihres Prozesses und ihrer Rehabilitation — dem Gebiete der Sage und Legende ganz entrückt werden kann.

Versetzen wir uns zuerst in die Zeit und auf den Schauplatz der Ereignisse. Wir befinden uns im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts, einer in hohem Grade religiös erregten Zeit. Im Osten pochen die Osmanen immer vernehmlicher an die Thore von Constantinopel, das sie nach einigen Jahrzehnten eroberten, immer lauter und dringender wird der Hilferuf der byzantinischen Christen im Abendland. Hier aber überall das Verlangen nach Reform der Kirche an Haupt und Gliedern; Conzilien waren versammelt, um die Spaltung der Kirche beizulegen; aber die Verbrennung Hussens hatte die Hussitenkriege hervorgerufen, in denen Ströme deutschen Blutes vergossen wurden, die religiöse Aufregung aber den höchsten Grad erreichte. Strenge Bußübungen waren an der Tagesordnung, Weissagungen waren im Umlauf, Propheten und Prophetinnen erstanden und Volksredner zogen von Land zu Land. In Frankreich führten damals die Engländer Krieg, deren Könige Ansprüche auf die französische Krone zu haben glaubten. In der Mitte des 14. Jahrhunderts hatten sie nach glücklichen Schlachten und nachdem sie den französischen König gefangen genommen im S. W. von Frankreich festen Fuß gefaßt und in einem Friedensschluß etwa ebenso viel Gebiet daselbst gewonnen als im letzten Kriege im N. O. von Frankreich von den deutschen Heeren besetzt war. Die Engländer behaupteten jedoch dieses Gebiet nicht. Am Ende des 14. Jahrhunderts finden wir nur noch einige Haupt-

plätze, Bayonne, Bordeaux, Calais in ihren Händen. Häusliche Angelegenheiten, die am Ende eine neue Dynastie, das Haus Lancaster auf den Thron brachten, hinderten das Volk sich nach Außen zu wenden, obgleich Frankreich zerrissen durch die wilden Parteikämpfe der Orleanisten und Burgunder, die nicht nur in Bürgerkriegen, sondern auch durch Meineid, Giftmischerei und Meuchelmord gegen einander wütheten, dem äußeren Feind lockende Aussichten eröffnete. Erst der Zweite aus dem Hause Lancaster, der aus Shakespeare mit seinem Cumpan Falstaff wohlbekannte Prinz Heinz, Heinrich V., benutzte diese Spaltungen, fiel in Frankreich ein, schlug die Franzosen 1415 bei Azincourt, nahm den Herzog von Orléans gefangen, besetzte Rouen und schloß dann 1420 mit den Burgundern und der Königin Isabeau, einem herrschsüchtigen Intriguanten und liederlichen Weibe, die sich mit den Orléans verworfen hatte, einen Vertrag zu Troyes, der die Zustimmung des kranken und wahnsinnigen Königs, sowie der Reichsstände erhielt; hiernach sollte Heinrich V. die Tochter des französischen Königs, Catharina, heirathen, als Mitgift die Krone Frankreichs, einstweilen aber bis zum Tode des Königs die Regentschaft erhalten. Am 1. Dez. 1420 war Heinrich V. unter dem Jubel des Volks in Paris eingezogen. Der rechtmäßige Thronerbe, der Dauphin Carl, war dadurch vom Throne ausgeschlossen.

Indessen starb Heinrich V. am 31. August 1422 in der Blüthe seiner Jahre und hinterließ einen neun Monat alten Thronfolger Heinrich VI. Zwei Monate später am 2. October folgte der französische König Carl VI. ihm im Tode und während Heinrich VI. als König von Frankreich ausgerufen wurde, ließ sich der Dauphin als Carl VII. in Poitiers ausrufen.

So empfindlich der Stoß war, den die englische Herrschaft durch den Tod des Königs erlitten zu haben schien, so gewann dieselbe doch immer mehr Bestand durch zwei große Siege, welche

1423 und 1424 (bei Crevant und Vernereille) über die franzöſiſchen Heere erfochten wurden. Der ſchwache und unſelbſtändige König aber, das Werkzeug von Weibern und Günſtlingen, die an ſeinem Hofe ſich um den Einfluß ſtritten und alle Einheit der Regierung und Kriegführung lähmten, ließ 1425 bis 1427 Waffenerfolge tüchtiger Genoſſen und günſtige Gelegenheiten, die Burgunder von den Engländern abzuziehen, unbenutzt.

So erſchienen denn die Engländer im October 1428 vor dem letzten Bollwerke des ſüdlichen Frankreichs, dem Schlüſſel zu den Südprovinzen, vor der Stadt Orléans. Einer der tüchtigſten engliſchen Heerführer, der Graf von Salisbury, befehligte das Belagerungsheer. Die Stadt zum energiſchen Widerſtand entſchloſſen, mit Vorräthen verſehen und durch eine ſtarke Beſatzung vertheidigt, wurde übrigens, ungeachtet der Graf von Salisbury bald von einer Kugel getroffen fiel, von allen Seiten eingeſchloſſen, der Brückenkopf und die Vorſtadt auf dem linken Loireufer eingenommen, auf der rechten Seite aber ein Kranz von Belagerungswerken gegen die Stadt errichtet, die Stadt gerieth im Januar und Februar 1429 in immer größere Bedrängniß. Die Noth erreichte den höchſten Gipfel, die Zuverſicht der Tapferſten ſchien gebrochen. Am Hoflager des Königs zu Chinon (Städtchen an der Vienne Departement Indre et Loire) verzweifelte man an der Rettung der Stadt und des Reichs. Der König rathlos, ohne Heer, ohne Geldmittel, überließ ſich den trübſten Gedanken. Zweifel an der Echtheit ſeiner Geburt und Abſtammung befielen ihn und er begann zu glauben, es ſei der Wille Gottes, die Krone des Reiches ſeinem Namen zu entziehen. Ernſtlich dachte er daran nach Schottland oder Spanien ſich zurückzuziehen, um der Gefangenſchaft oder dem Tode zu entgehen. Da erſchien plötzlich Hilfe, von wo Niemand ſie erwartet hatte, nicht aus der Nähe, nicht von dem

ſtarken Geſchlechte, nicht aus den Kreiſen der Mächtigen, der Kriegs- und Staatsmänner.

Eine Weiſſagung war damals in Frankreich im Umlauf, ein Weib werde das Land zu Grunde richten und eine Jungfrau daſſelbe wiederum erretten. Das „Weib" war nicht ſchwer zu deuten. Es war die Königin Iſabeau. Der zweite Theil des Orakels ſollte ſich jetzt erfüllen.

In den erſten Tagen des März 1429 hatte ſich nämlich in der Umgegend von Orléans und in der Stadt ſelbſt das Gerücht verbreitet, ein Mädchen ſei erſchienen, das gekommen ſei, um Orléans zu retten und den König nach Rheims zur Krönung zu führen. Dieſes Mädchen, das wirklich in einem 6 Meilen von Chinon, dem Hoflager des Königs entfernten Dorfe (Fiersbois) eingetroffen war und ſich dem König durch ein Schreiben bereits angekündigt hatte, war Jeanne d'Arc, die damals etwa 18jährige Tochter eines Landmannes in Domremy, einem Dorfe an der obern Maas zunächſt der lothring'ſchen Grenze, welches zu dem unmittelbaren Hausgut der franzöſiſchen Krone gehörte.

Mit mehreren Geſchwiſtern ohne allen Schulunterricht, wie ſie denn niemals leſen und ſchreiben gelernt hat, ganz einfach erzogen in den gewöhnlichen Beſchäftigungen der Landwirthſchaft und des Hausweſens, geſund an Leib und Seele, als ſie heranwuchs ein Muſter jeder chriſtlichen Tugend, ſo daß nach dem Urtheil des Pfarrers ihres Gleichen nicht in der ganzen Gemeinde war, war ſie getragen und erfüllt von tiefer Religiöſität ohne alle Schwärmerei innerhalb der Formen des katholiſchen Glaubens; ihr Chriſtenthum trug ganz das Gepräge mittelalterlicher Frömmigkeit, deren Uebungen ſie mit ſcrupulöſer Gewiſſenhaftigkeit erfüllte.

Johannas frommer Sinn nahm frühzeitig eine patriotiſche Richtung. Schon in jungen Jahren vernahm ſie den Nothſchrei des Vaterlandes, obwohl lange dem Schauplatz der Begebenheiten

entrückt. Die Parteiwuth war so tief in alle Schichten des Volks eingedrungen, daß sie sogar die Kinder in feindselige Kreise spaltete. Johanna stand mit ganzem Herzen auf ihres Königs Seite. Erst vom Sommer 1424 an drangen die Burgunder in dem oberen Maasthal vor und im Jahre 1427 und 1428 war auch Domremy so bedrängt, daß Johannas Eltern mit ihr thalaufwärts in das benachbarte Neufchateau sich flüchteten, wo sie sich 14 Tage aufhielten.

Seit dieser Zeit hatte Johanna Visionen, die erste, wie sie selbst im Proceßprotokoll erzählt, im Sommer 1428. Gegen die Mittagsstunde vernahm sie im Garten ihres Vaters von der Kirche her eine Stimme. Ein heller Glanz traf ihr Auge. Zuerst hatte sie große Furcht und Zweifel. Erst nachdem sie die Stimme dreimal gehört, erkannte sie, daß es die Stimme eines Engels und zwar des Erzengels Michael war. Der sagte ihr, sie solle ein gutes Mädchen sein, fleißig in die Kirche gehen, sich gut aufführen; Gott würde ihr beistehen. Er sprach von dem großen Unglück, das in Frankreich herrsche, und offenbarte ihr auch, daß sie ihrem König zu Hilfe kommen müsse. Er kündigte ihr ferner an, die heil. Katharina und Margareta würden ihr auch erscheinen und seien verordnet, sie zu führen und ihr zu rathen. So erschienen ihr denn auch der Engel Gabriel und die heilige Katharina und Margareta. Im Anfange seltener, im Laufe der Zeit aber nahmen die Stimmen in dem Verhältniß zu, in welchem ihr Antheil an den Ereignissen bedeutender und verhängnißvoller wurde. In der letzten Zeit ihres Aufenthalts in Domremy hörte sie zwei bis dreimal in der Woche den mahnenden Ruf, nach Frankreich aufzubrechen und die Belagerung von Orléans aufzuheben. Sie solle sich nach Vaucouleurs begeben zu dem königlichen Hauptmann des Platzes Robert von Baudricourt, der werde sie zwar zweimal abweisen, zuletzt aber sich bereit finden lassen, ihr Leute mitzugeben auf den

Weg nach Frankreich. Johanna machte Gegenvorſtellungen. Ich bin, ſagte ſie, nur ein armes Mädchen und verſtehe nicht zu reiten, geſchweige Krieg zu führen. Später hat ſie aber die Aufgabe, vor der ſie Anfangs zurückſchreckte, aus freien Stücken von den Heiligen erbeten. Alles nun, was die Stimmen ihr befohlen, erfüllt ſie nach beſtem Wiſſen und mit allen Kräften, ſich ſicher erkennend als Werkzeug des göttlichen Willens.

In dieſem felſenfeſten Glauben verläßt ſie denn, durch eine Liſt ihre Eltern täuſchend, ihr Dorf, gewinnt einen Oheim durch die freudige Zuverſicht, womit ſie ihm ihre Miſſion kund thut, und begiebt ſich von dieſem geleitet zu dem Commandanten nach Vaucouleurs. Dieſer rieth zuerſt, das Mädchen mit ein paar Ohrfeigen wieder nach Hauſe zu ſchicken, und erklärte auch, nachdem er ſich herbeigelaſſen mit ihr zu reden, ihre Viſionen und Verheißungen für thörichte Einbildungen eines einfältigen Mädchens. Als ſie aber zum zweitenmal in Vaucouleurs erſchien, erregte ſie durch ihre Frömmigkeit, tiefe Andacht und begeiſterte Ueberzeugung, daß ſie zum König müſſe und ihn retten, und wenn ſie auf den Knieen hingehen ſollte, allgemeines Intereſſe. Zwei angeſehene Männer, Johann von Metz und Bertrand von Poulengy, erboten ſich ſie zum Könige zu geleiten, der Geiſtliche des Orts beſprach ſich mit ihr, und Baudricourt gab endlich ſeinen Widerſtand auf, indem er einwilligte, Johanna mit einem Schreiben zum König zu entſenden, vielleicht zuletzt bewogen noch durch die Nachricht von einer neuen Niederlage, welche die Franzoſen vor Orléans erlitten hatten und durch die verzweifelte Lage in Orléans und Chinon.

Jetzt wurde Johanna von den Bewohnern ausgerüſtet, erhielt ein Pferd und legte die Reitertracht an. Baudricourt gab ihr ſein Schwert und ſo machte ſie ſich mit 6 Begleitern den 23. Februar auf den Weg voll Zuverſicht mitten durch eine Gegend, in der überall Räuber und Freibeuter umherſtreiften. Verborgene Wege

aufſuchend und die Nacht vielfach zur Reiſe benutzend gelangten ſie über Auxerre, Gien, nach dem oben erwähnten Dorfe Fierbois, von wo ſie dem noch 6 Stunden entfernten König in Chinon ihre Ankunft zu wiſſen thaten und um Audienz baten. Dieſe Reiſe hatte vom 23. Februar bis 5. März, 10 Tage, gedauert, um eine Strecke von circa 120 Stunden zurückzulegen.

Ehe wir nun den Faden der Erzählung fortſpinnen, mag hier etwas über das Aeußere der Jungfrau vorausgeſchickt werden. Sie hat ſich zwar niemals malen laſſen, iſt aber gewiß oft und viel gemalt worden.

Johanna war ſchön von Geſtalt, wohl gebildet, ſchlank und voll, ziemlich groß für ihr Geſchlecht, von ſeltner Körperſtärke und Ausdauer; das Geſicht friſch und rund. Die Stirne mittlerer Höhe, Augen groß, zwiſchen grün und hellbraun, der Blick ſchwermüthig und von unbeſchreiblicher Lieblichkeit, die Augenbrauen fein gezeichnet, mit leichter Biegung in der Mitte, die Naſe gerade und wohlgebaut, der Mund, ſehr klein, mit feinen rothen Lippen, das Kinn klein, etwas ſpitzig, die Farbe des Geſichts gleichmäßig und ſehr weiß; die ſchön kaſtanienbraunen Haare über die Schläfe zurückgeſtrichen fielen in reicher Fülle über den weißen Hals, waren aber nach Kriegsſitte kurz geſchnitten, ſo daß ſie über die Schultern reichten. Offenherzigkeit, Unſchuld, ein Anſtrich von Tiefſinn und Traurigkeit drückten ſich in ihrem Antlitz ab. Ihre Stimme war ſanft, voll weiblicher Anmuth, ihre Sprache ein Spiegel edler Sitte, hoher Würde, durchdringenden Verſtandes. Wortkarg im gewöhnlichen Leben war ſie beredt, wenn es galt, von ihrer göttlichen Sendung zu reden. Obwohl ſie ſonſt frei war von der phyſiſchen Schwäche der weiblichen Natur, verrieth ſie doch durch große Geneigtheit zum Weinen auch im Kriege die Weichheit ihres Geſchlechts.

Nach reiflicher Ueberlegung und eingehender Prüfung der Jungfrau nach ihrem intellectuellen und ſittlichen Zuſtand, empfing ſie der

König am 9. März feierlich in Gegenwart der höchſten Würdenträger der Krone und Kirche. Obwohl ſie hier großen Eindruck machte durch das offene und entſchiedene Bekenntniß, daß ſie von Gott geſandt ſei, das bedrängte Orléans zu befreien, den Dauphin in Rheims zur Krönung zu führen, die Engländer zu vertreiben, und beſonders dadurch, daß ſie die geheimen Herzensgedanken des Königs errieth, die ihn grade damals bewegten, ſo nahm er ſie doch noch mit ſich nach Poitiers, dem Sitz des franzöſiſchen Parlaments und der Univerſität. Dort ließ er ſie noch 3 Wochen lang durch die höchſten Autoritäten in Staat, Kirche und Wiſſenſchaft, Männer und Frauen, unter welchen ſeine eigene Schwiegermutter, die Königin von Sicilien, nach allen Richtungen in Beziehung auf ihre Geburt, ihre Sitten, ihr Vorhaben öffentlich und insgeheim prüfen. Das Gutachten, welches die zur Prüfung Verordneten vorlegten, lautete: Man hat an der Jungfrau nichts Böſes, nichts dem katholiſchen Glauben Widerſprechendes wahrgenommen, ſondern eitel Gutes, Demuth, Ehrbarkeit, Frömmigkeit, Einfalt. Man hat ein Zeichen von ihr gefordert. Sie hat aber geantwortet, vor Orléans wolle ſie das Zeichen geben. Der König ſolle in Betracht alles deſſen und des allgemeinen Nothſtandes ihre Dienſte annehmen und ſie mit Mannſchaft nach Orléans entſenden. So faßte der König in großer Rathsſitzung den Beſchluß, Johanna zunächſt mit 2 Convois von Lebensmitteln und deren Bedeckung nach Orléans zu entſenden, und kehrte darauf Anfang Aprils 1429 mit ihr nach Chinon zurück.

Die Jungfrau erhielt ſofort eine kriegeriſche Ausſtattung. Eine Fahne mit dem Bilde des Erlöſers auf einer, der Jungfrau Maria auf der andern Seite ließ ſie ſich von einem Maler anfertigen, nach der von der heil. Catharina und Margareta ihr eingegebenen Vorſchrift. Nachdem man Truppen und Vorräthe geſammelt, ſetzte ſich das franzöſiſche Heer etwa 3000 Mann am 27. April von Blois aus in Bewegung. Eine beſtimmte Stellung als Ober-

haupt oder Befehlshaber hatte ſie nicht inne, wohl aber hatte der König den Generalen befohlen, den Anordnungen der Jungfrau Folge zu leiſten und nichts ohne ihren Rath zu unternehmen. In der That kam mit ihrem Auftreten nicht nur eine gewaltige religiöſe Begeiſterung über Heer und Volk, gepflanzt theils durch ihr Beiſpiel, ihre ungeheuchelte Frömmigkeit und die von ihr eingeführte Kriegsordnung, wobei ſie dem ganzen Kriegszug das Gepräge einer chriſtlichen Heerfahrt zu geben wußte, ſondern es hörte auch ſofort die Unordnung, der Mangel an Zucht, die Zerſplitterung der Kräfte, das Handeln auf eigene Fauſt auf, und an deren Stelle trat eine Gleichmäßigkeit, eine Thatkraft und Raſchheit des Handelns, die man bisher nicht gekannt hatte. Mit dem unwiderſtehlichen Gottesmuth, den ſie dem Heere einhaucht, weiſt ſie alle Kräfte in ihre Bahnen hinein und mit genialem Adlerblick erkennt ſie bald die Mittel, die einen Erfolg ſicherten. So bringt ſie am 4. Mai das entſetzende Heer ſammt allen Vorräthen auf dem von ihr angegebenen Wege nach Orléans. Die engliſchen Heerführer, wie gelähmt oder gebannt, ſehen unthätig zu und geſtatten ihr freien Spielraum, darauf erobert ſie, überall an der Spitze der Truppen und beim Sturm auf einer Schanze ſelbſt am Halſe von einem Pfeil verwundet, in wenigen Tagen und zum Theil im Widerſpruch mit den widerſtrebenden franzöſiſchen Befehlshabern eine Schanze der Engländer nach der andern, am 8. Mai zog die engliſche Belagerungsarmee nach verſchiedenen Seiten ab und das ſeit dem 12. October 1428 belagerte, aufs Aeußerſte bedrängte und von dem König und ſeinen Räthen aufgegebene Orléans war befreit.

Der erſte Theil ihrer Miſſion war erfüllt; als ſie den König am 11. Mai in Tours begrüßte, fiel ſie ihm ſofort mit den Worten zu Füßen: Edler Herr, ziehet nach Rheims, eure Salbung zu empfangen, habt deß keine Zweifel, daß ihr in dieſer Stadt die Sal-

bung erhalten werdet, die euch gebührt. — Nach langem Zögern und mancherlei Berathungen gab der König, endlich ergriffen von der Zuverſicht der Jungfrau, die nicht aufhörte ihn zu beſtürmen, ſeine Einwilligung zu dem Zuge, doch konnte derſelbe nicht ſogleich angetreten werden. Um ſich den Rücken zu ſichern, ſäuberte man vorerſt das Gebiet der Loire von den Engländern. In den nächſten 4 Wochen wurden die öſtlich und weſtlich von Orléans gelegenen feſten Städte, die auch in dem neueſten Kriege oft genannt worden ſind, Jargeun, Meue, Beaugency erobert, die Engländer bei Patay gänzlich vernichtet und einer ihrer tüchtigſten Führer Talbot gefangen genommen. Paris zitterte und ſchickte ſich zur Vertheidigung, niemand zweifelte, daß der kleine „König von Bourges", wie man Carl VII. ſpottweiſe nannte, allernächſt vor den Thoren erſcheinen werde.

Alles dies war im Laufe von etwa 5 Wochen geſchehen, nicht nur auf den Rath und unter dem unermüdlichen Treiben und Drängen der Jungfrau, ſondern auch unter ihrer Leitung, und das 18jährige Bauernmädchen von Domremy entwickelte bei dieſen militäriſchen Operationen eine Unerſchrockenheit, eine Sicherheit des Urtheils, einen Scharfblick und nicht minder eine Geſchicklichkeit in Aufſtellung und Führung der Heere, eine Gewandtheit im Gebrauche der Waffen, und beſonders eine Gabe, das Geſchütz zu ordnen und zu verwenden, wie man ſie nur von vollendeten Feldherrn zu erwarten gewohnt war.

Kein Wunder, daß ſich ſchnell überall der Glaube feſtſetzte, man habe es hier mit einer überſinnlichen Macht zu thun, welche die Franzoſen ebenſo von Gott, wie die Engländer vom Teufel ableiteten.

In einer religiös in ſolchem Grade erregten Zeit beſchäftigte ſich bereits ſchon vor der Krönung des Königs in Rheims das gebildete Abendland mit der Frage, die ſie wie die Juden gegenüber Chriſtus

aufwarfen: aus weſſen Macht thueſt du das? Enthuſiaſtiſche Verehrer der Jungfrau aus der unmittelbaren Nähe des Königs ſchilderten ſie in ſchwungvollen Reden und Briefen, umkleiden ihr Auftreten auch bereits mit legendenartigen Zügen. Gelehrte theologiſche Autoritäten, wie der kurz darauf verſtorbene Kanzler Gerſon und der Erzbiſchof Geln von Embrun erweiſen ihre göttliche Miſſion und erinnern an die Worte Chriſti: an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Deutſche Gelehrte und Prieſter erörtern die doketiſche Frage, ob ſie eine Jungfrau von wirklichem Fleiſch und Blut ſei oder nur einen Scheinleib angenommen habe (eine effigies phantastica), ſtellen ſie zuſammen mit Deborah, Eſther und Judith und nennen ſie eine Sybilla Francica, eine Prophetin, welche den Willen Gottes den Menſchen offenbare. Der Schwerpunkt der Beweiſe aber liegt überall in dem chriſtlichen Leben der Jungfrau, welche, eine Tochter Gottes, nur denke was Gott wohlgefällig ſei. Auch ſonſt ſei durch viele Prophetinnen wie Brigitta, Hildegarde, Ludwigis den Ländern Friede, Heil und Einigkeit geworden.

Doch verfolgen wir die Jungfrau weiter auf ihrer Bahn. Nach mancherlei Verzögerungen, welche herbeigeführt wurden durch die Unentſchloſſenheit und Schwäche des Königs, insbeſondere aber durch die ſelbſtſüchtigen und ehrgeizigen Ränke ſeiner phariſäiſchen Umgebung, aber überwunden wurden durch die entſchiedene Glaubenszuverſicht der Jungfrau, wurde am 27. Juni der Zug nach dem etwa 100 Stunden entfernten Rheims mit 12000 Kriegsleuten, die von allen Seiten zur heiligen Heerfahrt herbeigeſtrömt waren, unternommen. Unter fortwährendem Zulauf bewaffneter Schaaren gelangte man über das burgundiſche Auxerre, das ſich zum Gehorſam verpflichtete, am 5. Juli vor Troyes, eine wohlbefeſtigte von einer anſehnlichen Beſatzung vertheidigte Stadt, die zur Vertheidigung entſchloſſen ſchien. Als aber die Bürger den Ernſt ſahen, womit die Jungfrau, wiederum im Widerſpruch mit der Um-

gebung des übel berathenen Königs, welche zum ſchleunigen Rückzug rieth, Anſtalten zum Sturme traf, ließen ſie den König ein, der nach Johannas Vorausſetzung Sonntag 10. Juli mit dem Heere in die Stadt einzog. Durch das Beiſpiel von Troyes entmuthigt öffnete am 14. Juli die Stadt Chalons dem Könige die Thore, wo Johanna die Freude hatte, einige Landsleute aus Domremy zu begrüßen, die herbeigeeilt waren, um die Jungfrau im Glanze ihrer Siegesherrlichkeit zu ſchauen. Als nun der König am 15. Juli von Chalons nach Rheims aufbrach und 2 Stunden vor der Stadt Halt machte, händigten ihm Geſandte am 16. Juli Morgens die Schlüſſel der Krönungsſtadt ein, in welche der König noch denſelben Tag Abends an der Seite der Jungfrau ſeinen feierlichen Einzug hielt. Gleich am folgenden Tag Morgens 9 Uhr fand die Krönungsfeier ſtatt. Der Erzbiſchof ertheilte Carl VII. die Salbung mit dem heil. Oel, welches nach der Legende einſt eine weiße Taube zur Taufe Chlodwigs in einem geweihten Gefäß vom Himmel gebracht hatte. Ein erhebendes Schauſpiel: alle geiſtliche und weltliche Große umgaben den König; dicht an ſeiner Seite ſtand während der ganzen Handlung die Jungfrau, die Fahne in der Hand. Es war der Höhepunkt ihres Lebens. Der zweite und nach ihrer Idee wichtigſte Theil ihres Berufes war vollbracht. Ungeheuer aber war der moraliſche Eindruck, welchen die vollendete Thatſache der Krönung auf Freund und Feind ausübte.

Im Bewußtſein ihrer Miſſion unaufhaltſam weiter drängend mahnte die Jungfrau noch am Krönungstage zum ſchleunigen Aufbruch nach Paris und Volk und Heer jauchzte ihr entgegen. In der That war Paris in dieſen Tagen nicht im Stande, dem Angriff eines gewaltigen Heeres Trotz zu bieten. Ein raſcher Marſch ohne unnöthigen Aufenthalt, und die Reichshauptſtadt war gewonnen. Allein dazu fehlte es dem König an Entſchloſſenheit, ſeinen ehrgeizigen, auf Johanna eiferſüchtigen, vielleicht verrätheriſchen Rath-

gebern am guten Willen. Am 21. Juli brach man erſt auf; während eine Reihe von Städten Laon, Chateau Thierry, Soiſſons, Senlis dem Könige die Thore öffneten oder unterworfen wurden, blieb man 5 Tage müßig in Soiſſons und vollbrachte faſt den ganzen Monat Auguſt mit blutigen Plänkeleien in der Gegend zwiſchen der Marne und Oiſe. Die ganze Zeit über aber unterhandelte der König ohne Vorwiſſen der Jungfrau mit Burgund, welcher dadurch Zeit gewann, Paris in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Endlich am 23. Auguſt brach die Jungfrau, in der Hoffnung, der König, der unthätig in Compiègne lag, würde ihr folgen, allein gegen Paris auf und ſetzte ſich in St. Denys feſt. Mit fieberhafter Spannung und Ungeduld wartete ſie auf den König. Wie eine junge Löwin einen Schafſtall umkreiſte ſie Paris. Boten auf Boten gingen an den König ab. Endlich am 7. September, nach 14 Tagen, erſchien der König auch in St. Denys. Allein der Sturm am folgenden Tage, Mariä Geburt, wurde abgeſchlagen, die Jungfrau, mit einem Pfeile am Beine verwundet, mußte auf Befehl des Königs wider ihren Willen — denn ſie wollte durchaus den Kampf erneuern — ſich zurückziehen und die Feinde im Feld und im Rath wußten das erſte Fehlſchlagen einer Unternehmung, welche die Jungfrau geleitet, gehörig auszubeuten.

Am 17. September zog ſich ſodann der König ebenfalls im entſchiedenen Widerſpruch gegen die Jungfrau an die Loire zurück, wo er den ganzen Winter über in Gien, Berry, Bourges verweilte.

Während im Oſten von Paris und in der Normandie ein kleiner Krieg, in Mord, Brand und Plünderung ausartend, fortdauerte, wurden an der Loire noch einige Plätze erobert, ein Sturm aber, den die Jungfrau im November gegen die Stadt Charité unternahm, mißlang wiederum. Bei allem dem unterhielt das Volk ihr unverändert ſeinen unbedingten Glauben und ſeine An-

hänglichkeit, wie auch der König, in deſſen Nähe ſie den Winter über blieb, ihr ſeine Gnade dadurch zu erkennen gab, daß er ſie mit ihrer ganzen Familie in den Adelſtand erhob.

Endlich aber von Ungeduld übermannt verließ ſie Ende März 1430 auf eigene Fauſt das Hoflager in Sully an der Loire und eilte über Melun und Sogey nach Compiegne, der Stadt zu helfen, die von den Burgundern belagert wurde. Es gelang ihr auch in der Nacht vom 22.—23. Mai mit einigen 100 Kriegsleuten ſich in die Stadt zu werfen. Als ſie aber an demſelben Tage gleich Abends einen Ausfall wagte und unaufhaltſam gegen die feindlichen Schaaren losſtürmte, warfen ſich Burgunder zwiſchen ſie und die Stadt; der anfangs geordnete, von ihr mit Kaltblütigkeit geleitete Rückzug artete unter den fortgeſetzten Angriffen der Feinde bald in wilde Flucht aus, ſo daß der Befehlshaber der Stadt, da die Feinde mit den Freunden in die Stadt einzudringen anfingen, die Zugbrücken aufziehen und das Thor ſchließen ließ. Die Jungfrau aber, wie die erſte im Angriff, ſo die letzte auf dem Rückzug, ſah ſich zuletzt von allen Seiten von den Burgundern umzingelt. Sie ergriffen die Zügel ihres Streitroſſes; ein pikardiſcher Bogenſchütze aber faßte ſie von der Seite an ihrem goldgeſtickten Sammtüberwurf und riß ſie mit ſtarker Fauſt vom Pferde herab. So fiel ſie am 23. Mai Abends 6 Uhr bei der Brücke von Compiègne in die Hände der Burgunder. Die Bahn ihrer Thaten war durchlaufen. Die Zeit ihrer Leiden begann.

Der Herzog, in deſſen Hände die Jungfrau gefallen war, ſchlug zwar das ſofort (26. Mai) an ihn gerichtete Begehren der Univerſität und der Inquiſition in Paris ab, die Gefangene als des Verbrechens der Ketzerei verdächtig vor die Inquiſition und Univerſität Paris zu ſtellen, verkaufte ſie aber nach langen Verhandlungen um die Summe von 10000 Frcs. an die Engländer, welchen ſie übrigens erſt im Monat November ausgeliefert wurde.

Den Engländern nämlich lag alles daran die Leitung des Prozeß-verfahrens gegen ſie in der Hand zu behalten, obwohl ſie das Gehäſſige desſelben dadurch von ſich abzuwenden ſuchten, daß die Gefangene wegen Vergehungen gegen die Kirche von einer kirchlichen Behörde gerichtet werden ſollte. Ihr Werkzeug dabei war der vertriebene Biſchof von Beauvais, Peter Cauchon. Johanna aber, für die kein Mund derer ſich aufthat, keine Hand derer ſich rührte, die ihr ſo viel zu verdanken hatten, welche von Frankreich und ſeinem Könige der Willkür der Feinde ſchutzlos preisgegeben wurde, wurde von den Burgundern in dem Schloſſe Beaulieu, das dem Grafen v. Luxemburg gehörte, feſtgehalten. Dort machte ſie Fluchtverſuche. Sie wurde deshalb in ein entferntes Schloß des Grafen gebracht und in einem gegen 70 Fuß hohen Thurme bewacht, übrigens von den beiden Edelfrauen, wie ſie ſelbſt verſicherte, mit rückſichtsvoller Zartheit und aufrichtigem Wohlwollen behandelt. Hier kam ſie, als ſie vollends hörte, ſie ſei den Engländern verkauft, zu dem ungeheueren Entſchluß, von der Höhe des Thurms herabzuſpringen. Im Gebete warnte ſie, wie ſie ſelbſt ausſagte, die heil. Catharina: Springe nicht herab, Gott wird Dir helfen. Sie ſprang herab in die ſchauerliche Tiefe. Man fand ſie am Fuße des Thurmes in einer tiefen Ohnmacht. Ausgenommen eine gewaltige Erſchütterung ihrer Nerven hatte ſie keinen Schaden genommen. Sie erholte ſich bald und that Gott und den Heiligen Abbitte wegen der Sünde ihres Sprunges. Sie wurde nun den Engländern am 21. November ausgeliefert und auf einem weiten, öfters durch längern Aufenthalt unterbrochenen Umweg gegen das Ende des Jahres ca. 28. Dezember nach Rouen gebracht. Unterwegs noch wurde die Jungfrau durch die Freudenbotſchaft von dem Entſatz ihrer theueren Stadt Compiègne und den erneuten Fortſchritten der königlichen Waffen gegen die Burgunder erquickt. In Rouen befand ſie ſich in einem Zimmer des Schloſſes, bewacht

von 5 Engländern Tag und Nacht, deren Zudringlichkeiten und Hohn sie ausgesetzt war, während sie selbst an den Beinen eiserne Fesseln trug, die bei Nacht mit einer Kette an einem Holzblock von 5—6 Fuß Höhe befestigt waren.

Durch ein Schreiben des Königs von England vom 30. Januar 1431 wurde Cauchon, Bischof von Beauvais, beauftragt, gegen die Jungfrau in gerichtlicher Weise vorzuschreiten, weil sie wider das göttliche Gesetz (5 Mos. 22, 5) Männerkleider angelegt und mit den Waffen in der Hand Menschenmord verübt, weil sie dem einfältigen Volke gesagt, sie sei von Gott gesandt und in die göttlichen Geheimnisse eingeweiht, weil sie noch anderer Vergehen und Verbrechen gegen die göttliche Majestät und den katholischen Glauben verdächtig sei. Das Gericht, durch den genannten Bischof gebildet, bestand aus etwa 100 Beisitzern, lauter Notabilitäten aus dem Stande der Geistlichkeit und Universitätslehrern, auch etliche Mediziner waren dabei. Alle aber, Richter, Ankläger, Beisitzer, Gerichtsschreiber und Gerichtsboten, waren durch ihre politische Stellung Gegner der Jungfrau. Die Verhöre wurden in französischer Sprache niedergeschrieben, nach einiger Zeit in's Lateinische übersetzt, redigirt und beglaubigt. Von diesen Urkunden sind 3 Abschriften in Paris; auch die französische Urschrift ist vom sechsten Verhör an erhalten. Der Hauptprotokollführer Manchon aber wird als ein durchaus zuverlässiger, grundehrlicher Mann geschildert. Ganz abgesehen davon aber erweist sich die Aechtheit der Protokolle aus deren Inhalt hinreichend.

In 15 Verhören vom 21. Februar bis 17. März — manchmal 2 an einem Tage — hatte die Jungfrau, die man noch durch die verwerflichste Belauschung auszuforschen suchte und der man allen Trost der Kirche versagte, die spitzfindigen und verwickelten Fragen gelehrter Theologen und Juristen zu beantworten, die alle Schliche und Kniffe anwendeten, um sie in ihren eigenen Angaben

zu fangen und der Ketzerei zu überführen. Die Fragen bezogen ſich auf 3 Punkte: 1) ihre Miſſion, 2) ihr Leben und Wirken, 3) ihr Verhältniß zur Kirche.

So argliſtig und verfänglich die Fragen waren, die man ihr vorlegte, ſchlau berechnet, ihr Aeußerungen zu entlocken, welche ſie in den Augen des voreingenommenen Glaubensgerichts in's Verderben ſtürzen mußten, ſo tumultuariſch in der Form war das Verfahren ſelbſt, beſonders in den erſten Sitzungen. Die Jungfrau erſcheint dabei in wunderbarer Hoheit; wie die Glocke eines ruhig über dem Geſchrei der Parteien waltenden Präſidenten, tönt ihre helle Stimme hinein in den Wirrwarr und Scandal der Sitzungen. Faſt bei jedem Worte wurde ſie unterbrochen, als ſie von den Erſcheinungen der Engel und Heiligen ſprach; die Fragen folgten einander Schlag auf Schlag, oft war ſie mit der Antwort nicht zu Ende, als man ſchon eine andere begehrte. „Schöne Herren", rief ſie dann, „machts einer nach dem andern." „Laßt mich hübſch mit einem oder zweien fertig werden." Wunderbar iſt die Spannkraft und Gegenwart ihres Geiſtes, ihre Schlagfertigkeit und Energie, der Schwung ihrer Phantaſie, die Schärfe des Verſtandes, womit ſie den weiſen Herrn die verborgenſten Hintergedanken aus der Seele lieſt und die Fallſtricke der verfänglichſten Fragen durchſchneidet, dabei verſchiebt oder verſchmäht ſie äußerſt behutſam die Antwort, wenn ſie fürchtet, die heil. Stimmen, mit denen ſie verkehrte, oder den König ihren Herren bloß zu ſtellen. Ja ſie ſcheute ſich nicht, öfters in ſolchen Fällen mit der vollen Wahrheit zurückzuhalten und ſich in einer gewiſſen Halbheit und Einſeitigkeit zu bewegen oder ſelbſt die Richter zu myſtificiren. Nicht ſelten ſpielt ein Zug feiner Ironie um ihre Lippen, der ſich zuweilen zum Ausdruck der Verachtung ſteigert. Daneben tritt ihre Einfalt, ihr Mangel an allen poſitiven Kenntniſſen in manchen Thatſachen hervor. Während man ſie über ihr Verhältniß zur Kirche und ihre Un-

terwerfung unter dieſelbe fragt, ergibt ſich, daß ſie den Begriff Kirche gar nicht kennt. Man bemüht ſich ihr denſelben klar zu machen und ſie beſonders über den Unterſchied der ſtreitenden und triumphirenden Kirche zu verſtändigen. Ebenſo verhält es ſich mit dem Begriff der Conzilien. Eben damals trat das Basler Conzil zuſammen. Als man ihr die Sache erklärt, ergreift ſie mit Wärme den Vorſchlag, ihre Sache dem Conzil zu unterſtellen, weil in demſelben nicht nur ihre Feinde, ſondern auch ihre Freunde, die Leute ihrer politiſchen Partei vertreten ſeien. Ja ſie verlangt vor den Papſt geführt zu werden. Als man ihr aber wieder die Frage ſtellte, ob ſie ſich der Entſcheidung dieſer Behörden unbedingt unterwerfen würde, da wird ſie ſtutzig und antwortet, daß ſie dies thun würde, ſofern ſie von ihr nichts Unmögliches verlangen d. h. nicht etwas, was im Widerſtreit ſtehe mit den Erſcheinungen, die ſie geſehen, und den Stimmen, die ſie gehört. Eine menſchliche Unfehlbarkeit erkennt ſie eigentlich nirgends an. Was Gott ſie geheißen, unterliegt nur Gottes Urtheil. Nur Gott iſt Richter über ſein Werk. Man ſieht, ſie befindet ſich hier, freilich unbewußt, in derſelben Stellung zu menſchlichen Autoritäten in Glaubensſachen, wie alle auf perſönliche Erweckung ſich ſtützenden Sekten, wie insbeſondere die Huſſiten, ihre Zeitgenoſſen, gegen welche ſie unter andern ein fulminantes und drohendes Schreiben erlaſſen hat.

Aus den Ergebniſſen dieſer Verhöre und aus den Erkundigungen, die man ſonſt über das Leben der Jungfrau eingezogen haben wollte, wurden 70 Klageartikel zuſammengeſtellt, welche der Jungfrau vom 26—31. März, in der Karwoche, vorgeleſen wurden.

Sie berief ſich auf ihre früheren Ausſagen, läugnete die meiſten Klagepunkte kurzweg und würdigte nur wenige einer eingehenden Gegenerklärung. Aus dieſen 70 wurde dann ein Auszug von 12 Artikeln gemacht, welche, ohne viele greifbare Unwahrheiten zu enthalten, eine ſchlaue Zuſammenſtellung waren, um das Bild der

gottbegeiſterten Heldin zur Mißgeſtalt einer Ketzerin zu verzerren. Ueber dieſe Artikel wurden 59 Gutachten der gelehrteſten Theologen und Juriſten, insbeſondere der pariſer Univerſität, eingezogen, welche alle, zum Theil, wie die pariſer Univerſität, in den ſtärkſten Ausdrücken, die Jungfrau verdammten. Nachdem ſie eine 14 tägige Krankheit überſtanden, wurde ſie zuerſt am 18. April privatim vor wenigen Zeugen durch den Biſchof ermahnt, zu geſtehen und zu widerrufen. Dieſe Ermahnung wiederholte ſich noch dreimal in großer feierlicher Verſammlung, unter Androhung der Folter und des Feuertodes, umſonſt. „Stünde ich vor Gericht und ſähe das Feuer brennen, den Holzſtoß fertig und den Henker bereit ihn in Brand zu ſtecken, ja ſtünde ich im Feuer, doch würde ich nichts anderes ſagen, ſondern was ich im Prozeß geſagt habe, darauf würde ich bis in den Tod gehen.“ (Der ehrliche Protokollführer ſchreibt hiebei auf den Rand: ſtolze Antwort!)

Jetzt wurde aber von dem Vorſitzenden, der durchaus wollte, Johanna ſolle ſich ſelbſt verdammen, ſich moraliſch vernichten, die Sache Frankreichs und ihres Königs brandmarken, von dem Biſchof auf das ohnehin abgehetzte und zermarterte Mädchen ein letzter Sturm mit Aufwand aller Schreckmittel gemacht, denen ſie unterlag. Die ſchauerliche Wahl zwiſchen Feuertod und Leben ſollte in ihrer unmittelbarſten Furchtbarkeit an ſie herantreten. Am 24. Mai mußte ſie auf einem hohen Gerüſt in den Räumen des Kirchhofes der Abtei von St. Ouen in Rouen, umgeben von dem Gericht, engliſchen Truppen und einer unabſehbaren Maſſe von Zuſchauern, die Predigt eines der gelehrteſten und begabteſten Redner über Joh. 15, 4 (wie die Rebe kann keine Frucht bringen von ihr ſelber, ſie bleibe denn am Weinſtock, alſo auch ihr nicht, ihr bleibet denn an mir) anhören, nachdem man ihr zuvor im Gefängniß auf das heftigſte zugeſetzt hatte. Mit ſteigender Energie und zermalmender Wucht wandte der Redner ſich an Johanna. Geduldig hörte

ſie zu, bis er den König als einen Abtrünnigen und Irrgläubigen bezeichnete. Da brach ſie ihr Schweigen, nannte den König den edelſten Chriſten und rief: ſprecht nicht von dem König, ſondern von mir. Als ſie auf dieſe Predigt und die folgende Ermahnung des Biſchofs, ſich dem Gerichte und der Kirche zu unterwerfen, ſtandhaft blieb, da las ihr der Biſchof die Formel des verdammenden Rechtsſpruchs langſam und in Pauſen vor, während welcher von allen Seiten mit Ernſt und Mitleid, mit Bitten und Drohen ihr zugeſetzt wurde. Als der Biſchof mit den Worten: Ketzerin und Ausgeſchloſſene, von der Kirche abgeſchnittenes, von dem Ausſatz der Ketzerei angeſtecktes Glied des Satan, langſam und feierlich geendet, da erbebte ſie im innerſten Grunde ihres Weſens, ein Angſtſchrei drängte ſich aus ihrer Bruſt, ihre Kraft brach zuſammen und mit beklommener Stimme ſprach ſie zum Biſchof: Ich will alles halten, was die Richter und die Kirche ſagen und entſcheiden werden, ich will in allem ihrem Befehl und Willen gehorchen. Die natürliche Folge war der Widerruf, das Abſchwören ihrer Miſſion. Das Abſchwören, das Johanna zuerſt nicht verſtanden, wurde nun feierlich vor der ganzen Menſchenmaſſe vollzogen. Die Formel, in lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache vorhanden, enthält ein Bekenntniß zu dem Inhalt der Anklageakte und den 12 Artikeln. Sie iſt mit dem Zeichen der Jungfrau unterſchrieben (ein Kreis oder Null). Sie hatte ſich zuletzt noch bemüht, ihren Namen (Jehanne) malen zu lernen. Darauf wurde das Urtheil der Gnade verkündigt, wonach Johanna von den Banden der Excommunication befreit, aber weil ſie gegen die Kirche freventlich geſündigt, zu immerwährendem Gefängniß beim Brote der Schmerzen und Waſſer der Trübſal verurtheilt wird. Unter dem Hohn der Wächter und Kriegsknechte und den Glückwünſchen der Richter ins Gefängniß zurückgeführt, legte ſie ſofort Weiberkleider an und ließ ſich das Haar ſcheeren.

Aber man hatte ſich verrechnet. Was ſie geſprochen, als man ihr mit der Folter drohte, traf ein: „ihr ſollt mir die Glieder von einander reißen und die Seele aus dem Körper treiben, ich werde euch doch nichts anderes ſagen, und wenn ich auch etwas anderes ſagte, ſo würde ich hintendrein ſtets behaupten, daß ihr mich mit Gewalt dazu gezwungen.“ Schon 3 Tage nach der Abſchwörung gelangte die Meldung an den Biſchof, Johanna ſei rückfällig geworden und habe ihre Mannestracht wieder angelegt. Das letztere hinderten die wachehaltenden Engländer nicht, weil ſie wüthend waren über den Widerruf der Jungfrau, wodurch ihnen der Genuß entgieng, ſie verbrennen zu ſehen; ja ſie legten es ihr nahe und nöthigten ſie dazu durch ihre ſchamloſen Zudringlichkeiten, ſo daß Johanna ein erträgliches Gefängniß und eine Frau zu ihrer Umgebung verlangte. Außerdem aber erklärte ſie, als der Biſchof am 28. mit Gerichtsbeiſitzern in den Kerker kam, um ſie zu verhören, daß ſie wieder die Stimmen der h. Catharina und Margareta gehört, welche ihr ſagten, daß ſie eine große Sünde begangen, indem ſie die Abſchwörung und den Widerruf that, um ihr Leben zu retten. „Es iſt wahr, ſagte ſie, daß Gott mich geſandt hat. Was ich gethan, iſt aus Furcht vor dem Feuer geſchehen. Nichts habe ich widerrufen, was ich nicht gegen die Wahrheit widerrufen hätte.“ Zu dieſen Worten macht der Protokolliſt die Randbemerkung: todtbringende Antwort. Capta est, rief der Biſchof den Engländern zu, die ihre teufliſche Freude, daß ihnen nun das Opfer nicht entgehen ſollte, nicht verbergen konnten. Das Gericht erklärte ſie ſofort für rückfällig und irrgläubig. Danach wäre ſie der weltlichen Obrigkeit zu überlaſſen mit der Bitte, mild gegen ſie zu verfahren; das war die heuchleriſche Phraſe, ſie dem Feuertode zu übergeben.

Ungeachtet ſie genau wußte, was ihr bevorſtand, entrang ſich doch ihrer Bruſt ein jammervoller Schmerzensruf, als man ihr

das Urtheil am 30. Mai verkündete. Wehe, wehe! rief ſie, daß man mich ſo entſetzlich grauſam behandelt. Lieber wollte ich ſiebenmal enthauptet als ſo verbrannt werden. Bald aber faßt ſie ſich, ſie beruft ſich auf Gott, den großen Richter aller Ungerechtigkeit. Mit Gottes Hilfe, rief ſie, werde ich im Paradieſe ſein, verlangte die Beichte und die h. Communion, was ihr auch bewilligt wurde. Unter Strömen von Thränen, ſagt ihr Beichtvater, und mit einer Demuth und Andacht, die ich nicht zu ſchildern vermag, nahm ſie den Leib Chriſti. In der Frühe des 30. Mai wurde ſie auf einem von einer ſehr wohlbewehrten Kriegerſchaar umgebenen Karren, auf dem ihr Beichtvater und der Gerichtsbote ſaßen, nach dem Altmarkt, der Gerichtsſtätte geführt. Schon auf dem Wege dahin wurden alle, die ſie ſehen und hören konnten, durch ihre Klagen und Thränen und durch ihr brünſtiges Beten tief erſchüttert und gerührt. Auf dem Richtplatze waren drei Gerüſte für die geiſtlichen und weltlichen Richter und für die Prälaten errichtet. Dabei war auf einem weiteren Gerüſte der Holzſtoß aufgeſchichtet. Eine Tafel an demſelben trug die Inſchrift: Johanna, welche ſich hat die Jungfrau nennen laſſen, Lügnerin, Verderberin, Verführerin des Volkes, Wahrſagerin, abergläubiſch, Gotteslästerin, hoffärtig, irrgläubig, Prahlerin, Götzendienerin, grauſam, liederlich (dissolue), Anruferin von Teufeln, abtrünnig, ſchismatiſch und ketzeriſch. Eine unabſehbare Zuſchauermaſſe umgab den Richtplatz. Hier mußte ſie zuerſt eine Predigt anhören über den Text 1 Cor. 12, 26: wenn ein Glied leidet, ſo leiden alle Glieder. Dann als ſie abermals zur Buße ermahnt war, las der Biſchof das Endurtheil, von deſſen fanatiſchem und heuchleriſchem Inhalt ich nur die Worte anführe: „Wir glaubten, du hätteſt aufrichtig widerrufen, aber dein Herz iſt abermal verführt worden von dem Fürſten der Lüge, du biſt zurückgefallen in dieſelben Irrthümer, wie ein Hund zu ſeinem eigenen Geſpei zurückkommt.“ Worte, die man wohl

terſuchung des Prozeſſes der Jungfrau an, mit dem Auftrag, dann das Urtheil nach Recht und Gerechtigkeit ohne Berufung zu ſprechen. Das zu dieſem Behuf am 7. November 1454 in Rouen zuſammengetretene Gericht, welches die ganze Unterſuchung und das Verfahren dabei wieder aufnahm, gab denn auch nach ſiebenmonatlicher Thätigkeit im Juli 1456 ſeine Entſcheidung dahin:

daß jene 12 Artikel der Anklage als falſch, verleumderiſch, trügeriſch und den Geſtändniſſen nicht entſprechend für ungiltig erklärt werden, und vernichtet, caſſirt, von Gerichtswegen zerriſſen werden ſolle,

ferner, daß der ganze Prozeß und ſeine Urtheile als Betrug, Verleumdung, Bosheit, Widerſpruch, offenbaren Irrthum im Rechte und in der Sache enthaltend, mit der Abſchwörung und allen ſeinen Folgen null und nichtig ſind, keine Kraft und Giltigkeit gehabt haben und noch haben. Wir erklären ſomit, heißt es weiter, die Johanna und ihre Verwandten als gereinigt und frei von allem Schimpf und jedem Flecken.

Zuletzt wird die feierliche Verkündigung dieſes Urtheils in Rouen und anderen Orten des Königreichs, ſo wie die Errichtung eines ehrenden Kreuzes an der Stätte, wo Johanna grauſam verbrannt und erſtickt war, angeordnet. Denkmäler zu ihrem Andenken, zum Theil aus der neueſten Zeit, beſtehen in Orleans (Reiterſtatue), Rouen (Brunnen und Standbild), in Domremy (Bruſtbild von Alabaſter). Ebendaſelbſt wurde 1820 durch Ludwig XVIII. an der Stelle, wo das Elternhaus der Jungfrau geſtanden, eine Freiſchule für Mädchen errichtet. Die Familie ſelbſt iſt im 17. Jahrhundert in männlicher Linie ausgeſtorben.

Die angeführten Thatſachen ſind alle hiſtoriſch beglaubigt und das Mythiſche und Legendenartige, was ſich an die Perſon und Schickſale der Jungfrau noch zu ihren Lebzeiten angehängt hat, iſt dabei abgeſtreift. Hiernach iſt es für die Geſchichtſchreibung

geſtorben. Die öffentliche Meinung brandmarkte das ganze Verfahren, die Theilhaber derſelben wurden von der Volksſtimme geächtet, wo einem derſelben ein Unfall traf, erkannte das Volk darin ein Strafgericht und man ließ es ſich nicht ausreden, daß alle am Tode der Jungfrau Schuldigen auf ſchimpfliche Weiſe um's Leben gekommen ſeien.

Wenn aber der zweite Theil ihrer Miſſion, den Herzog von Orleans zu befreien und die Engländer aus Frankreich zu vertreiben, auch nicht, wie ſie ſelbſt vielleicht ſich es dachte, durch ihre perſönliche und unmittelbare Mitwirkung zur Vollziehung gelangte, ſo bleibt es doch wahr, daß mit ihrem Auftreten das ſeiner Auflöſung nahe gebrachte franzöſiſche Volk ſich wieder aufraffte und um ſeinen angeſtammten König ſcharte, daß dieſer König ſelbſt und ſein Hof, zuvor kleinmüthiger Verzweiflung hingegeben und durch ränkevolles Treiben gelähmt, jetzt anfing ſich wieder zu ermannen, die Kräfte der Nation zuſammenzufaſſen und das von Niemand anders als von der Jungfrau aufgeſteckte, leuchtende Ziel, die Vertreibung der Engländer, nun unbeirrt zu verfolgen. Ja, der König ſelbſt perſönlich erſcheint in den letzten 25 Jahren ſeiner Regierung in einem weit vortheilhafteren Lichte. Dieſelbe iſt in der franzöſiſchen Geſchichte bezeichnet durch kräftige und nachhaltige Maßregeln zum Schutze des Reichs nach außen, zur Ordnung des Staatshaushalts und zur Befeſtigung der Königsmacht, welche nunmehr über den Parteien eine dem Bürger- und Bauernſtand ſchützende Stellung gegenüber von dem wilden und trotzigen Treiben des Adels einnahm.

Aber auch die Ehrenrettung der Jungfrau ſelbſt, in aller Form Rechtens, nachdem während des Prozeſſes und in der nächſten Zeit nachher für ſie nichts geſchehen war, hat der König ſpäter als ſeine heilige Pflicht erkannt. Ein Befehl des Königs vom Jahre 1450 und ein päpſtliches Breve von 1455 ordneten ein Verfahren zur Un-

richtig voraus, ſie meint irrigerweiſe befreit zu werden, wenn ſie den König von England geſehen, ſie merkt nicht, daß ſie auf dem linken, ſtatt auf dem rechten Ufer der Loire gegen Orléans geführt wird, bis ſie die Stadt ſelbſt anſichtig wird, ſie ſpringt vom Thurm in Beaurevoir in der falſchen Hoffnung ſich zu retten.

Die Beſchränktheit ihrer Intelligenz ergiebt ſich ferner aus ihrem Strafbrief an die Huſſiten, denen ſie Krieg androht, aus der Nothwendigkeit ihr ein Licht aufzuſtecken über das Weſen der katholiſchen Kirche und den Conzilien.

Wir legen alſo auf dieſes Wiſſen und Vorauswiſſen von Dingen, die ein gewöhnliches Menſchenkind nicht wiſſen kann, kein Gewicht. Ohnehin ſind alle Nachrichten darüber auch nicht ſo ganz geſichert und übereinſtimmend, daß man nicht manche dieſer Angaben auch als Erzeugniſſe der Mythenbildung um ihre Perſon anſehen könnte. Zu beachten iſt vielmehr, daß ſie ſelbſt alles Zeichen- und Wunderthun von ſich gewieſen hat. Sie glaubt nicht an Feen und Zauberei. Sie will nichts hören von Weihen der Fahnen und Kerzen, Roſenkränzen, Amuletten, vom Beſprechen der Wunden, vom Auffangen der Kugeln, Feſtmachen der Soldaten, Heilung von Krankheiten durch Bauchreden, von dem weit verbreiteten Glauben an die Heilkraft der Ringe; das alles verwirft ſie als Aberglauben, ſie kann es nicht leiden, daß die Leute ihre Hände, Kleider, Waffen küßten. Ein, wie es ſchien, dem Tode verfallenes Kind wird auf ihr brünſtiges Gebet hin beſſer und ſcheint ſich zu beleben, ſtirbt aber bald darauf. Sie entlarvt falſche Propheten und Prophetinnen, die ſich ihr an die Seite drängen. Als man ein Zeichen von ihr verlangte bei der Unterſuchung in Poitiers, verweigert ſie dies; in Orléans, erklärt ſie, werde ſie ein Zeichen thun.

Aber ſehen wir, was nach allem dieſem die hiſtoriſche Kritik doch ſtehen laſſen muß. Ein achtzehnjähriges Bauernmädchen, ohne alle Schulbildung, aber von tiefer Religioſität und inniger Anhäng-

lichkeit an den König und ſein Recht, völlig unbekannt mit dem Kriegsweſen, mit Geſchütz und Waffen, mit Führung und Aufſtellung der Heerhaufen fühlt ſich unwiderſtehlich berufen, den König und das Land zu retten, an die Spitze von kriegeriſchen Unternehmungen zu treten, die Erbfeinde des Landes zu vertreiben und ihren Herrn und König nach Rheims zur Krönung zu führen. Nichts, keine Schwierigkeit hält ſie zurück, ſie muß zum König, und wenn ſie auf den Knieen zu ihm rutſchen müßte; ſie reißt ſich los von Eltern und Heimat; ſiegreich überwindet ſie den ſo natürlichen Unglauben und das Mißtrauen, das man in ihre Ausſagen ſetzt, in Vaucouleurs an dem Hofe des Königs. Sie ſetzt ſich zu Roß, das ſie lenkt, wie der erfahrenſte Reiter, ſie entſetzt in 5 Tagen unter blutiger von ihr im Widerſpruch mit anderen Heerführern erzwungenen Kämpfen die aufs äußerſte bedrängte Stadt Orléans, ſie miſcht ſich in das dichteſte Handgemenge, beim gefährlichſten Stürmen trägt ſie, Verwundung nicht ſcheuend, die Fahne hoch, ſie erobert die feſten Plätze um Orléans und ſchlägt die Engländer in offener Feldſchlacht, reißt den König und ſein ungläubiges Gefolge mit ſich fort vor die von den Burgundern beſetzten Städte, welche ihr die Thore öffnen und führt in einem ſiegreichen Marſch, auf welchem ihr das Kriegsvolk von allen Seiten zuſtrömt, in etwa 3 Wochen den König von der Loire zur Krönung nach Rheims. Zwar mißlingt ihr nachher manches, gehemmt durch die zweideutige Politik und die Unentſchloſſenheit des Königs und die Perfidie ſeiner Umgebung. Vergeblich ſtürmt ſie Paris und andere feſte Städte, ſie wird endlich gefangen, prozeſſirt und erleidet den Feuertod. Aber der Umſchwung der kriegeriſchen Erfolge, den ſie und nur ſie allein im Kampfe mit faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten herbeigeführt, das nationale Selbgefühl, der feurige Patriotismus des Volkes, den ſie und nur ſie allein geweckt, bleibt, die Waffen des Königs machen unaufhaltſam Fortſchritte, die Engländer werden

aus einer Stadt nach der andern verdrängt. Aus ihrer Aſche entſteigt das freie, von der Fremdherrſchaft erlöſte Frankreich. Wo finden wir denn etwas ähnliches in der Geſchichte? Wohl haben geniale Feldherrn, erleuchtete Staatsmänner durch Liſt und Gewalt ihr am Rande des Verderbens ſtehendes Vaterland gerettet. Aber wo iſt es denn geſchehen, daß eine ſolche Rettung von einem ſchlichten, mit den Geſchäften des Kriegs und der Staatskunſt völlig unbekannten 18jährigen Bauernmädchen zu Stande gekommen wäre?

Denken wir uns, ein junger Menſch hätte bisher fern von aller Muſik und muſikaliſchen Anregung gelebt. Auf einmal fühlt er einen unwiderſtehlichen Drang in die Hauptſtadt zu gehen und dort bei Hof ein Konzert zu geben. Man ſucht ihn auf jede Weiſe von dem abenteuerlichen Gedanken abzubringen; umſonſt. Man gibt ihm endlich eine Harfe und er eilt in die Reſidenz; dort entlockt er den Saiten die wundervollſten Töne, die ſchönſten Melodien, die prächtigſten Accorde. Die ganze Stadt iſt von ihm bezaubert, er wird in den Adelſtand erhoben, alles drängt ſich um ihn und es ergreift ein muſikaliſcher Enthuſiasmus die ganze Einwohnerſchaft.

Es wäre dies kaum wunderbarer als was wir von dem Mädchen von Domremy erleben. Wohl ſchlägt zuweilen wie ein Blitz ein genialer Gedanke in die Seele, erleuchtet den ganzen Menſchen und gibt ihm eine neue bisher unerkannte Richtung.

„Jede irdiſche Schönheit iſt wie die erſte des Himmels
eine dunkle Geburt, aus dem unendlichen Meer"
„Wie die erſte Minerva ſo ſteigt mit der Aegis gerüſtet
aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts."

Schlummernde Kräfte können plötzlich erwachen und mit großer Energie hervortreten. Aber ſo groß und unberechenbar die Macht des Genies iſt, gewiſſe Leiſtungen ſetzen doch eine mechaniſche

Uebung, eine angelernte Kunſtfertigkeit voraus, die erſt erworben werden muß, der genialſte Muſiker muß eben gewiſſe mechaniſche Manipulationen ſich aneigenen, er muß die Inſtrumente kennen lernen, er muß die Natur und Wahlverwandtſchaft der Töne und Akkorde ſtudiren. Man könnte aber verſucht ſein, auf die Jungfrau den Mythus des Orpheus anzuwenden, der durch die Macht ſeiner Töne Felſen und Bäume in Bewegung ſetzte; Ströme in ihrem Laufe aufhielt, wilde Thiere zähmte und bändigte. Das Mädchen von Orléans wirft den Hirtenſtab weg, ergreift das Schwert, ſteigt zu Roß, zieht unangefochten mitten durch Feindesland, verkündet ihre Berufung, ſetzt muthloſe ſteinerne und ungläubige Herzen in Bewegung, hemmt den Siegeslauf der Feinde und zähmt die wilden Kriegshorden, daß ſie ihr folgen, wie einſt das Lamm auf der Weide. — Sie weiß die richtige Straße nach Orléans von Tours beſſer als die Kriegskundigen, die ſie täuſchen wollen, ſie bezeichnet und ſtürmt die Schanzen, die man für uneinnehmbar hält, ſie ordnet die Heerhaufen, ſtellt die Geſchütze, erobert und gewinnt die Städte — ja ſie erzwingt dies alles im Kampfe mit widerwilligen Höflingen und einem unentſchloſſenen Fürſten. Sie entflammt das ganze Volk zu einem edlen Selbſtgefühl und ſetzt dem noch eben verlaſſenen und verzweifelnden Fürſten nach einem kurzen Feldzug von zwei Monaten die Krone ſeiner Väter aufs Haupt. Wo ſind hier die vermittelnden Urſachen zwiſchen dem Bauernhaus in Domremy und der Cathedrale zu Rheims?

Wir wiſſen nichts davon, daß die Jungfrau Uebungen im Reiten, im Gebrauch der Waffen angeſtellt, daß ſie militäriſche oder Terrainſtudien gemacht oder ſich unterrichtet hätte, wie man Schanzen ſtürmen, Geſchütze aufpflanzen, Heerhaufen aufſtellen müſſe. Auch wäre die dazu ihr gegebene Zeit, die uns auf den Tag hin bekannt iſt, in Chinon und in Tours viel zu kurz gewe-

ſen, auch wenn wir die eminenteſte Begabung und Empfänglichkeit bei ihr vorausſetzen.

Sie hatte unmittelbare göttliche Offenbarungen, ſie kommt von Gott und thut die Werke Gottes. So lautet ihr Bekenntniß, das ſie überall offen und mit freudiger Zuverſicht vor Freund und Feind ausgeſprochen hat und dem ſie nur einmal in einer ſchwachen Stunde, wie ſie auch ernſte und kräftige Männer gehabt, Petrus, Galilei, Hieronymus von Prag, überwältigt von der entſetzlichſten Seelentortur, untreu geworden, welches ſie aber ſofort wieder aufgenommen und unter den Flammen des Scheiterhaufens behauptet hat. Sie ſteht im Verkehr mit der überſinnlichen Welt, ſie hört Stimmen, ſieht Geſtalten von Engeln und Heiligen. Was ſie thut, thut ſie auf die Mahnung dieſer Stimmen und wo ſie dieſe nicht befragt oder nicht befolgt, trifft ſie Unglück. Laſſen ſie uns dieſe Erſcheinungen, an der Hand ihrer eigenen Angaben in den Prozeßakten, etwas näher betrachten.

Es iſt ſchon oben gezeigt worden, wie ſie angibt, in ihrem 13. Jahre das erſtemal in dem Garten ihrer Eltern eine ſolche Offenbarung gehabt zu haben, wie dieſe Offenbarungen ſich ſpäter immer häufiger wiederholt haben und auch während ihrer Leidenstage ihr ſtets und zwar in ſteigendem Maße zu Theil geworden ſind. Es erſcheint ihr der Erzengel Michael, Gabriel und viele andere Engel, die heil. Catharina und Margareta; ſie ſieht ſie mit ihren leiblichen Augen und unterſcheidet ſie von einander, ebenſo hört ſie ihre Stimmen. Sie iſt ſo überzeugt davon, daß es die Engel, die Heiligen ſind, wie ſie überzeugt iſt, daß es einen Gott giebt und daß der Herr Jeſus für uns in den Tod gegangen iſt. Neugierige Fragen über die Geſtalt des Michael, Größe, Gliedmaßen, Haare, Augen, Krone, ob er Flügel habe u. ſ. w., weiſt ſie zum Theil mit Verachtung zurück. Von den andern Engeln ſagt ſie, einige haben Flügel, andere Kronen. Sie begrüßt ſie,

wenn ſie erſcheinen, indem ſie ſich verneigt und die Kniee beugt. Manchmal macht ſie auch das Zeichen des Kreuzes. Die h. Catharina und Margareta hat ſie mit ihren Armen umfaßt und dabei eine gewiſſe Wärme empfunden, auch gieng ein Wohlgeruch von ihnen aus. Wenn die Geiſter ſich entfernen, hat ſie Heimweh, ſie weint, ſie küßt die Erde, über die ſie hingegangen ſind, ſie wünſcht, ſie hätten ſie mit ſich genommen. Ihre Stimme, an welcher ſie ſie auch unterſcheidet, iſt ſchön, ſanft und demüthig. Sie ſprechen vortrefflich und zwar franzöſiſch, weil ſie auf Seiten der Franzoſen ſtehen. Johanna verſteht ſie ſehr gut. Schöne, überaus koſtbare Kronen glänzen auf den Häuptern der Heiligen. Sie vernimmt ſie überall, beſonders iſt das Geläute der Glocken der Wahrnehmung der Stimmen förderlich. Zuerſt kamen ſie in längeren Zwiſchenräumen 2—3 mal in der Woche, bald öfter, insbeſondere erklärt ſie, über alle Kriegsunternehmungen Kundgebungen von oben erhalten zu haben. In dem qualvollen Zwiſchenraume von der Gefangennehmung bis zum Tode erhält ſie täglich, manchmal öfter im Tag, Rath, Troſt, Stärkung, Anweiſung, was ſie antworten, was ſie verſchweigen ſoll. Sogar die Beichte nehmen die Heiligen ihr ab, welche die Richter ihr verſagen. Die Heiligen kommen theils von ſelbſt; Johanna bittet ſie Gottes Rath einzuholen; die Heiligen tragen Gott die Bitte vor und ertheilen dann der Jungfrau Antwort. Ein andermal bittet Johanna Gott und die Jungfrau Maria die Heiligen zu ſenden. Alsbald nach dem Gebet erſcheinen die Heiligen und verkünden Gottes Willen. Etwas Schriftliches hat ſie nie von ihnen erhalten, ſondern ſtets mündlich mit ihnen verkehrt. Was die Stimmen ihr je befohlen haben, hat ſie nach Kräften gethan. Die Stimmen gebieten nichts, was nicht Gottes Wille iſt. Den Stimmen gehorchen heißt alſo Gott gehorchen. Denn die Engel und Heiligen lieben, was Gott liebt, und haſſen, was Gott haßt. So kann ſie von ſich ſagen, daß ſie nur thut,

was Gott will, daß ſie von Gott geſandt iſt. Auf Gottes Befehl iſt ſie nach Frankreich gegangen und hätte ſich nicht zurückhalten laſſen, und wenn ſie 100 Väter und Mütter gehabt hätte. Denn in allen Stücken iſt es beſſer Gott gehorchen, als den Menſchen.

Man ſieht einerſeits die kindlichen und ſinnlichen Anſchauungen, welche dieſen Geſichten zu Grunde liegen, andererſeits die unumſtößliche Feſtigkeit der Ueberzeugung, den felſenfeſten Glauben an ihre Weſenheit. Die Heiligen kommen theils von ſelbſt, theils gerufen, ſie hören die Anliegen der Jungfrau, ſie gehen zu Gott und bringen Gottes Beſcheid; ſie werden mit den Sinnen wahrgenommen, mit dem Geſicht, Gehör, Geruch und Gefühl. Das Gehör aber iſt vorherrſchend; deſſen Offenbarungen ſind die klarſten; über die Wahrnehmung des Geſichts gefragt, ſpricht ſie zwar von Kronen und Flügeln, aber ſie weiſt doch nähere Angaben zum Theil unwillig zurück. Die Geſichtsbilder haben ihr offenbar etwas Verſchwommenes, wie es auch dem gewöhnlichen Menſchen mit den Geſtalten der Einbildungskraft geht, die auf den Geſichtsſinn ſich gründen. Man kann ſie nicht feſthalten und ſie trotzen einer analytiſchen Beſchreibung. Auch an Traumbilder erinnern jene Erſcheinungen, wie denn die Jungfrau ſie auch manchmal an den Zuſtand des Schlafes anknüpft, wenn ſie durch dieſelben geweckt wird, ſo daß ſie faſt als Fortſetzung des Traumzuſtandes erſcheinen, freilich mit dem Unterſchied, daß an die Stelle des Schlafes jetzt das Wachen getreten iſt. So viel oder ſo wenig ſie aber von jenen Erſcheinungen durch das Geſicht feſtgehalten hat, ſo iſt doch das, was ſie feſtgehalten hat, ganz aus der Welt ihrer irdiſchen Anſchauungen entnommen. Die Kronen und Flügel, der Strahlenglanz, den ſie an den Heiligen wahrnimmt, die vielen kleinen Engel, die ſie geſehen haben will, ſind ganz nach Analogie der in den Kirchen befindlichen Gemälde und Statuen gebildet. Daher kann ſie auch auf die Frage, woran ſie den

Erzengel Michael erkannt habe, ehe er ſich ſelbſt zu erkennen gegeben, die naive Antwortgeben; „weil ich ihn mit leiblichen Augen geſehen.“ Ja ſie kann auch ſagen, ſie habe ihn an der Sprache erkannt. Wahrſcheinlich hatte das fromme Kind viele Legenden von Engeln und Heiligen gehört, in welchen dieſelben redend eingeführt wurden, nach dem Vorgange der h. Schrift, und zwar vielleicht jeder in einer ihm eigenthümlichen Redeweiſe und beſtimmten Wortformen.

Daß nun dieſe Erſcheinungen und Stimmen nicht etwa Täuſchungen oder aus ihr ſelbſt erzeugte Gebilde ſeien, ſondern weſenhaft, ſo weſenhaft, wie jeder andere außerhalb ihrer Perſon ſtehende Gegenſtand, den ſie ſieht oder hört, das ſteht ihr ſo unerſchütterlich feſt, daß ihr ganzes Leben und Thun von denſelben beherrſcht wird. Und zwar geſchieht dies nicht nur ſo, wie ein charakterfeſter und beſonnener Menſch, der weiß, was er thut, und thut, was er weiß, ſein Leben und Thun von gewiſſen Grundſätzen leiten läßt, von denen er nicht abweicht, ſondern ihr Leben und Thun wird unter dem leitenden Einfluß dieſer Stimmen zu einem ganz neuen und außerordentlichen, zu deſſen Erklärung alle und jede äußeren Vorausſetzungen und vermittelnden Motive zu fehlen ſcheinen.

Wir haben das Räthſel dargelegt, wie wollen wir es löſen? Werden wir den Glauben der Jungfrau an das Weſenhafte und Reale ihrer Erſcheinungen theilen und in ihr übernatürliche Kräfte, eine Geſandtin Gottes erkennen? Es iſt leicht, unter Berufung auf das aufgeklärte Zeitalter, in dem wir leben, ſolche Vorſtellungen einfach als Ausgeburten einer verſchollenen Zeit, die Gottlob hinter uns liege, zu betrachten und ſolchen Glauben als Aberglauben zu brandmarken. Allein mit dieſer Phraſe iſt wenig ausgerichtet. Unſere Zeit iſt allerdings gegenüber den früheren Jahrhunderten humaner und aufgeklärter. Aber ſie iſt gerade ſo auf-

geklärt, um zu wiſſen, daß eben ſo vieles und gerade auf dem Gebiete, auf dem wir uns hier befinden, wo es ſich handelt, um das Leben der menſchlichen Seele und ihre Berührungen mit der dieſſeitigen und jenſeitigen Welt, noch gar nicht aufgeklärt iſt. Unſere Zeit iſt ſo aufgeklärt, um unumſtößliche Thatſachen, die nun einmal hiſtoriſch beglaubigt ſind, nicht ſofort zu verwerfen, weil ſie dieſelben noch nicht zu erklären vermag. Dieſe Aufklärung unſerer Zeit unterſucht zwar das Geſchichtliche mit aller Gründlichkeit, aber ſie reſpectirt das Erhabene, macht vor demſelben Halt und hält es feſt, ſollte die Ergründung des Wie? Warum? auch erſt ſpäteren Geſchlechtern vorbehalten bleiben. Zu dieſer Aufklärung bekenne ich mich von ganzem Herzen. Mit dieſem Reſpect ſtehe ich auch vor den erhobenen geſchichtlichen Thatſachen über das Leben und Thun der Jungfrau von Orléans.

Ich will aber meine Anſchauungen über das, was den geheimnißvollen Hintergrund dieſes Lebens bildet, über die Erſcheinungen und Stimmen nicht zurückhalten. Von einer objectiven Realität derſelben kann natürlich nicht die Rede ſein. Abgeſehen von der ſehr problematiſchen Exiſtenz der Weſen, welche ſie geſehen und gehört, von welchen ſie ſogar einen Duft, eine Wärme empfunden haben will, zeigt ſich der rein ſubjective, ihrer Perſon allein anhaftende Charakter derſelben darin, daß ſie nur ſie allein und ſonſt Niemand ſich von der Realität dieſer Erſcheinungen überzeugt hat. Wenn etwas bloß meinen Sinnen ſo oder ſo erſcheint, während die andern Menſchen, die mit denſelben Sinnen ausgerüſtet ſind, gar nichts davon oder etwas ganz anderes übereinſtimmend wahrnehmen, habe ich allen Grund, ein Mißtrauen in die Realität meiner Anſchauung zu ſetzen gegenüber von der Anſchauung der übrigen Menſchen. Die Stimmen und Erſcheinungen hat Niemand wahrgenommen als Johanna allein. Es wird nirgends etwas davon berichtet, daß auch andere ſie geſehen

oder gehört hätten. Sie hatte ja auch im Kerker faſt täglich Erſcheinungen und Stimmen, während immer 5 Soldaten bei ihr waren, die nichts davon hörten und ſahen. Außerdem ſind die Formen und Attribute, unter denen ſie erſcheinen und ſich hören laſſen, der Lichtglanz, die Kronen, die Flügel, die Sprache und Stimmen, wie ſchon oben bemerkt, ganz dem engen Kreiſe entnommen, in welchem ſich Johanna bewegt. Die Malereien und Statuen der Kirchen und Kapellen, die Geſchichten und Legenden der Propheten, der Apoſtel und Heiligen und Engel erfüllten von Kind auf die Seele des frommen Mädchens, das die Einſamkeit liebte und ſich an heiligen Stätten und in andächtigen Stunden wohl auch in einem Zwiegeſpräch mit den Gegenſtänden ihrer Andacht erbaut haben mag. Man belauſche Kinder, beſonders Mädchen, bei ihren Spielen, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind. Welch belebte Szenen, wie reich bewegte Handlungen ſchafft ihre fruchtbare Phantaſie. Wie verlieren ſie ſich ganz in die Gegenſtände und Situationen der von ihnen ſelbſt geſchaffenen kleinen Welt. Wie ungern reißen ſie ſich davon los! Wie tragen ſie die Auftritte und Worte nicht blos in ihre Träume, ſondern auch in das wirkliche Leben über, ſo daß Kinder, welchen viel Raum geſtattet wird zu ſolchen Spielen der Phantaſie, auch im wirklichen Leben etwas Aufgeregtes, Geſteigertes, auch Gehobenes, Ideales davontragen. Die Bilder und Gedanken und Worte aber, die die feurige Seele des Kindes bewegten, projizirten ſich gleichſam, ſtellten ſich ihr gegenüber als verkörperte reale Weſen, traten als Stimmen und Gefühle aus dem Paradies ihr vor die äußeren Sinne. Sie verkehrt im Geiſte mit Heiligen und Engeln, bald hört und ſieht ſie dieſelben, und der Wachenden widerfährt, was ſonſt nur Träumenden geſchieht.

Läßt ſich das alles aus der tiefen, in ſich gekehrten und innigen Frömmigkeit, in der das Mädchen aufwuchs und lebte, ab-

leiten, ſo müſſen wir den Grund, warum der Verkehr mit den Engeln und Heiligen gerade dieſe beſtimmte Richtung nahm auf die Rettung des Vaterlandes, in dem patriotiſchen Sinne des Mädchens ſuchen, der nicht minder als die Religioſität ein weſentliches Moment in ihrem Leben bildet. Die Kunde von dem Unglück des königlichen Hauſes, von dem Wahnſinn des Vaters, von der Enterbung und Verſtoßung des Sohnes, von der Invaſion der Fremden und dem Bunde des Burgunders mit dieſen war auch in die ſtillen Hütten des entlegenen Dörfchens gelangt und dort mit um ſo größerer Theilnahme vernommen worden, als die einfachen Landleute gewohnt waren, biedere Treue und Anhänglichkeit ihrem Schutz- und Schirmherren zu widmen, dem ſie, als zu deſſen Kammergut gehörig, ſich beſonders verpflichtet erachteten. Das Königthum aber erſchien damals dem armen gedrückten Volke keineswegs als eine überflüſſige Inſtitution, oder als eine ſchwere, möglichſt bald abzulöſende Laſt, ſondern als ein theurer und wirkſamer Schutz gegen die Willkür und Uebergriffe des ihm zunächſt auf dem Nacken ſitzenden Adels. Das ganze Dorf war daher eifrig königlich, während die Umgegend auch burgundiſch geſinnte Gemeinden in ſich ſchloß. Auch die Jugend war von dieſen Parteikämpfen aufs lebhafteſte ergriffen und es wird erzählt, daß auch die Kinder ihre Kräfte in handgreiflichen Kämpfen mit einander gemeſſen haben. Natürlich nahm Johanna um ſo lebendigeren Antheil an dieſer Richtung ihrer Landsleute, je aufgeregter ihr Naturell war, je mehr ſie ſelbſt dem König, ihrem Grundherrn, eine religiöſe Verehrung widmete, als dem irdiſchen Stellvertreter des höchſten Herrn und Königs der Könige im Himmel. Nun denke man ſich ihr Gemüth ganz erfüllt von Mitleid, von Liebe, Ehrfurcht und Sympathie für ihren König und ebenſo von Antipathie gegen die fremden Eindringlinge, gegen die Engländer, ſtets beherrſcht von dem Gedanken an das

Unglück des Vaterlandes und des angeſtammten Herrſchers, dabei in fortwährendem Verkehr mit Engeln und Heiligen, denen ſie ihre innerſten Herzensangelegenheiten vorträgt. Wie oft mag der Wunſch und die Frage ihrer gepreßten Bruſt entſtiegen ſein: O daß Rettung käme! von wem wird doch Hilfe kommen? Immer heißer und dringender wird ihr Ringen und Flehen und ſiehe da, in einer Stunde hehrer Stimmung und heiliger Hingebung fällt es wie Schuppen von ihren Augen, es wird ihr klar: Du ſollſt deinem König helfen, du ſollſt dein Vaterland retten. In dieſem Moment ſieht ſie den Engel. Die Zweifel, die in ihrer Bruſt aufſteigen gegen dieſe Stimme werden zu einem Zwiegeſpräch mit dem Engel, der ſie beruhigt, ſie auf weitere Offenbarungen, Hilfe und Leitung hinweiſt, deren ſie natürlich bedarf.

Ich bin mir wohl bewußt, daß auch ſo immer eine Kluft bleibt zwiſchen den menſchlichen Gedanken und der ſinnlichen Geſtalt, in welche ſie ſich verkörpern, und daß ich Ihnen die Brücke nicht zeigen kann, auf welcher die Gedanken aus dem Reiche der Geiſter hinüberwandeln in die Körperwelt und Fleiſch und Blut annehmen. Aber die Thatſache ſteht feſt, daß es Viſionen gibt, Gemüthszuſtände, in welchen Geſtalten geſehen und Stimmen gehört werden, denen eine ſichtbare und hörbare Exiſtenz abgeht, die aber nichts anderes ſind als Projektionen der Gedanken und Stimmungen, von denen die Seele erfüllt iſt.

Die Schwierigkeit liegt auch nicht auf dieſer Seite, wenn wir das Thun und Leben der Jungfrau zu verſtehen trachten. In ſo weit fehlt es nicht an pſychologiſchen Analogien. Das Räthſelhafte liegt vielmehr darin, wie es geſchehen konnte, daß dieſe Viſionen, wenn ſie denn doch keine Realität, ſondern ihren Urſprung im Geiſte der Jungfrau haben, ſie mit der Kraft zu den ganz außerordentlichen Thaten ausrüſten konnten, welche ſie verrichtet hat.

Will man Johanna kurzweg als Schwärmerin bezeichnen, ſo iſt damit nicht viel ausgerichtet; auch hier ſtellt da, wo Begriffe fehlen, zur rechten Zeit ein Wort ſich ein. Man denkt bei dem Worte Schwärmerei an ein Abirren von der correkten Richtung, an ein Ausſchwärmen und Abſchweifen auf regelloſe Bahnen, an unklare, nebelhafte Vorſtellungen, an ein unpraktiſches Treiben, an ein Schwelgen in Idealen und höheren Sphären. Aber die Jungfrau iſt eine kerngeſunde, klare und beſonnene Natur, eine ganz correkte Tochter der katholiſchen Kirche, welche ihre Sache ganz zu der ihrigen gemacht, ihre Verurtheilung für null und nichtig erklärt hat, in welcher ſogar Stimmen lautgeworden ſind, welche ſie den Heiligen beigezählt wiſſen wollen. Sicher und feſt hat ſie ihr Ziel im Auge und ſie verfolgt daſſelbe als eine durch und durch praktiſche Natur. Sie begnügt ſich nicht damit, für ihren König und ſein Recht, für das Vaterland und ſeine Befreiung zu glühen, begeiſtert zu ſein, dabei aber im Gedanken an ihre Unmacht zu reſigniren und in ſtillem Weh oder Unmuth ihren Schmerz zu tragen. Nein, ſie legt Hand ans Werk, ihre Idee in die Wirklichkeit umzuſetzen. Allein, ohne alle Mittel, als die in ihrem Glauben liegen, tritt ſie einer Welt gegenüber, die ihr nur Unglauben, Hohn und Verachtung entgegenbringt. Sie unterwirft ſich einer mehrwöchigen Prüfung. Ein unentſchloſſener Fürſt, eine perfide Camarilla legt ihr fortwährend Hinderniſſe in den Weg. Durch ungemein praktiſche Mittel macht ſie die Zweifel und Bedenklichkeiten, die ihr entgegenſtehen, zu Schanden. Unbeirrt verfolgt ſie ihr Ziel. Energiſch erzwingt ſie die Befolgung ihres Willens. Da ſie in Orléans zum Sturm gegen eine Schanze der Engländer auszieht, hat der Commandant das Thor beſetzt und will ſie nicht durchlaſſen. Mit Gewalt öffnet ſie ſich den Weg und erſtürmt die Schanze. Zum Zug nach Rheims reißt ſie den König fort, der ihr zu folgen zögert, indem

ſie zuerſt allein abzieht. Vor Troyes erzwingt ſie die Vorbereitung zum Sturm, und die Stadt ergibt ſich, während der Hof ſich feige zurückziehen will. Von Rheims aus ſucht ſie den Ueberfall von Paris zu erzwingen, der gelingen mußte. Aber freilich läßt der König 14 Tage auf ſich warten, und ſo mißlingt der Sturm. Wohl ſchwärmt ſie in höheren Sphären, da ſie mit Engeln und Heiligen verkehrt, aber ſie verliert den irdiſchen Boden nicht unter ihren Füßen und alles, was ſie thut, trägt einen Charakter der Sicherheit, Klarheit und der Ueberlegung, einer Raſchheit und Entſchloſſenheit der Ausführung, wie man ſie ſelten in höherem Grade findet. Ja wohl, Volk und Heer ſchwärmte für ſie und für die Idee, welche ſie in ihre Mitte geworfen; aber ſie waltet ruhig und feſt und entſchloſſen über dem Feuer, das ſie entflammt. So ſchwärmten die Muhamedaner für den Islam, die Kreuzfahrer für das heilige Land, die Huſſiten für ihr Recht und ihren Glauben, aber über ihnen walteten ihre Führer, leiteten mit Klugheit und Feſtigkeit das Ganze und ſicherten ſo die Erfolge. Die Ausdrücke Schwärmerei, Ekſtaſe, Verzückung, Enthuſiasmus mögen auf manche Gemüthszuſtände der Jungfrau paſſen, aber ſie ſind weit nicht genügend, um ihr Weſen und ihre Thaten zu erklären. Immer kehrt uns die Frage wieder, der wir nicht ausweichen können, wie denn dieſe Erſcheinungen der Jungfrau, wenn ſie denn doch keine Realität außer ihr, ſondern ihren Urſprung im Geiſte der Jungfrau hatten, ſie mit der Kraft zu den ganz außerordentlichen Thaten ausrüſten konnten, die ſie verrichtet hat. Hier iſt nun zuerſt der Satz voranzuſtellen, daß es für die Wirkung völlig gleichgültig iſt, ob wir es mit einer realen Erſcheinung oder mit einer blos aus dem menſchlichen Geiſt hervorgegangenen Viſion zu thun haben. Die letztere kann zu derſelben Stärke der Ueberzeugung in dem Menſchen erwachſen, wie die erſtere, ſie kann alſo auf die Handlungen des Menſchen dieſelbe Wirkung aus-

üben wie die erſtere, während ſie doch eine vernünftige, den Geſetzen der Natur entſprechende Erklärung leichter zuläßt als die erſtere. Ich bin in dem letzteren Fall nicht genöthigt, den Glauben an die Exiſtenz geflügelter, mit Kronen geſchmückter, franzöſiſch redender, geſchlechtlich verſchiedener Engel und Heiligen mit in den Kauf zu nehmen. Es iſt bekannt, daß gewiſſe Zuſtände, Bilder, Stimmen im Traum und im Fieber entſprechende Thätigkeiten hervorrufen, obgleich niemand behaupten wird, daß dieſe Bilder, Stimmen ꝛc. eine Realität haben. Das Gleiche iſt der Fall bei Geiſteskranken. Daß es Verzückungen und Viſionen aber auch bei völlig geſunden Menſchen gibt, bezeugen die Aerzte. Ein geſteigertes Nervenleben wird dabei immer vorausgeſetzt werden müſſen. Es liegt hier allerdings faktiſch eine Täuſchung vor. Der Menſch hält etwas für real, was nicht real iſt, für objectiv, was nur ſubjectiv iſt. Aber er weiß nichts von dieſer Täuſchung, und ſo hat ſie ganz dieſelbe Wirkung, wie wenn ſie Realität wäre. Er glaubt ſteif und feſt daran und ſpricht und handelt in dieſem Glauben. Von einer Unlauterkeit oder einem Betrug kann aber hier nicht die Rede ſein. Es fehlt dazu nicht nur die Abſicht, ſondern ſchon das Bewußtſein. Nicht einmal die Ausdrücke Selbſttäuſchung oder gar Selbſtbetrug können hier eine Anwendung finden, da man dieſe Ausdrücke dann zu gebrauchen pflegt, wenn jemand, ohne genau zu unterſuchen, wie es ſich mit ſolchen Vorſtellungen verhält, ſich denſelben gerne und gefliſſentlich hingibt, wie denn mancher in einer ſolchen Selbſttäuſchung ſich befindet oder in einen Selbſtbetrug ſich wiegen kann, über die Liebe eines Mädchens oder über ſeine eigene Befähigung, ſeine Tugend, ſeine Kenntniſſe, ſeine Frömmigkeit. Alſo möchte ich in dieſem Sinne und in dieſen Ausdrücken nicht von den Viſionen der Johanna ſprechen, obwohl es wahr iſt, daß dieſe Vorſtellungen mit ihrem Leben und Wirken, mit ihrem Thun und Leiden aufs innigſte,

und wie ſie ſelbſt ſagt, ſo innig, wie ihr Glaube an Gott und den Erlöſer, verflochten waren.

Erlauben Sie mir noch auf ein bibliſches Beiſpiel hinzuweiſen: Ich habe in der Geſchichte nichts gefunden, was ſich ſo natürlich in Parallele ſetzen ließe mit den Offenbarungen, welche die Jungfrau erhielt, als die Erzählung von der Bekehrung des Apoſtels Paulus. Mit derſelben wird bei ihm eine ſeinem bisherigen Leben ebenſo diametral entgegengeſetzte Veränderung hervorgerufen, als bei der Jungfrau. Die gewöhnliche Anſchauung, welche auch die des Apoſtels ſelbſt geweſen iſt, iſt die: Chriſtus ſei ihm ſelbſt erſchienen. Es umgibt ihn ein blendender Lichtglanz, er hört eine Stimme, die ihm Weiſung gibt und der er antwortet. Apſtg. 9, 1—9. 22, 1 fg. Es wird aber zu allen Zeiten Leſer und Erklärer der h. Schrift geben, welche darin eine Viſion ſehen, um ſo mehr, da der Apoſtel ſelbſt von öfteren Viſionen (ὀπτασίαν) und Verzückungen (ἀποκαλύψεις) ſchreibt, die er gehabt und wobei er ſelbſt nicht weiß, ob er in oder außer ſeinem Leibe (2. Cor. 12, 1—4.) geweſen, aber in das Paradies (ἁρπάγη) entzückt wurde und unausſprechliche Worte hörte, die kein Menſch ſagen kann. Die Wirkung der Erſcheinung wird in keiner Weiſe alterirt, ob ſie eine objektive und reale oder eine ſubjektive Viſion geweſen iſt. Derjenige, der ſie hat, iſt ſo wie ſo von deren Wirkung durchdrungen und umgewandelt. Erſcheint das ganze Ereigniß mit allem, was daran hängt, als ein in den Plan der Weltgeſchichte eingeordnetes Glied, ſo wird derſelbe Zweck erreicht, ob eine reale Erſcheinung den Sinnen des Menſchen gegenübertritt oder ob ſeine Seele in eine Sphäre gehoben wird, in welcher ihr ihre eigenen Gedanken in Erſcheinungen außer ihr ſich projiziren. Unermeßlich in ihren Wirkungen für die Geſchichte der Menſchheit und der Kultur iſt allerdings jene Bekehrung des Apoſtels Paulus geworden, obwohl auch er menſch-

lichen Schwächen und Unvollkommenheiten unterworfen bleibt. Dagegen in einem viel beſchränkteren Kreiſe, nur für die Geſchichte des franzöſiſchen Volkes entſcheidend, ſind jene Offenbarungen der Jungfrau. Aber auch in ihr vermögen wir kein der menſchlichen Unvollkommenheit entrücktes Weſen zu erkennen.

Was aber die Frage nach der Leiſtungsfähigkeit des menſchlichen Geiſtes betrifft, oder die Frage, wie ſie uns auf unſerem Gebiete hier beſtimmter entgegentritt, wie viel der menſchliche Geiſt unter der Einwirkung ſolcher Erſcheinungen oder Viſionen zu erreichen vermöge, ſo ſteht vorerſt feſt, daß dieſe Leiſtungsfähigkeit bei der organiſchen Verbindung, welche derſelbe mit einem individuellen Körper eingegangen hat, eine beſchränkte ſein muß. Wenn aber auf der andern Seite der Geiſt eine divina particula aurae, ein Ausfluß der Gottheit, um einen bibliſchen Ausdruck zu gebrauchen, das Ebenbild Gottes iſt, ſo iſt es doch ein ſchwer zu löſendes, jedenfalls bis jetzt nicht gelöſtes Problem, die Grenze zu beſtimmen, bis zu welcher ſich ſeine Leiſtungen erſtrecken können. Die neueſte Zeit hat auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften uud der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft Reſultate geſehen, von denen ein Ariſtoteles keine Vorſtellung haben konnte. So halte ich mich denn auch für berechtigt, auszuſprechen, daß man ſelbſt von Vorſtellungen, die in Beziehung auf ihren Urſprung auf einer Täuſchung beruhen, die Wirkung auf die Potenz des Geiſtes nicht ermeſſen kann, ſofern nur jene Vorſtellungen mit großer Gewalt ſich der Seele bemeiſtern, ſo daß der ganze volle Menſch, durch keinen Zweifel, durch keine Gewiſſensſcrupel beirrt dazu ſteht. Ich kann mir denken, daß durch ſolche Vorſtellungen ſchlummernde Kräfte geweckt, bereits thätige zu einer beſchleunigten Entwicklung geführt, der Geſichtskreis auf einmal erweitert, der Blick in die Ferne und an das Ziel der Dinge geſchärft wird, daß die Fähigkeit ſich auf unbekannten und neuen Gebieten zurechtzufinden und

zu bewegen ſich ſchnell in einem Maße ausbildet, wie dies unter gewöhnlichen Verhältniſſen nicht vorkommt. Es geſchehen keine Wunder, magiſche, zauberhafte Wirkungen werden dadurch nicht erzielt, die Naturgeſetze werden nicht durchbrochen. Aber es können in einer geordneten Entwicklungsreihe Mittelglieder überſprungen werden, die nicht zu ſchätzende Spannkraft und Elaſtizität des Geiſtes kann auf eine ungewöhnliche Höhe geſteigert, aus unergründlicher Tiefe können Schätze hervorgezogen werden, von deren Vorhandenſein man keinen Begriff hatte. Mit allem dieſem wird das der menſchlichen Entwicklung geſetzte Ziel nicht überſchritten. Ja neben dieſen ſtaunenerregenden Erſcheinungen wird immer noch der menſchlichen Schwäche und Unzulänglichkeit ihr Tribut entrichtet.

Und ſo erkenne ich denn in der Jungfrau eine Perſönlichkeit, welche einerſeits entblößt iſt von all den poſitiven Kenntniſſen und Fertigkeiten, welche durch Lernen und Uebung gewonnen werden und gerade für ihren Beruf als eine nothwendige Vorausſetzung erſchienen, welche der menſchlichen Schwachheit, dem Irrthum, der Täuſchung, dem Fall und der Reue unterliegt; aber ich erkenne in ihr auch eine kerngeſunde, äußerſt glücklich organiſirte, mit den edelſten Anlagen ausgerüſtete Natur, welche ſich rein erhalten hat von dem Schmutze der Sinnlichkeit und der Selbſtſucht, ein Gemüth kindlich verſenkt in jene ſchwärmeriſche Religioſität, für welche der Vorhang gehoben iſt, der die dieſſeitige und jenſeitige Welt ſcheidet, ein Gemüth, welches, ohne nach rechts oder links zu ſchauen, ganz aufgeht in dem einen großen Gedanken, das Recht ihres Königs und die Freiheit ihres Vaterlandes herzuſtellen.

So tritt ſie heraus aus dem engen Kreiſe ihrer Heimat in die große Welt, mitten hinein in die Schwere, in das Dunkel, in die Alltäglichkeit und Jämmerlichkeit des Lebens. Aber ſie hält ſich hoch über den trüben Gewäſſern des irdiſchen Daſeins.

Leicht ſchwebt ſie dahin, wo andere ſich vergeblich abmühen, ſie verbreitet Licht, wo andere von Dunkel umhüllt ſind, ſie rettet ſich Schwung und Lebensmuth, wo andere der Verzweiflung anheimfallen, ſie bringt große und gewaltige Wirkung hervor, wo andere muthlos die Hände ſinken laſſen, ja ſie athmet in der Kerkerluft jene Freiheit, in deren Hochgefühl ſie unſer großer nationaler Dichter aus der Welt ſcheiden läßt.

Als eine ſolche Geſtalt muß ich die Jungfrau von Orléans betrachten, ſo lange die hiſtoriſche Forſchung nicht andere Quellen eröffnet zur Beurtheilung dieſer in der profanen Geſchichte einzig daſtehenden Perſönlichkeit.

(394)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

(10)

Die

Tropfsteingrotten in Krain

und

die denselben eigenthümliche Thierwelt.

Von

Dr. Gustav Joseph,
Docent an der Universität Breslau.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Die landſchaftlichen Scenerien, für deren Schilderung ich mir erlaube das Intereſſe der geehrten Leſer zu beanſpruchen, gehören nicht zu den gewöhnlichen Reiſezielen. Der Reize, welche die Gebirgswelt oder das unendliche Meer, dort durch die Geſtalt der Berge, durch die Farbenpracht der Pflanzendecke, hier durch die mannigfaltigen Wirkungen der Sonnenbeleuchtung auf das empfängliche Auge auszuüben vermag, gänzlich entbehrend, ſind meine Landſchaften nur von dem Zauber des Geheimnißvollen umfloſſen, für den nicht jedes Gemüth zugänglich iſt. Dies, ſowie die Schwierigkeit der Bereiſung, welche Selbſtverleugnung, Entbehrungen mannigfacher Art, körperliche Rüſtigkeit und Zähigkeit vorausſetzt, endlich die Gefahren, welche hier und dort drohen, erklären hinlänglich die Scheu, welche von dem Beſuche derſelben abhält. Gleichwohl bietet die Unterwelt eine Fülle ergreifender, unvergeßlicher Scenen, obgleich ſie dem gewöhnlichen Geſchmacke nicht entſprechen dürften.

Wenn ich nun trotz dieſer Bedenken mir erlaube Sie zu bitten, mich in Gedanken nach den ewig finſteren Räumen zu begleiten, ſo darf ich wohl vorausſchicken, daß ich ſeit zwei Jahrzehnten jene, von der Oberwelt abgeſchiedenen, Gefilde häufig beſucht habe und

mehr als hundert Grotten genau kenne, ſo daß Sie ſich mir, als zuverläſſigem Führer, anvertrauen können.

Ehe wir jedoch das nächtliche Reich Proſerpinas betreten, ſei es geſtattet, noch einige Augenblicke auf der Oberwelt jenes Landes zu verweilen, um dann auf kurze Zeit von ihr Abſchied zu nehmen.

Krain iſt ein Land, voll von Eigenthümlichkeiten und ſchroffen Gegenſätzen. Seitdem das Land von der Eiſenbahn durchzogen wird, bleiben freilich die meiſten derſelben den Reiſenden unbekannt. Sie lernen faſt nur den Strich des Gebiets kennen, welcher zu den unfruchtbaren Einöden gehört. In der That entbehrt in der gewöhnlichen Reiſezeit des Sommers faſt die ganze Gegend längs der Eiſenbahn, beſonders der Karſt von Adelsberg bis Trieſt aller Reize der Vegetation. Von fern winkt der höchſte Berg dieſes Gebiets, der bewaldete Nanos, von Horaz der ungaſtliche genannt. Das Gebiet des Birnbaumer Waldes ausgenommen, ſind faſt alle übrigen Berge und Hügel des Waldſchmuckes beraubt, kahl und grau. Meilenweite Strecken ſind mit düſtern Kalkſteinfelſen bedeckt, die an manchen Orten wie Leichenſteine aus der Erde ragen und zwiſchen denen eine ärmliche Pflanzenwelt ihr kärgliches Daſein friſtet. Alles iſt dürr, keine Quelle labt den durſtigen Wanderer, kein Vogel belebt die Stille der unheimlichen Gegend. Wenn nun das Auge von dem Einerlei des düſtern Eindrucks ermüdet im Begriffe iſt, ſich davon abzuwenden, da ändert ſich die Scene, wie mit einem Zauberſchlage, um von einem andern Bilde erfüllt zu werden. Vor dem erſtaunten Auge breitet ſich plötzlich wie ein endloſer Teppich der blaue Spiegel des adriatiſchen Meeres aus, wie eine Fata morgana vor dem Wanderer in der Wüſte. Die Bahn hat eine von üppigem Pflanzenwuchs bedeckte, Gegend

erreicht. Wir befinden uns am Rande einer zum Meeresgeſtade ſchroff abfallenden herrlichen Lehne und ſehen zu unſern Füßen weiß ſchimmernde Städte (Trieſt, Capo d'Iſtria ꝛc.). Die Eiſenbahn muß, um von der Höhe des Karſtes allmählig zum Meere hinabzugelangen, eine Zeitlang längs der Küſte ſich hinziehn und führt dem Beſchauer eine Reihe entzückender landſchaftlichen unvergeßlichen Scenerien vor, die zu den düſtern Bildern des Karſtes in größtem Contraſte ſtehen. Welch' ſchroffer Gegenſatz, oben Dürre, Waſſerloſigkeit, unheimliche Stille, hier unten ſüdliche Vegetation, Waſſerfülle und buntes Geräuſch des Lebens. Wir ſtehen an der Schwelle Italiens.

Andere Eigenthümlichkeiten — die zahlreichen größeren und kleineren muldenförmigen Vertiefungen abgerechnet, welche auch vom Wagen aus häufig erblickt werden — wird nur der Wanderer kennen lernen, welcher den Schienenweg verläßt. Dazu gehört vor Allem das plötzliche Auftreten oder Verſchwinden der Flüſſe.

Wir wandern einem Fluſſe entlang, welcher von Fahrzeugen belebt iſt, doch vermögen wir nicht, ſeinen Lauf weit zu verfolgen; er bricht plötzlich ab, um in der Erde zu verſchwinden. Ein anderer Wanderer verfolgt einen Fluß ſtromaufwärts. Vergebens ſucht er den Ort, wo derſelbe entſpringen ſoll. Statt an eine Quelle gewöhnlicher Art gelangt er an die Spalte einer Felswand, aus welcher der Fluß in bereits beträchtlicher Mächtigkeit hervorbricht. Wir hören ferner von Ueberſchwemmungen ganzer Thäler, welche wir ſelbſt durchwandert und in denen wir nirgends einen Bach oder eine Quelle bemerkt hatten.

Noch auffallendere Eigenthümlichkeiten bietet der Zirknitzer See. Schon ſeine Umgebung, die Geſtalt der ihn umrahmenden Höhenzüge, der zahlreichen Vorſprünge und Buchten verleiht der

Landſchaft eine ungewöhnliche Phyſiognomie. Ein Maler, der dieſelbe im Frühlinge treu ſkizzirt hat und nach einigen Monaten wieder in die Gegend kommt, um ſeine Skizze zu vervollſtändigen, wird zu ſeinem Erſtaunen finden, daß ſeine Zeichnung nicht mehr dem Bilde der Oertlichkeit entſpricht. Er hat Vorſprünge am Ufer gezeichnet, die nunmehr mehrere Hundert Fuß weit entfernt ſind, Buchten angegeben, die er nicht mehr ſieht. Kehrt er vielleicht nach mehreren Wochen nochmals zurück, ſo wird er ſich nach ſeiner Zeichnung nicht mehr orientiren können. Der See ſcheint verſchwunden zu ſein. Eine Wieſe mit üppigem Graſe und Kräutern füllt die muldenförmige Vertiefung aus. Wo einſt Fiſcher ihre Netze ausſpannten, ertönt jetzt das Hüfthorn und knallt die Büchſe des Jägers.

Was iſt die Urſache dieſer räthelhaften Erſcheinungen? Wer die geheimnißvolle Wunderwelt des Krainer Landes begreifen will, der darf ſich nicht mit Wanderungen durch die Oberwelt begnügen; er muß in die Unterwelt hinabſteigen. Hier löſen ſich die Räthſel. Betrachten wir die Schwelle dazu, das Geſtein, auf welchem wir ſtehen und blicken wir mit dem Auge des Geologen in längſt verklungene Zeiten zurück. Die Verſteinerungen von Seethieren, welche der Krainer Kalkfels enthält, beweiſen, daß die ganze Gegend einſt Meeresboden geweſen iſt. Das Meer hat ſich ſpäter zurückgezogen und ſein ehemaliger Grund liegt ſeit grauer Vorzeit trocken. Später folgt eine Epoche, in welcher Flüſſe Dammerde auf der Oberfläche des Geſteins abſetzen und noch ſpäter iſt das ganze Gebiet mit dichtem Walde bedeckt, in denen eine Reihe vorweltlicher Thiere, Mammuthselephanten, Nashörner, große Carnivoren, die Zeitgenoſſen des urweltlichen Menſchen, hauſten. Der Wald iſt gegenwärtig faſt überall verſchwunden. An der Boden-

fläche, welche faſt nur in den Vertiefungen (Dolinen) mit Dammerde bedeckt iſt, findet ſeitdem ſichtbar ein fortwährender Verwitterungsproceß ſtatt. Aber auch im Innern der Kalkfelſen bis in unergründliche Tiefen hinab arbeitet es raſtlos, fortwährend zerſtörend und ſchaffend zugleich. Der Krainer Kalkfels, aus nahezu 95 pCt. kohlenſaurer Kalkerde beſtehend, iſt im Innern von kleinen Hohlräumen durchſetzt, die häufig mit Ritzen, Spalten und Vertiefungen an der Oberfläche zuſammenhängen und durch ſehr einfache Vorgänge zur Entſtehung von großen unterirdiſchen Hohlräumen geführt haben. Das telluriſche Waſſer, das Ergebniß der atmoſphäriſchen Niederſchläge, nimmt aus dem Erdreich, das es durchzieht, die darin enthaltene Kohlenſäure an ſich. Durch die Spalten und Riſſe dringt es in die Hohlräume der Kalkfelſen und übt auf deren Wandungen eine erweiternde Wirkung aus. Einerſeits löſt es Theile derſelben auf — das kohlenſäurehaltige Waſſer iſt im Stande kohlenſauren Kalk zu löſen — andrerſeits reißt es auch andere Theilchen mechaniſch mit ſich fort, indem es, dem Geſetze der Schwere folgend, immer tiefere Stellen einzunehmen beſtrebt iſt. Durch dieſe Vorgänge der Auflöſung, Auswaſchung und Benagung der Wandungen gewinnen jene Hohlräume immer mehr an Umfang. Sie werden allmählig zu größern Behältern, Canälen und Rinnſalen, um endlich unterirdiſche Flußbette darzuſtellen. In der Regel entſpricht der Lauf deſſelben der Richtung des Streichens der Geſteinsſchichten. Verſchiebungen in letzteren, veränderte Dichtigkeitszunahme der Geſteine bedingt die Mannigfaltigkeit in der Geſtaltung der Behälter und Flußbetten, welche zuweilen Stockwerke bilden und etagenweiſe in die Tiefe ſteigen. Der Seitendruck kann beſonders bei Hochwäſſern eine Stärke erreichen, daß entgegenſtehende Wände, welche der Schichtung nicht

entſprechen, durchbrochen werden. So entſtanden in grauer Vorzeit und entſtehen noch heut Höhlenſyſteme mit Hauptcanälen und labyrinthiſchen, ſeitswärts oder abwärts führenden, Verzweigungen. Dieſelben ſind nicht zu allen Jahreszeiten gleichmäßig mit Waſſer gefüllt. Reicht das tiefere Stockwerk für die circulirende Waſſermenge ſtets aus und ſind neue Communicationen mit den oberflächlichen Waſſerbehältern entſtanden, ſo können Hohlräume außer dem Bereiche der Circulation geſetzt, vom Waſſer verlaſſen und nur durch das durch die Decke ſickernde Waſſer feucht erhalten werden. Bei manchen Hohlräumen findet dies nur in der trocknen Jahreszeit ſtatt, während ſie zur Zeit der Hochwäſſer vom Waſſer mehr oder minder erfüllt ſind.

Zuweilen findet der Durchbruch nach außen, nach einem Thale ſtatt. Dann tritt der bisher unterirdiſche Fluß plötzlich zu Tage, um als gewöhnlicher oberweltlicher Fluß weiter zu fließen. Die portalähnliche Mündung der Höhle liegt dann meiſt in gleicher Höhe mit der Thalſohle. Wo die Höhlenmündung höher liegt als letztere, können wir mit Beſtimmtheit ſchließen, daß die Thalſohle einſt höher gelegen war, Höhlen, deren Boden tiefer als die Sohle des angrenzenden Thales liegt, ſind ſehr häufig die einzigen Waſſerbehälter der Gegend, (wie die Höhlen von Podpèc, Cumpole in Dürrenkrain u. a. Höhlen des Guttenberger Thales,) und trocknen ſelten ganz aus. Bisweilen ſtürzt ſich in derartige Höhlen ein bisher oberweltlich ſtrömender Fluß, um ſeinen Lauf unterirdiſch fortzuſetzen. In vielen Thalkeſſeln iſt in der trocknen Jahreszeit nirgends ein Bächlein oder ein Tropfen Waſſer am Boden zu entdecken; und doch können ſie zur Zeit der Hochwäſſer durch Waſſermaſſen, die aus Höhlenöffnungen hervorſtürzen, überſchwemmt werden. (Thal und Höhle von Potiskavez.) Das Ni-

veau des Waſſerſpiegels in der Höhle wird dann genau dem des Waſſerſpiegels im Thale entſprechen. Der höhere oder tiefere Stand des Waſſers in den unterirdiſchen Waſſerbehältern und letzterer Communication mit dem angrenzenden Thalkeſſel iſt auch die Urſache des verſchiedenen Standes des Waſſerſpiegels und Umfanges des Zirknitzer See's, ſowie ſeines zuweilen gänzlichen Verſchwindens. Auch in den Thalkeſſeln, in welchen gegenwärtig keine Ueberſchwemmungen mehr ſtattfinden, werden wir in den portalähnlichen Höhlenmündungen in den Felswänden der Thalſeiten die Durchbruchſtellen der einſt in den Höhlen angeſammelten Gewäſſer und ehemaliger Quellen erkennen. Das Entſtehen der Höhlen als urſprüngliche unterirdiſche Waſſerbehälter und Flußbette hat demnach die größte Aehnlichkeit mit der Entſtehung der Bäche, Flüſſe, Thäler und Thalkeſſel auf der Erdoberfläche, welche ebenfalls durch die auswaſchende, benagende und zerklüftende Thätigkeit des Waſſers, aber an der Oberfläche des Geſteins, zu Stande gekommen ſein müſſen.

Dagegen ſind die Dolinen und ſchachtartigen Vertiefungen durch Einſturz der Decken der Hohlräume entſtanden, die durch Eroſionen an der Unterfläche und Verwitterungen an der Oberfläche allzuſehr verdünnt, dem Drucke des darauf laſtenden Erdreiches nicht ferner Widerſtand leiſten konnten.

Aus Vorhergeſagtem leuchtet ein, daß nächſt der Breite und Höhe auch die Länge der Höhlen eine ſehr verſchiedene ſein kann. Sie kann hier kaum einen Meter betragen und dort nach Meilen meſſen. Beiſpiele von ſehr großen Längendimenſionen giebt die Adelsberger Grotte, das alte Flußbett des Poik (4650 Meter), die mittlere Grotte von Luèg, (Innerkrain) das alte Flußbett der Lokwa (1650 Meter), der Poik-Canal der Planinagrotte (6305

Meter,) der unterirdiſche Lauf der Recca von S. Canzian bei Mataun bis Duino (mehr als 70000 Meter).

Eine Höhle, welche gänzlich oder größtentheils von Waſſer verlaſſen iſt, heißt Grotte, ſloveniſch jama. Zeigen ihre Wände einen Ueberzug von Kalkſinter oder Tropfſtein, ſo ſtellt ſie eine Tropfſteingrotte vor. Wie entſtand und entſteht dieſe Bekleidung ihrer Wände?

Wie die Entſtehung der Höhlen von der zerſtörenden Wirkung des Waſſers Kunde giebt, ſo zeugt die Tropfſteinbildung von der ſchaffenden, aufbauenden Wirkung deſſelben. Die Ueberſinterungen und Tropfſteinbildungen verdanken ihr Entſtehen dem durch die Decke der Grotten durchſickernden Waſſer und ſind größtentheils Sedimente deſſelben. Sie beſtehen, wie die Felſen aus kohlenſaurem Kalk, der entweder rein und waſſerhell oder von Beimengungen von Metalloxyden, am häufigſten Eiſen, gefärbt erſcheint. Wir haben erwähnt, daß das durch die Grottendecke oder Wände durchſickernde kohlenſäure-haltige Waſſer auf ſeinem Wege durch das Geſtein aus demſelben kohlenſauren Kalk auflöſt. So lange derſelbe als doppeltkohlenſaurer Kalk im Waſſer enthalten iſt, bleibt er gelöſt, aber das an der Grottendecke frei vortretende Waſſer verdunſtet und läßt Kohlenſäure entweichen. Dann ſind Quantitäten der Löſung nicht mehr als löslicher doppeltkohlenſaurer Kalk, ſondern als einfacher kohlenſaurer Kalk in der Löſung enthalten und bilden eine Trübung in derſelben, welche alsbald zu einem Niederſchlage von kohlenſaurem Kalke führt. Erfolgt derſelbe aus großen Waſſermengen, ſo erſcheint er als ſchwammartige Sintermaſſe. Erfolgt derſelbe aus geringen Waſſermengen, aus Tropfen, ſo entſteht der Tropfſtein und zwar auf folgende Weiſe. Sobald der durch das Geſtein der Decke durchſickernde Tropfen an

der freien Oberfläche der Grottendecke erſcheint, beginnt die Oberfläche des Tropfens, ehe er zu Boden fällt, zu verdunſten und einen Theil der Kohlenſäure entweichen zu laſſen. Das nunmehr entſtehende Quantum von einfach kohlenſaurem Kalke an der zuerſt verdunſtenden Peripherie des Tropfens ſchlägt ſich als höchſt zarter nnd kleiner Ring nieder, während der übrige innere Theil des Tropfens zu Boden fällt. Aus dem kreisförmigen Umfange des an derſelben Stelle nachfolgenden zweiten Tropfens, der an jenem zarten Ringe hängt, bildet ſich wieder ein ebenſo geformter Niederſchlag, der den Ring nach abwärts verlängert. Die nachfolgenden Niederſchläge verlängern ihn cylinderförmig in der Richtung des Tropfenfalles und ſo entſteht eine haarfeine, abwärts hängende Nadel, die im Innern einen äußerſt dünnen Canal birgt. Es kann nun der Tropfenfall an dieſer Stelle abgeſchloſſen ſein und die haarfeine Nadel ihre Geſtalt ſtets beibehalten. Dagegen führt Durchſickerung an der Peripherie der Baſis der Nadel zu Ueberrieſelung und ſchalenartigem Belage als Verdickung derſelben. Dabei iſt klar, daß an der Baſis des nunmehr gebildeten dickeren Röhrchens die beſpülende Waſſermaſſe bedeutender und der Niederſchlag ſtärker ſein muß, als entfernt davon und am ſchwächſten an der Spitze. Aus der cylindriſchen Nadel wird dann ein kegelförmig zugeſpitztes Röhrchen und zwar in Form eines den Verhältniſſen der langſameren oder raſcheren Ueberrieſelung entſprechenden, länger oder kürzer geſtreckten kegelförmigen Zapfens, der einem Eiszapfen ähnlich iſt. Je gleichmäßiger der Tropfenfall und der Niederſchlag, deſto regelmäßiger wird der Tropfſtein. Die unregelmäßigen Geſtalten der Oberfläche, Unebenheiten und Höcker, die oft zu wunderlichen Geſtalten führen, haben in unregelmäßiger oder zuweilen unterbrochener Beſpülung oder in Erſchütterungen der Decke

ihren Grund. Der Querſchnitt der Zapfen zeigt deutlich ihre ſchalige Zuſammenſetzung. Da der einzelne ſchalige Niederſchlag äußerſt dünn iſt, ſo iſt es klar, daß die Tropfſteinbildung ungemein langſam vor ſich geht und daß zur Bildung großer Tropfſteine unermeßlich große Zeiträume gehört haben müſſen.

Iſt der ſich niederſchlagende kohlenſaure Kalk rein, ſo erſcheinen die geſchilderten Gebilde zart, waſſerhell und zeigen beim Kerzenſcheine, bei auffallendem Lichte, Strahlenbrechung und Reflexe wie Brillanten, in den herrlichſten Regenbogenfarben ſchimmernd. Der Beſchauer kann von ihrer Schönheit geblendet werden. Große Zapfen erſcheinen faſt nie rein waſſerhell und durchſichtig, ſondern trübweiß und durchſcheinend. Der Tropfenfall findet nämlich häufig ungleichmäßig und nicht allezeit ununterbrochen ſtatt. In der Zeit der Unterbrechung verwittert die Oberfläche des Zapfens und wird matt und weiß. Und wenn ſelbſt die nachfolgenden ſchalenartigen Ablagerungen waſſerhell ſind, wird doch die Durchſichtigkeit durch die trüb gewordene frühere Schale beeinträchtigt.

Enthält das Sediment Beimengungen von Metalloxyden (Eiſen), ſo erſcheinen die Gebilde gefärbt. Die ſchönſten Farben ſind ockergelb, braunroth, zinnoberroth, carminartig, roſenroth, fleiſchfarben und pfirſichblüthroth. Wenn der roſig angehauchte Untergrund an der Decke oder an einem Zapfen mit waſſerhellen feinen Nadeln wie überſäet iſt, welche beim Fackelſchein in den herrlichſten Regenbogenfarben, wie ein Meer von Brillanten ſchimmern, ſo iſt dies ein wahrhaft bezaubernder Anblick. Die Fabeln von unterirdiſchen Schätzen ſcheinen dann erklärt.

Die von der Grottendecke oder ihren Wänden herabhängenden zapfenartigen Gebilde heißen Stalaktiten.

Wir haben den durch die Grottendecke durchſickernden Tropfen

bis zu dem Zeitpunkte verfolgt, wo er, dem Geſetze der Schwere gehorchend, zu Boden fällt. Die fernere Verdunſtung ſeines Waſſers und Entweichung der Kohlenſäure führt zu neuen Niederſchlägen, die einestheils ſich auf dem Boden verbreiten (Tropfſteingletſcher), anderntheils aber ſenkrecht unter dem dazu gehörigen Stalaktiten den Aufbau eines mit der abgeſtumpften Spitze nach oben gerichteten Kegels bewirken. Gewöhnlich zeigt die ſtumpfe Spitze eine napfförmige, mit Waſſer erfüllte, Vertiefung, in welche der Tropfen von der Spitze des Stalaktiten herabfällt, Uebertritt des Waſſers über die Ränder der Vertiefung und Ueberrieſelung der Oberfläche des Kegels herbeiführt. Durch die flächenhafte Ausbreitung des Waſſers entſteht eine neue Verdunſtung und neuer glasartiger Niederſchlag auf Spitze und Mantel des Kegels, der ſich auf dieſe Weiſe ſowohl im Längen- als auch im Breitendurchmeſſer vergrößert und ſo dem ihm zugehörigen Stalaktiten entgegenwächſt. Dieſer Kegel heißt Stalagmit.

Erreicht ein ſolcher Stalagmit den ihm zugehörigen Stalaktiten, ſo verſchmilzt er mit demſelben und es entſteht eine Säule. Je nach der Entfernung der Grottendecke vom Grottenboden und je nach der Häufigkeit des Tropfenfalles werden die zur Bildung der Säulen nöthigen Zeiträume verſchieden ſein. Die mehrere oder viele Meter hohen und faſt meterdicken Säulen erforderten zu ihrem Aufbau unermeßlich große Zeiträume.

Durch Zufall (Erſchütterung) kann der Stalaktik herabſtürzen, von Hochwäſſern weggeſchwemmt werden und nur der Stalagmit übrig bleiben, der dann ebenfalls durch den Tropfenfall von der Decke, gewöhnlich von einer größern Fläche aus, beſpült und vergrößert wird. Der Stalagmit wird dann als Säule mit freiem, umfangreichen Capitale emporſtreben. (Planinagrotte.)

Die Draperien an den Wänden entstehen durch Niederschläge aus flächenhaften Ueberrieselungen. Die Faltenwürfe erfordern außerdem an ihrer Ausgangstelle eine im Zickzack vorstehende schiefe Felsenkante, an welcher das Wasser, ehe es zu Boden fällt, schief und langsam herabrieselt. Erreicht das durch Wand oder Decke der Grotte durchsickernde Wasser eisenhaltige Stellen im Gestein, so nimmt es daraus Farbstoff auf, um denselben bei der Verdunstung wieder abzusetzen. Auf diese Weise entstehen die gefärbten bandartigen Streifen und Säume an den Faltenwürfen, die den Eindruck machen, als wären sie von Künstlerhand gebildet worden. Durch Verengerung oder theilweise Verstopfung der Sickerwege, zeitweise andauernde, zufällige Einflüsse können, wie bei der Bildung der Stalaktiten, endlos mannigfaltige Modificationen des an sich so einfachen Vorganges herbeigeführt werden.

Je nach den, in den verschiedenen Grotten differenten, örtlichen Verhältnissen wird außerdem der Charakter der Tropfsteinbildungen ein veränderter sein. Stets steht die Stärke der Tropfsteinbildung zur Stärke des Tropfenfalles in geradem, zur Mächtigkeit der Grottendecke aber in umgekehrtem Verhältnisse.

Entsteht außer dem etwa bereits vorhandenen Eingang zur Grotte durch partiellen Einsturz an der Grottendecke oder durch Auswaschung eine zweite Communication mit der Atmosphäre und dadurch ein Luftzug durch die Grotte, so kann dadurch die Verdunstung und der Niederschlag beschleunigt werden, so daß der Tropfen an der Wanddecke ganz verdunstet und nicht zu Boden fällt. In diesem Falle entstehen nicht längliche Zapfen, sondern korallenartige rundliche Stalaktiten.

So verdanken in der unterirdischen Werkstatt der das All erfüllenden bildenden Kraft die wundervollen Prachtwerke einem

durchaus einfachen, aber unendlich modificirten, Bildungsvorgange ihre Entſtehung. Die Schöpferin hat an die ewigen Naturgeſetze der Schwere, der Cohäſion, Adhäſion und der chemiſchen Affinitäten gebunden, mit den kleinſten Mitteln, aber nach Aeonen von Jahren, Staunenwerthes geleiſtet. Die Grotten, in denen uns geſtattet iſt ſie in ihrer einerſeits zerſtörenden, andrerſeits ſchaffenden Thätigkeit zu belauſchen, führen uns dies zum klaren Bewußtſein.

Nur wenige Grotten ſind leicht zugänglich. Außer der Adelsberger Grotte, zu deren merkwürdigſten Partien vortrefflich gebahnte Wege führen und denjenigen Grotten, welche in früherer Zeit bewohnt wurden oder mit bewohnten Räumen zuſammenhängen, iſt das Betreten oder Durchwandern dieſer ewig finſtern Räume mehr oder minder beſchwerlich. Abgerechnet die Unebenheiten am Boden, welche durch hervorragende Stalagmiten gebildet werden und den vielen lehmigen, ſchlüpfrigen Stellen, weicht die Richtung des Bodens fortwährend von der horizontalen ab und reicht die Grottendecke zuweilen ſo tief herab, daß man nur kriechend weiter kommen kann. Eine Anzahl von Grotten öffnet ſich auf der Sohle eines ſenkrechten, zuweilen viele Fuß tiefen, Schachtes, in den man ſich mit Hilfe eines Seiles herablaſſen kann, oder an einer ſteilen hohen Felswand, an der das Herabklimmen mühe- und gefahrvoll iſt. In den Eingängen und vordern Räumen vieler Grotten finden ſich Trümmerberge, an welchen man hinauf- und hinabklettern muß, wenn man weiter dringen will. Dieſelben ſind durch Herabſturz von Felſen oder Stalaktitmaſſen von der Decke entſtanden und hier aus früherer Zeit herrührend, durch Ueberſinterung feſt an den Grottenboden geheftet, dort noch gegenwärtig durch loſe liegende Trümmer weiter vergrößert. Manche Grotten ſind in

den vorderen Räumen durch tiefe Waſſerbaſſins geſchloſſen, die man durch Hindurchwaten oder auf einem Floß oder Kahn paſſiren muß. (Cumpole.) Die herrliche Grotte von Planina iſt zum größten Theil nur mittelſt eines Kahnes zu bereiſen.

Offenbar hat in grauer Vorzeit ein viel häufigeres Herabſtürzen von Felſen in Grotten ſtattgefunden, als in der Gegenwart, wo die Decken durch den Tropfſteinbelag kuppelförmig gewölbt und der architektoniſch merkwürdige Bau noch durch die ſtrebepfeilerartig wirkenden Säulen geſtützt und in ſeiner Unverſehrtheit erhalten wird.

Obwohl ich ſeit zwei Jahrzehnten mehr als hundert Grotten durchforſcht habe, ſo bin ich doch nur einmal im Hochſommer — das häufigſte Herabſtürzen dürfte im erſten Frühlinge ſtattfinden, — in der Grotte Volcja jama am Nanos durch Herabſtürzen eines rieſigen Felſen erſchreckt worden. Zur Angabe der deshalb und aus mannigfach andern Gründen gebotenen Vorſichtsmaßregeln beim Wandern durch ſelten betretene Grotten dürfte hier nicht der geeignete Ort ſein.

In faſt allen Diſtricten von Krain ſind Grotten vorhanden; die zahlreichſten, größten und intereſſanteſten jedoch in Innerkrain und Unterkrain. In den oft betretenen, leichter zugänglichen Grotten wird man ſelten Tropfſteinbildungen in urſprünglicher Herrlichkeit antreffen, wohl aber in ſchwer zugänglichen, ſelten beſuchten. Da ſelbſt die kürzeſte Charakteriſtik der von mir beſuchten Grotten den mir zugemeſſenen Raum überſchreiten würde, ſo will ich mich hier auf wenige beſchränken.

Die am häufigſten beſuchte iſt die Adelsberger Grotte, deren intereſſanteſte Partien bekannt ſind. Die unweit Adelsberg gelegene, einſt ſchöne Magdalenengrotte iſt längſt ihres Schmuckes be-

raubt und nur noch deshalb erwähnenswerth, weil der Hauptgang in ſich zurückkehrt. Die mit ſpitzbogenartigem Deckengewölbe verſehene, leicht zugängliche Grotte von Nußdorf enthält keinen einzigen unverſehrten Tropfſtein mehr. In dem Höhlenſyſteme von Luëg (Predjama) in Innerkrain liegen fünf Grotten ſtockwerkartig übereinander und münden an einer ſteil aufſteigenden grauen Felswand, in welcher das alte Schloß Luëg wie ein Schwalbenneſt hängt. Die Grotte von Corgnale, in deren Nähe ich zehn kleinere, darunter mehrere bisher unbetretene, Grotten, beſuchte, zeichnet ſich durch einen ſtockwerkartigen Bau mit herrlichen domartigen Kuppeln aus. Die große Grotte Merzla jama im Kreuzberge unweit des Städtchens Laas kennzeichnet ſich durch ausgedehnte domartige Erweiterungen im Innern, wird in der Tiefe von einem Flüßchen durchſtrömt und enthält einen kleinen See. Die Poikhöhle (Piuka jama) und die Grotte von S. Canzian bei Mataun öffnen ſich am Boden eines tiefen und geräumigen Schachtes und zugleich ſetzen von da aus Flüſſe (Poik, Recca) ihren unterirdiſchen Lauf fort.

Zu den intereſſanteſten Grotten gehört die Planimahöhle, auf deren etwas eingehendere Schilderung ich mich beſchränke. In einer ſchönen, mit einer grünen Wieſe geſchmückten, Schlucht, deren Hintergrund der grüne Waſſerſpiegel eines Teiches ſo ſehr erfüllt, daß an den ihn umrahmenden ſchroffen Felswänden kaum ein Fuß breiter Raum zu einem Wege übrig bleibt, wird der Hintergrund durch eine impoſante, ſteil aufſteigende, Felswand geſchloſſen. An ihrem Fuße öffnet ſich, 20 Meter hoch und gegen 30 Meter breit, das finſtere Portal einer Höhle, aus welcher ein Fluß herausſtrömt, um alsbald den vorerwähnten Teich zu bilden. Nur am linken Ufer kann man zu Fuße zur Höhle gelangen und in ihrer Mündung über Gerölle links weiter vordringen. Die Höhle er-

weitert ſich alsbald zu einem ſchönen Dom, an deſſen gelblich-grauen, ſtellenweiſe mit grünlichem Sinter übertünchten Wänden Ueberſinterungen eigenthümlicher Form auftreten. Das Waſſer fließt ruhig und man ſteigt mit einem, mit den Ortsverhältniſſen vertrauten, Begleiter in einen, zur Fahrt bereitſtehenden Kahn. Von links ertönt Rauſchen aus dem Dunkel. Der Dom biegt nach einem Verlaufe von etwa 300 Metern in gerader Richtung nach links, um noch etwa 100 Meter weiter ſich zu erſtrecken. Die Höhle ſchließt ſich jetzt bis auf ein, etwa 15 Meter hohes Thor, aus welchem der Fluß hervorbrauſt und durch welches man nur mit Mühe der Strömung entgegen weiter vordringen kann. Man ſteigt aus dem Kahne, klimmt über einen Trümmerhaufen und ſteht vor einem, mit undurchdringlichem Dunkel erfüllten, ſehr großen Raum (Chorinsky-Dom), aus deſſen Grunde das Toſen des Fluſſes heraufbrauſt. Mit Mühe kommt man rechts, längs der Lehne eines rieſigen Trümmerberges weiter gegen das Ende des Doms und ſteigt zum Fluſſe hinab. An einem gewaltigen Felsblock ladet ein zweiter Kahn zur Weiterfahrt ein, die ebenfalls ſtromaufwärts geſchehen muß. Dieſelbe erfordert die größte Vorſicht. Man muß mit großer Anſtrengung der Strömung entgegen arbeiten und dabei ſich hüten, an die ſeitlich oder unter Waſſer befindlichen Felſen anzuprallen. Ein ſchmales, etwa 20 Meter hohes, Thor öffnet ſich jetzt am Hintergrunde des Doms, aus welchem der Fluß herausſtrömt. Nach innen zu erweitert und erhöht ſich daſſelbe. An der linken Seite tritt dann eine Sintermaſſe geſpenſterhaft aus einer Kluft heraus; weiterhin erſcheinen noch mehrere ſolcher Sintermaſſen und man kommt dem Toſen eines Waſſerfalles immer näher. Die Wände des Thores treten endlich ganz auseinander und man befindet ſich auf einem See.

Der Eindruck ist ein gewaltiger. Das Bild der erhabenen, tief ernsten Scene prägt sich dem Gemüthe unverlöschlich tief ein. Unwillkürlich tritt beim Anblick des schwarz aussehenden See's, in welchem der Schein der Fackel sich eigenthümlich abspiegelt, die Vorstellung der Alten vom Styx, von dem Nachen und dem Fährmann vor die Seele. Die Wände des See's — nacktes Gestein — steigen überall schroff aus dem Wasser hervor. Durch die nächtliche Einsamkeit tönt das Tosen des Wasserfalles um so schauriger, je näher man kommt. Der See wird aus dem Zusammenströmen von zwei Flüssen gebildet, einem zur Rechten und einem zur Linken. In letzterem befindet sich der Wasserfall. Der Canal zur Rechten ist Anfangs breit, verengt sich aber immer mehr. Zur Seite sieht man bunte Sintermassen und einen weißen länglichen Stalagmiten (Isissäule). Man steigt bei einem Trümmerberge aus, um den weitern Weg zu Fuß zurückzulegen, bis zu einer Stelle, wo man wiederum nur zu Wasser weiterkommen kann und zu Seitengängen gelangt, welche die herrlichsten Tropfsteingebilde enthalten. Man kehrt zum See zurück, um den Wasserfall im linken Flusse zu besuchen und hält sich an der linken Höhlenwand. Man gelangt in eine Bucht, die bald zum Wasserfall führt, der vier Meter hoch über Felsen in milchweißem Schaume herabstürzt. Der fernere Theil dieses linken Armes, den man nach der Besteigung eines Trümmerhügels wieder nur zu Wasser besichtigen kann, ist mit noch großartigeren Tropfsteinbildungen geziert als der rechte Arm.

Zu den interessantesten, vom Wasser völlig verlassenen, Grotten gehört die Volcja jama am Nanos, deren Besuch aber wegen des zeitweiligen Herabstürzens riesiger Felsen und Stalaktiten von der Decke ebenso lebensgefährlich erscheint als das Be-

treten der von der Gurk durchrauſchten Höhle von Obergurk, ſloveniſch Kerka, in Unterkrain, deren letzteren Oeffnung ein über zehn Meter breiter und nur 1,6 Meter hoher, alſo ſehr flacher, Rundbogen begrenzt. Die Grotte God jama bei Oberſkril in Unterkrain, dicht an der croatiſchen Grenze, iſt ebenfalls nur mit Lebensgefahr zu beſuchen, da ihr Eingang an der ſenkrechten Wand eines ungeheuren Abgrundes ſich öffnet. Das Guttenberger Thal, das Gebiet der ſüdlichen Gurk, von Treffen und Gotſchee und viele andere Diſtricte in Unterkrain ſind durch einen ungeheuren Reichthum, zum Theil ſehr intereſſanter, Grotten ausgezeichnet.

Obgleich die Grotten als Fundſtätte von Ueberreſten ausgeſtorbener Thiere, den Zeitgenoſſen urweltlicher Menſchen, eine große Wichtigkeit erlangt haben, ſo iſt doch auch damit das Intereſſe, welches die Naturforſchung an ihnen nimmt, noch nicht erſchöpft. Auch in der gegenwärtigen Erdepoche ſind jene ewig finſtern Gefilde Krains nicht unbewohnt. Gleichwohl nehmen nicht alle Bewohner derſelben in gleicher Weiſe unſer Intereſſe in Anſpruch. Die vordern Räume der Grotten, in denen es nicht ganz finſter iſt, ſondern beſonders in der Mittagszeit noch eine Art von Dämmerung bleibt, werden von mehreren Arten von Fledermäuſen aufgeſucht, von denen einige bei eintretendem Froſte ſogar ſich in die innerſten Räume zurückziehen, um da in den Winterſchlaf zu verfallen. Sie haben hier für uns nur untergeordnetes Intereſſe. Daſſelbe gilt von den in der feuchten, mit reichlichen thieriſchen Ueberreſten gemengten, Erde lebenden Repräſentanten der niederſten Thierwelt aus den Gruppen der Amöben, Rhizopoden, Infuſorien und Räderthiere. Sie beweiſen, daß die bis vor kurzer Zeit giltige Annahme, jene Weſen wären nur ausſchließliche Waſſerbewohner, unrichtig iſt. Mit wenigen Ausnahmen ſchließen ſie ſich

in Geſtalt den Arten an, die in reichlich gedüngter Ackererde, fruchtbarer Gartenerde u. ſ. w. vorkommen.

Dagegen treten in den Tiefen der Grotten, in welchen ewige Finſterniß herrſcht, Thiere auf, welche den Grotten eigenthümlich ſind. Vor Allem ſei der, zu den mit Kiemen und Lungen athmenden Amphibien gehörige, in manchen Grottenwäſſern häufige, Olm, Proteus od. Hypochthon, von welchem bis jetzt 7 Arten bekannt ſind, erwähnt. Durch die Gewalt der Hochwäſſer wird derſelbe zuweilen mit fortgeriſſen und durch dieſen Zufall in oberweltliche Gewäſſer verſchlagen. Daran reihen ſich Repräſentanten aus faſt allen Ordnungen der Gliederthiere, beſonders der Arthropoden (Gliederfüßler). Die Claſſe der Inſecten iſt in faſt allen Abtheilungen vertreten. Darin nehmen die Käfer, ſowohl hinſichtlich der Zahl der Arten, als auch der Individuen, die erſte Stelle ein. Die Lebensweiſe der Inſecten der übrigen Abtheilungen z. B. der Dipteren, Orthopteren, Hymenopteren entſpricht ſo wenig den in den Grotten herrſchenden Ernährungsverhältniſſen, daß hiervon nur ſehr ſpärliche Vertreter beſtehen können. Doch treten einige Gattungen der Springſchwänze (Poduriden) hier in Arten auf, welche ſich durch große Zahl der Individuen auszeichnen (Anurophorus, Troglopedetes, Troglodromicus). Beſſer entſprechen die den Grottenverhältniſſen eignen Lebensbedingungen der Lebensweiſe der ſpinnenartigen Thiere, welche in ausgezeichneten Formen (Stalita, Blothrus, Eschatocephalus) hier vorkommen. Daſſelbe gilt von den Tauſendfüßen und Aſſeln, (Brachydesmus, Monolistra, Trachysphaera, Titanethes, Typhloniscus). Daran reihen ſich aus der Claſſe der Mollusken eine Anzahl von Zwergformen von Schnecken, welche eine beſondere Gattung (Zospeum) bilden und ſich einer andern, aus oberwelt-

lichen Arten beſtehenden, Gattung (Carychium) anſchließen. Die Thiere der bisher genannten Arthropodengruppen und die Schnecken leben an den feuchten Wänden, den aus dem Boden emporragenden Stalagmiten, am Boden ſelbſt und hier entweder an der Oberfläche oder in der feuchten Erde. Aber auch die in den Grotten befindlichen Waſſerbaſſins und die Bäche ſind bewohnt. Mehrere zu den Strudelwürmern und Annulaten gehörige Würmer und Krebſe aus den Ordnungen der Copepoden, Gammarinen und Dekapoden (Cyclops, Niphargus, Troglocaris) bilden die Beute der verſchiedenen Olmarten.

Von den genannten Thiergruppen ſind mehrere auf Nahrung aus Pflanzenſtoffen, die meiſten aber auf thieriſche Nahrung angewieſen. Wir ſehen deshalb den Kampf auf Leben und Tod, welchen die Thierwelt der Oberwelt fortwährend kämpft, auch in der Unterwelt fortgeſetzt.

Der Mannigfaltigkeit der Fauna gegenüber erſcheinen die Repräſentanten der Pflanzenwelt im dürftigſten, ärmlichſten Kleide. Es zeigt ſich hier auffallend, daß die Bedingungen des Beſtehens und Gedeihens des Thiers weit weniger an das Licht geknüpft ſind, als die der Pflanze. Während in der ewigen Nacht der Grotten eine anſehnliche Zahl mannigfaltiger Thierarten, ſelbſt ein hoch organiſirtes Thier, ein Wirbelthier, der Olm, leben und gedeihen kann, verkümmern daſelbſt ſelbſt diejenigen Pflanzen, die Pilze, welche auf der Oberwelt am wenigſten des Lichtes bedürfen.

Den Krainer Grotten ſchließen ſich in Bezug auf das Bewohntſein von eigenthümlichen Thieren in Europa die Grotten in Montenegro, Ungarn, Croatien, Dalmatien und den Pyreneen an; ebenſo die Kentucky-Grotte in Amerika. Es ſcheint, daß dieſe Ei-

genſchaft der Grotten über einen gewiſſen Breitegrad hinaus nach Norden ſich nicht fortſetzt. Wir finden nämlich, daß die Grotten nördlicher liegender Länder, Belgiens, Deutſchlands (wie die herrlichen Grotten Weſtfalens, Thüringens), bis auf einzelne Vertreter einer eigentlichen Grottenfauna entbehren. Dagegen iſt es intereſſant in der Grottenfauna beſtättigt zu finden, daß analoge Oertlichkeiten von analogen Faunen (vicariirenden Formen) bewohnt werden. Dies gilt nicht nur von den europäiſchen Grotten, ſondern bis ins Einzelne auch von der Kentucky-Höhle.

Wie jede durch hervorſtechende Charaktere ſcharf markirte Oertlichkeit den ſie bewohnenden Lebensformen ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt, ſo zeichnen ſich alle eigentlichen Grottenthiere durch eine Anzahl auffallender Eigenſchaften aus, von denen einige hier erwähnt werden ſollen. Unter dieſen ſteht die Verkümmerung oder der gänzliche Mangel der Augen oben an. Dabei finden wir, daß die gradweiſe Reduction des Sehorgans faſt ſtets der Oertlichkeit, welche dem Thiere zum hauptſächlichen Aufenthalte angewieſen iſt und ſeiner Lebensweiſe angepaßt erſcheint. Die Olmarten leben zwar vorzugsweiſe in Baſſins und Bächen der ſtets finſtern Bezirke der Grotten, allein ſie verfolgen oft ihre, ſehr ſchnell entfliehende, Beute bis in die erhellten Räume und würden, durch Hochwäſſer aus den Grotten herausgeſchwemmt, nicht leicht wieder ihren Weg dahin finden, wenn ſie blind wären. Alle Olme haben deshalb zwar kleine, aber normal entwickelte Sehorgane. Ihr Augapfel zeigt eine durchſichtige Hornhaut und lichtbrechende Medien. Ihre ſehr empfindliche Netzhaut iſt die Fortſetzung eines anſehnlichen Sehnerven. Daß manchen Beobachtern das Daſein der Sehorgane entgehen konnte, iſt durch den Umſtand bewirkt worden, daß die Augen von der durchſichtigen

Körperhaut überzogen ſind. Findet man in den abſolut finſtern Räumen noch andere Thiere mit deutlich ausgebildeten Augen, ſo kann man ſicher ſein, daß dieſelben nur zufällig, etwa von Feinden verfolgt oder ſelbſt ihre Beute verfolgend ſich dahin verirrt haben und in viel größerer Individuenzahl in den vordern erhellten Räumen anzutreffen ſein werden. Thiere dagegen, welche ſtets nur in den ewig finſtern Bezirken der Grotten zu finden ſind, entbehren wenigſtens im ausgebildeten Zuſtande gänzlich des Sehvermögens.

Die Erklärung der Urſache der Augenloſigkeit hat eine anſehnliche Anzahl von Forſchern beſchäftigt. Alle ſehen darin das Reſultat eines Rückbildungsvorganges und nehmen an, die blinden Grottenthiere ſeien aus oberweltlichen, mit ſehenden Augen begabten Thieren hervorgegangen. Von der großen Zahl von Individuen, welche durch Waſſerfluthen und Erdſtürze oder auf der Flucht vor Raubthieren in die Grotten gelangt waren, ohne den Rückgang auf die Oberwelt wieder zu finden, ſollen ſich einige Pärchen den neuen Lebensbedingungen der Oertlichkeit angepaßt haben. Von ihren Nachkommen ſollen ſpätere Generationen des ihnen entbehrlichen Sehorgans durch Nichtgebrauch allmälig verluſtig gegangen ſein und die Augenloſigkeit auf ihre noch ſpätere und gegenwärtige Nachkommenſchaft vererbt haben. Obgleich es feſtſteht, daß Nichtgebrauch zu verminderter Leiſtungsfähigkeit führt und die functionelle Reduction allmählich auch eine morphologiſche zur Folge hat — die Erſcheinungen in der Entwickelungsgeſchichte der in der Jugend frei und in ſpäteren Lebensperioden paraſitiſch lebenden Thiere beweiſen dies unwiderleglich — ſo müſſen wir doch bei der Erklärung der Augenloſigkeit noch andere Momente in Erwägung ziehen.

Vor Allem iſt zu erwähnen, daß faſt ſämmtliche Grottenbewohner Thiergruppen angehören, welche auch auf der Oberwelt ſehr verborgen leben und lichtſcheu ſind. Ferner kommt die Eigenſchaft der Augenloſigkeit den Grottenthieren nicht ausſchließlich zu. Abgeſehen von der großen Menge, in entwickeltem Zuſtande paraſitiſch lebender, Weſen entbehren auch andere oberweltliche Thiere der Augen. So ſind die Larven vieler Gliederthiere blind. Sie beſitzen keine äußerlich wahrnehmbaren Augen und die Sehnerven erſcheinen nur als kurze Stummel am obern Schlundnervenknoten neben dem Urſprunge der Fühlernerven. Erſt in dem Zeitraume zwiſchen der drittletzten und vorletzten Häutung haben ſich jene Keime zu eigentlichen Nerven verlängert und mit Endapparaten in Verbindung geſetzt, welche in dem Integument entſtanden ſind. Sind dergleichen Larven oberweltlicher Thiere nach den finſtern Räumen der Grotten verſchlagen worden und haben den neuen Lebensbedingungen ſich angepaßt, ſo würde die Augenloſigkeit der aus ihnen hervorgegangenen vollkommenen Thiere nicht als Rückbildung, ſondern als Hemmung, als Stehenbleiben der Anlage auf dem Zuſtande des Larvenlebens aufgefaßt werden müſſen. Das Weſen der Augenloſigkeit der Grottenthiere würde dann dieſer Auffaſſung gemäß nicht unvermittelt daſtehen, ſondern ſich Zuſtänden oberweltlicher Thiere anſchließen. Dieſe Erklärung des Mangels des Sehvermögens wird wahrſcheinlich bei ſehr vielen blinden Arten von Gliederthieren zutreffen, welche im entwickelten Zuſtande keine Spur jenes Sinnesapparats im Integument und in früheren Entwickelungsſtufen nur einen verkümmerten Sehnervenkeim aufweiſen. Und Geſchöpfe dieſer Art ſind nicht nur im Innern der Grotten zu finden, ſondern eine Anzahl von Arten bewohnen Oertlichkeiten der Oberwelt, welche vom Lichte nicht er-

reicht werden. In Ameiſenhaufen werden mehrere augenloſe Käferarten (Amaurops, Bythinus, Claviger) als Gäſte gehegt und bewirthet, die weder als entwickelte Thiere, noch als Larven eine Spur eines Sehorgans oder eines Sehnerven beſitzen. Ebenſo kommen in den unterirdiſchen Neſtern von gewiſſen Nagern, ferner unter großen Steinen in Südeuropa und Nordafrica, im Mulme hohler Bäume und an Baumwurzeln zahlreiche Arten augenloſer Gliederthiere vor, die eine anſehnliche blinde Fauna zuſammenſetzen. Dieſelbe iſt auch in unſern tiefen Brunnen und im Grundwaſſer durch mehrere blinde Krebſe (z. B. Gammarus puteanus und Cyclops coecus) vertreten. Außerdem ergeben die Reſultate paläontologiſcher Forſchungen, daß die Oertlichkeiten, welche Repräſentanten dieſer blinden Fauna beherbergten, in der Urwelt noch viel mannigfaltigere waren, als in der gegenwärtigen Erdepoche. Unter Mooſen und Rinden der Bäume, an Baumwurzeln, unter abgefallenem Laube haben damals viel zahlreichere Arten blinder Gliederthiere gewohnt, deren wohlerhaltene Reſte als Einſchlüſſe in Copal, Bernſtein und tertiären Steinformationen uns aufbewahrt ſind. Es ergiebt ſich daraus, daß die jetzige blinde Grottenfauna und unterirdiſche Fauna nur ein, in die gegenwärtige Schöpfung hineinragender, Reſt einer weit größeren und mannigfaltigeren blinden Fauna iſt, deren Glieder im Kampfe um das Daſein gegen die mit Augen ausgeſtatteten Mitgeſchöpfe überall da unterlägen und vertilgt wurden, wo der Beſitz des Sehvermögens von entſchiedenerem Vortheil war und nur da ſich erhielten, wo — wie in der ewigen Nacht der Grotten — auf dem Beſitze der Augen die Entſcheidung jenes Kampfes weder baſirt war, noch iſt.

Haben wir nun in der Blindheit aller dieſer Geſchöpfe eine Bildungshemmung vor uns, ſo drängt die Art des Unterganges

des Sehvermögens bei dem in den Grottenwäſſern von Cumpole vorkommenden blinden garneelenartigen Krebſes (Tryglocaris Schmidtii D.) dazu, hier eine wirkliche Rückbildung durch Nichtgebrauch anzunehmen. Das in Rede ſtehende Thier gleicht ſeinen oberweltlichen Verwandten (Cariden) auch in Bezug auf die äußere Form der Augäpfel. Aber die Hornhaut an denſelben iſt undurchſichtig und im Innern findet ſich keine Spur eines lichtbrechenden Medium, ſondern nur fettreiches Bindegewebe. Und ſtatt des Sehnerven zieht ſich von dem obern Schlundnervenknoten ein bindegewebiger Strang bis in den Augenſtiel und durch dieſen hindurch bis in den Augapfel. Die Erſcheinung eines Sinnesorgans in äußerer Form ohne innern Gehalt, ohne Ausſtattung mit der Möglichkeit der Ausübung der Sinnesfunction würde vollkommen widerſinnig ſein, wenn wir nicht annehmen wollten, daß die Vorfahren dieſes Thieres mit normal conſtruirten und normal thätigen Augäpfeln ausgeſtattet geweſen ſeien. Zu dieſer Annahme drängt auch meine Entdeckung, daß der Embryo des in Rede ſtehenden Thieres noch kurze Zeit vor dem Ausſchlüpfen aus dem Ei Augäpfel beſitzt, mit lichtbrechenden Medien ausgeſtattet und mit einem normalen Sehnerven verbunden. Die heutige Entwickelungsgeſchichte jedes Individuum dieſes Thieres wiederholt alſo in Kürze auffallend treu das Schickſal der Art in der Vorzeit.

Daß zur Compenſation des Mangels des Sehvermögens andere Sinne, wie die Taſt- und Geruchsempfindung einen intenſiveren Grad der Ausbildung erlangen, will ich hier nur andeuten. Auch will ich mich in Bezug auf eine andere Eigenſchaft der eigentlichen Grottenthiere, den Mangel an auffallenden Farben, kurz faſſen. Während die oberweltlichen nahen Verwandten derſelben in manchen Arten mit herrlichen, bunten, metalliſchen Farben ge-

ſchmückt erſcheinen, ſind die Bewohner der Unterwelt meiſt Albinos, weiß oder gelblich weiß. Es beſteht aber auch darin zwiſchen den Bewohnern der Grotten und denen der Oberwelt eine überbrückte Kluft. Die erwähnte albinotiſche Färbung zeigen nämlich auch die aus der Puppe ausgeſchlüpften Individuen der meiſten oberweltlichen Inſectenordnungen und die übrigen Arthropodenklaſſen nach dem Ausſchlüpfen aus dem Ei und nach faſt jeder Häutung auf kurze Zeit, ehe die ihnen eigenthümlichen bunten und metalliſchen Farben an ihnen erſcheinen. Bei den Grottenthieren aber dauert dieſer albinotiſche Zuſtand viel länger, bei vielen das ganze Leben hindurch an. Daß dieſer Erſcheinung der Mangel der Lichteinwirkung zu Grunde liegt, iſt klar. Bei manchen Arten (Leptodirus Hohenwarthii, Glyptomerus cavicola, Troglorrhynchus anophthalmus etc.) wird die Wirkung des chemiſchen Proceſſes, welcher durch das Licht erregt wird und in dem Integument jene Farben zur Entfaltung bringt, zum kleinen Theile durch bedeutenderes Alter der Thiere erſetzt. Alte Individuen jener Arten, ſolche z. B., welche überwintert haben, zeigen ſtatt der erwähnten blaſſen Farben ein dunkles Braungelb, Rothgelb, oder Braun, ſelbſt Schwarzbraun. Da die Temperaturverhältniſſe der Grotten, beſonders deren hinteren Räume in allen Jahreszeiten ſich faſt gleich bleiben, die Wärme im Winter nicht unter 4° R. ſinkt, im Sommer nicht über 7° R. ſteigt, ſo dürften die Jahreszeiten keinen erheblichen Einfluß auf die Färbung ausüben.

Doch nicht bloß die Verſchiedenheit der Jahreszeiten, wie ſie auf der Oberwelt herrſchen, hat ihren Einfluß auf den Kreislauf des in der Unterwelt pulſirenden Lebens zum Theil eingebüßt, auch die Tageszeiten gehen hier ohne Einwirkung vorüber.

Auf der Oberwelt ſind wir gewöhnt alles Leben von dem regelmäßigen Wechſel von Tag und Nacht abhängig zu denken. Jetzt erkennen wir, daß die uns ſo geläufige Zuſammenfaſſung „von Licht und Leben“ nicht die ganze Thätigkeit der das All erfüllenden bildenden Kraft umfaßt und daß dieſelbe ſelbſt bei ſteter Abweſenheit des Lichts, ſelbſt in der ewigen Finſterniß für die Entwickelung und das Beſtehen organiſcher Weſen keine Grenze findet. Ueberblicken wir die mannigfaltigen Thiergeſtalten, denen wir hier begegnet ſind und vergegenwärtigen wir uns außerdem, wie in jenen nächtlichen Gefilden, welche wir hier in Gedanken durchwandert haben, Zerſtörung und Schaffen ſich die Hände reichen, ſo werden wir von den Grotten mit dem Gedanken ſcheiden:

„Ewige Nacht und dennoch Leben.“

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a.

Die

Homeriſche Dichtung.

Von

Franz Eyſſenhardt.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Als Agamemnon und Menelaos mit ihrem Heere vor Troja lagen, läßt der Dichter die Wunden der Griechiſchen Krieger von zwei Aerzten heilen, die Söhne des Asklepios waren: auf Trojaniſcher Seite dagegen wird nie ein Arzt erwähnt. Podaleirios und Machaon waren aus Trikka, einer Theſſaliſchen Stadt mit einem berühmten Asklepiostempel, mit vierzig ſchwarzen Schiffen nach Troja gekommen, obgleich Trikka ſo tief im Binnenlande liegt als es in Griechenland überhaupt möglich iſt. Es iſt klar, daß hiermit nichts weiter gemeint iſt, als daß die Aerzte, die Homer kannte, ſämmtlich Asklepiaden waren, und dies iſt der Grund, warum die Trojaner ihre Wunden nicht von Aerzten heilen laſſen: andere Aerzte als ſolche kannte der Dichter nicht, was aber zu ſeiner Zeit in Griechenland als feſte Sitte beſtand, hat er ſich, in dieſem Punkte wenigſtens, geſcheut auf Troja, eine rein ideale Schöpfung ſeiner Phantaſie, zu übertragen.

Die Heilkunſt iſt in Griechenland bis in ſpäte Zeiten von Familien ausgeübt worden, die eine lebendige Tradition von Vater zu Sohn vererbten und deswegen auch, in älterer Zeit wenigſtens,

ſchriftlicher Aufzeichnungen nicht bedurften; im Hauſe des Vaters lernte der Sohn zugleich mit Leſen und Schreiben auch Seziren: erſt in ſpäterer Zeit fing man an nicht zur Familie gehörigen Perſonen von ſeiner ererbten Kenntniß mitzutheilen.[1]) Ja noch in unſeren Tagen ſollen am Fuße des Pindus einige Dörfer exiſtiren, deren Einwohner ſämmtlich Chirurgen oder Aerzte werden: jede Familie, wird erzählt, hat ihre Spezialität und Familientradition, die Söhne erben die Kenntniſſe ihrer Väter und nur wenn kein männlicher Erbe vorhanden iſt, nimmt man Fremde oder entfernte Verwandte in die Familie auf und läßt ſie am Beſitze derſelben theilnehmen.[2])

Dieſe Ausübung einer Kunſt oder eines Gewerbes in Familien, deren ſämmtliche Mitglieder ihre Lebensbeſtimmung durch die Geburt empfangen, iſt etwas unſerer Zeit ſchrankenloſer individueller Freiheit ſo vollſtändig fremdes, daß man Mühe hat ſich Zuſtände zu vergegenwärtigen, in welchen die erbliche Sitte mit ſolchem Zwange herrſchte. Aber unverdächtige hiſtoriſche Zeugniſſe ſind dafür vorhanden, daß wie die Arzneikunſt, ſo die Skulptur, die Weiſſagekunſt, die Muſik und andere Beſchäftigungen in Familien betrieben wurden und ſich durch viele Generationen bis in hiſtoriſche Zeiten fortſetzten.[3]) Freilich während der Blüthe Griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſind nur noch Anklänge an dieſe Zuſtände vorhanden und Sokrates z. B., der zu einer Bildhauerfamilie gehörte, ließ ſich von ſeiner Neigung zur philoſophiſchen Spekulation nicht durch die Feſſeln ererbter Kunſtübung abhalten: merkwürdig genug freilich iſt es, daß der Mann, welcher mit allem Ererbten und Ueberlieferten im Reiche des Gedankens brach, als Künſtler ſich auf die Beibehaltung eines wahrſcheinlich in ſeiner Familie erblichen uralten Typus[4]) beſchränkt hatte.

Das Weſen eines ſolchen Geſchlechtes iſt jedoch nichts den Formen widerſprechendes, in welchen ſich das Griechiſche und Römiſche Alterthum überhaupt bewegte. Denn wie wenig wir auch von den Zuſtänden in einer Familie von Asklepiaden wiſſen mögen, eins iſt allen derartigen Familien gemeinſam: der Glaube an einen Stammvater in grauem Alterthum: wie die Asklepiaden vom Gotte Asklepios, ſo ſtammten die Jamiden von Jamos, dem Sohne Apollon's und der Euadne, ab, und verehrten ihn als ihren leiblichen Vorvater eben ſo wohl wie als Stifter ihrer Familie und Erfinder ihrer Kunſt. Ferner wirkte dieſelbe Fiction täglich fort: denn eben ſo wohl wie man den Vorvater fingirte, ſetzte man die Familie fortwährend durch Zulaſſung fremder in Ermangelung eigner Mitglieder, wie Galenos in der obenangeführten Stelle ausdrücklich bezeugt, auch in hiſtoriſcher Zeit fort. Am ſtärkſten und merkwürdigſten tritt dieſer Trieb hervor in dem von den Römern erfundenen Rechtsinſtitut der Adoption, einer Fiction, die, wie ſo viele im Römiſchen Leben, ebenſo feierlich als grotesk war. Es läßt ſich jedoch nicht leugnen, daß dies Inſtitut viel dazu beigetragen hat die eiſerne Feſtigkeit der Römiſchen Staatsverfaſſung zu bewahren, und wer wollte den Römern verargen, daß ſie ſich gewöhnten an den uralten Beſtand ihrer Patrizierfamilien zu glauben und an die Möglichkeit durch Adoption unter feierlichen Gebräuchen und Uebernahme der Familienopfer leiblich und geiſtig[5]) in eine ſolche Familie überzugehen, wenn dieſer feſte Familienzuſammenhang das Beſtehen Rom's verbürgte?[6]) Sonderbar genug freilich nimmt ſich in unſerer Zeit die Beibehaltung deſſelben Inſtitutes unter gänzlich veränderten ſozialen und ſtaatlichen Verhältniſſen aus.

Aber auch in Griechenland iſt der Einfluß dieſes Syſtem's, wenn man es ſo nennen darf, nicht gering anzuſchlagen, denn

man wird ſchwerlich irren, wenn man die hohe Vollendung der Griechiſchen Kunſt in ihrer Blüthezeit zum Theil zurückführt auf die Sicherheit und Continuität der handwerksmäßigen Vorbildung in den Künſtlerfamilien. Doch hierüber kann man nur Vermuthungen haben: ſicher iſt eins, daß man ſtets einen Vorvater oder Stifter haben mußte, und ihn, je nach Bedürfniß, auch erfand. Man könnte einwenden, daß dieſe Erfindung überflüſſig war, da ja doch wirklich einmal ein Vorvater da ſein mußte. Jedoch bildete eine ſolche Familie nothwendig ihre Kunſtübung erſt allmälig und von kleinen Anfängen aus: erſt wenn man darin zu einer gewiſſen Bedeutung gekommen war, machte die gefundene Anerkennung auf die eigene Wichtigkeit aufmerkſam, die Familie bildete ſich und der Vorvater wurde, wenn er noch nicht in der Tradition exiſtirte, erfunden. Sehr merkwürdig und in gewiſſem Sinne dem analog iſt die Geſchichte des Juliſchen Kaiſerhauſes. Die Julier ſtammten in früherer Zeit von ihrem Julius ab, wie jede Römiſche gens von ihrem Eponymus; aber als die Cäſaren im Begriffe waren, in ihrem Hauſe die Herrſchaft der Welt erblich zu machen, da brauchten ſie einen erlauchteren, aus dem Gewöhnlichen hervoragenden Stammvater, und ſogleich entſtand die Fiction ihrer Abſtammung von Julus, dem Sohne des Aineias. Wenn dies in der gebildeteſten Zeit des Römiſchen Alterthum's, zur Zeit der größten Aufklärung, geſchah, ſo kann man leicht denken, wie ſchnell man mit ähnlichen Fictionen in den Zeiten Griechenlands bereit war, die noch ganz unter der Herrſchaft des Mythos ſtanden. So ſtammte denn des Sokrates Familie von Daidalos ab, ein Name der nichts bedeutet als kunſtreich. Nun gab es aber in Griechenland viele Familien, welche ſich Homeriden nannten, deren Beſchäftigung es war, die Gedichte ihres Stammvater's

Homeros zu ſingen und aufzubewahren. Ebenſo hiſtoriſch alſo wie die Exiſtenz der Homeriden iſt — denn daß ſie in einer nicht geringen Anzahl Griechiſcher Städte exiſtirten, ſteht durch die vollgültigſten hiſtoriſchen Zeugniſſe feſt — ebenſo abſolut fingirt iſt ihr Stammvater Homeros: denn es iſt auch nicht die kleinſte hiſtoriſche Thatſache über ihn bezeugt, außer daß er der Stammvater der Homeriden war: ſeine Exiſtenz ſteht alſo vollſtändig auf gleicher Stufe mit der des Asklepios Jamos oder Daidalos. Wie weit das Bedürfniß der Fiction eines Stammvater's in ſolchen Geſchlechtern ging, ſieht man recht deutlich aus der Notiz Strabo's,[7]) nach welcher es in Parion in Kleinaſien ein Geſchlecht gab, die Ophiogeneis, welche ſich durch ihre Geſchicklichkeit im Heilen von Schlangenbiſſen auszeichneten, und deren Stammvater eine in einen Menſchen verwandelte Schlange war! — Welche von dieſen Homeriden die älteſten waren, wiſſen wir nicht, es iſt jedoch nicht unwahrſcheinlich, daß diejenigen, von welchen die andern gleichnamigen Gemeinſchaften ſpäter die Kenntniſſe der Homeriſchen Gedichte empfingen, auf einer Inſel des Aegäiſchen Meeres ihren Sitz hatten.

Wie nun in einer ſolchen Gemeinſchaft die Homeriſchen Gedichte entſtehen konnten, wird ſelbſtverſtändlich ſtets ein Geheimniß bleiben: daß ihre Entſtehung auf dieſe Weiſe einzig allein in der Geſchichte der Literatur daſteht, iſt freilich richtig, ſpricht aber keineswegs dagegen. Denn die Homeriſchen Gedichte ſind auch in vielen anderen Beziehungen etwas von jeder Analogie mit andern ſonſt verwandten Erſcheinungen himmelweit entferntes. Die Kritik hat unwiderſprechlich bewieſen, daß Ilias und Odyſſee ſo viele innere Widerſprüche haben, daß es unmöglich iſt ſie ſich als nach der Art anderer Gedichte aus dem Plane und der Arbeit eines Dichters entſtanden zu denken. Sowie ſie aber in ihre angeblich gefundenen

Beſtandtheile zerlegt werden, ſpringt mit ſo zwingender Gewalt der Geiſt der Einheit und Zuſammengehörigkeit in die Augen, daß die Ergebniſſe der Forſchung wiederum ernſtlich in Frage geſtellt ſcheinen und man mit dem Dichter ausrufen möchte:

> Wie kommt es, daß du deinen Schatten noch
> im Licht der Sonne wirfſt, als wärſt du nicht
> ſchon eingegangen in des Todes Netz? —

Die Schwierigkeiten beider Erklärungen ihrer Entſtehung aber verſchwinden, ſobald man ſie als in einer Dichtergemeinſchaft im Laufe von Jahrhunderten entſtanden denkt, welche durch feſte Lebensgewohnheiten verbunden, durch lebendig wirkende Tradition in denſelben Anſchauungen und Kenntniſſen feſtgehalten und an die nämliche Kunſtübung gewöhnt worden waren.

Schon im Alterthum muß es eine weitverbreitete Anſicht geweſen ſein, daß Homer ſeine Gedichte nicht aufgeſchrieben habe. In neuerer Zeit wurde dieſe Anſicht jedoch erſt wiſſenſchaftlich begründet, und unwiderſprechlich bewieſen, daß der Gebrauch der Schrift in Griechenland bedeutend jünger ſei als Homer. Für viele jedoch folgte aus dieſer Thatſache noch nicht unmittelbar, daß Ilias und Odyſſee oder eins von beiden Gedichten *nicht* von einem Dichter herrühren könnten. Man hat viele Beiſpiele außerordentlicher Gedächtnißkraft zitirt, aber dabei zum Theil denn doch vergeſſen, daß es etwas ganz anderes iſt ein Gedicht wie die Ilias oder Dante's göttliche Comödie auswendig zu kennen, wenn es fertig vorliegt, und es bloß mit Hülfe des Gedächtniſſes zu dichten. Denn das eine Beiſpiel, welches oft angeführt iſt, Wolfram's von Eſchenbach Parcival, trifft gar nicht zu. Freilich ſagt Wolfram ſelbſt „ine kan decheinen buochſtap", aber dafür lebte er in einer Zeit, in

der ſehr viele Leute ſchreiben konnten, und es macht doch wirklich keinen Unterſchied, ob er das Gedicht ſelber ſchrieb oder ſeine vielen Tauſend Verſe[8]) einem andern dictirte. Ja noch mehr, Wolfram ſtellt ſich „das ſinnige Weib“ ſeines Herzens vor als eine, „diu diz maere geſchriben ſiht“.

Viel ſtärker als dieſer äußere Grund ſind die inneren aus der Compoſition, beſonders der Ilias hergenommenen. Trotz aller Verſuche zu Vertheidigung und Beſchönigung iſt nicht zu leugnen, daß die Ilias keinen einheitlichen Plan hat, an vielen Widerſprüchen leidet und ihre einzelnen Theile in einem ſehr loſen oder überhaupt nur in einem ſcheinbaren Zuſammenhange ſtehen. Der Hauptheld, Achilleus, verſchwindet während ganzer langer Bücher, ein anderer Kämpfer wird in einer Stelle getödtet und erſcheint ſpäter wieder lebend; mitten unter langen Stücken, in welchen ſich der ganze Kampf um Behauptung, reſp. Einnahme des von den Griechen erbauten Walles dreht, ſind andere, die keine Kenntniß eines ſolchen Walles verrathen. Dies alles und vieles andere hat die neuere Kritik mit glänzendem Scharfſinne hervorgehoben und mit Recht daraus den Schluß gezogen, es ſei unmöglich ſich ein ſolches Gedicht als das Werk eines Dichters vorzuſtellen. Es würde zu weit führen hier auf dieſe Reſultate der Forſchung oder auf die Bemühungen einzugehen ihre Beweiskraft abzuſchwächen; nur ein origineller Verſuch ſei erwähnt, die Selbſtwiderſprüche bei Homer durch Vergleiche mit andern Schriftſtellern als nichts ungewöhnliches zu erweiſen. Ein Engliſcher Literarhiſtoriker[9]) hat ähnliche Verſehen aus modernen Schriftſtellern geſammelt, aber wie gering an Zahl und materiell wie unbedeutend ſind ſie im Vergleich zu den Homeriſchen! In der langen Reihe von Bänden, die Sir Walter

Scott und zum Theil mit wahrhaft wunderbarer Schnelligkeit geſchrieben hat, findet ſich kein einziger Selbſtwiderſpruch und nur zwei Verſehen! Im Antiquary läßt der Verfaſſer die Sonne an der Oſtküſte von Schottland Abends in's Meer ſinken, aber das iſt ein Flüchtigkeitsfehler in einem Werke, welches viel länger iſt als die Ilias! Dieſer Vergleich beweiſt alſo grade das Gegentheil und ebenſo wenig, wie der Homeriſche Dichter ſich ſo gröblich je irren würde, darf man ihm eine Planloſigkeit und Vergeßlichkeit ohne Gleichen zutrauen.

Dieſe Schwierigkeit ſchien gehoben, wenn man die Homeriſchen Geſänge auffaßte als eine ſpätere Sammlung und Ueberarbeitung früher unabhängiger Volkslieder, die aus dem Bewußtſein eines Griechiſchen Stammes, wenn nicht gar des ganzen Volkes zu der Zeit hervorgewachſen ſeien, wo die mächtige Erinnerung an ein hiſtoriſches Ereigniß von überwältigender Wichtigkeit Helden aus den verſchiedenſten Sagenkreiſen gewiſſermaßen um den Fall Troja's conzentrirte und damit entweder unmittelbar oder durch Abſtammung in Verbindung brachte. Dieſe Anſicht leidet an zwei großen Schwierigkeiten, erſtens an der gänzlichen Abweſenheit epiſcher Volkspoeſie bei den Griechen und zweitens an dem von derartiger Poeſie weit entfernten Charakter der Homeriſchen Gedichte. Was den erſten Punkt anbetrifft, ſo iſt es allgemein zugegeben, daß es eigentliche Volkslieder in Griechenland kaum gegeben hat. Während beiſpielsweiſe in Deutſchland jedes bedeutende hiſtoriſche Ereigniß ſeine Spuren in zahlloſen epiſchen Liedern hinterlaſſen hat, finden wir bei den Griechen keine Nachricht von etwas ähnlichem. Der Geiſt der Perſerkriege weht in Aiſchylos' Perſern, aber keine Ballade verherrlichte, wenigſtens ſo viel wir wiſſen, die Tage von Marathon und Salamis.

Es iſt aber kaum anzunehmen, daß bei den zahlreichen Notizen über Griechiſche Literatur, die in den Schriftſtellern zerſtreut auf uns gekommen ſind, ein ſo wichtiger und intereſſanter Theil gänzlich unerwähnt geblieben wäre. Hierzu kommt, daß wir andere kleine Volkslieder in nicht unerheblicher Zahl beſitzen, deren Charakter ſich von dem Epiſchen durchaus fern hält. Die Poeſie war eben ſo wie ſie ſich über kleine Erzeugniſſe des Augenblickes einigermaßen erhob, in Griechenland durchaus kunſtmäßig.

Ein noch viel ſtärkerer Beweis gegen die Möglichkeit, epiſche Volkslieder als Grundbeſtandtheile der Homeriſchen Gedichte anzunehmen, liegt jedoch in ihrem poetiſchen Charakter ſelbſt. Alles an Homer trägt den Charakter der Kunſtpoeſie. Homer iſt, ſo ſeltſam es klingt, trotz ſeiner theils nur ſcheinbaren theils wirklichen Realität, der von der Wirklichkeit in der Hauptſache am weiteſten entfernte aller Dichter. Es iſt nöthig dieſen idealen Charakter ſeiner Poeſie in einigen Punkten zu verfolgen.

Kein Ort iſt ſo genau und mit ſo vielen Einzelheiten bei Homer beſchrieben als die Inſel Ithaka, der Königsſitz des Odyſſeus, und doch hat ſich gefunden, daß dieſe ganze Beſchreibung vollſtändig erfunden, und von der Beſchaffenheit des wirklichen Ithaka himmelweit entfernt iſt.[10]) Bei Homer iſt Ithaka fruchtbar, in Wahrheit kann es noch nicht die Hälfte ſeines Bedarfs an Getreide ſelbſt produziren; der Dichter läßt Ithaka durch ſtarken Regen befruchten, während es in Wahrheit ein ungewöhnlich trockenes Klima hat; er ſpricht von Brunnen, während die Einwohner nur auf Ciſternen angewieſen ſind; ja die ganze Lage der Inſel iſt ſo verſchieden von der Homeriſchen Beſchreibung, daß Strabo meinte, ein Erdbeben müſſe die Inſel ſeit Odyſſeus' Zeiten umgeſtaltet haben. Ithaka hat einen tiefen

Hafen, und Homer giebt ihm eine ſandige Rhede, denn ſeine Ithakeſier ſchieben Schiffe in's Meer und an's Land. Kurz die Homeriſche Beſchreibung Ithaka's iſt nichts anders als die Beſchreibung einer Inſel und als ſolche von der erſtaunlichſten Objectivität und Lebendigkeit, aber der Name Ithaka iſt dieſer Inſel nur aus irgend einem nicht mehr erkennbaren Grunde gegeben, denn das wirkliche Ithaka konnte und wollte der Dichter nicht beſchreiben.

Ebenſo weit iſt Homer von der Wirklichkeit entfernt in ſeiner Beſchreibung der Ebene von Troja. Schon von vornherein iſt es auffallend, daß bei ſo vielfacher Erwähnung dieſer Oertlichkeit nur eine außerordentlich kleine Zahl localer Einzelheiten angegeben iſt. Einer dieſer wenigen örtlichen Züge ſind die Quellen des Skamandros, eine warme und eine kalte, welche nach Homer ziemlich nahe vor dem Skaiiſchen Thore Troja's lagen. Ein neuerer Reiſender behauptet nun, daß wirklich der heutige Fluß Bunarbaſchi-Tſchai aus einer warmen und einer kalten Quelle entſpringt, und in dieſer Gegend würde man alſo Troja zu ſuchen haben. Dann aber muß man die ganze Ebene von Troja aufgeben: denn wenn auch auf dem Hügel bei jenen Quellen die alte Stadt gelegen hat, ſo iſt in ihrer Nähe, wie ein Blick auf die Sprattſche Karte zeigt, kein Raum vorhanden, auf dem das reiſige Kriegsvolk der Griechen deployiren, oder gar Achilleus auf ſeinem Streitwagen mit Hektor's Leichnam um die Mauern der Stadt hätte jagen können. Aber noch mehr: die Trojaner, welche vor der Stadt campiren, ſind fünfzig Tauſend, ungerechnet die Bundesgenoſſen:[11]) eine ſolche Heeresmacht ſetzt eine ſehr große Stadt voraus: und für eine ſolche Stadt iſt auch entfernt nicht Raum an den Quellen jenes Fluſſes vorhanden.

Wenn ich von der Einwohnerzahl Troja's geſprochen habe, oder der Möglichkeit, ſich da oder dort die heilige Stadt liegend vorzuſtellen, ſo geſchah es nur, um zu zeigen, daß ſelbſt eine derartige Behandlung Homer's als einer hiſtoriſchen Quelle zu nichts führt. In Wahrheit iſt die Lage an jenem Fluſſe nur eine Vermuthung, denn andere Reiſende ſtellen die Exiſtenz der beiden Quellen in Abrede. Damit würde der einzige topographiſche Zug verſchwinden. Die Wahrheit iſt, daß es ebenſo unmöglich iſt, aus den nur poetiſchen Zahlen — tauſend Wachtfeuer mit je fünfzig Kriegern — auf die Bevölkerung Troja's ſchließen, wie dieſe rein ideale Schöpfung des Dichters an eine beſtimmte Localität binden zu wollen. Was der Dichter aber von der heiligen Ilios und ihrer Ebene gehalten wiſſen will, giebt er ſelbſt klar genug an.

Troja wird von Homer als eine mächtige, reiche und große Stadt ſchon deswegen dargeſtellt, weil eine ſo große Armee[12]) zehn Jahre lang vergeblich die Stadt belagerte. Nun haben die alten Kritiker[13]) mit Recht bemerkt, daß Homer wo er „pylai" der Stadt erwähnt, einem andern Sprachgebrauch als die ſpäteren Schriftſteller folgt und damit die beiden Thorflügel, alſo nur ein Thor meint. Als der greiſe Priamos auf der Mauer dem Kampf zuſchaut, heißt er die Wächter das „Thor offen" halten, damit die Flüchtlinge ſich in die Stadt retten könnten.[14]) Nur Antenor[15]) wartet an die Buche gelehnt des Achilleus, und dicht dabei, vor dem Skaiiſchen Thore wartet auch Hektor.[16]) Hieraus geht mit Evidenz hervor, daß „das Thor" nichts anderes iſt als das Skaiiſche. Dieſes Thor iſt aber wiederum, wie auch ſchon von den Alten[17]) bemerkt iſt, daſſelbe wie das Dardaniſche, denn wo das Dardaniſche erwähnt wird, iſt es auch dicht an der oft er-

wähnten, nicht weit von der Stadtmauer ſtehenden Buche. Kann man demnach ſchon mit Rückſicht auf dieſe Stellen nicht mehr zweifeln, daß Homer der heiligen Ilios nur ein Thor giebt, ſo iſt ein klarerer Beweis dafür in der Erzählung vom letzten Kampf Hektor's mit Achilleus zu finden. Hektor wird vom Peliden um die Stadt herum verfolgt, ſo oft er ſich aber dem Dardaniſchen Thore nähert, hindert ihn Achilleus ſich unter die Mauer oder in die Stadt zu flüchten.[18]) So konnte ſelbſtverſtändlich nur geſprochen werden, wenn Troja nur ein einziges Thor hatte.

So wie man mit dieſer idealen Auffaſſung Trojas die gemeine Wirklichkeit vergleicht, kommt man zu Abſurditäten. Es iſt klar, daß eine große Stadt mehr als ein Thor haben muß, aber es iſt eben ſo klar, daß ein Dichter, der nur eine Stadt und einen Kampfplatz vor der Stadt braucht, um ſeine Helden kämpfen zu laſſen, es nicht nöthig hat ſich auf detaillirte Schilderungen von Dingen einzulaſſen, die mit ſeiner Dichtung in keinem nothwendigen Zuſammenhang ſtehen. Eben ſo ſelbſtverſtändlich iſt es aber auch, daß eine ſo ideale Behandlung dieſer Stadt unmöglich angenommen werden kann als ausgehend von verſchiedenen volksmäßigen Dichtern, aus deren Gedichten ſpäter die Ilias zuſammengeſetzt wäre. Sie iſt vielmehr nur erklärlich aus der lange geübten und befeſtigten Praxis einer Dichterſchule, deren ganzer Geiſt von einem Copiren topographiſcher oder hiſtoriſcher Wirklichkeit weit entfernt war, und deren Einbildungskraft am glänzendſten grade da ſich entfaltete, wo jede Unterlage in der Wirklichkeit fehlte. So fehlt denn im ganzen Homer jede Beſchreibung von irgend etwas in ſpäterer Zeit wirklich in Griechenland beſtehenden. Mykenai mit dem Löwenthor und dem Schatzhaus heißt ihm nur die goldreiche oder die Stadt mit breiten

Straßen, Beiwörter die nur ſein Weſen als Stadt bezeichnen ſollen; Troja nennt er heilig, wohlgegründet, lieblich, windig, ſteil, wohlbewohnt, auf einem Hügel gelegen, weit, fruchtbar, hoch, breit, gottgegründet, weitſtraßig, hochthürmig und mit ſchönen Mauern verſehen — alles ganz allgemeine Beiwörter faſt einer jeden Griechiſchen Stadt. Es wäre thöricht glauben zu wollen, Homer habe derartige Beſchreibungen aus Unfähigkeit vermieden; ein Dichter, der ſo unendliche Phantaſie und Beſchreibungskunſt hat, von deſſen Schlachtenſchilderungen man mit Recht ſagen kann:

die Todten ſah ich todt, Lebend'ge lebend,
nicht anders ſchaut als ich, gebeugten Ganges,
wer lebend ſelbſt die Kämpfer ſchaute lebend,

hat Schilderungen der Wirklichkeit in ihrer Einzelheit vermieden, um der Welt jene viel höher ſtehenden Schilderungen zu geben, die an keine irdiſche Wirklichkeit gebunden, weil ſie rein ideal ſind. Der Dichter vermeidet zum Beiſpiel durchaus nicht Naturſchilderungen, aber er ſchildert nie eine einzelne Gegend ſondern Berg und Thal, Fluß und Meer in ihrer Allgemeinheit und ohne Rückſicht auf örtliche Beſonderheiten.

Daher iſt jede Schilderung von etwas wirklich Exiſtirendem vermieden, und während von Troja, welches ſich der Dichter jedenfalls als in Wahrheit einmal beſtehend und erobert vorſtellte, keine Details gegeben werden, wird Ithaka, das für den Dichter nur ein Name für eine entfernte und unbekannte Inſel[19]) iſt, mit allen möglichen topographiſchen Einzelheiten ausgeſtattet: vom Königshauſe des Priamos erfahren wir wenig, aber Odyſſeus' Palaſt iſt mit großer Ausführlichkeit geſchildert. Noch genauer wird die Schilderung da, wo jede Unterlage der Wirklichkeit auch im Namen fehlt: ein wie anderes Bild giebt der Dichter von

Scheria als von Troja! Die Stadt der Phaiaken, das heißt das Griechiſche Schlaraffenland, iſt die einzige, wirklich genau beſchriebene Stadt im Homer.

Wie die Beſchreibuug Troja's und der Trojaniſchen Ebene aufzufaſſen iſt, ſieht man auf das Deutlichſte aus einer ſchon von den Alten bemerkten Eigenthümlichkeit. Homer läßt die Griechen zum Schutze ihres Schiffslagers einen Wall mit einem Graben anlegen. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß es unmöglich iſt für dieſe Befeſtigungswerke irgend eine Stelle in der Ebene zu finden, die von Querthälern durchſchnitten iſt, welche vom Ida nach dem Meere grade ſo ſtreichen, daß ſie jene Befeſtigungen überall durchſchneiden müßten. Da nun ſelbſtverſtändlich in Homeriſcher Zeit keine Spuren ſolcher Werke vorhanden waren, ſo läßt ſie der Dichter nach dem Abzuge der Griechen von Apollon und Poſeidon zerſtören.[20]) Es iſt alſo offenbar, daß er die Befeſtigungen nur erfand, um ſeinen Schlachtbeſchreibungen Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit zu geben, weil er keine wirkliche topographiſche Kenntniß von der Ebene hatte und nach dem ganzen Charakter ſeiner Poeſie haben wollte — und daß er ſie zerſtörte, damit ſie Niemand ſpäter ſuchen ſollte.[21]) Von dieſem Geſichtspunkte aus verſteht man überhaupt erſt den ganzen Bau. Es iſt ſchon oft bemerkt worden, daß die Griechen dieſe Werke gar nicht brauchten, da ſie, als ſie den Gedanken ſie zu bauen faßten,[22]) überall ſiegreich waren. Ja die Zerſtörung der Werke durch Götterhand ſchien den ausgezeichnetſten alten Kritikern[23]) ſo ſonderbar, daß ſie die betreffenden drei Verſe als ſpäteren, unhomeriſchen Zuſatz verdammten. Auf die ſonderbarſte Erklärung für den Bau aber kam Thukydides[24]) Da er ſich gar keinen andern Grund denken konnte, ſo verfiel er auf den Ge-

danken, die Griechiſche Armee habe ſich theilen müſſen und eine Hälfte ſei nach dem Thrakiſchen Cherſonnes übergeſetzt, um dort das Land zu bebauen und ſo der andern Hälfte Brod zu ſchaffen. Die Zurückbleibenden nun, zu ſchwach ſich allein gegen die Trojaner zu vertheidigen, hätten ſich gegen ſie durch Wall und Graben ſchützen müſſen. Hierin hat der große Hiſtoriker die Schwierigkeit einen Grund für den Bau zu finden, mit der andern combinirt, auf die vor ihm ſchon der Dichter Antimachos[25]) aufmerkſam geworden war: wie man ſich nämlich die Verpflegung einer ſo großen Armee möglich denken ſollte. Deswegen hatte Antimachos die eine Hälfte zum Getreidebau abgeſchickt. Es iſt klar, daß ſolche und viele andere ſeltſame Schwierigkeiten entſtehen müſſen, ſobald man einen nur mit idealen Größen rechnenden Dichter behandelt wie eine hiſtoriſche Quelle.

Genau ebenſo verfährt der Dichter mit der Geſchichte und Geographie. Wir haben oben geſehen, daß er den Asklepiaden Podaleirios und Machaon das Königthum von Trikka, eines weit vom Meere entfernten Ortes, nur deshalb giebt, weil es eines der vornehmſten Asklepiosheiligthümer in Griechenland beſaß. Wie ſie zu ihren vierzig ſchwarzen Schiffen kommen, kümmert den Dichter ſelbſtverſtändlich nicht. Die beiden andern Städte, die er ihnen noch giebt, Ithome und Oichalia, ſcheinen nur gewählt, weil ſie ziemlich häufige Städtenamen waren; es gab mehrere Ithome und fünf Oichalia in Griechenland. Aehnlich verhält es ſich mit den ſieben Städten,[26]) die Agamemnon ſeiner Tochter als Mitgift beſtimmt, wenn Achilleus ſie heirathen will: ſie alle liegen nahe an der See und grenzen an das ſandige Pylos. Die alten Erklärer und Geographen haben ſich bemüht dieſe Städte in ihrer Zeit zu finden, und zu erklären, wie Aga-

memnon Städte vergeben konnte, die gar nicht in ſeinem Reiche, ſondern in dem Neſtor's oder ſeines Bruder's Menelaos lagen. Für den zweiten Punkt giebt es eben keine andere Erklärung als die von jeder geographiſchen Realität entfernte Art der Dichtung. Aehnlich ſteht es mit dem erſten Punkt. Vier dieſer Städte haben ſo allgemein klingende Namen, daß es uns höchſt ſeltſam vorkommt, wenn Strabo und Pauſanias[27]) berichten, wie ſie zu ihrer Zeit heißen: denn da man Hire, Aipeia, Antheia und Enope nirgens mehr vorfand, ſo ſagte man den gelehrten Reiſenden — ohne jedoch über die Veränderung der Namen einer Meinung zu ſein — Heiligſtadt, Hochſtadt, Blumberg und Wartenburg (um ähnliche Deutſche Namen zu ſetzen) hießen jetzt anders. Der fünfte Name Pedaſos oder Pedaſon iſt ein mehrfach[28]) vorkommender Stadtname, und nur Kardamyle und Pherai ſcheinen wirklich in Meſſenien exiſtirt zu haben: dieſe beiden Städte liegen allerdings an der See, aber weit von Pylos entfernt.

Aehnlich, das heißt mit abſoluter und unbegränzter Freiheit, verfährt die Homeriſche Dichtung mit den ihr zu Grunde liegenden hiſtoriſchen Ereigniſſen. Die Coloniſirung der Oſtküſte Kleinaſien's, die ſelbſtverſtändlich Jahrhunderte dauern mußte, wird ihr zur Eroberung einer Stadt, die lange Jahre dauernden Züge aus den verſchiedenſten Griechiſchen Städten und Landſchaften ballen ſich in ihr gewiſſermaßen zuſammen zu einem großen Völkerkriege unter Anführung des Königs der Könige; die mannigfaltigen Urſachen der Auswanderung und der neuen Städtegründung verwandeln ſich in die eine Urſache des Raubes der ſchönſten Frau Griechenland's und der Schätze ihres Gemahl's. So vollſtändig in poetiſche Ferne gerückt iſt die Wirklichkeit jener Zeiten in der Dichtung,

daß das Herz des Dichters offenbar auf Seite derer ſteht, die doch in Wirklichkeit Barbaren waren und von des Dichter's Landsleuten bekämpft und beſiegt wurden. Kein Griechiſcher Held reicht an die ſelbſtloſe Vaterlandsliebe Hektor's oder an die edle Einfalt des Glaukos, keine Frau auf Griechiſcher Seite iſt mit ſolcher Liebe gezeichnet wie Andromache, kein Kind wird mit ſo zärtlicher Trauer erwähnt wie Hektor's Sohn Aſtyanax. So ſind in Wahrheit die Kämpfer der Ilias nicht Eroberer, ſondern Coloniſten: denn faſt nie erinnert ſich ein Griechiſcher Held ſeiner Heimath: nur Agamemnon ſpricht einmal von ſeiner Gemahlin Klytaimneſtra, aber nur um zu behaupten, daß ſie einer kriegsgefangenen Sklavin weit nachſtehe. In der Odyſſee dagegen giebt es keine rührenderen Stellen, als die, wo der verſchlagene Odyſſeus ſich der Treue ſeines Weibes erinnert oder den Rauch ſeines Hauſes auf dem wogenumrauſchten Eiland Ithaka zu ſehen wünſcht, um das Leid der Verbannung zu mildern. Eben ſo wie der Kriegszug gegen Troja nur die poetiſche Form iſt für die Schilderung von Kriegsthaten, denen die Coloniſirung der Küſte Kleinaſien's zu Grunde liegt, eben ſo iſt die Epiſode aus der Heimkehr der Griechenfürſten, welche den Stoff der Odyſſee bildet, nur der Rahmen, in welchem der Dichter die Abenteuer der kühnen Seefahrer vorführt, deren ſo viele zu ſeiner Zeit „feuchte Pfade" fuhren, Jahrelang in der Ferne herumſchweiften, und beladen mit Beute ſowie voll von Schiffermährchen endlich nach Hauſe gelangten, aber freilich auch die Wahrheit des Dichterwortes erfuhren

> erproben ſollſt du, wie geſchenktes Brod
> ſtets ſalzig ſchmeckt, und wie ſo ſchwer man ſteigt
> die Stiege auf und ab im fremden Haus,

und ſtatt einer Penelope mit Telemachos nur zu oft eine Klytaimneſtra mit Aigiſthos vorfanden.

In keinem Punkte zeigt ſich die poetiſche Schöpferkraft ſo großartig als in der Behandlung der Sagen von den Göttern, welche das Menſchengeſchlecht und ſeine Geſchicke beherrſchen. Wir haben zwar theils gar keine, theils ſehr unvollkommene Nachrichten von den Culten der einzelnen Götter vor Homer, aber das kann man getroſt behaupten, daß Herodot Recht hat, wenn er meint, daß Homer und Heſiod den Griechen die Abſtammung ihrer Götter gradezu „gemacht“ haben. Von Heſiod kann dies allerdings nur mit großen Einſchränkungen gelten, aber wer ſähe nicht, daß die Charakteriſtik der ganzen Griechiſchen Götterwelt auf Homer zurückgeht? Am ſtärkſten zeigt ſich dies in der Kunſt, denn die rohen alten Götteridole haben unter dem allerdirekteſten Einfluß der Homeriſchen Dichtung allmälig ihre menſchliche Geſtalt angenommen. Freilich iſt das Streben der Menſchheit ſeine Gottheiten ſich unter der zunächſt liegenden menſchlichen Geſtalt darzuſtellen ganz allgemein, und der Philoſoph hat Recht, wenn er ſagt:

> hätten nur Hände zum Zeichnen der Stier, das Roß und der Löwe
> wahrlich ſie zeichneten ſich Geſtalt und Bilder der Götter
> ähnlich der eignen Geſtalt, und der Löwe betet zum Löwen,

aber eigenthümlich der Homeriſchen Poeſie iſt die Energie, womit jede menſchliche Leidenſchaft ihren typiſchen Ausdruck in einem göttlichen Weſen fand, welches unter den Händen des Dichters aus einer Perſonification einer Naturkraft ſich verwandelte in ein Bild höherer Menſchlichkeit.

Wenn ſo auf der einen Seite die unendliche Phantaſie des Dichters in einer Erweiterung des Stoffes in das Ueberirdiſche

hinein thätig ist, zeigt sie sich nach einer andern Richtung hin in einer gewissen Beschränkung nicht minder mächtig. Es ist bekannt, daß bei Homer nie geritten, sondern nur gefahren wird. [29]) Die gewöhnliche Ansicht — welche schon die alten Kritiker aufstellten — scheint zu sein, daß der Dichter zwar den Gebrauch des Pferdes zum Reiten kannte, aber seine Helden nur aus Noth auf Pferde setzt. Es muß zugegeben werden, daß Homer durch Hörensagen vom Reiten etwas gewußt hat; sonst wäre die Stelle, wo er den Odysseus auf einem Balken wie auf einem Rennpferde sitzend aus dem Schiffbruche sich retten läßt, nicht zu erklären. Die andere Stelle dagegen, die man gewöhnlich anführt, beweist nichts: denn der Mann, der mit vier Pferden nach der Stadt jagt, und von einem zum andern springt, *kann* sie vor einen Wagen gespannt haben: die Worte des Dichters lassen beide Erklärungen zu. Einen unwiderleglichen Beweis jedoch gegen eine eigentliche Kenntniß des Reiters liefert uns die Erzählung von Odysseus und Diomedes in der Doloneia. Die beiden Helden wollen die Pferde des von ihnen getödteten Thrakerkönig's Rhesos in's Griechische Lager bringen. Sie können dieselben jedoch nicht vor einen Wagen spannen, und so „stieg Diomedes schnell auf *die Pferde*, Odysseus aber *schlug* sie". Als sie zur der Stelle gekommen sind, wo Diomedes den Trojanischen Späher Dolon getödtet hatte, „hielt Odysseus *die* schnellen Pferde *an*, der Tydide aber sprang herab, legte die Waffen in die Hände des Odysseus und stieg auf *die Pferde*. Er peitschte aber *die Pferde*" u. s. w. Es ist klar, daß hier der Ausdruck *die Pferde*, wie auch sonst unzählige Male bei Homer gradezu für *Wagen* gebraucht ist, denn es ist unmöglich, daß ein Dichter, der die Kunst des Reitens aus eigener Anschauung kannte, einen Reiter statt auf

ſein Pferd und von ſeinem Pferde, vielmehr auf zwei und von zweien, ſein eigenes und das ſeines Gefährten, ſteigen, oder gar den einen Reiter beide Pferde ſchlagen läßt. Euripides umgeht in ſeiner Tragödie Rheſos die Schwierigkeit dadurch, daß er die beiden Griechiſchen Helden nicht die Pferde ſondern „das Fuhrwerk" ſtehlen läßt. Wenn man übrigens der Anſicht einiger alten Kritiker iſt, daß die Doloneia erſt ſpäter der Ilias eingefügt ſei, ſo verſchwindet die letzte Spur einer wenigſtens ſcheinbaren Kenntniß des Reitens. Mir ſcheint allerdings die Art, wie das Reiten in dem erwähnten Buche verhandelt wird, vielmehr ein Beweis dafür zu ſein, daß es in der Homeridenſchule gedichtet iſt: ein ſpäterer nicht zur Schule gehöriger Dichter würde ſchwerlich ſo wenig Kenntniß vom Reiten gehabt oder mit ſo viel Selbſtverleugnung dieſe Kenntniß verſteckt haben. Andrerſeits muß zugegeben werden, daß der Dichter jedenfalls nicht zu den beſten Homeriden gehört.

Eben ſo auffallend aber als der offenbare Mangel einer Kenntniß des Reitens iſt die eng damit zuſammenhängende Kampfesweiſe der Homeriſchen Helden. Das gewöhnliche Volk kämpft zu Fuß, die Könige dagegen, wenigſtens großen Theils, zu Wagen. Man kann getroſt behaupten, daß eine ſolche Art zu kämpfen, niemals in Wirklichkeit beſtanden hat. In hiſtoriſcher Zeit wußten die Griechen nur von Barbaren, die von Streitwagen kämpften. Die älteſten Griechiſchen Dichter nach Homer erwähnen nie eine ſolche Art zu kämpfen. Tyrtaios, ein Schlachtendichter von größter Anſchaulichkeit und Naturwahrheit erwähnt nur die beiden Theile Griechiſcher Heere in hiſtoriſcher Zeit, Leicht- und Schwerbewaffnete und ſpricht von Lanze, Schwert und Steinen als Waffen, Niemand aber kämpft bei ihm zu

Wagen. Der Elegiker Kallinos ſpricht ebenfalls nur von Lanze und Schild. Archilochos ſagt von einem Kampfe auf Euboia, daß Bogen und Schleudern nicht helfen würden, ſondern nur das Schwert. Mimnermos rühmt den Kampf ſeiner Vorfahren im Hermiſchen Gefilde gegen die reiſigen Lydier, wo er unter den Vorkämpfern von den Speeren der Feinde bedrängt wurde: wiederum kein Wort von Wagen. In der einzigen Schlacht vor den Perſerkriegen, von der wir überhaupt etwas Genaueres wiſſen, der zwiſchen Eretriern und Chalkidiern, welche Thukydides für die bedeutendſte dieſer ganzen Periode hält, iſt nur von Fußvolk und Reiterei die Rede, ſo ſehr auch in dieſer Gegend die Pferdezucht blühte.

Steht demnach Homer vereinzelt mit dem Gebrauche von Streitwagen bei den Griechen da, ſo verwickelt ſich die ganze Frage dadurch, daß ſie keineswegs, wie gewöhnlich angenommen zu werden ſcheint, bei ihm überhaupt und allgemein gebräuchlich ſind. Sie ſind vielmehr der Ebene von Troja eigenthümlich: als Odyſſeus die Stadt der Kikonen einnimmt, haben weder er noch ſeine Gegner Wagen; als die Ithakeſier ihm entgegenziehen, gehen ſie zu Fuß. Dieſer Behauptung widerſpricht nicht, daß Wagen in den der Ilias eingeflochtenen Epiſoden (wenigſtens einmal) erwähnt werden, denn dieſe ſind natürlich mit denſelben poetiſchen Eigenthümlichkeiten gedichtet wie die Haupterzählung. Wenn man will, ſo kann man auch den Umſtand anführen, daß auf den Schiffen nie Wagen erwähnt werden, ſondern immer nur geſagt wird, es ſeien ſo oder ſo viel Ruderer darin.

Die Streitwagen bilden übrigens bei Homer nicht einen Theil des Heeres wie in hiſtoriſcher Zeit bei Barbaren, ſondern werden nur einzelnen Helden gegeben, um Leben und Mannig-

faltigkeit in die Beſchreibung der Kämpfe zu bringen. Daher kommt es, daß ihr Erſcheinen und Verſchwinden nur mit dem poetiſchen Bedürfniß geordnet iſt und nie beſonders motivirt wird. Bei Patroklos' Auszug zum Beiſpiel ſind ſie da; in der ganzen folgenden Schlacht aber werden ſie nicht erwähnt. In manchen Schlachten dagegen kommen gar keine Wagen vor. Ferner werden zwar die reiſigen Kämpfer und ihr Gefährt nicht ſelten als Theil des Heeres angeführt, aber die Zahl der Kämpfer, die mit Namen als von Wagen kämpfend genannt werden, iſt viel kleiner als gewöhnlich angenommen zu werden ſcheint. Von den vierzig im Katalog genannten Griechenfürſten kämpfen nämlich zu Wagen nur Agamemnon, Diomedes, Meneſthes, Neſtor, Menelaos, Achilleus, Idomeneus und Meriones. Ganz anders iſt es auf Trojaniſcher Seite. Dort kämpfen außer Aineias, Hektor und Sarpedon noch vierundzwanzig andere Helden zu Wagen. Zweierlei fällt bei einem Vergleiche dieſer beiden Verzeichniſſe auf. Erſtens kämpft auf Griechiſcher Seite kein untergeordneter Mann zu Wagen ſondern nur Fürſten, auf Trojaniſcher dagegen neben den Fürſten auch eine beträchtliche Anzahl namenloſer, das heißt Männer die nur Namen vom Dichter erhalten, weil er nie Jemand nennt ohne ihm einen Namen zu geben, die aber weder in der Sage noch vorher exiſtirten, noch in der Entwickelung der Dichtung eine Rolle ſpielen. Hiermit hängt die Zahl zuſammen: auf Griechiſcher Seite neun, auf Trojaniſcher ſiebenundzwanzig. Zweitens fällt auf, daß drei der am häufigſten in der Ilias erwähnten Helden niemals zu Wagen kämpfen: die beiden Aias und Odyſſeus. Aias des Oïleus Sohn freilich iſt ein Bogenſchütze und vielleicht deswegen nicht ſo ausgerüſtet wie die übrigen Helden, die etwa die Rolle der ſpäteren

Hopliten ſpielen; wunderbarer iſt es bei Aias dem Sohne Telamon's und bei Odyſſeus. Von Odyſſeus' bergiger Inſel und ihrer Ungeeignetheit zur Pferdezucht konnte freilich der Dichter bei ſeiner gänzlichen Unkenntniß derſelben nichts wiſſen; aber nahe liegt die Vermuthung, daß er, weil ſelbſt Bewohner einer Inſel, den beiden Inſelkönigen eben ſo wenig Roſſe und Wagen gab als er dieſelben in ſeiner Heimath erblickte. Von dieſem Geſichtspunkte aus hat der alte Erklärer Recht, wenn er zur Doloneia in Bezug auf Odyſſeus als Pferderäuber bemerkt: er iſt zwar ein Inſelbewohner, aber an Erfahrung ſteht er keinem nach.

Die Art von Schüchternheit nun, mit welcher der Dichter unter den Griechen eine dreifach kleinere Zahl mit Wagen ausſtattet, und die Thatſache, daß auf Trojaniſcher Seite auch unbedeutende Kämpfer ſich ihrer bedienen, läßt die Vermuthung entſtehen, daß Homer die ganze Sitte ſo zu kämpfen nicht von einer zu ſeiner Zeit in Griechenland beſtehenden Gewohnheit hergenommen, ſondern daß er ſie vielmehr als etwas Barbaren eigenthümliches gekannt und deswegen den Trojanern gegeben habe. Dies ſtimmt auch inſofern vollſtändig zum Charakter der Homeriſchen Poeſie, als er die barbariſche Kampfweiſe ſo für die Dichtung zurecht macht, wie ſie am wirkſamſten die Lebendigkeit der Erzählung erhöhen konnte. Denn mit einer Beſchreibung der wirklichen Art Streitwagen zu gebrauchen, das heißt in ſelbſtändigen Truppenkörpern, wäre der Dichtung nicht gedient geweſen. Die vollſtändig und allein dichteriſche Art ſo zu kämpfen ſtimmt auch mit dem ſonſtigen idealen Charakter der heiligen Ilios, die für ihr großes Heer nur ein Thor hat, mit der Ebene, die vor den Mauern der Stadt liegt und durch kein topographiſches Detail in die gemeine Wirklichkeit verſetzt wird, und mit

Wall und Graben der Griechen, die aus rein poetiſcher Nothwendigkeit entſtanden, nachdem ſie ihre poetiſche Pflicht erfüllt haben, durch Götterhand vernichtet werden. Wie ſtark übrigens Homer betont, daß den Trojanern und ihren Verbündeten die Streitwagen und die Roſſezucht eigenthümlich ſind, ſieht man auch aus der Stelle, wo Pandaros erklärt warum er ohne Roſſe, „nur auf ſeinen Bogen vertrauend" nach Troja gezogen ſei. Eine derartige Entſchuldigung kommt bei einem Griechiſchen Helden nicht vor, ſondern der Dichter muß es bei ſeinen Hörern als natürlich vorausgeſetzt haben, daß ſie ſich über Odyſſeus und Aias als Fußkämpfer nicht wundern würden. Hiermit hängt zuſammen, daß von den Griechen nur einzelne Helden, die Trojaner und Phrygier aber in ihrer Geſammtheit „Zähmer von Pferden" genannt werden.

Daß es heißt den ganzen Charakter der Homeriſchen Dichtung verkennen, wenn man in ihr irgend eine Andeutung über die wirkliche Lage eines einſt eroberten Troja ſuchen wollte, ſieht man auch daraus, daß Homer den Erichthonios dreitauſend Stuten beſitzen läßt: es kam ihm eben nur darauf an, eine weite Ebene vor der Stadt als Tummelplatz der Helden auf ihren Streitwagen zu ſchildern: ihre topographiſchen Einzelheiten kümmerten ihn nicht.

Kaum kann ein ſtärkeres Argument gegen die Möglichkeit eines Entſtehens der Homeriſchen Gedichte aus nicht zuſammenhängenden Volksliedern gefunden werden, als das gänzliche Verſchweigen des Reitens und die vollſtändige Gleichmäßigkeit in dem Gebrauche der Streitwagen. Sehr wohl aber konnte ſich hierin eine feſte Praxis in der Homeriſchen Schule bilden. Denn nimmt man ſelbſtſtändige Lieder an, ſo iſt eine ſolche Ueber-

einſtimmung völlig undenkbar: niemals hat es ein Volk geben können, welches das Pferd zwar vor Wagen ſpannt, ſich ſeiner aber nicht zum Reiten bediente. Andrerſeits konnte die Heimath der Homeriden eine Inſel ſein, auf der Wagen und Pferd unbekannt waren und deren Bewohner nur auf dem benachbarten Feſtlande dergleichen ſehen konnten. Solche Einzelheiten und ihr treues Feſthalten machen eben das Schulmäßige dieſer Dichtung aus.

Nicht minder unerklärlich wäre die gleichmäßige Behandlung chirurgiſcher Fragen und die durch die ganze Ilias ebenmäßigen anatomiſchen Kenntniſſe[30]) in einem aus verſchiedenen Volksliedern zuſammengeſetzten Gedichte. Vielmehr ſetzt dieſe Gleichartigkeit und dies ganz beſtimmte Maaß einer Kenntniß von Dingen, die ſchwerlich das Gemeingut aller geweſen ſind, eine Ausbildung des einzelnen Dichters voraus, wie er ſie nur in einer poetiſchen Gemeinſchaft empfangen konnte. Ganz ähnlich verhält es ſich mit den Charakterſchilderungen der Helden und mit unzähligen Einzelheiten, deren conſequente Feſthaltung und gleichmäßige Anwendung nicht anders als durch feſte Schulüberlieferung erklärt werden kann.

Es war bei den Griechen eine weitverbreitete und beſonders auf die Autorität des Ariſtoteles[31]) zurückgehende Anſicht, daß Homer der älteſte Griechiſche Dichter ſei. Was auch ſonſt von Dichternamen vor ihm erwähnt war, trägt den Stempel der Erdichtung deutlich auf der Stirn. Nun bedient ſich Homer des Kunſtvollſten aller Verſe, des Hexameter's, eines Verſes, der, obgleich nach Homer von zahlloſen Griechiſchen und Lateiniſchen Dichtern angewendet, dennoch keine weſentliche Veränderung mehr erfahren hat: denn was beſonders die Lateiniſchen Dichter an

Feinheit im Baue hinzugefügt haben, ist, wenn auch an sich nicht unbedeutend, dennoch ganz geringfügig, wenn man es mit der Schöpfung des Verses selbst vergleicht. Wie nun soll man diesen Vers, das erste ebensowohl wie das höchste und vollkommenste in seiner Art, entstanden denken? Setzt man einen Dichter als Verfasser von Ilias und Odyssee voraus, so ist es ebenso schwierig zu erklären, wo derselbe den Hexameter hergenommen hat als in ihm sich den Schöpfer des Verses vorzustellen. Denn das erste setzte die Existenz kunstmäßiger Dichtung vor Homer voraus, das zweite würde einem Manne ein Werk zutrauen, was wunderbarer wäre als die Dichtung von Ilias und Odyssee. Ein Vers von solcher Vollendung und Schwierigkeit im Bau setzt vielmehr eine jahrhundertelange Kunstübung, eine allmälige Ausbildung und eine ähnliche, langsame Entwickelung voraus, wie die war, mittelst welcher sich aus dem Hexameter die andern Kunstmetra der Griechen entwickelt haben. Diese Schwierigkeit verschwindet, sobald man sich den Hexameter in der Schule der Homeriden entstanden denkt. Dort, wo beständige Kunstübung herrschte, konnte ein solcher Vers im Laufe vieler Generationen entstehen, und nur so erklärt es sich, warum wir nichts weiter von seinen Anfängen und seiner allmäligen Ausbildung erfahren, sondern ihn erst kennen lernen, als er die relativ höchste Stufe der Vollendung errichtet hatte. Völlig unmöglich aber ist es, einen solchen Vers sich ausgebildet zu denken von Volksdichtern, die durch keine gemeinsame Kunstübung verbunden waren: denn eine gleichmäßige Praxis in seinem Gebrauche in verschiedenen Theilen Griechenlands oder auch nur in verschiedenen Orten eines Sprachgebiets würde doch allermindestens eine viele Jahre dauernde ganz allgemeine Bekanntschaft mit

hexametriſcher Poeſie und alſo eine ausgebreitete Literatur vorausſetzen.

Ebenſoweit wie hierin die Homeriſche Poeſie von der Einfachheit und Kunſtloſigkeit der Rhythmen fahrender Sänger entfernt iſt, ebenſo hoch ſteht ſie über der Wirklichkeit des gemeinen Lebens. Dies tritt am deutlichſten hervor, wenn man Homer's nächſten Nachfolger, Heſiod, lieſt. Hier zeigt ſich die Noth des Lebens in unzähligen Einzelheiten: der Geringe und Schwache wird unterdrückt von dem Starken und Mächtigen, die Sorge um das tägliche Brod tritt an den Dichter als nagende Angſt heran, er mißtraut Jedem, dem Freunde und Bruder, wie dem Fremden, alles ängſtigt ihn und nichts mehr als das Reiſen, beſonders über's Meer. Von all dieſem iſt keine Rede bei Homer. Seine Helden ſind ihrer ſelbſt gewiß in Sturm und Noth wie in Kampf und Streit, in der Fremde wie in der Heimath, zu Waſſer wie zu Lande. Keine Nahrungsſorge tritt an ſie heran, keine Angſt vor der Zukunft, kein Mißtrauen gegen einander bewegt ſie. So erſcheinen ſie denn dem ſpätern Geſchlechte als übermenſchliche Geſtalten und Heſiod läßt „der heroiſchen Männer göttliches Geſchlecht" als ſelige Halbgötter nach dem Tode auf den Inſeln der Seligen am tiefen Okeanos wohnen. Wenn man ſagen wollte, dieſer Unterſchied komme daher, daß Homer's Poeſie ſich mit Fürſten und Vornehmen beſchäftigt, während Heſiod ſich an Bauern und geringe Leute wendet, ſo iſt dies keine Erklärung, denn auch bei Homer kommen geringe Leute in großer Zahl vor: ja zum Theil iſt es nur poetiſche Form, wenn er ſeine Perſonen Herrſcher nennt und vor Troja nur Könige namentlich als Kämpfer anführt. Vielmehr iſt auch Homer's Sauhirt „göttlich", und kein Sklave leidet je

bei ihm Hunger. Niemand wird behaupten wollen, daß in der Heimath der Homeriſchen Dichter die Sorgen des täglichen Lebens unbekannt geweſen wären, aber die Dichterſchule der Homeriden ließ als mächtige Gemeinſchaft ihre Mitglieder das Leben anders anſehen als es ein allein ſtehender Dichter wie etwa Archilochos betrachtete. Das Selbſtgefühl, welches ihre ſo dem täglichen Leben entrückte Stellung ihnen einflößte, gab ihrer Dichtung auch hierin den idealen Ton, welcher uns wie den Heſiod das Zeitalter des Hektor und Odyſſeus als das Jugendalter der Welt betrachten läßt. Hunger und Armuth, Mangel und Elend mußten eben ſo wohl zu der Zeit in Griechenland vorhanden ſein, wo der König der Könige ſeine reiſigen Schaaren gegen die heilige Stadt des Priamos führte, als zur Zeit wo Alkman Hunger und Entbehrung litt, aber ſo ſtark iſt der Einfluß dieſer unvergleichlichen Poeſie noch heute auf uns, daß es uns unmöglich ſcheint, das Bild Helena's oder des göttlichen Peliden auf dem Hintergrunde der gemeinen Wirklichkeit ſich abheben zu laſſen.

Anmerkungen.

[1]) Galenos *περὶ ἀνατομικῶν ἐγχειρήσεων* II. 1. (zitirt von Daremberg, état de la médecine entre Homère et Hippocrate p. 59).

[2]) Bertrand, études de Mythologie et d'Archéologie Grecques. (zitirt von Daremberg.)

[3]) Siehe Böckh's ind. lect. Berlin, Sommer 1834.

[4]) Pauſanias ſah auf der Akropolis von Athen Statuen der Chariten, die Sokrates gemacht hatte. Sie waren von Kopf bis zu Fuß bekleidet, entgegen der Praxis anderer Bildhauer.

[5]) „Filios familias non solum natura uerum et adoptiones faciunt". Modestinus. (Dig. I. 7, 1.)

[6]) Von der Familie ſagt Cicero: „Id autem principium urbis est et seminarium rei publicae". Und nachher „quae propagatio et suboles origo est rerum publicarum". de Off. I, 54.

[7]) p. 588 Cas.

[8]) Die Ilias beſteht aus 15693, Parcival aus 24694 Verſen, aber allerdings ſind Wolfram's Verſe viel kürzer als Homer's Hexameter.

[9]) Mure, history of Greek Literature Vol. I. p. 516.

[10]) Siehe Hercher im Hermes, I. S. 262 ff.

[11]) Wie der Scholiaſt zu Ilias VIII. 562 bemerkt.

[12]) Thukydides berechnete die ganze Armee nach dem Homeriſchen Katalog, einſchließlich der Befehlshaber, auf 100839 Mann. Siehe Schol. L zu Ilias II. 488.

[13]) Schol. AV zu Ilias VIII. 58.

[14]) Ilias XXI. 531.

[15]) ebenda 549.

[16]) XXII. 6.

[17]) Schol. zu Ilias V. 789. VIIII. 354.

[18]) Ilias XXII. 194.

[19]) Siehe Hercher im Hermes I. S. 268.

[20]) Ilias VII. 461.

[21]) Faſt dieſelben Worte gebraucht ein alter Erklärer in den Scholien BL zur Ilias VII. 445.

[22]) „als ein Bollwerk für die Schiffe und für uns ſelbſt" Ilias VII. 338.

[23]) Zenodotos Ariſtophanes und Ariſtarchos im Schol. A zur Ilias VII. 443.

[24]) Thuc. I. 11.

[25]) Schol. zu Thucyd. I. 11.

[26]) Ilias VIIII. 150. 292.

[27]) Strabo p. 359. 360 Cas. Paus. III. 26, 8. IV. 25, 1.

[28]) Schol. zur Ilias VI. 35.

[29]) Die Nachweiſungen zu den folgenden Auseinanderſetzungen ſiehe in Fleckeiſen's Jahrbüchern für Philologie 1874, S. 597 ff.

[30]) Daremberg, la médecine dans Homère p. 76. S'il me fallait apporter de nouveaux arguments en faveur de l'unité de composition de l'Iliade, je les trouverais dans l'unité des principes chirurgicaux et aussi dans les observations regulièrement suivies à travers plusieurs chants, comme sont par exemple ou celle d'Hector ou celle de Machaon.

[31]) Siehe Lobeck Aglaophamus, Vol. I. p. 350.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtr. 17 a.

12

Der Torf.

Von

Dr. Jacob Nöggerath,

Bergbauptmann a. D. und ord. Profeſſor der Mineralogie und der Bergwerks-Wiſſenſchaften an der Königlichen Univerſität zu Bonn.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.

Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Die Tendenz dieſer Blätter geht dahin, den Torf in ſeinen ſämmtlichen Verhältniſſen umrißlich zu ſchildern, doch ſoll dabei ſein Vorkommen im deutſchen Vaterlande in erſter Linie ins Auge genommen werden. Zwei verſchiedene Seiten ſind es vorzüglich, welche ſich dabei der Beſprechung darbieten: die erſte iſt die naturwiſſenſchaftliche, die Beſchaffenheit, Entſtehung und Fortbildung des Torfs; die andere greift in das Volkswirthſchaftliche ein, nämlich die Nachtheile möglichſt zu beſeitigen, welche die Torfmoore dem Lande bringen, und gleichzeitig durch den Abbau und die Gewinnung des nutzbaren Stoffes den von ihm bedeckten Boden urbar und für den Ackerbau gedeihlich herzuſtellen. Beſteht auch bereits eine umfaſſende Torfliteratur[1]), ſo dürfte doch dazu das Nachfolgende noch einiges Neue bringen, welches theils die jüngſten Forſchungen auf dieſem Gebiete ergeben haben, theils aber auch Beſtrebungen der praktiſchen volksthümlichen Richtung der Neuzeit ſind.

Der Torf iſt eine ſchichtenbildende Gebirgsart, eben ſo wie Kalkſtein, Sandſtein, Schiefer, Steinkohlen u. ſ. w., nämlich

ein Glied der unorganiſchen Maſſen, welche die Kruſte unſeres Planeten bilden. Er gehört freilich nur zu den jüngſten Gebirgsarten, welche die äußerſte Oberfläche bedecken und ſich noch immer fortbilden. Seine Geneſis beruht auf einem Uebergang aus dem Organiſchen zum Unorganiſchen, vegetatives Leben und Abſterben deſſelben treten dabei zugleich auf. Während dieſelben Pflanzen an der Oberfläche des Waſſers friſch fortwachſen, ſterben ſie unter dem Waſſer nach und nach ab, und erzeugen durch Fäulniß, Zerſetzung und chemiſche neue Verbindungen ihrer Elemente den Torf. Die Entſtehung einer Gebirgsart aus Pflanzen nennt der Geologe die phytogene, welche ebenfalls für die Braun- und Steinkohlen, wenn auch nicht in ganz gleichartiger Weiſe, erkannt und angenommen iſt. Torf, Braun- und Steinkohlen ſind zugleich mineraliſche Brennſtoffe, der Torf aber der jüngſte nach der Zeit ſeiner Entſtehung und ebenfalls der am wenigſten ausgebildete. In beider Beziehung ſtellt ſich die Reihenfolge ſo: Torf, Braunkohlen, Steinkohlen.

Die Entſtehung der Torfmoore wird durch beſondere Relief-Verhältniſſe des Landes, der Waſſeranſammlungen und des Klimas, ſo wie durch die damit verbundene Entwickelung einer eigenthümlichen Pflanzenwelt, welche das Material zum Torf liefert, und daher die Torfflora genannt wird, bedingt. Ausgedehnte Flächen mit muldenförmigen Einſenkungen, von nicht großer Tiefe, in welchen ſich ſtehende oder langſam fließende Gewäſſer durch atmoſphäriſche Niederſchläge, durch aus dem Boden aufſteigende Quellen oder durch das Schmelzen des Eiſes in Eisfeldern bilden, ſind vorzugsweiſe die Orte der Torfmoore. Sie verbreiten ſich über dem Meere flach zu fallende breite Küſtenſtriche und erhabene Plateaus im Rücken oder umgeben von Gebirgen und hinter den Moränen von ehemaligen oder

noch beſtehenden Gletſchern und in breiten ſumpfigen Thälern, von Flüſſen und Landſeen. Kühle, ziemlich gleichbleibende Temperaturen, Schnee, Regen, Nebel und Thau befördern die Torfbildung, daher dieſelbe auch in dicht bewaldeten Gegenden vorkömmt. [2])

In den gemäßigten und kalten Zonen ſind die Torfmoore bei weitem am häufigſten vorhanden, vorzüglich in Europa und in Nordamerika, in den heißen Zonen dagegen ſparſam und meiſt nur unter dort ſehr ſeltenen Verhältniſſen, welche mit den europäiſchen ziemlich übereinkommen. Das Austrocknen der Sümpfe während der warmen Jahreszeiten in den heißen Zonen erklärt, daß ſich dabei kein Torf bilden kann. Schon die pontiniſchen Sümpfe, die Marammen am Ausfluß des Arno, die Sümpfe von Mondego, des Vouga in Portugal haben deshalb keinen oder doch nur ſehr unvollkommenen Torf.

Die Torfflora wird durch eine bedeutende Anzahl von Gattungen und Arten gebildet, es ſind vorzüglich diejenigen Pflanzen, welche im Waſſer leben oder beſonders Feuchtigkeit zu ihrem Beſtehen erfordern. In Mitteleuropa gehören dahin allein aus der Familie der Mooſe 35 Arten. Rechnet man hierzu die Lebermooſe, Algen, Farren und Equiſeten, ſo ſtellen ſich mehr als 50 Arten Kryptogamen als Torfpflanzen heraus. Dagegen gehen von den Phanerogamen nur 36 Arten Monocotyledonen und 10 Arten krautartige Dicotyledonen in die Zuſammenſetzung des Torfes ein. Bei der Torfbildung betheiligen ſich aber auch noch andere Pflanzen, welche nicht zur eigentlichen Torfflora gehören und mehr zufällig auf den Torfgebieten wachſen, und darunter auch Bäume und Sträucher der verſchiedenſten Art, zugleich mit ihrem Laubwerk, den Samen und Früchten. Hierunter iſt aber die Flora des ſeltenen Algen- oder Meerestorfs

nicht begriffen, welcher vorwaltend aus Pflanzen beſteht, die im Meere leben. Daß ſich in heißen Klimaten die Torfflora anders zuſammenſetzt als in Europa, verſteht ſich von ſelbſt. Nach Darwin geht in Südamerika gar keine Moosart in den Torf ein. Unter den vielen Pflanzen, welche ihn hier bilden, ſind Astelia pumila und Zostera maritima beſonders vorwaltend.

Der Torf kann auf jeder Art des unterliegenden Bodens gebildet werden, wenn derſelbe nur das Waſſer nicht durchläßt. Wir finden ihn auf den verſchiedenſten Gebirgsarten aufgelagert. In Norddeutſchland ruht er meiſt auf Sandboden, aber dieſer wechſelt mit waſſerdichten Thonlagern, und ebenfalls ſind häufig die Zwiſchenräume des Sandes mit Thon oder Lehm erfüllt. Granit, Gneuß, Glimmerſchiefer, Kalkſtein und überhaupt jede Gebirgsart kann mit Torf bedeckt ſein, wenn ſie keine Klüfte hat, in welchen die Waſſer in die Tiefe verſinken. Letzteres trifft auch bei den Moränen der Gletſcher zu, welche aus erdig zerriebenen und aufgelöſten Geſteinen beſtehen, die eine thonartige Maſſe bilden. Sogar in dem weiten runden Krater des erloſchenen Vulkans vom Moſenberg in der Eifel (Regierungsbezirk Trier) befindet ſich ein ausgebildetes Torfmoor. Die Natur der dem Torf unterlagerten Gebirgsarten übt keinen bemerkbaren Einfluß auf ſeine Beſchaffenheit aus.

Die Bildung des Torfs aus abgeſtorbenen Pflanzen unter Waſſer geſchieht durch einen eigenthümlichen verzögerten Fäulniß- und Zerſetzungsproceß. Die dabei einwirkenden chemiſchen Aktionen und neu entſtehenden Verbindungen der Elementarſtoffe ſind anders geartet, wie bei der Veränderung der Pflanzen in der atmoſphäriſchen Luft. Je nachdem die chemiſche Umwandlung kürzere oder längere Zeit gedauert hat, die dabei mitwirkenden äußeren Verhältniſſe, Temperatur, Druck u. ſ. w. modificirt

waren und nach der Verſchiedenheit der Pflanzen ſelbſt und ihrer Beſtandtheile, iſt das Produkt, der Torf, mehr oder weniger ausgebildet, ſo daß ſich derſelbe in den Extremen in reifen oder unreifen Torf unterſcheidet, wobei natürlich alle dazwiſchen liegenden Grade der Ausbildung ebenfalls vorkommen. Zu den leichten unreifern Torf-Varietäten gehören Moostorf, Gras- oder Wieſentorf, Haide- oder Hochmoortorf (Hagetorf), Blätter- oder Waldtorf, Algentorf (Meertorf); zu den ſchwerern und reifern: Staubtorf (Bank- oder Torferde, Schollerde z. Th.), Pechtorf (Stich- oder Specktorf), Schlamm-, Streich- oder Baggertorf, Torfkohle (ſelten), Vitrioltorf. Den Holztorf oder das Torfholz könnte man zwiſchen beide Reihen ſetzen.

Die chemiſchen Hergänge bei der Torfbildung hat Senft bis ins größte Detail geſchildert, weshalb wir auf ſein in den Anmerkungen angeführtes Buch verweiſen. Gedrängt und weſentlich ſind ſie in folgenden Worten von Laſius zuſammengefaßt: „Im Allgemeinen gehen bei der Verweſung oder vollſtändigen Zerſetzung vegetabiliſcher Stoffe deren drei Beſtandtheile, Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, neue Verbindungen ein; es verbindet ſich in der entſtehenden Gährung ein großer Theil des Kohlenſtoffs mit Sauerſtoff und entweicht als Kohlenſäure; Waſſerſtoff vereinigt ſich mit dem Stickſtoff der Atmoſphäre zu Ammoniak; ein anderer Theil des Kohlenſtoffes verbindet ſich mit anderen Theilen Sauerſtoff zu Humus; kurz es entſtehen die gewöhnlichen Verweſungsprodukte. Werden aber Vegetabilien von Waſſer bedeckt und in einer niedrigen Temperatur erhalten, ſo tritt ſtatt jener Gährung eine Zerſetzung anderer Art ein, bei welcher der Kohlenſtoff faſt vollſtändig erhalten bleibt, nur daß er mit gewiſſen Antheilen Waſſerſtoff und Sauerſtoff neue Verbindungen eingeht, von denen einige als Wachs und Harz, die

beiden vorwaltenden aber, als Ulmin und Humin auftreten, welche letztern dann wieder mit der erforderlichen Menge Sauerstoff Ulminsäure und Humussäure bilden, und, mit Alkalien und Ammoniak verbunden, meistens als ulmin- und humussaure Salze erscheinen“[3]).

Die Torfablagerungen theilen sich gewöhnlich in drei Schichten von verschiedener Mächtigkeit, die sich durch den Grad der Ausbildung des Torfs unterscheiden, aber meist wenig scharf begrenzt sind. Gewöhnlich besteht die unterste Schicht aus schwarzem oder schwarzbraunem amorphen, mehr oder weniger reifem Torf; die mittlere ist hellbraun und besteht aus einem Gemenge von amorpher Torfmasse und wenig erkennbaren Pflanzenstengeln und Wurzeln; die oberste ist gelbbraun und von einem Filze gut erkennbarer Pflanzenreste gebildet. Die Verschiedenheit der Pflanzen charakterisirt ebenfalls die Schichten, z. B. ist die unterste Schicht aus vertorften Baumstämmen zusammengesetzt, während die obern Schichten blos Sumpf- und Wassergräser enthalten. In Seeland sind die Schichten durch Zwischenlager von Dünensand mehrmals abgetheilt, anderwärts kommen solche Zwischenlagen von Thon oder erdigem Kalktuff vor, in welchem oft zerdrückte Süßwasser-Conchylien enthalten sind (in Bayern Alm genannt). Am Ausfluß des Laacher Sees lagert mächtiger Torf, welcher mit Schichten von zahlreichen Schnecken und Muscheln, deren Arten auch noch im See leben, wechselt.

Ebenfalls ist die Ausbreitung der Moore, welche von den Oberflächen- und Wasserverhältnissen abhängt, sehr verschieden, in einigen Gegenden nehmen die Moore große Landestheile ein, z. B. schätzt man in Südbayern ihre Ausbreitung gegen 20 Quadratmeilen, im nordwestlichen Deutschland zu 120 bis 130 Quadratmeilen, und noch viel größer sind sie im uralschen Ruß-

land. Die Abflüſſe größerer Moore bilden in mehreren Gegenden den Urſprung von Flüſſen und Strömen.

Die Torfmoore werden im Allgemeinen in Deutſchland mit verſchiedenen Namen belegt, welche nach den Landestheilen meiſt von einander abweichen. Man nennt ſie: Brüche, Broiche, Venn, Viehn, Wehr, Riede, Lohden, Möſer, Luche, Ferchen, Filze. Nach ihrer Beſchaffenheit laſſen ſie ſich in vier Abtheilungen bringen.

1. Wieſen- oder Grönlandsmoore. Zu ihnen gehören auch viele ſogenannte naſſe ſaure Wieſen. Sie bilden ſich in nicht ſehr waſſerreichen Sümpfen, vorherrſchend an den Ufern und in der nächſten Umgebung von Gewäſſern, breiten Flußthälern und auch in Seebecken. Ihre Pflanzen ſind vorwaltend verſchiedene Cyperaceen, vorzüglich die ſogenannten Riedgräſer, unter dieſen namentlich Carex stricta, paradoxa, capitata, weniger Eriophorum vaginatum, verſchiedene Arten von Pedicularis, Scirpus und Juncus, Glyceria fluitans, Orchis palustris und Equisetum ramosum. Auch einige ſchilfartige Pflanzen kommen vor, beſonders in den erſten Stadien der Entſtehung der Wieſenmoore. Die Sphagnen fehlen ganz. Der Torf iſt wenig mächtig, 3 bis 7 Fuß, ſelten 8 bis 10 Fuß.

2. Moos-, Haide- und Hochmoore. Zu ihnen gehören die meiſten großen Moore, beſonders in den Küſtenländern. Hochmoore nennt man ſie, weil ſie ſich meiſt an ihrer Oberfläche gewölbeartig erheben, nach der Mitte hin auf 16 bis 40 Fuß über ihre Umgebung. Dieſe Erſcheinung wird durch die Capillarkraft der über ihre Oberfläche wachſenden Pflanzen und die Entwickelung von Gaſen aus der unter der vegetirenden Decke befindlichen in der Zerſetzung begriffenen Pflanzen hervorgebracht, das Waſſer ſteigt dadurch über ſein Niveau in die Höhe. Die erſten

Bilder dieſer Moore ſind die Waſſermooſe, namentlich Sphagnum capillifolium, cuspidatum, molluscum und subsecundum. Wenn ſie eine ſchwammige Decke gebildet haben, erſcheinen darüber die Haiden (Eriken), vor allen die Calluna mit ihren Geſellſchaftern, der Moorhaide (Oxycoccos vulgaris), dem Sumpfpoſt (Ledum palustre), der Andromeda (Andromeda polifolia), der Rauchbeere (Empetrum nigrum), der Sumpfbeere (Vaccinium uliginosum) und den Wollgrasbüſcheln (Eriophorum vaginatum) und vollenden mit jenen Mooſen und verſchiedenen Flechtarten das Moor. Der Torf der Hochmoore iſt viel mächtiger, als derjenige der Wieſenmoore, 25 bis 40 Fuß Mächtigkeit iſt nicht gerade ſelten.

3. Miſchmoore. Sie vereinigen den Charakter der Wieſen- und Hochmoore in der Weiſe, daß mehr oder minder große Strecken oder Inſeln der Flora der einen oder der andern jener Moore dabei vorkommen. Hochmoore umſchließen Wieſenmoore oder umgekehrt. Sie lagern immer auf einem Terrain, welches mit Sand- und Lehmhügeln durchzogen iſt.

4. Algen- oder Meermoore. Sie ſind ſelten, und kommen nur an brakiſchen Küſten vor. Sie ſind hauptſächlich aus Meerespflanzen gebildet. In der Vendée zwiſchen Chaume und Les Granches enthalten ſie Fucus und Ulva, an der Küſte von Mecklenburg auf der Halbinſel Oreland Seealgen in ganzen Schichten. Auf der Inſel Alſen beſteht der Torf aus Seegräſern. MacCulloch erwähnt einen Meertorf, welcher aus Glaux, Salicornia, verſchiedenen Riedgräſern, Binſen und Zostera maritima zuſammengeſetzt iſt.

In ſchichtenförmigen Lagern findet ſich an vielen Orten ein nutzbares Eiſenerz, Raſeneiſenſtein, Sumpf- und Moraſt- oder Wieſenerz genannt, in Begleitung des Torfs, kömmt aber

auch für ſich allein vor. Bald liegt es unten, bald zwiſchen und bald auf dem Torf in einer Mächtigkeit von einigen Zollen bis 4 und 5 Fuß. Dieſe Eiſenſteine ſind braungelb bis ſchwarz von Farbe, dicht oder erdig, oft löcherich und wie zerbrochen ausſehend, und beſtehen aus einem phosphorſäurehaltigen Eiſenoxydhydrat. Die Sumpferze entſtehen aus der Wechſelwirkung der in der Zerſetzung begriffenen Torfpflanzen auf eiſenhaltige unterliegende Gebirgsarten und auf die Waſſer, welche den Eiſengehalt denſelben entziehen. Thieriſche organiſche Thätigkeit iſt dabei mit im Spiele, indem der Eiſenſtein zum großen Theile aus den eiſenhaltigen Panzern eines Infuſionsthierchens — Gallionella feruginea — beſteht, welches nicht dicker als ein Menſchenhaar iſt. Gleich wie der Torf bildet ſich das Eiſenerz noch immer fort, wo die Bedingungen dazu vorhanden ſind. Eine beſondere ſchlammige Abänderung deſſelben, Seeerz genannt, gewinnt man in Schweden mit dichten Netzen aus kleinen Seen. Die Eiſenerze werden in vielen Eiſenhütten verſchmolzen, namentlich in der Rheinprovinz, in der Lauſitz, in Schleſien, Pommern, Polen, Norwegen, Schweden, im nördlichen Rußland u. ſ. w. Das daraus erzeugte Eiſen iſt zwar, wegen ſeines Gehalts an Phosphorſäure, kaltbrüchig, erfüllt aber bei ſeiner Leichtflüſſigkeit die Formen gut, dünne und glattflächige Eiſenwaaren werden dadurch erzielt. Zur Verarbeitung als Schmiedeeiſen iſt es weniger geeignet.

In untergeordneter Menge kommen im Torf an einigen Orten noch folgende mineraliſche Subſtanzen, meiſt Neubildungen, vor: Schwefelkies, Eiſenvitriol und Schwefel, Gyps, ſchwefelſaurer Thon, Bitterſalz, Kochſalz (letztes in Holland), Eiſenblau oder Vivianit (phosphorſaures Eiſenoxydul-Oxydhydrat) und noch einige mineraliſche Salze von ſehr geringer Bedeutung.

Bernſtein hat man nur ſelten im Torf der Mark Brandenburg gefunden.

Die gewölbten Hochmoore bieten einige erwähnungswerthe Erſcheinungen dar. Bleibende Zerreißungen der Moordecke, welche ſich ſtrahlenförmig von ihrer Mitte ausdehnen, erzeugen die Moorbäche, welche von dem Höhenpunkt des Moores nach allen Seiten abfließen. Aber viel größere und von Zerſtörungen begleitete Ereigniſſe ſind die ſogenannten Moordurchbrüche, welche insbeſondere in dem moorigen Irland öfters vorkommen. Zerreißt nämlich die durch Gaſe und Waſſer hochgeſpannte verfilzte Decke ausgedehnter Moore plötzlich, ſo ſtürzen mächtige Schlammſtröme hervor, und richten bedeutende Verheerungen an. Von vielen Beiſpielen dieſer Art mag hier nur eines angeführt werden, um ein Bild der Großartigkeit ſolcher Ereigniſſe vorzuführen. Bei Talamore zeigte ſich zuerſt am 25. Juni 1821 eine ſtarke Bewegung im Moor auf mehrere engliſche Meilen weit, in Begleitung eines heftigen donnerartigen Getöſes. In der Gegend von Kinalady brach die Moordecke auf, und ein ſtarker Moorſtrom ſtürzte hervor. Alles auf ſeinem Wege, Häuſer und Wälder wurden fortgeriſſen. Die Strommaſſe glich dem heftig gährenden Bier. Der Strom hatte theilweiſe eine Tiefe von 60 Fuß, 3000 Menſchen waren beſchäftigt einen 7 Fuß hohen Damm dem Strome entgegenzuſetzen, aber fruchtlos, er brach durch, und über 5 engl. Quadratmeilen Landes blieben verwüſtet.

Die ſogenannten „ſchwebenden oder ſchwimmenden Inſeln" ſind größere Torfmaſſen, man könnte ſagen größere Lappen von Torf, welche ſich vom Lande aus an den Ufern der Landſeen in dieſelben verbreiteten und aus ihrem urſprünglichen Zuſammenhange losgeriſſen wurden, oder es ſind Torfbildungen im Grunde der Seen ſelbſt, welche aus dieſen aufſteigen. Die geringe ſpe-

cifiſche Schwere erklärt das Schwimmen auf dem Waſſer. Sogar können in ſolcher Weiſe Seen ganz mit Torf bedeckt und erfüllt werden; nach Ludwig gibt es im uraliſchen Rußland Seen, welche mit einer ſo ſtarken Moordecke bekleidet ſind, daß Fahrſtraßen über ſie hinführen. In Piemont ſind alle Torfmoore von einiger Ausdehnung durch ſolche Seen entſtanden. Man kennt ſchwimmende Inſeln, welche zeitweiſe unterſinken und wieder auftauchen. Geſchieht dieſes Unterſinken im Herbſt, ſo wird es wohl ähnlich hervorgebracht, wie bei den Algen und Waſſerlinſen, daß ſich bei der eintretenden verminderten Temperatur die Maſſe zuſammenzieht und durch ihre Schwere unterſinken muß; beim Wiederauftauchen im Sommer ſpielt dann auch die reichlichere Entwickelung von Gaſen im Torf ihre Rolle. Dieſe Erſcheinung zeigt ſich z. B. im Beeler und Clevesetzer See in Holſtein. Eine große backofenförmig aufgeblähete Torfmaſſe, welche durch Gaſe aus der Tiefe des Sees aufgetrieben wird, zerplatzt in der Mitte, ſo daß ihre ringsum aufſtrebenden Stücke einen Kugelmantel bilden, welcher ſich nach und nach wieder ſenkt. Dieſer Hergang erinnert an die bereits geſchilderten Moorausbrüche. Ein ausgezeichnetes Beiſpiel einer größeren ſchwimmenden Inſel bot früher der Gerdauer See in Preußen dar. Auf ihr konnten hundert Stück Vieh weiden. Im Jahr 1767 wurde dieſelbe aber in kleinere zerriſſen und jetzt ſind nur noch wenige Ueberreſte davon erhalten. Unfern St. Omer befinden ſich Torfinſeln mit Pflanzen und Buſchwerk, theils einige hundert Fuß lang, andere viel kleinere. Nicht überall konnte man darauf herumgehen, es war als trete man auf einen mit Waſſer erfüllten Schwamm, und entſtandene Löcher brachten öfters große Gefahr. Im Sommer trieben die Inſeln nach den verſchiedenſten Richtungen. Im herannahenden Winter wurden ſie aber gewöhnlich mit dem

darauf befindlichen Vieh an beſtimmte Orte geführt. Ihre Zahl hat ſich ſchon ſeit langen Jahren immer vermindert, ſie wurden ſchwerer und ſind jetzt mit dem Lande vereinigt. Eine der größeren ſchwimmenden Inſeln befindet ſich im Neuſiedler See in Ungarn, ſie hat einen Flächenraum von ſechs Quadratmeilen. Berühmt ſind die ſchwimmenden Inſeln in Mexico durch ihre üppigen Gemüſegärten. Im uraliſchen Rußland und in China ſind ſie ſehr zahlreich.

Mit den Torfmooren, welche Baumſtämme enthalten, ſtehen die ſogenannten „untermeeriſchen Wälder“ in unmittelbarer Beziehung, die Bildungsurſache iſt weſentlich dieſelbe. Sie finden ſich im Meere in verſchiedenen Gegenden von Großbritanien und von Nord-Frankreich. Es ſind Anhäufungen von Bäumen und andern Pflanzen der heutigen Flora in Torf umgewandelt, welche unter dem Waſſerſtande der Meeresfluth lagern. An der Küſte von Lincolnſhire und von Firth of Foth in Schottland ſind ſie in beſonderer Auszeichnung bekannt. Sie ruhen hier auf Thon, welcher zahlreiche Pflanzenwurzeln enthält. Darauf liegt der Torf, welcher die gewöhnlichen Moorpflanzen, vermengt mit Wurzeln, Blättern, Zweigen von Eichen, Erlen, Haſeln u. ſ. w. enthält. Baumſtubben erheben ſich vertikal, wie ſie gewachſen ſind, an der Oberfläche, welche 4 bis 5 Fuß unter der Fluthmarke liegt. Aehnlich iſt die Erſcheinung an ſehr vielen Punkten nachgewieſen. An der Küſte von Nord-Frankreich hat Gillet-Laumont bei Morlaix im Finiſtère-Departement eine in das Meer ſich verbreitende Torfablagerung auf ſieben Stunden Länge verfolgt, welche einen niedergeworfenen Wald von Eichen, Buchen, Eiben und Weiden in ſich ſchließt.

Man hat die Erſcheinung dadurch zu erklären geſucht, daß Senkungen des feſten Landes unter das Meeres-Niveau ſtatt-

gefunden hätten. Dieſe Möglichkeit kann nicht verneint werden, beſonders für ſolche untermeeriſche Wälder, welche ſich in großer Verbreitung in das Meer erſtrecken; aber es iſt auch noch eine andere Erklärung, wenigſtens bei Moorablagerungen von geringerem Umfange anzunehmen, nämlich daß ſich hinter Sanddünen ſtagnirende ſüße Gewäſſer bildeten, deren Boden unter dem Meeresſpiegel lag und in denen nach und nach Torf ſich bildete. Die vorliegenden Dünen und Bänke brauchten nur zerſtört, weggeſchwemmt und die Verbindung der Torfablagerung mit dem Meere bewirkt zu ſein. Für dieſe Erklärungsweiſe ſprechen folgende Erſcheinungen. Es haben nämlich die Torfmoore an verſchiedenen Orten der Oſtſeeküſten bei Greifswalde, bei Gnageland auf der Südoſtſeite des Haffs, bei Swinemünde, auf der Inſel Uſedom und in der Nähe von Colberg in ihrer Zuſammenſetzung eine große Aehnlichkeit mit den untermeeriſchen Wäldern. Die Unterlage derſelben liegt an vielen Punkten 10 bis 12 Fuß unter dem Spiegel der Oſtſee. Von dem Meere ſind dieſelben durch einen mehr oder weniger breiten Küſtenſtreif, durch Dünen und Sandbänke getrennt, unter welchem ſie nicht fortſetzen. In dem Torfe finden ſich keine Spuren von Meerpflanzen, ſondern nur Land-, Sumpf- und Süßwaſſerpflanzen, ebenſo die Samen derſelben. Baumſtämme mit ihren Wurzeln, Eichen und Fichten kommen darin vor. Die Wurzeln finden ſich in ihrer natürlichen Lage, ſelbſt mehrfach über einander, noch bis 5 Fuß unter dem jetzigen Meeresſpiegel. Wenn bei dieſem Vorkommen der ſchmale Küſtenſtreif von Dünen und Sandbänken weggeſchwemmt würde, ſo hätten wir auch hier ein unverkennbares Beiſpiel von untermeeriſchen Wäldern.

Der Torf entſteht unter unſern Augen, die Zunahme der Dicke ſeiner Schichten, das ſogenannte Nachwachſen, iſt be-

greiflich von den mehr oder weniger dafür günſtigen Verhältniſſen abhängig. Ein beſtimmtes Maaß für eine beſtimmte Zeit läßt ſich daher dafür nicht angeben. Lesquereux hat nachgewieſen, daß das Nachwachſen des Torfs im Jura nur ſelten weniger als zwei Fuß im Jahrhundert beträgt, aber auch wohl doppelt ſo viel betragen kann; er führt ſogar ein Beiſpiel an, daß nach Gewinnung des Torfs die Neubildung in der alten Grube in 70 Jahren 6 Fuß, und in einem andern in 140 Jahren nur 4 Fuß betragen habe. Anderwärts hat man noch ſtärkere Nachwüchſe beobachtet, ſelbſt in 30 Jahren 4 bis 6 Fuß. Aus der genauen Lokalbeobachtung würde man ſelbſt den Nachwuchs des Torfs, wie den der Wälder berechnen können. Ungeachtet dieſer ſcheinbar günſtigen Verhältniſſe iſt es doch nur bei vereinzelten Verſuchen geblieben, die ausgenommenen Torfgruben wieder zur neuen Torferzeugung zu verwenden. Es dürfte unter allen Umſtänden ökonomiſch vortheilhafter ſein, den ausgetorften Boden für den Ackerbau herzuſtellen, als den Nachwuchs des Torfs zu cultiviren.

Sind die Verhältniſſe nicht mehr vorhanden, über welchen ſich Torf bilden kann, fehlt z. B. das Waſſer, vertrocknet das Moor, ſo hört der Nachwuchs auf. Unbezweifelt hat in dieſer Weiſe in vielen alten Mooren der Nachwuchs des Torfes ſchon in ſehr alter Zeit aufgehört, in anderen kann er aber Jahrhunderte lang nur unterbrochen geweſen ſein. So rechtfertigt ſich der Ausſpruch von Cuvier, daß die Torfablagerungen nicht zu einem Chronometer benutzt werden können, um das Alter des jetzigen Zuſtandes der Erdoberfläche zu beſtimmen. Dabei fehlt es aber doch nicht an Beweismitteln, daß mancher Torf ſehr alt iſt. Selbſt ohne bedeutende klimatiſche Veränderungen kann die Vegetation einer Oertlichkeit von einer andern eingenommen werden, Wälder

von einer beſtimmmten Holzart können abſterben und Bäume ganz anderer Art an ihre Stelle treten, wenn der Boden nicht mehr die nöthigen Nahrungsſtoffe für die frühere Vegetation enthält. Ferner können Orkane ganze Wälder umwerfen und vernichten. Abſichtliche Zerſtörungen von großen Waldſtrecken weiſt auch die Geſchichte nach. Bei Ereigniſſen der einen oder der andern Art können ſich ſpäter in ſolchen Gegenden Torfmoore gebildet haben, wobei das an Ort und Stelle verbliebene Holz bei ſeiner Fäulniß und Zerſetzung den erſten Impuls zur Torfbildung abgab. De Luc erinnert hierbei an die Zerſtörungen der Wälder in Deutſchland auf Befehl von Severus und anderer römiſcher Kaiſer. Man hat wirklich in verſchiedenen Gegenden durchgeſägte Bäume und ſolche mit Axthieben, ſelbſt hölzerne, ſteinerne und eiſerne Keile, die beiden letztern von antiker Art, im Torf gefunden. Jene verſchiedene Zerſtörungsweiſen von Wäldern erklären nicht allein das häufige Vorkommen von Baumſtämmen im Torf, ſondern beſonders auch, daß z. B. in Dänemark verſchiedene Holzarten, jede in abgeſonderter Schicht, über einander im Torfe abgelagert ſind. In den Waldmooren jenes Landes erkennt man von unten nach oben drei Schichten von verſchiedenen Baumarten mit Zwiſchenlagern von Moostorf. Es ſind darin drei Perioden charakteriſirt, die älteſte iſt die der Kiefer (Pinus sylvestris), die zweite iſt die der Eiche, in der dritten, jüngſten, kömmt erſt die warzige Birke (Betula verucosa) vor. Die Zitterpappel (Populus tremula) findet ſich dagegen in allen Schichten vor. In der Kieferſchicht liegen Werkzeuge von Feuerſtein, dem prähiſtoriſchen Steinalter angehörig, und ſelbſt wurden ſolche noch in der Schicht mit Eichen aufgefunden. In dieſer aber allein die einer viel ſpätern Zeit angehörigen Geräthſchaften von Bronze. Mehrere analoge Beiſpiele

der Uebereinanderlagerung verſchiedener Baum-Vegetationen im Torf ſind auch anderwärts bekannt.

Andere Torfmoore liefern ſogar den Beweis, daß ſie ſchon in der Eiszeit von Mitteleuropa entſtanden ſind. Dr. Alfred Nathorſt hat im Jahr 1872 zum Zwecke der Erforſchung des höchſten Alters der Torfmoore eine eigene Reiſe in Deutſchland, der Schweiz und in England gemacht, und ihre Reſultate mit andern fremden ähnlichen Ermittelungen zuſammengeſtellt. Seine Beiſpiele ſind umfaſſend und beziehen ſich auf ſchwediſche, däniſche, mecklenburgiſche, bayeriſche, ſchweizeriſche und engliſche Lokalitäten. Ein Beiſpiel davon ergibt ſich aus dem folgenden Profil einer Torfablagerung in Seeland (Dänemark).

Poſtglaciale Formation.	Torf mit	Quercus sessiliformis und robur
		Pinus sylvestris
		Populus tremula, nach unten Betula nana
	Thon mit	Betula nana, Salices, darunter Salix herbacea, Salix reticulata
		Dryas octopetala, Citheridea tortosa, Limnea limosa
		Salix polaris.
Eiszeit.		Eckige Geſteinsbrocken.
Interglaciale Formation.	Thon mit	Salix polaris, Dryas octopetala, Limnea torosa
Eiszeit.		Eckige Geſteinsbrocken.

Das Profil erklärt ſich durch ſich ſelbſt. Die erkannten Pflanzen dieſes Moors ordnen ſich nach den Klimaten, welche ſie im Leben erforderten, zu oberſt die heutigen der Gegend bis

herab zu den arktiſchen oder zu denjenigen der Eiszeit. Die Thone bezeichnen Gletſcherſchutt und die zwei Schichten eckiger Geſteinsbrocken könnten ſogar auf zwei getrennte Eiszeiten hindeuten.

Profeſſor Zittel (Sitzungsberichte der mathemat. phyſikal. Klaſſe der k. B. Akademie der Wiſſenſchaften. 1874, Heft III, S. 252 ff.) hat jüngſt ausgezeichnete und ausgebreitete Gletſcherſpuren der Eiszeit in der bayeriſchen Hochebene nachgewieſen, deren Gebiet ſich ſogar bis in die Gegend von München erſtreckt. In den alten Gletſcherablagerungen fand ſich in einer Torfſchicht ein wundervoll erhaltenes Skelet von Rhinoceros tichorhinus, mit vier Backzähnen vom Mammuth, Knochen von Pferd, von Bos priscus (?), Edelhirſch und Geweihe-Stücke vom Rennthier. Aus den genauen Unterſuchungen der Lagerungsverhältniſſe hat ſich folgendes Profil von unten nach oben ergeben:

A. Vor der Eiszeit.

Loſes geſchichtetes Diluvialgerölle oder feſte Konglomerate aus kalkigen und kryſtalliniſchen Geſteinen.

B. Eiszeit.

Entweder deutliche Gletſcherſpuren, Kies mit geritzten Geſchieben, Blocklehm, Grund- und Erdmoränen, geritzter Gletſcherboden, Moränenlehm oder Löß und Lehm, alpine und noch jetzt in Südbayern lebende Conchylien, endlich auch Torf mit den vorangegebenen Thierreſten.

C. Nach der Eiszeit.

Jüngerer geſchichteter Kies, Torfmoore mit Betula nana, Salix herbacea und Dryas octopetala.

Hiernach hätten wir in dieſem Gebiet Torf in und nach der Eiszeit.

An dieſe Beobachtungen reihen ſich die Unterſuchungen von

dem bekannten Reiſenden im hohen Norden, Ch. Martins, über die lebende Flora in den Torfmooren des Neuenburger Jura und in der Gegend von Gais (Kanton Appenzell), welche über alten Gletſcherſchutt ſich ausbreiten. Er ſagt: „Als ich zum erſtenmal im Jahr 1859 die Flora der Torfmoore im Thale des Ponts, in 1000 Meter Meereshöhe, im Neuenburger Jura erblickte, glaubte ich die Landſchaft von Lappland vor mir zu haben, welche ich vor 20 Jahren unterſucht hatte. Nicht allein die Arten von Pflanzen, ſondern ſogar die Varietäten waren dieſelben.“ Aehnlich verhielt es ſich überall im Jura und im Kanton Appenzell bei ungefähr gleicher Höhenlage der Torfmoore. Nach ſeiner genauen Unterſuchung befaßt die lebende Flora dieſer Punkte im Ganzen 180 phanerogame Pflanzenſpezies, und darunter befinden ſich 70, welche dem höchſten Norden, nämlich Spitzbergen, Nowaja Semlja und Grönland angehören. Die Urſache dieſes Fortbeſtandes der lebenden Flora aus der Eiszeit liegt in dem kalten und feuchten Klima jener ſchweizeriſchen Gegenden, welches faſt mit demjenigen von Lappland gleichkömmt. Aehnliche Beobachtungen ſind auch von anderer Seite über die Flora auf den Torfmooren bei den Gletſchern an den höchſten Gebirgspunkten der Vogeſen gemacht worden.

Einen weitern ſchönen Beweis für das hohe Alter vom Torf verdanken wir dem ausgezeichneten Naturforſcher Oscar Fraas durch ſeine Entdeckungen bei Schuſſenried in Oberſchwaben. Hier fand man eine Ablagerung von Torf, unter dieſer Kalktuff und darunter eine ſogenannte Culturſchicht, welche unmittelbar auf Kies ruhete. Dieſer Kies weiſt auf alte Gletſcher hin. Die Culturſchicht, eine Schlammlage von bis 5 Fuß Mächtigkeit, enthielt ſehr zahlreiche und überzeugende Kunde von Objecten, welche beweiſen, daß ſie von prähiſtoriſchen Menſchen aus der

Rennthierzeit herrühren, und zuverläſſig hinterlaſſene Küchen- und andere Abfälle ſind. Man fand darin und zwar, wie es ſcheint in einer Vertiefung, von zoologiſchen Reſten ſehr viele Knochen von Rennthieren zuſammen mit Knochen von nordiſchen Raubthieren, nämlich vom Vielfraß (Gulo spelaeus oder borealis), Goldfuchs, Eisfuchs, Bär (Ursus arctos), Wolf, einzelne Knochen vom Haſen, dann ferner von einem kleinen Ochſen und einer großkopfigen Pferdeart und endlich vom Singſchwan (Cignus musicus), der im hohen Norden auf Spitzbergen und in Lappland brütet, von der Moorente (Fulgula, Spezies unbeſtimmt), Fröſchen und einem großen Fiſch. Keine Spur von Menſchenknochen wurde gefunden, die man aber auch zwiſchen den weggeworfenen Abfällen nicht erwarten konnte. Ferner enthielt die Culturſchicht viele verarbeitete und rohe Steine, Feuerſteine in unbrauchbaren Splittern oder zu Pfeilen und Lanzenſpitzen zugeſchlagen, Sandſteine von hackemeſſerartiger Form, Rollkieſel aus den Gletſchern herrührend, vielleicht zum Schleudern beſtimmt, vom Feuer geſchwärzte Schiefer- und Sandſteinplatten; endlich mannichfach bearbeitete Nadeln, Pfriemen und Angeln aus Bein und den Zinken der Rennthiergeweihe, andere aus Holz u. ſ. w., alles in ſehr primitiver Darſtellungsweiſe, das meiſte ſchadhaft und offenbar zum Fortwerfen beſtimmt. Für unſere Zwecke ſind aber die in der Torfſchicht gefundenen Mooſe wichtig. Nach der Unterſuchung des ausgezeichneten Mooskenners, Prof. Schimper in Straßburg, waren es durchweg nordiſche und hochalpine Formen, nämlich vorherrſchend Hypnum sarmentosum, Wahlenberg, dann auch Hypnum aduncum, Hedw., welche Schimper mit der Varietät Kneifflii groenlandicum vergleicht, und Hypnum fluctuans var. tenuissimum, welches heutzutage auf ſumpfigen Wieſen innerhalb der Alpen und im arktiſchen

Amerika wächſt. Alſo entſtand der Schuſſenrieder Torf in einer Epoche, welche ſehr nahe auf die europäiſche Eiszeit gefolgt iſt.

Von dem großen gehörnten Ur (Bos primigenius), vielleicht dem Stammvater unſeres Hausochſen, ſind mehrmals Knochen im Torf gefunden worden, ſo u. a. ein ganzes Skelet bei Grevenbroich im Regierungsbezirk Düſſeldorf, welches ſich im Beſitze des Gymnaſiums zu Düſſeldorf befindet. Iſt es auch zweifelhaft, ob dieſe Ochſenart noch in der hiſtoriſchen Zeit lebte, ſo würde doch ihr Fund im Torfe für ein hohes Alter des letzteren ſprechen.

Aehnliches läßt ſich von zwei andern Säugethier-Species ſagen, deren Skelete auch im Torf vorkommen, nämlich des Rieſenhirſches oder des Rieſenelenns (Cervus megacerus oder euricerus) und des großen Maſtodont's (Mastodon giganteus).

Von dem erſtern fand man im irländiſchen Torf ein Gerippe mit aufgerichteter Naſe, das große ſchaufelförmige Geweihe auf den Schultern zurückgeworfen, als wären die Thiere in dem Moore verſunken und erſtickt. Ueber die Zeit, in welcher dieſe Thiere gelebt haben können, habe ich mich an einem andern Ort wie folgt geäußert: „Nees von Eſenbeck hat zuerſt darauf aufmerkſam gemacht, daß höchſt wahrſcheinlich in dem Jagdbilde der Nibelungen des Rieſenelenns gedacht ſei. Nach der Simrockſchen Ueberſetzung des Heldenbuchs heißt es nämlich:

„Darauf ſchlug er wieder — einen Büffel und einen Elk
Vier ſtarke Auer nieder — und einen grimmen Schelk."

Im Original ſteht „wiſent", „elch" und „ſchelch". Wiſent (Büffel) und Ur (Auer) — Biſon und Auerochſe — zwei Arten oder Spielarten wilder Ochſen — ſind ſich erfahrungsmäßig ſo nahe verwandt, als es dem Klange nach Elk (Elch) und Schelk (Schelch) ſind. Daß der Elch das noch lebend vorhandene Elenn

iſt, dürfte als unzweifelhaft anzunehmen ſein, Elch oder Elk iſt die Benennung, welche das Elenn in der Mehrheit der Sprachen der nordiſchen Länder führte. Profeſſor Bujack ſtellte die Anſicht auf, daß Elch das weibliche Thier, Schelch aber das männliche bezeichnet haben möge. Warum ſollte aber der Name des weiblichen Thieres in der Sprache als Bezeichnung für beide Geſchlechter geblieben ſein, während der Name des männlichen Thieres untergegangen wäre. Das Umgekehrte hätte viel mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich. Näher liegt die Annahme, daß der Schelch ein dem Elch ähnliches, aber davon verſchiedenes Thier geweſen iſt. Für die Exiſtenz des Schelchs der Nibelungen haben wir auch noch hiſtoriſche Beweiſe aus dem zehnten und eilften Jahrhundert. Es heißt nämlich in einer Urkunde Ottos des Großen, welche Baldrich, Biſchof von Utrecht, im Jahr 943 von dem genannten Kaiſer erwirkte, nach dem überſetzten Grundtext: Niemand ſoll ſich ohne die Erlaubniß des Biſchofs Baldrich herausnehmen in dem Drenter Forſt — zwiſchen der Vechte und Ems — Hirſche, Bären, Rehe, Schweine und vorzüglich die Thiere zu jagen, welche im Deutſchen Elo oder Schelo genannt worden. Eben dieſe Beſtimmung findet ſich in einer zweiten Urkunde Heinrichs II. vom Jahre 1025 für den Biſchof Adelheid. Wenn es in dieſen Urkunden heißt: „Elo oder Schelo", ſo kann mit den beiden Namen nicht ein und daſſelbe Thier gemeint geweſen ſein, denn das Nibelungenlied unterſcheidet den Elch ſehr beſtimmt vom Schelch, und bezeichnet den letzten noch beſonders dadurch, daß es ihn „den grimmen" nennt. Das fremde o am Ende der beiden Namen in jenen Urkunden mag durch Umwandlung des ch oder g in o, vielleicht blos beim Abſchreiben entſtanden ſein." So wird es alſo ſehr wahrſcheinlich, daß das Rieſenelenn, wovon man auch mehrere Exemplare in

Deutſchland im aufgeſchwemmten Lande aufgefunden hat, erſt in ſpäten hiſtoriſchen Zeiten ausgeſtorben iſt. Immer wäre dies aber ſchon alt genug, um dem Torf ein hohes Datum zu geben.

Mit dem großen Maſtodont (Mastodon giganteus) aus den Torfmooren von Virginien mag es ſich ähnlich verhalten. Man hat dort ſogar zwiſchen den Knochen des Rieſenthieres noch den häutigen Sack des Magens gefunden, welcher erkennbare Pflanzenreſte — die zermalmte Nahrung — enthielt.

Uebrigens liegt es nahe, daß Haus- und wilde Säugethiere leicht in den Torfmooren verſinken und darin eingehüllt werden. So hat man denn auch an vielen Orten die Leichen gefunden, nämlich von Schafen, Ochſen, Pferden, Schweinen, Edelhirſchen, Dammhirſchen, Elenn- und Raubthieren, Bibern, Ottern und Bären. Reſte von Vögeln ſind ſelten. Auch Süßwaſſerſchildkröten, Fröſche, Fiſche, Inſekten und Mollusken ſind im Torf oft in Menge angetroffen worden, ebenſo Infuſorien in größern Zuſammenhäufungen; es können die letztern nur bei der Bildung des Torfs in denſelben entſtanden ſein.

Auch mehrere im Torf aufgefundene menſchliche Leichen können ein hohes Alter deſſelben beweiſen. In einem Torfmoor auf den Beſitzungen des Grafen Moira in Irland wurde eine Leiche gefunden, eilf Fuß tief im Torf. Der Körper war mit einem härenen Gewande bedeckt (man vermuthet, daß es aus den Haaren des Rieſenelenns gemacht ſei). Das würde auf ein hohes Alterthum ſchließen. Im Jahr 1747 fand man auf der Inſel Ayholm in Linkolnſhire, ſieben Fuß tief im Torfe eine weibliche Leiche mit antiken Sandalen an den Füßen. Nägel, Haare und Haut waren noch ganz friſch, die Haut weich und faltenlos und nur braun gefärbt. Im Jahr 1830 fand man in einem Torfmoor bei Haßleben in Thüringen zwei vollſtändige noch mit Fleiſch

und Haaren verſehene Leichen, welche nach ihrer Kleidung und den goldenen Spangen an den Händen und Füßen, aus der Zeit von Julius Cäſar oder Auguſtus herrühren ſollen. Das antiquariſche Muſeum zu Kopenhagen bewahrt eine mumienartige weibliche Leiche aus einem Torfmoore von Heraldskioer in Jütland, welche mit Haken an einem Pfahl befeſtigt war. Alterthumsforſcher ſchloſſen von den Reſten ihrer Kleidung mit ziemlicher Gewißheit, daß ſie aus der letzten Periode des Heidenthums herrühren, und Peterſon hat zu beweiſen geſucht, daß dieſe Mumie der Körper der Königin Gunehilde aus Norwegen ſei, von der man weiß, daß ſie König Harald Blaatand im Jahr 965 durch das Verſprechen, ſie zu heirathen, nach Dänemark lockte, und ſie dann in ein Torfmoor verſenken ließ. Jacob Grimm hat dargethan, daß das Verſenken von Verbrechern in Sümpfen — man nannte es „den Gnabeldank geben" — bis zum zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch im Brauche war. — Noch viele andere Beiſpiele von im Torfe aufgefundenen menſchlichen Leichen ſind bekannt.

Die oft gute Erhaltung menſchlicher und thieriſcher Körper im Torf iſt der Humusſäure und dem Gerbeſtoff deſſelben zuzuſchreiben. Das Fleiſch der Leichen iſt oft dem Anſehen nach mit Talg verglichen worden, und dürfte in Fettwachs umgewandelt ſein, welche Art der Umwandlung auch oft bei menſchlichen Leichen von alten Kirchhöfen beobachtet worden iſt.

Erzeugniſſe des menſchlichen Kunſtfleißes aus den verſchiedenſten alten Zeiten trifft man in und unter dem Torf an: Steinäxte, Pfeilſpitzen, Münzen, Ringe, Geſchmeide und Gefäße von Bronze und Gold, Thongefäße, ſelbſt nicht ſelten Kähne primitiver Art (ſogenannte Einbäume). Man erinnere ſich dabei der zahlreichen Funde im Torf bei den Pfahlbauten in der

Schweiz und in andern Ländern, ſo wie der Bronze- und Goldfunde aus demſelben in Dänemark, welche in dem reichen Kopenhagener Alterthums-Muſeum aufbewahrt werden.

Hölzerne Straßendämme, römiſche gepflaſterte Straßen, Zäune, ſelbſt aus Holz gezimmerte Gebäude ſind unter mächtiger Torfablagerung an mehreren Orten aufgefunden worden.

Auch die Ueberlagerungen des Torfs von andern Gebirgsmaſſen können Zeugniß von einem ſehr hohen Alter deſſelben abgeben. Wenn z. B. bei vielen Mooren in den Küſtenländern der Nord- und Oſtſee die Torflager von diluvialen Schlamm- und Sandgebilden überdeckt ſind, ſo gehören ſie gewiß einer alten Zeit an, in welcher Meeresfluthen ſie überſchwemmt haben.

Sehr trockene Torfmoore gerathen nicht ſelten in heißen Sommern durch Selbſtentzündung in Brand. In den Karpathen, wo ſehr ausgebreitete Torfmoore vorkommen, brennen dieſe oft den ganzen Sommer hindurch, bis die regnigte Jahreszeit eintritt. Ebenfalls in der weiten Erſtreckung des hohen Venns aus dem Regierungs-Bezirke Aachen bis weit in das belgiſche Gebiet hinein haben ſich in ſehr heißen Jahren, ſo 1684, 1800 und 1825, bedeutende Moorbrände ereignet, welche bis in den Winter andauerten, und wobei ſich das Feuer 12 Fuß tief in die Torf-Lagerſtätte erſtreckte. Bei dem ſogenannten Moorbrennen in den nordweſt-deutſchen Mooren (von dieſen ſogleich) verbreitet ſich oft das Feuer zufällig über ausgedehnte Moorgebiete.

Der trockene Nebel, unter dem Namen Höhe- oder Heerrauch, auch wohl Haarrauch, Landrauch, Sonnenrauch, Moorrauch und Haiderauch bekannt, welcher ſich aus den Moorgebieten des nordweſtlichen Deutſchlands ſelbſt bis über die preußiſchen Rheinlande und Holland verbreitet, und nachtheilig ſowohl auf die Vegetation als auf das thieriſche Leben einwirkt, iſt das Pro-

dukt des Torfbrandes, nicht der Selbſtentzündung, ſondern des ſogenannten abſichtlichen Moorbrennens, wodurch eine zeitweilige Cultur des Moorbodens erzielt wird. Der davon herrührende Nebel iſt nicht mit dem gewöhnlichen Nebel atmoſphäriſchen Urſprungs zu verwechſeln. Der Höherauch gibt ſich als ein übelriechender Nebel zu erkennen, der Himmel ſieht ſchmutzig blau aus, in der Höhe von einigen Graden verliert ſich plötzlich die blaue Farbe, und es erſcheint rings um den Horizont ein an ſeinem obern Theile mehr oder weniger ſcharf begrenzter Ring von ſchmutzig rothbrauner Farbe, die Sonne hat einen matten Schein, und ihr Licht ſpielt mehr oder weniger ins Rothe. Vielfache Beobachtungen haben erwieſen, daß der Höherauch der Zeit nach mit dem Moorbrennen zuſammenfällt, und daß er nur dann ſich zeigt, wenn der Wind aus der Richtung herkömmt, wo das Moor brennt. Er erſcheint meiſtens nach Gewittern — in irrthümlicher Deutung nennt das Volk ihn daher wohl ein zerſetztes Gewitter — aber die Urſache liegt darin, daß die höhern Luftſchichten ſich dann tiefer herab zu ſenken anfangen, welche zugleich die beginnende Kälte bedingen; aus gleichen Urſachen iſt er trocken; auch erſcheint er nur bei heiterm Wetter, weil die ſtürmiſche Luftbewegung ihn zerſtreuet, er weicht dem Regen, weil dieſer ihn zum Niederſchlag führt, und verſchwindet oft plötzlich, wenn die über dem Erdboden erwärmten aufſteigenden Luftſtröme ihn mit ſich den höhern Regionen weiter führen oder durch Verdünnung unbemerkbar machen.

Um die Moore zur Cultur vorzubreiten, wird die Oberfläche im Herbſt umgehackt, damit die Schollen im Winter austrockenen können. Iſt dann der Mai trocken, ſo werden ſie im Mai angezündet. Auf dem rauchenden Acker befördert der Arbeiter mit Gabeln und andern Werkzeugen die Verbreitung des Feuers, unter-

drückt aber das hellauflodernde durch Ueberschüttung von unverbrannten Schollen, und sucht auf diese Weise ein blos rauchendes Schmölen zu bewirken. Durch das Moorbrennen wird der Kaligehalt der Haidekräuter aufgeschlossen. Ist derselbe von der Buchweizen-Cultur verbraucht, so hört die Körnerbildung auf, und erst wenn nach zwei bis drei Decennien das Haidekraut wieder aufgewachsen ist, kann die Wiederholung der Braudcultur eintreten. Fink, der vorzüglich die schädlichen Verhältnisse des Moorbrennes in das gehörige Licht gestellt hat, schätzte früher, daß die abgebrannte Oberfläche im nordwestlichen Deutschland jährlich 50,460 Morgen betrage und die Quantität verbrannter Produkte, welche dadurch in die Atmosphäre gelange, zu mehr als 1800 Millionen Pfunde. Nach dieser großen Menge fremdartiger Elemente in der Atmosphäre, welche den freien Durchgang des Sonnenlichts stören und nachtheilig auf dem Athmungsproceß der Thier- und Pflanzenwelt einwirken, ist die Schädlichkeit des Höherauchs nicht schwer zu erfassen.

Zur Unterdrückung des Moorbrennens als der Ursache des Höherauchs ist im Jahr 1870 in Bremen eine Anzahl patriotischer und sachkundiger Männer aus den verschiedenen Gegenden in der Nähe des nordwestlich-deutschen Moorgebiets zusammengetreten, und hat den „Verein gegen das Moorbrennen" gegründet. Mit großem Beifall wurde sogleich dieses Unternehmen sowohl im Laude, als auch in weiter Ferne aufgenommen, und es fehlte dem Verein nicht an freiwilligen Geldbeiträgen, um seine Absichten in's Werk setzen zu können; sogar aus dem entfernten Aachen erhielt er von der Aachen-Münchener Feuer-Societät eine namhafte Geldspende. Der Verein hat es auch an umsichtiger Thätigkeit seitdem nicht fehlen lassen, wie seine gedruckten Rechenschaftsberichte genügend ausweisen. Bis jetzt ist schon durch seine

Beſtrebungen für den Zweck Erfreuliches erreicht worden. In einem der mächtigſten Moorgebiete, dem ſogenannten Gifhorner, hat die Königl. Finanz-Direction zu Hannover die abgelaufenen Pachtverträge für ſogenanntes Brandland, d. h. für das Moorbrennen, nicht mehr erneuert, und ebenfalls der dort arbeitenden Geſellſchaft Braunſchweigiſcher Kapitaliſten das Moorbrennen nicht mehr geſtattet. Ferner hat das großherzoglich Oldenburgiſche Staatsminiſterium eine Verordnung erlaſſen, nach welcher das Moor- und Haidebrennen vom 1. Juni bis zum 1. September allgemein im Gebiete des Landes verboten iſt. Wie es ſcheint haben dieſe Beſtimmungen ſchon vortheilhaft bis in die Rheingegend gewirkt, da im Laufe dieſes Sommers der Heerrauch ſchon faſt gänzlich ausgeblieben iſt. Indeß wird doch keiner bei dieſer Angelegenheit intereſſirte Staat darauf eingehen können, das Moorbrennen gänzlich zu verbieten. Die Sorge für das Beſtehen einer großen in den Moorgebieten befindlichen Bevölkerung, die ausſchließlich vom Ertrage des Ackerbaues lebt, welcher lediglich durch das Moorbrennen möglich wird, würde eine ſolche Maaßregel nicht rechtfertigen können. Dieſes hat auch der Verein ſelbſt ſehr richtig erkannt.

Die Sache mußte daher auch von einer andern Seite gleich von Anfang angegriffen werden, und zwar von einer ſolchen, welche neben dem beabſichtigten direkten Zweck, dem Lande noch bedeutenden Gewinn nachhaltig bringen würde. Nur Kanalbauten nach geregelten Plänen, mit den erforderlichen Schleuſen, nämlich Kanäle, welche die Moor-Gegenden durchziehen, den Waſſerſtand reguliren und die Moore nach und nach trocken legen, um den Torf regelrecht auszugewinnen und den abgetrockneten Boden für den Acker- und Wieſenbau mit der nöthigen Düngung vorzubereiten und herzuſtellen, können das Uebel des

Moorbrennens nach und nach gänzlich beſeitigen. Dabei müſſen ſelbſt größere ſchiffbare Kanäle angelegt werden, welche die Städte, Fabrikanlagen u. ſ. w. in der Umgebung des Moorgebietes nahe berühren und ſelbſt mit dem Meere in Verbindung ſtehen, um der bedeutend vergrößerten Gewinnung von Torf den Abſatz zu erleichtern und die Düngungsſtoffe den abgetorften Moorflächen zuzuführen. Zugleich wären in den Torfgebieten ſelbſt größere Colonien anzulegen, deren Bewohner bei allen dieſen Arbeiten Beſchäftigung und Geldverdienſt fänden.

Auch in dieſer Weiſe hat der Verein ſchon thatkräftig gewirkt, und noch vieles dieſer Art für die nächſte Zukunft in Plänen vorbereitet. So iſt denn von der Durchführung dieſer heilſamen Beſtrebungen, welche freilich auch der thätigen Unterſtützung und Beihülfe der betreffenden Regierungen bedürfen, zu erwarten, daß in nicht gar zu ferner Zukunft der breite moorige ſterile Küſtenſtreif des Vaterlandes zum größten Theile in einen für den Acker- und Wieſenbau gedeihlichen Landesſtrich umgewandelt ſein wird.

Man nimmt gewöhnlich an, daß der Torf in ſeiner Heizkraft derjenigen der leichten Hölzer entſpreche. Karmarſch in Hannover hat bereits vor langer Zeit Unterſuchungen über die Heizkraft vieler Hannoverſcher Torfvarietäten angeſtellt. Aus ihnen geht hervor, daß ein Pfund Fichtenholz im Mittel 62,75 Loth Waſſer, ein Pfund Buchenholz im Mittel 59,30 Loth, ein Pfund Holzkohle 118 Loth Waſſer, ein Pfund weißer Torf 54,7 bis 61 Loth Waſſer, ein Pfund brauner Torf 60,6 bis 62,2 Loth Waſſer, ein Pfund ſcharzer Torf 64,1 bis 73,2 Loth Waſſer verdampft hat. Hiernach wäre die Heizkraft des Torfs durchſchnittlich noch größer als die des leichten Holzes. Aber um ökonomiſch richtig zu rechnen, kömmt es auch auf die Zeit an,

welche die Verdampfung des Waſſers erfordert hat. Zeit iſt Geld, beſonders beim Fabrikweſen. Eine ſolche gleichförmige und geſteigerte Hitze iſt mit dem meiſt nur glimmenden Torf nicht zu bewirken wie beim flammenden Holz.

Die gehörige Trockenheit des Torfes iſt nicht zu unterſchätzen, die Heizkraft wird dadurch bedeutend geſteigert. Man hat daher den lufttrocknen Torf gedörrt. Es geſchieht dieſes in England und in Bayern in über der Erde gemauerten Kammern und Kanälen. In England wird das Dörren im Großen betrieben, indem man den Torf mit leichten Rollwagen auf gitterartigen Bodenplatten in die Kanäle führt, durch welche heiße Luft durchſtreift. Der gedörrte Torf iſt ſehr hygroſkopiſch, daher iſt es zu vermeiden, Vorräthe von Dörrtorf lange unbenutzt zu laſſen.

Seit vielen Jahren hat man ſich mit dem Preſſen des Torfs vielfach beſchäftigt, und ſind dazu Preſſen von ſehr verſchiedener Conſtruktion angewendet und in England und Deutſchland dafür Patente ertheilt worden. Es wäre für die Steigerung des Heizwerths des Torfs großes gewonnen, wenn es erreicht würde, in ökonomiſcher Weiſe den Torf ſo zu komprimiren, daß er im halben oder noch geringerm Volum dieſelbe Quantität zum Brennen nutzbare Beſtandtheile enthielte, als der blos lufttrockene oder gedörrte Torf. Nur faſeriger Torf gibt ziemlich beim Preſſen das Waſſer von ſich, bei kohligem Torf entweicht die Maſſe ſelbſt mit dem Waſſer, und höchſtens verliert nur der äußere Theil der Torfziegel das Waſſer, während es im Innern zurückbleibt. Dazu iſt die Handarbeit bei den bisher angewendeten Maſchinen zu koſtbar. Der Bremer Verein gegen das Moorbrennen in Gemeinſchaft mit dem Executiv-Comitée der internationalen landwirthſchaftlichen Ausſtellung zu Bremen hatte im Jahr 1874 drei Preiſe von 2000, 1000 und 500 Mark

ausgeſchrieben für die beſte Methode der Maſſenproduktion eines weithin transportfähigen Torfs, unter der Bedingung, daß die betreffenden Concurrenten ihre Maſchinen am 4. Juni auf den Mooren bei Oldenburg praktiſch in Thätigkeit zu ſetzen hätten. Außer einem Torfſchiff für das Torfbaggern und einer Torfmiſchmaſchine, wurden 7 Torfformmaſchinen, nämlich 6 mit Dampfkraft und eine mit einem einpferdigen Göpel, vorgeführt. Der Preisrichter-Ausſpruch erging aber dahin, daß zwar manches Zweckmäßige und Neue bei den meiſten Maſchinen anzuerkennen ſei, daß aber keine derſelben dem Wortlaut der Preisausſchreibung entſpräche, weshalb nur für das Torfſchiff eine goldene und für die andern Maſchinen eine ſilberne Medaille verliehen wurde. Das Problem des zweckmäßigen und ökonomiſchen Preſſens des Torfs wäre alſo hiernach noch nicht völlig gelöſt. Indeß wird doch ſchon auf einigen Torfſtechereien das Material mit Maſchinen gepreßt. Für Braunkohlen iſt das Preſſen beſſer geeignet, und dafür ſchon vielorts in Anwendung gebracht.

Koaks aus Torf ſind zu locker, und ſchon deshalb zur hüttenmänniſchen Verwendung wenig geeignet, vor dem Gebläſe ſprühen die Torfkoaks ſtark und fliegen in Stücken oder Staub umher. Der meiſt ſehr bedeutende Aſchegehalt der Torfkohle, welcher 10, 15, 20 und mehr Procent beträgt, iſt ein weſentlicher Nachtheil. Trockener Torf hinterläßt beim Verbrennen nur beiläufig 25 Procent Torfkohle, während Steinkohle ungefähr 75 Procent Koaks gibt. Dennoch hat man an verſchiedenen Orten Koaks aus Torf dargeſtellt, oft nur verſuchsweiſe.

Jeder Torf, blos mit Ausnahme einiger Varietäten, welche zu reich an Aſche ſind, kann im lufttrockenen oder gedörrten Zuſtande zu allen häuslichen und fabrikmäßigen Feuerungen gut ver-

wendet werden, ſelbſt bei den Keſſeln der Dampfmaſchinen, und für die Lokomotiven der Eiſenbahnen iſt er in Bayern ſchon ſeit langen Jahren in Anwendung. Bei metallurgiſchen Hüttenproceſſen, in welchen das Brennmaterial in unmittelbarer Verbindung mit den Erzen gebracht werden muß, iſt der Torf dagegen wenig zu empfehlen, namentlich verſchlechtert er die Qualität des Eiſens. Man hat ihn allerdings bei einigen Hohöfen in Verbindung mit Holzkohlen angewendet, ob aber mit Vortheil, möchte ſehr zweifelhaft ſein. Torfkoaks würde ſich beſſer zum Eiſenſchmelzen eignen als roher Torf, aber auch nur in der Vorausſetzung, daß ſie nicht zu locker und verdrückbar wären, welche Eigenſchaft aber dabei kaum zu erlangen iſt. Zum Puddeln des Eiſens iſt dagegen der rohe Torf recht gut zu verwenden, und dieſes iſt auch bereits in verſchiedenen Gegenden praktiſch geworden. Bei denjenigen Operationen des Eiſenhüttenmannes, welche blos eines Glühfeuers zur Hervorbringung der Schweißhitze bedürfen, z. B. in Glüh- und Schweißöfen für Streck-, Zain-, Schaufel- und Kartätſchenhämmer iſt die Verwendung des Torfs ganz angebracht, nicht aber beim Friſchen des Eiſens nach alter Methode (Luppenfeuern). Ueberall darf man zur Bearbeitung des Eiſens in irgend einer Art keinen vitriolhaltigen Torf benutzen, weil dadurch das Produkt rothbrüchig wird.

Neben der Benutzungsweiſe des Torfs als Brennmaterial ſind ſeine übrigen praktiſchen Verwendungen meiſt ſehr untergeordnet. Die ſogenannten Moorbäder, welche in Marienbad und Franzensbad in Böhmen und auch in andern Bädern durch Zuſatz von Torf zum Mineralwaſſer bereitet werden, ſo daß das Bad aus einem Torfbrei beſteht, ſollen ſehr wirkſam ſein gegen gewiſſe Krankheitsformen. Der Vitrioltorf wird an einigen Orten z. B. zu Kamnig und Schmelzdorf bei Neiße in Schleſien, bei

Moſchwig und Troſſin unfern Eilenburg bei Helmſtädt und früher auch zu Schwarzenbroich bei Düren, zur Darſtellung von Eiſenvitriol verwendet, indem man den Torf auslaugt und dann die Lauge einſiedet und kryſtalliſiren läßt. In alter Zeit hat man in Holland aus dem gewöhnlichen Torf durch Auslaugen und Verſieden Kochſalz dargeſtellt. Man hat aus dem Torf Paraffin fabrikmäßig gewonnen, doch wird angegeben, daß dieſes kein rentables Geſchäft ſei, die Fabriken ſollen wieder eingeſtellt ſein. Man verwendet den Torf als Düngmittel, indem er entweder allein auf lockeren Sand- und Lehmboden geſtreuet, oder mit animaliſchem Dünger oder Kalk vermiſcht wird. Auch die Torfaſche wird als Wieſendünger benutzt, jedoch darf man die rothe eiſen- und vitriolhaltige dazu nicht verwenden. Die Düngkraft des Torfs und ſeiner Aſche dürfte aber eine ſehr geringe ſein.

Die Kohle von leichtem Torf ſoll, nach in England gemachten Verſuchen, ſich vorzüglich zur Fabrikation des Schießpulvers eigenen, ſelbſt für dieſen Zweck beſſer ſein als Eichenholzkohle. Indeß möchte man daran doch zweifeln.

Man hat auch aus dem Torfe verſuchsweiſe Leuchtgas, Erdöl, Gerbſtoff gewonnen, welche Benutzungsweiſen wohl kaum irgend lohnende Anwendung gefunden haben. Gleiches iſt von der Papier-Fabrikation aus Torf zu ſagen. Bei den neuen Methoden aus Holz, durch mechaniſche Zertheilung der Holzfaſer oder ihrer Auflöſung auf chemiſchem Wege, Papier zu fabriciren, welches im Großen bereits ſehr praktiſch geworden iſt, wird wohl Niemand daran denken, den viel weniger dazu geeigneten Torf in gleicher Weiſe zu verwenden.

Auf den Hochebenen von Schottland bauen ſich die Bauern Hütten von Torf. Man hat auch wohl die Fachwände von Holzbauten mit Torfziegeln ausgefüllt, was freilich, der Feuers-

gefahr wegen, nicht zu empfehlen ist. Auf Schonen werden Dächer mit Beihülfe von Rohr und Schilf mit Torf gedeckt. In Norwegen wird er zur Erbauung von Dämmen verwendet, indem man den Raum zwischen zwei Mauern mit Torfziegeln ausfüllt.

Viel Brauchbares aus dem Gebiete der Torftechnik, namentlich über die Gewinnung und Bereitung, Verkohlung, Destillation des Torfs und seine Verwendung als Brennmaterial enthält das zierliche Buch vom Professor Dr. August Vogel, dessen Titel in der umstehenden Literatur angegeben ist. Die ausgeführten und schönen, dem Texte eingedruckten zahlreichen Holzschnitte erleichtern besonders das Verständniß. Auf ein größeres bezügliches technisches Detail konnte in der gegenwärtigen kleinen Schrift nicht eingegangen werden.

Anmerkungen.

[1]) Die Literatur über Torf iſt vielfach veraltet. Folgende Bücher ſind bei der vorliegenden Abhandlung vorzüglich mit benutzt worden:

Dau, Neues Handbuch über den Torf. (Leipzig, 1823.)

Wiegmann, Entſtehung, Bildung und Weſen des Torfs. (Braunſchweig, 1837.)

Lesquereux, Récherches sur les maracis tourbeux. (Neufchâtel, 1844.) Deutſche Ueberſetzung davon (Berlin 1847).

Bronn, Geſchichte der Natur. B. I und II. (Stuttgart 1843.)

Grieſebach, Ueber die Bildung des Torfs in den Emsmooren. (Göttingen, 1846.)

Nöggerath, Der Torf in ſeiner naturwiſſenſchaftlichen und techniſchen Bedeutung. In der deutſchen Vierteljahrsſchrift (1849. Heft IV, Nr. XLVIII).

Vogel, Der Torf, ſeine Natur und Bedeutung. Eine Darſtellung der Entſtehung, Gewinnung, Verkohlung, Deſtillation und Verwendung desſelben als Brennmaterial. Mit 44 in den Text eingedruckten Holzſchnitten. (Braunſchweig, 1859.)

Senft, Die Humus-, Marſch- und Limonitbildungen als Erzeugungsmittel neuer Erdbildungen. (Leipzig 1862.) Beſonders wichtig für die Geologie, Chemie und Phyſik des Torfs.

[2]) Die Torfgeographie kann hier nicht gegeben werden, da ſie dazu viel zu umfaſſend iſt. Die Lokalitäten der Verbreitung des Torfs im deutſchen Reich iſt ſehr eingehend behandelt in von Dechen, Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im deutſchen Reiche. (Berlin, 1873.)

[3]) Sehr umfaſſende tabellariſche Zuſammenſtellungen von Analyſen des Torfs und ſeiner Aſche enthält das oben citirte Werk von Senft.

[4]) Ueber die Eiszeit geben zwei Schriften der gegenwärtigen Sammlung Auskunft, nämlich Alexander Braun, Die Eiszeit der Erde (IV. Serie, Heft 94, 1870) und Dr. Juſtus Roth, Die geologiſche Bildung der norddeutſchen Ebene (V. Serie, Heft 111, 1870).

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

(13)

Das

alexandrinische Museum.

Eine Skizze aus dem gelehrten Leben des Alterthums.

Vortrag gehalten zu Eisenach

von

Prof. Dr. Weniger.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Diejenigen Männer, welche ſich die Uebung der ſogenannten philologiſchen Kritik an den Schriftwerken des Alterthums zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, bekommen von Seiten gebildeter Laien oft genug den Ausdruck einer gewiſſen Verwunderung zu hören, wie man ſo verhältnißmäßig unbedeutenden Objecten ſeine Thätigkeit, und noch dazu mit einer gewiſſen Begeiſterung, zu opfern im Stande ſein könne. Man zweifelt daran, daß ein wirklicher Nutzen aus der eingehenden Texteſsunterſuchung der antiken Klaſſiker erwachſe und wirft den Jüngern der Philologie vor, daß ſie mit einer unbegreiflichen Vorliebe am Buchſtaben haftend um Dinge ſich zu ereifern fähig ſeien, die ein verſtändiger Menſch unbeachtet bei Seite ſchiebe.

Es würde zu weit führen die Berechtigung und den wahrhaft hohen Reiz auch dieſes Zweiges der Alterthumsſtudien eingehend nachzuweiſen. Begnügen wir uns für diesmal mit der Thatſache, daß die größten Geiſter unſeres Volkes dieſe Berechtigung anerkannt haben, und daß es in der Geſchichte der Wiſſenſchaft ſelbſt Zeitalter gibt, denen ganz vorwiegend der Beruf zugefallen zu ſein ſcheint, die großen Leiſtungen der Väter und Ahnen zu ſammeln, zu ſichten, zu deuten und als ſicheren Gewinn für alle Zukunft in einer feſten und brauchbaren Form der Nachwelt zu vererben. So ſcheint es, als ob gerade die Zeit, in welcher wir uns gegenwärtig befinden, die Miſſion beſäße, die großen

Geiſteswerke des letzten Jahrhunderts in dieſer Weiſe zu redigiren. Erſcheinungen, wie die großen Claſſiker unſerer Literatur, hat das 19. Jahrhundert nur ſpärlich noch aufzuweiſen; gerade darum aber vielleicht geſchieht es, daß die ſcharfſinnigſten unſerer Zeitgenoſſen es für eine würdige Aufgabe erachteten, eine kritiſche Ausgabe der Werke Leſſing's zu veranſtalten, und daß bedeutende Kräfte gerade jetzt in voller Thätigkeit ſind, um auch Schiller und Goethe ähnliche Behandlung angedeihen zu laſſen. Ein jedes derartige Streben iſt in vollem Maße gut zu heißen. Denn es iſt ein altes Culturgeſetz, daß der höchſten Blüthezeit ein allmähliches Sinken folgt; in ſolchen Perioden aber gilt es zu retten, und das Gewiſſen des Zeitalters ſelbſt pflegt die Epigonen an dieſe Aufgabe zu mahnen. Iſt die Blüthe bildender oder dichtender Kunſt im Abſterben begriffen, ſo erwacht gemeiniglich die Wiſſenſchaft der Kunſt- und Litteraturgeſchichte, und tauſend fleißige Hände ziehen das Facit aus der Menge von Einzelleiſtungen, welche eine beſſer begabte Zeit zu erſinnen und kunſtvoll durchzuführen noch im Stande geweſen.

Wenn es nun ganz gewiß von hoher Wichtigkeit iſt unſere Klaſſiker in dem Zuſtande herzuſtellen und weiter zu vererben, in welchem ſie urſprünglich vorhanden waren, wenn es ferner feſtſteht, daß dazu großer Scharfſinn und viel Gelehrſamkeit gehört, da die allgemein gangbaren Texte als ſtark verderbt immer mehr ſich erweiſen und oft nur ſchwer wieder herzuſtelleu ſind, ſo ergibt ſich leicht, wie viel ſchwieriger und zugleich wichtiger ſolche Thätigkeit in einer Zeit ſein mußte, welche Schriftſteller deſſelben Ranges die ihren nannte, ohne jedoch auch die bequemen Hilfsmittel billigen Papiers, leichter Vervielfältigung durch correcten Bücherdruck und eines wohlorganiſirten Buchhandels zu beſitzen.

Dieſe Zeit war für das helleniſche Volk eingetreten etwa in

der Epoche, als es ſeine politiſche Freiheit an die makedoniſchen Eroberer verlor. Damals, in den dreißiger Jahren des 4. Jahrhunderts vor Chriſti Geburt, war die höchſte Blüthe der Litteratur vorüber, und, wie wir jetzt beurtheilen können, vorüber auf immer. Statt deſſen hatte eine gewiſſe allgemeine Bildung die weiteſten Kreiſe der Nation ergriffen, an Stelle maßvoller Tiefe auf beſchränktem Gebiete war eine äußerlich glänzende univerſale Kenntniß getreten, die politiſchen Ereigniſſe hatten durch die nunmehr erſchloſſenen Schätze des Morgenlandes den Geſichtskreis der Völker bedeutend erweitert, und ſo lebte man in dem immerhin befriedigenden Gefühl, was man qualitativ nicht mehr vermochte, durch quantitative Leiſtungen einigermaßen zu erſetzen. Die Realien blühten allmählich empor, eine geſunde Philoſophie benutzte die erweiterte Empirie zu ihren Abſtractionen und zugleich traten Männer auf, welche es für der Mühe werth hielten die Reſultate des Culturlebens vor ihnen kritiſch feſtzuſtellen und für eine Folgezeit, welche den Thatſachen ferner ſtehen würde, zu retten.

Und allerdings die litterariſchen Schätze, welche jener Zeit vorlagen, waren des Schweißes der Edeln werth. Die Werke des Homer und Heſiod, die Jahrhunderte lang der Nation ihren beſten Bildungsſtoff geboten hatten, waren, vielleicht gerade ihrer vielen Verbreitung wegen, gefährdet, geändert und allmählich unkenntlich gemacht worden. Die großen Lyriker, beſonders Pindar, deſſen Geſänge einſt ganz Hellas entzückt hatten, begannen unverſtändlich zu werden und an Intereſſe zu verlieren. Die attiſchen Dramatiker, Aeſchylos, Sophokles und Euripides waren auf dem Wege bei jeder neuen Aufführung durch Abſchreiber, Regiſſeure und Schauſpieler Aenderungen zu erleiden. Zwar hatte man in dieſem Falle zu Athen von Staatswegen ein Mittel der Abhilfe geſucht. Auf den Antrag des Redners Lykur-

gos erwarb man in der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. das beſte in Privatbeſitz befindliche Exemplar der großen Tragiker, ließ es revidiren und abſchreiben und verwahrte es im Staatsarchiv, um ſomit jene hohen Kunſtwerke in reiner Geſtalt zu retten [1]). Dergleichen Maßregeln konnten wohl in einem einzelnen Falle ergriffen werden. Was jedoch trat ein bei der Ueberfülle litterariſcher Producte von immerhin nicht unbedeutendem Werth? Wenn Athenäos berichtet, daß er über 800 Stücke der mittleren attiſchen Komödie geleſen habe [2]), ſo läßt ſich auf die reiche Litteratur dieſer Art ein Schluß machen. Wer ſorgte für dieſe Früchte dichteriſchen Strebens in einer Zeit, die auf bloßes Abſchreiben, auf die Unwiſſenheit mechaniſcher Copiſten, auf allerlei Zufälle des Alltagslebens angewieſen war? Und nun boten poetiſche Producte immer noch mehr Widerſtandskraft durch den feſtumſchränkenden Bau ihrer metriſchen Compoſition. Um ſo ſchlimmer ſtand es dagegen mit den Proſaikern. Auch die Proſa hatte damals bereits ihren Blüthepunkt hinter ſich. Die bändereichen Geſchichtswerke eines Herodotos, Thukydides, Xenophon lagen vor, von den Philoſophen vor allen Platon, unter den Rednern Demoſthenes, Aeſchines und andere. Alle dieſe Werke waren einer ſchwerfälligen Ueberlieferung anvertraut und im Uebrigen dem Zufall überlaſſend. Pfuſcher fingen bereits an die Schriften der großen Meiſter nachzuahmen, manches Unechte ſchlich ſich ein, und es darf mit der größten Sicherheit behauptet werden, daß auf dem ganzen Felde der helleniſchen Litteratur eine heilloſe Verwirrung eingetreten wäre, wenn nicht bald ein Auskunftsmittel ausfindig gemacht wurde, das nach allen Seiten hin eine Rettung dieſer Culturſchätze einer großen Vergangenheit ermöglichte.

Wenn in der Culturentwickelung bedeutender Nationen Uebelſtände, wie die eben angedeuteten zu allgemeinem Bewußtſein

kommen, und das war allerdings damals bei den Griechen der Fall, ſo pflegt, wie wir ſahen, das Heilmittel nicht mehr fern zu liegen. Hier handelte es ſich um zwei Aufgaben: erſtens um Erhaltung der klaſſiſchen Schriften für die Zukunft, und zweitens um ihre Ausnutzung für die Wiſſenſchaft. Schon die Sophiſten des 4. Jahrhunderts hatten begonnen durch Vergleichung und Analyſe der litterariſchen Meiſterwerke eine Sprachwiſſenſchaft anzubahnen, welcher noch eine große Zukunft bevorſtand. Derjenige jedoch, welcher zuerſt mit klarem Kopf und weiteſter Vorbildung den gedachten Aufgaben nach beiden Richtungen gerecht wurde, war Ariſtoteles.

Dieſer Mann war eine jener ſeltenen Naturen, welche in ſich zu gleicher Zeit Univerſalität und Originalität vereinigen. Er beſaß eine umfaſſende Gelehrſamkeit auf allen Gebieten des damaligen Wiſſens; ſeine Kenntniſſe als Naturforſcher und Mathematiker waren eben ſo bedeutend, wie als Hiſtoriker und Politiker, als Philolog und Philoſoph. Sein außerordentlicher Scharfſinn ließ ihn raſch Bedeutendes von Unbedeutendem ſcheiden, und ſo beherrſchte er mit wahrhaft königlichem Geiſte alle jene Gebiete in dem Maße, daß es ihm möglich war, nicht nur vorhandene Lücken der Wiſſenſchaft ſofort zu erkennen und auszufüllen, ſondern auch den ganzen wiſſenſchaftlichen Erwerb der Vorzeit zur Einheit zu bringen. Insbeſondere ging Ariſtoteles näher auf das Weſen der Sprache und deren Verhältniß zu den Begriffen ein und wirkte durch ſeine Beobachtungen vorbereitend und anregend für die Wiſſenſchaft der Grammatik und der Philologie überhaupt. Und das Alles nicht nur im Einzelnen, an Worten und Sätzen haftend: ſondern indem er das ganze Gebiet der Proſa gleichſam von oben herab überſchaute, legte er die Geſetze deſſelben dar in ſeiner Rhetorik, für die Poeſie aber that er daſſelbe in der, leider zum großen Theile verlorenen, Poetik. Daß ſolche

Werke eines ſolchen Kopfes für die ganze Folgezeit klärend wirken mußten, leuchtet ein. Für die ſpäter entſtehende Wiſſenſchaft der Litteraturgeſchichte waren nun die ſicheren Grundſteine gelegt. Aber auch Bauſteine ſchaffte er bereits ſelber herbei. So hat er für die Geſchichte des Epos ſchätzbare Forſchungen angeſtellt, namentlich aber war er für die des Dramas thätig. Es war in Athen Sitte über aufgeführte bedeutende Theaterſtücke von amtswegen eine Art Protokoll aufzunehmen, das in Stein gehauen wurde und ſo die näheren Umſtände der Aufführung, die Namen der Schauſpieler und Stücke und andere ſtatiſtiſche Notizen der Nachwelt überlieferte. Ariſtoteles ſchrieb dergleichen ſogenannte Didaskalien, deren Bedeutung als urkundlich geſichertes Material für die Litteraturgeſchichte er erkannte, von den Steininſchriften ab und legte eine umfaſſende Sammlung derſelben an. Sind uns nur die allerdürftigſten Fragmente dieſer Werke erhalten [8]), ſo wurden ſie um ſo mehr von den Litterarhiſtorikern des Alterthums, die in den nächſten Jahrhunderten auftauchten, ausgebeutet. Nach Ariſtoteles Tode wirkten ſeine Schüler, die Peripatetiker, im Sinne des Meiſters auch auf dem Gebiete der Litteraturgeſchichte weiter, während die Philoſophiſche Schule der Stoiker mit Vorliebe grammatiſchen Unterſuchungen ſich zuwandte.

So hatte ſich alſo unter der Menge der verſchiedenartigſten Cultureinflüſſe um die Wende des 3. und 4. Jahrhunderts vor Chriſto ein ganz eigenthümlicher Zug der Zeit entwickelt. Das Streben der erſten Geiſter in der helleniſchen Nation war nicht mehr in erſter Linie darauf gerichtet auf dem Gebiete der Poeſie und Proſa ſelbſt künſtleriſch Bedeutendes zu ſchaffen, ſondern ging vielmehr darauf aus, mit Emſigkeit das Zerſtreute zu ſammeln und zu ergänzen. Wog 100 Jahre früher noch das künſtleriſche Element in der Litteratur vor, ſo war es jetzt das wiſſenſchaftliche. Eine immer wachſende Polymathie und Polyhiſtorie hatte ſich entfaltet,

begünſtigt und zum Theil ſelbſt hervorgehoben durch die ſtaatlichen Verhältniſſe. An den herrlichen Errungenſchaften ſpeciell helleniſcher Geiſtesarbeit begann allmählich auch das Ausland theilzunehmen und als Gegengabe manche Erzeugniſſe ſeiner eigenartigen Bildung zu ſpenden. Namentlich aber hatten die Züge Alexanders des Großen griechiſche Sprache und Cultur weithin über die Länder der alten Welt verbreitet, Fürſtenhäuſer, aus den Feldherren des großen Königs hervorgegangen, hatten ſich in ſeine Eroberungen getheilt und ſahen es nun als eine naturgemäß ihnen obliegende Aufgabe an in Thracien und Pergamum, wie in Syrien und Aegypten, das Umſichgreifen des Hellenismus zu befördern.

Unter allen Diadochen waren es aber ganz beſonders die Herrſcher aus der Dynaſtie der Ptolemäer in Aegypten, welche in ihrer Hauptſtadt Alexandria griechiſche Wiſſenſchaft zu fördern und zu heben ſich befleißigten. Es war dem Lande vergönnt eine lange Zeit des Friedens zu genießen; ein eminenter Wohlſtand verbreitete ſich bei den großartigen Hilfsquellen jener Gegenden ſehr raſch, und ſo waren die Vorbedingungen jeder Blüthe der Wiſſenſchaften, Wohlſtand und Ruhe, in vollſtem Maße vorhanden. Das Herrſcherhaus ſelbſt theilte den Geiſt ſeiner Zeit. Schon der erſte Ptolemäos, des Lagos Sohn, mit dem Beinamen Soter, von 300 bis 284 König des Landes, hatte viel litterariſches Intereſſe; er ſtand in vertrautem Verkehr mit gelehrten Männern, zog ſolche an ſeinen Hof und legte unter Rath und Beiſtand des feingebildeten Demetrios Phalereus jenes großartige wiſſenſchaftliche Inſtitut an, deſſen genauere Betrachtung der Gegenſtand unſeres Vortrags ſein ſoll.[4]) — Sein Nachfolger, König Ptolemäos II. Philadelphos, hatte das Glück von 284 bis 246 nahezu 40 Jahre einer friedlichen Regierung zu erleben. Er beſaß ein faſt noch höheres wiſſenſchaftliches Intereſſe, als ſein Vater,

war ſelbſt Naturforſcher und veranlaßte große Unternehmungen ſolcher Art, wie gerade dieſer Zweig der Gelehrſamkeit beſonders ſie bedarf. Sein Sohn Ptolemäos Euergetes und ſein Enkel Ptolemäos Philopator fuhren in demſelben Geiſte fort. So kam es alſo, daß das Streben dieſes ſeltenen Herrſchergeſchlechts den Wiſſenſchaften auf eine Weiſe förderlich war, welche ſonſt in der Weltgeſchichte kaum erhört iſt. Selbſt als Aegypten im Jahre 30 vor Chriſtus römiſche Provinz ward, verlor ſich der Geiſt der Gelehrſamkeit daſelbſt noch nicht, ſondern blieb, allerdings nach Form und Inhalt der veränderten Denkweiſe der Menſchen ſich anbequemend, noch über ein halbes Jahrtauſend lang das Eigenthum und die Zierde des Landes und ſeiner Hauptſtadt.

Freilich hat es auch nicht bald einen Ort gegeben, welcher für die Förderung und Verbreitung wiſſenſchaftlicher Intereſſen ſo günſtig gelegen war, als Alexandria[5]). Die Bewohner dreier Erdtheile kamen dort mit Bequemlichkeit zuſammen, das Mittelmeer brachte die Erzeugniſſe des Orients, wie die Waaren des Abendlandes nach der Stadt, deren genialer Gründer die Beſtimmung jener Stätte zu einem Brennpunkte der Cultur mit divinatoriſchem Geiſte erkannt hatte. Nur wenig architektoniſche Trümmer über der Fläche des Erdbodens zeugen noch heute von der alten Herrlichkeit, doch iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß ſyſtematiſch ausgeführte Grabungen noch manches ſchätzbare Reſultat liefern würden. Allein das fortwährende Zunehmen des heutigen Alexandria mit ſoliden europäiſchen Bauten macht ſolche Unterſuchungen immer ſchwieriger. Glücklicherweiſe iſt wenigſtens etwas noch rechtzeitig geſchehen. Louis Napoleon nämlich hatte vor, für den 3. Band ſeiner histoire de Jules César, in welchem unter Anderm die Kämpfe bei und in Alexandria dargeſtellt werden ſollten, eine ausgeführte Terrainbeſchreibuug zu liefern. Auf ſeine Veranlaſſung beauftragte der Vicekönig Ismail Paſcha ſeinen

Hofaſtronomen Mahmûd Beg Unterſuchungen an Ort und Stelle zu machen. Mahmûd Beg, der in Paris eine gelehrte Bildung erworben hatte, nahm ſich der Sache mit redlichem Eifer an und lieferte einen ſorgfältig gearbeiteten topographiſchen Plan mit wiſſenſchaftlichen Erläuterungen. Als nun aber das Unternehmen des Kaiſers nicht zur Ausführung kam, gab der Aegypter ſeine Entdeckungen ſammt Karte vor einigen Jahren ſelber heraus [6]). Kiepert hat danach einen Plan in verkleinertem Maßſtabe ausgeführt. Die Combination dieſer neueſten Forſchung mit den zahlreichen Berichten der alten Auctoren [7]) ergibt nun etwa folgendes Bild von der Stadt.

Alexandria lag auf einem ſchmalen Küſtenland, welches den ſalzigen See Mareotis vom mittelländiſchen Meere trennt und im Süden und Weſten durch den Nilkanal von Kanopus durchfloſſen wird. Im Jahre 331 vor Chriſti Geburt hatte Alexander den Entſchluß der Gründung gefaßt. Deinokrates, ein genialer Architekt, entwarf den Plan, Kleomenes von Naukratis leitete die Ausführung. Der Umfang der Stadt betrug nach den neuen Meſſungen 15800 Meter; die Alten, welche wahrſcheinlich die Vorſtädte mit in Rechnung brachten, geben eine größere Zahl an. Als weiteſte Längenausdehnung von WSW. nach ONO. hat man 5090, als Durchſchnittsbreite von SW. nach NO. 1700 Meter ermittelt. Die auf Fürſtenbefehl erbaute Stadt war von einem regelmäßigen Netz rechtwinklig ſich kreuzender Straßen durchzogen. Die Hauptſtraße führte der Länge nach von den Häfen bis zum kanobiſchen Oſtthor und war von Säulenhallen eingeſchloſſen, deren Trümmer noch vielfach nachzuweiſen ſind. Mit ihr liefen ſechs andere große Straßen parallel, welche von 12 Straßen der Breite nach durchſchnitten wurden. Die größte der letzteren führte von den königlichen Paläſten auf der Landzunge Lochias nach einem der Südthore. Alexandria war

durch Kunſt und Natur wohl befeſtigt. Die ſchmale Inſel Pharos, welche das berühmte Wahrzeichen der Seefahrer, den 600 Fuß hohen Leuchtthurm, trug, zog ſich lang vor der Stadt hin. Sie ſtand mit derſelben durch das Heptaſtadion, einen von 2 Brücken unterbrochenen feſten Damm, in Verbindung. In Folge dieſer Anlage wurden mehrere ausgezeichnete Häfen gebildet, in denen die Kriegs- und Handelsmarine jederzeit einen geſicherten Aufenthalt fanden. Die Bevölkerung von Alexandria ſtieg in den beſten Zeiten bis auf 800000 Seelen, aus Aegyptern, Griechen und Juden gemiſcht, im Großen und Ganzen allerdings eine üppige, eitle und übermüthige Maſſe, durch Wohlleben und Prunkſucht ſittlich verdorben. Der größte Luxus und wahrhaft fürſtliche Pracht concentrirte ſich in dem Stadttheil Brucheion an der Meeresküſte und in der Mitte der Stadt. Er nahm den 5. Theil der Hauptſtadt ein, war beſonders befeſtigt und durch kunſtvolle Säulengänge, Gemäldehallen und prächtige Baumpartien geſchmückt. Daſelbſt lagen nach NO. hin die königlichen Schlöſſer, dann weiter nach SW. ein Prachtgebäude als Erbbegräbniß der Landesfürſten, in welchem auch der Leichnam Alexanders des Großen beigeſetzt war, endlich die größeren der wiſſenſchaftlichen Anſtalten, welche von den erſten Ptolemäern gegründet wurden. SW. vom Brucheion lag das Stadtviertel Rhakotis. Dort befand ſich vor Allem das Serapeion, jenes berühmte Tempelgebäude des ägyptiſchen Serapis, welches ebenfalls in der Geſchichte der Wiſſenſchaften eine Rolle zu ſpielen berufen war. Außerdem enthielt die Stadt natürlich, wie jeder größere griechiſche Ort, auch Gymnaſien, Rennbahnen, Theater, öffentliche Hallen und andere architektoniſche Prachtwerke, der Luxusbauten reicher Privatleute nicht zu gedenken. Im Mittelpunkt des ganzen Häuſermeeres ragte ein Berg, das Paneion, hervor, den man auf einem Schneckenwege beſtieg. Von dort oben hatte man einen

prächtigen Fernblick über die See und weit ins afrikaniſche Land hinein, zu Füßen aber lag das prächtige Städtebild mit ſeinem regen Schaffen und Treiben bis hinaus zur Todtenſtadt vor dem weſtlichen Thor, welche ſelber noch mit Gartenanlagen, Erbbegräbniſſen und Prunkgebäuden zum Einbalſamiren der Leichen geſchmückt war.

So großartig aber auch die ägyptiſche Hauptſtadt in Anlage und Ausſchmückung erſchien, ſoweithin dadurch ihr Name in der damaligen Welt bekannt geworden iſt, ihren größten Ruhm verdankt ſie doch dem vielbeſprochenen, für die Geiſtesentwickelung der Menſchheit ſo hochbedeutenden Muſeum.

Das alexandriniſche Muſeum war eine höchſt originelle Einrichtung, die ihres Gleichen wohl weder vorher noch nachher gefunden hat. Dem Weſen nach kann man das Inſtitut als eine Gelehrtengemeinſchaft bezeichnen, welche unter dem Schutze der Muſen ſtand und davon auch den Namen bekommen hat; der Vornehmſte des ganzen Kreiſes war zugleich auch der Oberprieſter der Muſen[8]). Das Muſeumsgebäude gehörte in das Bereich der königlichen Paläſte und lag im Stadttheil Brucheion. Man hatte in demſelben die nöthigen Einrichtungen getroffen, um es zum Aufenthalt und zu bequemem wiſſenſchaftlichen Verkehr eines ganzen Collegiums geeignet zu machen. Ein großer von hohen Säulen getragener Speiſeſaal vereinigte die gelehrten Herren bei den täglichen Mahlzeiten, deren Unkoſten aus königlicher Kaſſe beſtritten wurden. Auch war für ſchattige Baumalleen geſorgt, unter denen die Männer der Wiſſenſchaft, wie es ſeit Platon und Ariſtoteles üblich war, einherwandelnd lehren und disputiren konnten. Bei ungünſtigem Wetter diente ein bedeckter Porticus zu demſelben Zwecke, unterbrochen durch eine rund herausgebaute Sitzhalle, in welcher man leſen und ſchreiben und allerlei gelehrte Geſchäfte verrichten konnte. Man muß ſich

nämlich vergegenwärtigen, daß Sitte, wie Klima — Alexandria hat eine Durchschnittstemperatur von fast 17° Wärme — die Leute anwiesen, mehr im Freien als in geschlossenen Räumen sich aufzuhalten. — Wie im allgemeinen, so war nun auch im besonderen für ein reges Gedeihen der Studien gesorgt. Mit dem Museumsgebäude in Verbindung stand vor allem die berühmte Bibliothek, in der sich der vollständige litterarische Apparat für alle Zweige des Wissens vorfand. Außerdem waren mit dem Museum eine Menge einzelner Einrichtungen für bestimmte Fächer verbunden. Ob diese aber in demselben Gebäude untergebracht waren, wissen wir nicht mehr. Dahin gehörten zunächst bedeutende chirurgische Anstalten, durch deren Gebrauch die alexandrinischen Aerzte bald einen solchen Ruf erhielten, daß man sie weithin begehrte[9]). König Ptolemäos II., selbst Naturforscher, wie oben erwähnt, hatte ferner eine Art von Menagerie oder zoologischem Garten einrichten lassen und scheute keine Kosten für Herbeischaffung seltener Thiere[10]). Auch Acclimatisationsversuche mit ausländischen Pflanzen wurden, wie es scheint, in den königlichen Gärten vorgenommen[11]). Für Astronomen waren gewiß auf den platten Dächern der Gebäude Einrichtungen zu Sternwarten getroffen, außerdem aber diente ein vierseitiger Säulenhof, in dessen Mitte ein großer ehrner Kreis eingelassen war, zu Anstellung astronomischer Berechnungen[12]).

Die gelehrten Männer, welche am alexandrinischen Museum angestellt waren, erhielten ein nicht unbedeutendes Jahrgehalt und waren von allen Abgaben befreit. Durch königliche Schenkungen war der Stiftung ein beträchtlicher Grundbesitz überwiesen, von dessen Renten die laufenden Kosten bestritten wurden. König Ptolemäos der Zweite kümmerte sich ziemlich genau um die Verwaltung. Athenäos erzählt darüber eine Anekdote, die

zugleich zeigt, wie der König mitunter die manchmal wohl etwas pedantiſchen Gelehrten, mit denen er in vertrautem Verkehr ſtand, zu necken pflegte. Soſibios von Lakedämon, ein ſpitzfindiger Grammatiker, hatte behauptet durch eine Wortverſetzung eine Schwierigkeit an einer Homerſtelle beſeitigt zu haben. Der Fürſt beſchloß ihm zu zeigen, daß er ſelber an Spitzfindigkeit ihn überbiete. Soſibios erhielt beim nächſten Zahlungstag kein Gehalt. Er beſchwert ſich, der König fordert die Rechnungsbücher ein, prüft ſie und findet allerdings nur die Namen des Soter, Soſigenes, Bion, Apollonios und der andern Muſeumsgelehrten, nicht aber den des Soſibios, als Empfänger eingetragen. Und doch, behauptete er, habe die Sache ihre volle Richtigkeit. Nehme man nämlich die erſte Silbe des Soter, die zweite des Soſigenes, die erſte des Bion und die letzte des Apollonios, ſo ergebe ſich, daß auch der Name Soſibios im Quittungsbuch ſtehe und jener dürfe ſich weiter nicht beklagen[13]). — Die Stellung der Gelehrten, welche in Ruhe und Behaglichkeit ihren Studien leben konnten, war übrigens eine höchſt angenehme, wenigſtens unter den erſten Ptolemäern; denn natürlich waren auch dieſe Verhältniſſe dem Wechſel der Zeiten unterworfen und es kamen im Laufe der Jahrhunderte auch Herrſcher, welche nicht in ſo königlicher Liberalität die Wiſſenſchaften beförderten, wie ihre Vorgänger.

Eigenthümlich iſt nun, was von der gemeinſamen Thätigkeit der Muſeumsgelehrten berichtet wird. Es wurden, wie es ſcheint regelmäßig, gemeinſchaftliche Sitzungen gehalten, in welchen über gelehrte Fragen verhandelt und oft in der lebhafteſten Weiſe debattirt ward. Es war Mode geworden auf ſchwierige Theſen oder Streitfragen zu ſinnen, und Leute, die darin beſonderes Geſchick hatten, konnten ſich eine Art Ruhm erwerben. Solche Fragen, wie die nach dem Mädchennamen des Achilleus, als er

unter den Töchtern des Lykomedes verborgen gehalten wurde, waren nichts Seltenes. So ſpitzfindigen Fragenſtellern aber entſprachen nicht minder geſchickte Fragenlöſer. Wir können nach heutiger Anſchauung gerade dieſer Art wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung einen hohen Werth nicht beilegen. Bedeutender wird uns dagegen die Thätigkeit der alexandriniſchen Gelehrten als Docenten erſcheinen. Man bildete ſich Schüler heran, indem man nach Art der griechiſchen Philoſophenſchulen entweder in freiem Geſpräch über wiſſenſchaftliche Themata ſich ausließ, oder auch, wie es ſeit Ariſtoteles Sitte war, regelrechte Vorträge hielt, welche von den Zuhörern nachgeſchrieben wurden. Dazu trat nun ferner die Interpretation der bedeutenderen griechiſchen Auctoren mit beſonderer Rückſicht auf die grammatiſche und überhaupt ſprachliche Seite derſelben. Die Schüler waren natürlich ſchon reifere Jünglinge, deren Ziel es war, einſt Gelehrte in Art ihrer Meiſter zu werden. Oft waren ihrer Hunderte beiſammen, welche aus allen Weltgegenden herbeikamen, wenn ein bedeutendes Schulhaupt ſich Ruf erworben hatte.

Wie viele Gelehrte am Muſeum angeſtellt waren, iſt uns nicht überliefert, vielleicht war die Anzahl überhaupt nicht beſtimmt begrenzt. Daß im Privatleben dieſer Leute nicht immer nur das reine, unverfälſchte Streben nach Idealem vorwog, iſt erklärlich. Wie in der wiſſenſchaftlichen Praxis oft übertriebene Spitzfindigkeit und Pedanterie ſich einmiſchte, ſo gab es viel Geklatſch, Gezänk, mancherlei Kabale und Intrigue des perſönlichen Verkehrs. Aber der Ruhm des Inſtituts im Ganzen wurde dadurch nicht geſchmälert. Die großartige königliche Munificenz der Ptolemäer trug die herrlichſten Früchte. Ein raſches Aufblühen der Wiſſenſchaften trat ein, große Unternehmungen, Privaten unmöglich, wurden von den alexandriniſchen Gelehrten veranſtaltet, und bald war die ägyptiſche Hauptſtadt der Central-

punkt des wiſſenſchaftlichen Lebens der ganzen Welt, der Hauptſitz der Gelehrſamkeit und der geſamten klaſſiſchen Bildung. Von nah und fern ſtrömte man auf dem bequemen Seewege dorthin, um von den Lehrmitteln des Muſeums zu profitiren und, der Biene gleich, den Honig der Wiſſenſchaft auch in die Heimat zu bringen.

Es iſt jedoch unmöglich das volle Wirken des alexandriniſchen Gelehrtenthums auch nur annähernd zu verſtehen, wenn man nicht zugleich ein Bild beſitzt von dem Inſtitut, welches, mit dem Muſeum verbunden, eine noch höhere Bedeutung, als jenes, für die Folgezeit erhalten hat, nämlich von der großen alexandriniſchen Bibliothek[14]).

Alexandria beſaß zwei Bibliotheken, eine größere, welche im Stadttheil Brucheion lag und, wie oben geſagt, mit dem Muſeum eng verbunden war, und eine kleinere im Serapeion, im Stadtviertel Rhakotis. Dieſe letztere ſcheint jedoch nur für praktiſche Unterrichtszwecke gedient und, freilich in bedeutender Anzahl, Doubletten der größeren enthalten zu haben. Daher nannte man auch die Serapeumsbibliothek ſcherzweiſe die Tochter der andern. Gegründet wurde ſie durch Ptolemäos II., während die größere ſchon von dem erſten Herrſcher dieſes Namens begonnen worden war. Dort nun ſtanden in einer langen Reihe ſtattlicher Säle in Regalen aufgeſpeichert die Bücherrollen, welche voll und unverkürzt die ganzen Schätze helleniſcher Geiſtesarbeit bargen. Die Zahl der Bände bezeichnet der Byzantiner Tzetzes[15]) nach einer alten Quelle, die auf einer unter Ptolemäos II. angeſtellten Zählung fußt, in der Muſeumsbibliothek auf 400000 vermiſchte und 90000 einfache Rollen, im Serapeum befanden ſich im Ganzen nur 42800. Die Höhe dieſer Zahlen muß uns auf den erſten Blick befremden. Es ſtellt ſich aber nach genauerer Prüfung heraus, daß von der genannten Bücherſumme viele Werke

in mehreren Abſchriften oder Ausgaben vorhanden waren und ſo die 400000 als „vermiſchte“ ausdrücklich bezeichneten Werke ausmachten; zieht man ſämtliche Doubletten ab, ſo bleiben 90000 Rollen „einfacher“ Exemplare übrig. Auch dieſe 90000 ſind aber nicht als vollſtändige Werke aufzufaſſen. Ein einziges längeres Werk beſtand aus vielen Rollen, von denen jede einen Abſchnitt des Ganzen ausmachte; ſomit bezieht ſich die Summe von 90000 auf ſolche Einzelabſchnitte und die Zahl der Werke ſelbſt erleidet eine beträchtliche Reduction. Faſſen wir das Alles zuſammen, ſo erſcheint die überlieferte Summe um ſo weniger unverdächtig, als uns aus dem Alterthum ſogar von Privatbibliotheken berichtet wird, welche über 30000 Bände umfaßten[16]). Später ſtieg übrigens die Rollenzahl in Alexandria bis auf 700000, natürlich ebenfalls mit Einſchluß der Doubletten.

Der Sammeleifer der ägyptiſchen Könige war ebenſo groß, als ihr Intereſſe für die Wiſſenſchaft überhaupt. Namentlich Ptolemäos Euergetes hatte eine wahre Bibliomanie und ließ die bedeutenden Werke aller bekannten Völker zuſammenſchaffen. Das ſchon oben erwähnte Staatsexemplar der attiſchen Tragiker entlieh er von der Stadt Athen zum Behuf einer Abſchrift und deponirte dafür eine Pfandſumme von über 20000 Thalern, aber er behielt das Buch und gab das Capital preis[17]). So ſammelte man außer den griechiſchen Klaſſikern und andern Originalwerken der Hellenen auch ägyptiſche, chaldäiſche und lateiniſche Bücher, ja es iſt ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß auch die heiligen Schriften der Juden beſchafft wurden. All dieſe Werke wurden zu Alexandria ins Griechiſche überſetzt und ſo der Bibliothek einverleibt.

Es iſt natürlich, daß bei einer ſo großartigen Anſtalt eine ganze Schaar tüchtiger Gelehrter Beſchäftigung fand. Außerdem brauchte man eine Menge geſchickter Abſchreiber zu Copien ſo-

wohl für den eigenen Bibliotheksbedarf, als auch für die Ausfuhr ſolcher Bücher, deren Originale in der Bibliothek ſtanden. Auch zahlreiche Handwerker zur Anfertigung der Bücher waren durch den umfangreichen Betrieb der bibliothekariſchen Arbeiten in Nahrung geſetzt.

Um ein volles Verſtändniß für das ganze rege Treiben an jenen coloſſalen Bücherſammlungen zu erhalten, wird es nützlich ſein, einen kurzen Blick auf das Bücherweſen in jener Zeit überhaupt zu werfen.

Das Material der Bücher war damals ſchon ſeit lange faſt ausſchließlich der Papyrus. Derſelbe wurde aus einer binſenartigen Sumpfpflanze gewonnen, die zwar auch in Kleinaſien und Sicilien fortkommt, aufs ausgedehnteſte jedoch in den weiten Sumpfſtrecken des ägyptiſchen Nildelta gedieh. Heimiſch iſt ſie dort aber nicht, auch kommt ſie jetzt nicht mehr dort vor, dagegen ſcheint eine in Nubien noch heut wachſende Art, welche ſich durch aufrecht ſtehende Blüthenbüſchel und geringere Höhe von den übrigen Gattungen unterſcheidet, mit dem alten Papyrus identiſch zu ſein.[18]) In alexandriniſcher Zeit war die Cultur der Pflanze im Nildelta maſſenhaft, denn die Nachfrage war ungeheuer: das geſammte Alterthum bis in ſpäte römiſche Zeit bezog ſeinen Papierbedarf aus Unterägypten. Die Papyrusſtaude wurde als Büchermaterial bereits vor Herodot verwendet. Man ſchnitt das gleichartige Zellgewebe der Binſe von oben nach unten in ſchmale Streifen; dieſe wurden nebeneinander gelegt und dann mit einer zweiten Lage kreuzweis bedeckt. War dies geſchehen, ſo befeuchtete man dieſe Schichten mit Nilwaſſer, in Folge davon löſte ſich der Pflanzenſtoff auf und es entſtand eine feſte Verbindung der Streifen, die nunmehr gepreßt, getrocknet und geglättet wurden.[19]) Zum Verkauf wurde das fertige Papier gerollt, da die Breite oder Höhe nach der Größe der

Staude begrenzt, die Länge des Fabricats aber durch Aufeinanderleimen der einzelnen Blätter beliebig hergeſtellt werden konnte. Danach war denn auch das Maß für das Format der Bücher gegeben: im Durchſchnitt betrug die Höhe derſelben 6 bis 13 Zoll, ſelten mehr. Die aus dem Pflanzenſtengel geſchnittenen Streifen waren an Güte verſchieden. Die innerſten hatten die größte Breite und Feinheit und gewährten das Schreibpapier der beſten Sorte, das geringere Material benutzte man als Packpapier, aus der Rinde wurden Stricke verfertigt. — Es war natürlich, daß in der Verarbeitung einer ſo nützlichen Pflanze in Aegypten viele Fabriken mit einander concurrirten, und nach dieſen wurden dann die verſchiedenen Papierſorten als Aegyptiſches, Niliſches, Saitiſches, Taneotiſches Papier bezeichnet. In der römiſchen Kaiſerzeit kam die Sitte auf die Sorten nach den Herrſchern oder deren Frauen zu benennen, und ſo hören wir von charta regia, Augusta, Liviana, Fanniana, Claudia, Cornelia, u. ſ. w., die charta Augusta war die feinſte Klaſſe vom größten Format und wurde mit Vorliebe zu Briefen benutzt.[20]) Auf dieſen ſorgfältig und zweckmäßig zubereiteten Stoff ſchrieb man nun mit aus Ruß und Gummi angefertigter höchſt dauerhafter Tinte. Man bediente ſich einer wie unſere Gänſekiele zurechtgeſchnittenen Feder aus Schilfrohr, welches in Aegypten ſelbſt oder aus Knidos bezogen wurde. Gewöhnlich beſtand ein vollſtändiger Schreibapparat aus Tintengefäßen für rothe und ſchwarze Tinte, mehreren Rohrfedern, einem Federmeſſer, einem Schwamm zum Auslöſchen des Geſchriebenen und zum Auswiſchen der Feder, einem Lineal, einem Blei zum Liniiren, einem Schleifſtein zum Schärfen der Feder, Bimsſtein zum Glätten des Papyrus (ſpäter des Pergaments) und einem Zirkel zum Abmeſſen der Columnen.[21]) — Ueber die Beſchaffenheit der alten Bücherrollen beſitzen wir genauere Kenntniß,

ſeit man in Herculaneum eine beträchtliche Anzahl derſelben aufgefunden hat. Dazu kamen dann in dieſem Jahrhundert die ägyptiſchen Entdeckungen. So fand man z. B. im Jahre 1821 bei einer Mumie eine wohlerhaltene Rolle, welche den letzten Geſang der Ilias vom 127. Verſe an enthält. Sie iſt 10 Zoll hoch und aufgewickelt 8 Fuß lang und enthält 16 Seitencolonnen, jede zu circa 43 Verſen. Ferner wurden 1847 Stücke des bisher verlorenen attiſchen Redners Hypereides entdeckt und nach und nach durch neue Funde vervollſtändigt.[22]) Aus dem reichlichen Material, welches nunmehr vorliegt, ergibt ſich Folgendes: Die Schrift der alten Papyrushandſchriften läuft immer den Langſeiten parallel und iſt in etwa handbreite Columnen eingetheilt, welche durch mehr oder weniger regelmäßige ſchmale Zwiſchenräume getrennt wurden. Der ſo beſchriebene lange Papierſtreifen wurde am rechten Ende an einen Stab befeſtigt und ganz ſo umgerollt, wie es in unſerer Zeit mit Landkarten üblich iſt, welche auf Leinwand gezogen und durch Holzſtäbe begrenzt ſind. Der Leſende faßte dann das linke Ende mit der Linken, rollte mit der Rechten allmählich auf, wickelte dann im Weiterleſen mit der Linken das Geleſene nach und richtete ſich eben zu ſeiner Bequemlichkeit ſo ein, das er immer nur eine mäßige Fläche vor Augen hatte. War die Rolle ausgeleſen, alſo durch die linke Hand in entgegengeſetzter Richtung gewickelt, ſo mußte ſie wieder aufgerollt und in diejenige Lage zurückgebracht werden, welche ſie zu Anfang gehabt hatte; man bewerkſtelligte das höchſt einfach dadurch, daß man den Endſtab an den vorragenden Knöpfen mit beiden Händen faßte, die Rolle um denſelben zurückwickelte und ſchließlich, indem man das Ganze unter das Kinn drückte, die Windungen feſter zuſammenzog.[23]) Die Stäbe waren gewöhnlich polirt, an den Enden mit Elfenbein oder Metallknöpfen verziert und mit dem Titel verſehen, welcher auf einem Per-

gamentblättchen geſchrieben ähnlich angebracht wurde, wie in unſern Archiven die Wachsſiegel der alten Urkunden an Pergamentſtreifen befeſtigt ſind. Häufig legte man eine purpurne oder gelbe Pergamenthülle um die Rolle und bewahrte zum Handgebrauch die Bücher in eimerartigen Kapſeln, welche oft gegen 10 Stück faßten. In Bibliotheken wurden ſie natürlich in Repoſitorien gelegt.

Als zur Zeit des Bücherſammlers Ptolemäos Euergetes auch König Eumenes II. von Pergamum eine große Bibliothek anlegte, welche mit der alexandriniſchen zu rivaliſiren begann, verbot Ptolemäos die Ausfuhr des Papyrus und glaubte dadurch ſeinem Nebenbuhler große Verlegenheit zu bereiten. Man half ſich in Pergamum dadurch, daß man auf ein in der Vorzeit übliches Material zurückgriff und Felle von Thieren in ſorgfältiger Gerbung zubereitete, und erzielte ſo ein Material, welches an Weiße, Feinheit, Feſtigkeit und Größe des Formats den Papyrus bei weitem übertraf.[24]) Von der Stadt der Erfindung wurden die prächtigen Membranen fortan als Pergament, charta pergamena, bezeichnet. Anfangs ſtellte man Bücherrollen aus dem neuen Material ebenſo her, wie es beim Papyrus üblich war, ſpäter ließ man den Stab weg, faltete die weiten, ſchön geglätteten Flächen, welche man auf beiden Seiten beſchreiben konnte, aufeinander, ſchnitt die Seiten bis auf eine auf und erhielt ſo Bücher nach unſerer Art, die man nur zu heften brauchte, um ihnen Halt und Feſtigkeit zu verleihen. Doch hielt ſich die Verwendung des Papyrus als Büchermaterial noch bis in die ſpäteſte Römerzeit hinein.

Ermißt man das über die antiken Bücherrollen Geſagte noch einmal, ſo ergibt ſich, daß dieſelben, auch bei verhältnißmäßig bedeutender Länge nicht allzuviel enthalten konnten. Werke, wie die der attiſchen Hiſtoriker, brauchen, ſelbſt wenn man die Rollen auf 70 und mehr Columnen ausdehnte, eine große Zahl der-

ſelben. Es wäre demnach nicht leicht geweſen in einem umfangreicheren Buche ſich zurecht zu finden, hätte man nicht auf eine ſinnreiche Weiſe für einen Ausweg geſorgt. Es war nämlich im ganzen Alterthum Sitte den Umfang proſaiſcher, wie poetiſcher Stücke durch die Zahl der Zeilen auszudrücken[25]). Die Zeilen einer Columne der Originalhandſchrift wurden gezählt und dann durch Multiplication die Geſamtzahl ermittelt. So wurden dann ſelbſt die Summen der ſämtlichen Werke eines Schriftſtellers zu einer Geſamtſumme addirt, ohne darauf Rückſicht zu nehmen, ob es proſaiſche oder poetiſche Schriften untereinander waren. Es geſchah das zwar zunächſt, um den Preis des Buches zu normiren, wie das bei uns nach der Zahl der Druckbogen geſchieht. Da aber in den antiken Schriften nirgends Abſätze gemacht wurden, auch Interpunction anfangs noch ungebräuchlich war, ſo mußte die Zeilenzählung auch für die Orientirung, ſo wie für das Citiren von höchſter Wichtigkeit ſein. Am Schluß der Rollen wurden die Zeilenſummen notirt und gaben, da die Länge der Zeilen ein gewöhnliches und allgemein bekanntes Durchſchnittsmaß von etwas über Handbreite hatten, ein ungefähres Bild von dem Umfange eines Werkes, welches ein Geübter ſofort ſich klar machen konnte. Auch bei den Abſchriften, ſelbſt wenn ſich im Lauf der Zeit Abtheilung und Format der Bücher änderte, wurde doch am Ende der Handſchrift die Zeilenſumme der Urſchrift notirt. Für die Bequemlichkeit im Citiren ward übrigens in manchen Fällen dadurch geſorgt, daß man die Columnen numerirte oder von Zeit zu Zeit die laufende Zahl der Zeilen am Rande markirte. In den Abſchriften ferner kam es nicht ſelten vor, daß die Zeilenenden der Originalhandſchrift durch Punkte oder Striche bezeichnet wurden.

Wenn man erwägt, daß bei unſeren gedruckten Büchern eine

einzige ſorgfältig durchgeführte Correctur des Satzes für die Richtigkeit der ganzen noch ſo großen Auflage Gewähr leiſtet, bei Abſchriften dagegen jedes einzelne Exemplar collationirt und genau durchgeleſen werden muß, wenn man ſich ferner vergegenwärtigt, daß bei vielgeleſenen und in großen Maſſen vervielfältigten Büchern, bei deren Anfertigung zahlreiche Schreiber meiſt einem einzigen Dictate folgten, dieſe Reviſion oft vernachläſſigt wurde, ſo verſteht man die Klagen der alten Schriftſteller über die zunehmende Fehlerhaftigkeit der Bücher,[26]) und jeder einſichtsvolle Beurtheiler begreift nunmehr, von welcher Wichtigkeit eine verſtändige Leitung der alexandriniſchen Gelehrteninſtitute war. Hier war ſowohl gründliche Erudition, als ein gewiſſes praktiſches Geſchick, vor allem aber die peinlichſte Genauigkeit im Einzelnen von Nöthen. Dinge von ſcheinbar untergeordneter Bedeutung erhielten unter dieſen Umſtänden einen außerordentlichen Werth, denn von ihnen hing damals die Rettung der griechiſchen Litteratur für alle Zukunft ab. Vor allem galt es von den klaſſiſchen Werken zuverläſſige Normalexemplare herzuſtellen. Zu dieſem Behuf war es alſo die erſte Aufgabe Inhalt und Form des überlieferten Textes auf ihre Echtheit hin zu prüfen. Gerade damals, ſeit man in Folge der Sammelwuth der Ptolemäer begonnen hatte gute Ausgaben enorm hoch zu bezahlen, nahm die Fälſchung bedenklich überhand; man mußte alſo mit leiblichem und geiſtigem Auge ſcharf zu beobachten verſtehen, wenn man nicht ſich ſelbſt und die Welt mit gefälſchter Litteratur anführen laſſen wollte. Die alexandriniſchen Bibliotheken als Centralinſtitute für die geſammte litterariſche Ueberlieferung des Alterthums bedurften deshalb vor Allem tüchtiger Bibliothekare, welche die geſamte Thätigkeit der Anſtalten richtig zu leiten und nöthigenfalls auch im einzelnen ſelbſt Hand anzulegen im Stande waren. War an einem beſtimmten Schriftwerk die grundlegende Vor-

arbeit geſchehen, hatte man mit peinlichſter Genauigkeit, bei der ſcheinbare Pedanterie eine Pflicht des wiſſenſchaftlichen Gewiſſens war, die Ueberlieferung revidirt, den Originaltext relativ richtig hergeſtellt und in correcter Abſchrift auch für Andere lesbar gemacht, war auch durch Interpunction der Sinn erläutert, durch ſogenannte kritiſche Zeichen jede verdächtige Stelle markirt[27]), ſo ging man auch an die Erklärung und äſthetiſche Würdiguug des Ganzen. Schwere Stellen wurden mit kurzen Noten verſehen, an die Spitze des Buches ward die Lebensgeſchichte des Auctors und die Geſchichte des betreffenden Werkes geſtellt und ſchließlich die Darſtellungsweiſe im ganzen und einzelnen auch nach den grammatiſchen und ſprachlichen Eigenheiten hin gewürdigt.

Die alexandriniſchen Bibliotheken hatten das Glück hinter einander eine Reihe von Mäunern als Bibliothekare zu beſitzen, welche den an ſie zu ſtellenden Aufgaben in glänzender Weiſe entſprachen. Der Raum einer kurzen Vorleſung geſtattet es natürlich nicht, die Thätigkeit dieſer Männer anders als im Fluge zu berühren.

Zenodotos aus Epheſos, der erſte Bibliothekar, bekleidete zur Zeit des zweiten Ptolemäos ſein Amt. Seine bibliothekariſche Thätigkeit erſtreckte ſich beſonders auf die zeitraubende, aber unendlich wichtige Arbeit einer planmäßigen Aufſtellung, verſtändidigen Katalogiſirung und kritiſchen Redaction der aufgeſammelten Maſſe litterariſcher Schätze. Er hat dieſe Arbeit mit zwei andern Gelehrten, Alexander Aetolus und Lykophron getheilt, von denen der erſtere das tragiſche, Lykophron das komiſche Drama übernahm, während Zenodot ſelbſt Lyrik und Epos redigirte und beſonders dem Homer ſeine Aufmerkſamkeit zuwandte.

Kallimachos von Kyrene, der zweite Bibliothekar, zugleich Gelehrter und Dichter, hat ſich beſonders dadurch verdient gemacht, daß er die Lebensverhältniſſe der Auctoren erforſchte

und aufſchrieb, und dadurch für eine eingehendere Litteraturgeſchichte den Grund legte. Insbeſondere ſchaffte er für die Geſchichte des Dramas, für welches, wie wir oben ſahen, ſchon Ariſtoteles Vorarbeiten gemacht hatte, gelehrtes Material herbei. Die einzelnen Bände der Bibliothek verſah er mit Aufſchriften und legte die ſogenannten Pinakes an, d. h. räſonnirende Kataloge, durchweg ſachlich geordnet und mit genauer Statiſtik der Zeilenzahl aller Werke verſehen[28]). Endlich entfaltete er eine ſegensreiche Thätigkeit als Lehrer der Grammatik, d. h. eben der philologiſchen Wiſſenſchaften. Die gleich zu erwähnenden folgenden Bibliothekare ſind ſeine Schüler.

Eratoſthenes, ebenfalls aus Kyrene gebürtig, der 3. Bibliothekar, war ein Polyhiſtor von ungeheurem Umfang des Wiſſens. Man gab ihm den Namen Beta, alſo des zweiten Buchſtaben im griechiſchen Alphabet, wie es heißt, weil er in allen Wiſſenſchaften die zweite, in keiner die erſte Stelle einnahm. Eratoſthenes legte ſich beſonders auf die Realien und wirkte bahnbrechend in der Wiſſenſchaft der Mathematik, Chronologie, Aſtronomie, Geographie und der ſogenannten Antiquitäten; daß er auch Grammatiker war, iſt ſelbſtverſtändlich. Als Bibliothekar beſchäftigte er ſich natürlich vornehmlich mit den in die genannten Gebiete einſchlagenden Werken; außerdem aber wandte er den Dichtern der attiſchen Komödie ſeine Thätigkeit zu.

Von dem bibliothekariſchen Wirken des Apollonios von Rhodos, der auf Eratoſthenes folgte, weiß man nichts Genaueres. Da er ſelbſt Dichter war und in ſeinem Epos über den Argonautenzug eine ſtaunenswerthe Kenntniß des Homer verräth, läßt ſich annehmen, daß er auch ſeine gelehrte Thätigkeit vorzugsweiſe dieſem Dichter gewidmet hat.

Von allen alexandriniſchen Bibliothekaren waren aber ohne Zweifel die bedeutendſten Ariſtophanes und Ariſtarch. Beide zeich-

neten ſich durch die ſtrenge Methode ihrer kritiſch grammatiſchen Arbeiten aus; ihren Höhepunkt aber im geſamten Alterthum hat dieſe Methode in Ariſtarch erreicht.

Ariſtophanes von Byzanz vervollſtändigte die von Kallimachos angelegten Pinakes und ſchrieb Vorreden zu den attiſchen Dramatikern, welche wir zum Theil noch heutigen Tages beſitzen. Den Mittelpunkt ſeiner Arbeiten bildete Homer. Er verſah die Dichtungen deſſelben mit kritiſchen Zeichen und erläuternden Anmerkungen und führte zuerſt Interpunktion und Accente ein, beides Einrichtungen, welche bis dahin noch nicht vorhanden waren und die von nun ab das Studium der griechiſchen Litteratur namentlich in barbariſchen Ländern in ganz außerordentlichem Grade erleichterten. Auch die übrigen Hauptdichter zog er in den Kreis ſeiner Studien. Er war es endlich auch, welcher den Grund für die ſpäter weiter ausgebildete Abfaſſung praktiſcher Lexika legte und dadurch, wie leicht erſichtlich, um die Griechiſchen Kenntniß des in den folgenden Jahrhunderten ſich ein ungeheures Verdienſt erwarb.

Ariſtarchos von Samothrake, der Nachfolger des Ariſtophanes, war der größte Gelehrte dieſer Art, *ὁ κορυφαῖος τῶν γραμματικῶν*, wie ihn ſchon die Alten nannten, ein bedeutender Kopf und fruchtbarer Schriftſteller, der über 800 Commentare geſchrieben haben ſoll. Er war weniger geiſtig kühn als hervorragend methodiſch; von ihm gilt das Wort, daß er bewußte Ziele auf bewußtem Wege erreicht hat. Außer dem, daß Ariſtarch die Werke ſeiner Vorgänger an der Bibliothek fortſetzte, pinakographiſch und exegetiſch thätig war, legte auch er ſich beſonders auf die Kritik des Homer und gab dem Dichter diejenige Geſtalt, die er im Weſentlichen heute noch hat. Alle geſunde Textkritik in unſeren Tagen begnügt ſich in der Hauptſache mit dem Ziel, dieſe Epen ſo herzuſtellen wie Ariſtarch ſie geleſen. Ferner

brachte der große Gelehrte ſämtliche griechiſche Auctoren in Gruppen und ſtellte eine Reihe nach den litterariſchen Fächern geordneter Werke als kanoniſche Muſter der Klaſſicität auf. Endlich erwarb Ariſtarch ſich hohe Verdienſte auch als Haupt einer Philologenſchule, welche die vom Lehrer überkommenen Geſichtspunkte traditionell beibehielt, weiter fortpflanzte und ſo allmählich die Wiſſenſchaft ſchuf, welche wir heute ausſchließlich mit dem Namen der Grammatik zu bezeichnen pflegen.

Es mag genügen, aus der großen Zahl verdienſtvoller Männer, welche an den alexandriniſchen Gelehrtenanſtalten zur Zeit der Ptolemäer thätig waren, die genannten ſechs hervorzuheben. — Durch ein halbes Jahrtauſend wirkten das Muſeum und die übrigen wiſſenſchaftlichen Inſtitute der ägyptiſchen Hauptſtadt mit hohem Glanze fort; auch ſelbſt im Sinken ſtifteten ſie noch Segen, bis endlich nach faſt tauſendjährigem Beſtehen bei der Eroberung durch die Araber auch die letzten Reſte zu Grunde gingen[29]). Die Blüthezeit des gelehrten Alexandrinerthums müſſen wir in die Jahre von 300 bis 30 vor Chr. ſetzen, die Zeit des Sinkens der heidniſchen Gelehrſamkeit von 30 vor Chr. bis 324 nach Chriſtus. Als das Chriſtenthum Staatsreligion ward, zog ſich dafür chriſtliche Gelehrſamkeit nach der für Pflege des Wiſſens traditionell gewordenen Stadt.

Schon unter Ptolemäos VII. (um 145 vor Chr.), einem wilden und grauſamen Regenten, litt das Muſeum bedeutend. Viele der Gelehrten flohen und fanden anderwärts bereitwillige Aufnahme. Hundert Jahre ſpäter hatte Cäſar Alexandria erobert. Die Bibliothek war damals 700000 Rollen ſtark. Bei einem Pöbelaufſtande ward die im Hafen liegende Flotte in Brand geſteckt, das Feuer theilte ſich den Schiffswerften und Getreidemagazinen mit und ergriff leider ſchließlich auch die Bibliothek im

Brucheion, von der nach dem Bericht des Oroſius gegen 400000 Rollen ein Raub der Flammen wurden. Als ſpäter Antonius der Königin Kleopatra die 200000 Bände ſtarke Bibliothek von Pergamum ſchenkte, fand ein theilweiſer Erſatz des Verluſtes ſtatt. Auch Auguſtus intereſſirte ſich für die alexandriniſchen Anſtalten. Er ließ die Bibliothek in die Räume des neben dem Muſeum ihm zu Ehren erbauten Sebaſteion ſchaffen, und ſo fand Strabo, der ſeine Reiſe durch Aegypten im Gefolge des Aelius Gallus 24 v. Chr. machte, die wiſſenſchaftlichen Inſtitute auf das vortheilhafteſte ausgeſtattet[30]). Unter den nächſten Kaiſern ſcheint ein allmähliches Sinken eingetreten zu ſein. Erſt unter Hadrian erfreute ſich das Muſeum einer kurzen Nachblüthe. Unter Aurelian im Jahre 273 nach Chriſtus wurde der Stadttheil Brucheion gänzlich zerſtört. Die Bibliothek wanderte damals mit ihren Gelehrten ins Serapeion, welches noch lange ein Sitz der Gelehrſamkeit verblieb, bis es unter Theodoſius I. bei einem Kampfe zwiſchen der heidniſchen und chriſtlichen Bevölkerung zerſtört wurde. Im Weſentlichen hatten übrigens ſchon unter Konſtantin dem Großen, als das Chriſtenthum Staatsreligion wurde, die heidniſchen Studien in Alexandria aufgehört. Die Gelehrten gingen zum Theil nach der neuen Hauptſtadt Byzanz, woſelbſt der Kaiſer ihnen einen beſonderen Palaſt, das Oktogon, anwies. Zuerſt wurden 12, dann 15 Gelehrte dort angeſtellt. Später, vielleicht unter Theodoſius II. (408—450), ſchaffte man auch viele Bücher der alexandriniſchen Bibliothek nach Konſtantinopel[31]). Mittlerweile war, wie geſagt, Alexandria Sitz des Chriſtenthums geworden, zugleich freilich auch theologiſcher Streitigkeiten, welche, durch den Racenhaß geſchärft, gerade dort beſonders abſchreckend ſich zeigten.[32]) Erſt der ſiegreiche Zug der Araber unter Omars Feldherrn Amru ben Abâs machte im Jahr 642 auch dieſen Verhältniſſen ein Ende. Eine

bekannte Sage erzählt, daß Amru die Bibliothek habe verbrennen laſſen und daß ſoviel der Bücher vorhanden waren, daß man 4000 Badeſtuben ſechs Monate lang damit eingeheizt habe. Es iſt kein hiſtoriſches Zeugniß vorhanden, welches die Wahrheit dieſer Thatſache genügend verbürget. Wurde bei jener Gelegenheit aber eine Bibliothek verbrannt, ſo iſt deren Verluſt ſicher nicht allzuſehr zu beklagen. Dieſelben Werke, welche Alexandria damals noch haben konnte, beſaßen gewiß auch Konſtantinopel, Athen oder Rom, und ſie blieben größtentheils der Nachwelt erhalten.

Sitz der Gelehrſamkeit war, wie erwähnt, Konſtantinopel geworden. Freilich war an Stelle der geiſtigen Höhe der alten Alexandriner viel ſchulmeiſterlicher Zwang und dürrer Formalismus getreten. Die Fülle des klaſſiſchen Materials wurde den Leuten zur Laſt, und ſo iſt es gekommen, daß die Byzantiner ſich mit Vorliebe dem Verkürzen und Zuſammenziehen der litterariſchen Schätze zuwandten. Kein Wunder daher, daß ſo manches Werthvolle für uns verloren gegangen iſt, was ganz gewiß dereinſt dort war. — Immerhin aber ſind die Byzantiner die Mittler zwiſchen dem klaſſiſchen Alterthum und der Neuzeit geblieben. Als im Jahre 1453 Konſtantinopel von den Türken erobert wurde, wanderten bekanntlich zahlreiche gelehrte Griechen nach Italien aus, wo damals die herrliche Culturblüthe der Renaiſſance in der Entfaltung begriffen war. Mit Freude und Hingabe nahm man die hochgebildeten Fremdlinge auf, lernte von ihnen wieder Griechiſch, begann Handſchriften zu ſammeln, durch den eben erfundenen Bücherdruck zu vervielfältigen und die klaſſiſchen Werke der Alten in den neugegründeten Univerſitäten wieder wiſſenſchaftlich zu behandeln. Von den Italienern erhielt der deutſche Humanismus ſeine bedeutendſten Impulſe, und ſo können wir in den damals zuerſt geſtifteten und ſeit

jener Zeit in ununterbrochener Reihe fortblühenden Gelehrtenanſtalten auch unſeres Vaterlandes ein letztes Nachwirken der alexandriniſchen Gelehrſamkeit wahrnehmen.

Anmerkungen.

[1]) Ueber das Staatsexemplar der griechiſchen Tragiker in Athen vgl. Plutarch. Vitae X oratt. p. 348 R. O. Korn, de publico Aeschyli, Sophoclis, Euripidis fabularum exemplari Lycurgo auctore confecto. Bonnae 1863. p. 2.

[2]) Athenaeus VIII, 336 D.

[3]) Valentin Rose Aristoteles pseudepigraphus. Leipz. 1863. p. 552 ff.

[4]) Vgl. G. Parthey, das alexandriniſche Muſeum. Berlin 1838. F. Ritſchl, die Alexandriniſchen Bibliotheken ꝛc. Breslau 1838. (Wiederabgedr. kl. philologiſche Schriften Bd. I S. 1 ff.) H. Göll, das gelehrte Alterthum. Leipz. 1870. 139 ff.

[5]) Vgl. G. Pinzger, Alexandrien unter den erſten Ptolemäern. Liegnitz 1835. Baumſtark in Pauly's Real-Encykl. V. S. 1154 ff. vgl. ebd. I. S. 739. Kiepert, zur Topographie des alten Alexandria, Zeitſchr. d. Geſellſchaft für Erdkunde Bd. VII Jahrg. 1872, nebſt einem Plan von Alexandria.

[6]) Memoire sur l'antique Alexandrie, ses fauxbourgs et environs, découverts par les fouilles, soudages, nivellements et autres recherches faits d'après les ordres de S. A. Ismail Pascha par Mahmoud Beg, Astronome de S. A. 1867.

[7]) Vornehmlich Strabo XVII, p. 791, Diodor. XVII, 52, Plut. Alex. 26, Plin. N. H. V., 10, 11.

[8]) Ueber die Entſtehung der Muſeen aus d. Cultus der Muſen vgl. E. Curtius, Kunſtmuſeen, ihre Geſchichte und ihre Beſtimmung. Berlin 1870 S. 6 f.

[9]) Ueber die mediciniſchen Leiſtungen der Alexandriner vgl. Parthey S. 55. 170 ff. 179.

[10]) Behältniſſe für fremde Thiere im Bereich d. Königshäuſer Athenaeus XIV p. 654. Aelian. H. A. VI, 10. XVII, 3. vgl. Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere 2. Aufl. S. 316 ff.

[11]) Acclimatiſationsverſuche Athenaeus V. p. 196. D. Strabon. XVII, 809 vgl. Göll S. 141. Becker Charikles II. p. 405.

[12]) Aſtronomie Parthey S. 56. 186 ff. H. W. Schaefer, die aſtronom. Geogr. d. Griechen bis auf Eratoſthenes, Flensburg 1873. S. 28 ff.

[13]) Athenäus XI p. 493.

[14]) Ueber die alexandriniſchen Bibliotheken iſt noch immer in erſter Reihe auf die epochemachenden Forſchungen von Ritſchl zu verweiſen, zuſammen abgedruckt in ſeinen kleinen philol. Schriften Bd. I.

[15]) Ritschl, corollarium disputationis de bibliothecis Alexandrinis, Bonnae 1840, auch kl. phil. Schr. I S. 123 ff.

[16]) 30000, und zwar vorzügliche u. ſeltene Bücher, beſaß der Grammatiker Epaphroditus nach Suidas. Vgl. Ritſchl, kl. Schr. I, 29.

[17]) Galen. in Hippocr. Epidem. III, 2. Korn a. O. S. 7 ff.

[18]) Wir folgen hierin und in der Behandlung des antiken Bücherweſens überhaupt vornehmlich Wattenbach, das Schriftweſen im Mittelalter, Leipz. 1871. Daſelbſt wird S. 66 f. die gewöhnliche Anſicht, daß der Schaft des Papyrus aus verſchiedenen Häuten beſtehe, zurückgewieſen. Ueber die Papyrusſtaude vgl. Hehn, Kulturpflanzen ꝛc. S. 263 ff.

[19]) Wattenbach a. O. S. 68.

[20]) Näheres über die Papierſorten bei Marquardt, röm. Privatalterthümer. Leipz. 1867. II S. 391.

[21]) Marquardt a. O. S. 401 ff. gibt die Belegſtellen.

[22]) Beſchrieben ſind die bedeutendſten griechiſchen Papyrus bei Wattenbach, Anleitung zur griechiſchen Paläographie. Leipz. 1867. S. 5 ff.

[23]) Marquardt a. O. S. 397.

[24]) Wattenbach Schriftweſen S. 78 ff. Marquardt a. O. 397 ff.

[25]) Ritſchl, die Stichometrie der Alten, kl. ph. Schr. S. 74 ff.

[26]) Cicero ad Quintum fr. II, s. Strabo XIII p. 419. Wattenbach Schriftweſen S. 184.

[27]) Ueber die kritiſchen Zeichen vgl. Reifferscheid C. Suetoni Tranquilli praeter Caesarum libros reliquiae. Lips. 1860 p. 419 ff. Schrader, de notatione critica a veteribus grammaticis in poetis scaenicis adhibita. Bonnae 1863.

[28]) Ueber die pinakographiſche Thätigkeit des Kallimachos vgl. G. Wachsmuth Philolog. XVI., 653 ff.

[29]) Ueber die letzten Schickſale des Muſeums ſ. Parthey S. 85 ff. Goell 363 ff.

[30]) Strabo XVI, 780. XVII, 791 ss.

[31]) Parthey a. O. S. 103.

[32]) Vgl. Hausrath, Neuteſtamentliche Zeitgeſchichte, Heidelberg 1872, II. S. 126 ff. 166 ff. 214 ff. Kurz, Hdb. d. allg. Kirchengeſch. I., 1, §. 119. 169. Haſe, Kirchengeſch. 8 Aufl. S. 106 ff.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtraße 17a.

(14)

Die

Psychologie des Mordes.

Von

Franz von Holtzendorff.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Das deutsche Strafgesetzbuch bestimmt in seinem Paragraphen 211:

„Wer vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird, wenn er die Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft."

Außer dem Morde wird auch der Mordversuch nach Paragraph 80 mit dem Tode bestraft, wenn er gegen den Kaiser, gegen den eigenen Landesherren, oder an dem Landesherren desjenigen Bundesstaates verübt wurde, in dessen Gebiet sich der Thäter zur Zeit der That befand.

Den Ueberlieferungen der deutschen Rechtswissenschaft folgend, unterscheidet das Gesetz das Verbrechen des schlechthin und ausnahmlos todeswürdigen Mordes von dem ihm zunächst verwandten, nicht mehr todeswürdigen Verbrechen des Todtschlags, als derjenigen Art vorsätzlicher Tödtung, welche nicht mit Ueberlegung ausgeführt wurde und aus diesem Grunde mit einer Zuchthausstrafe von mindestens fünf Jahren bestraft werden soll.

An diese Strafdrohungen, welche sich auf die beiden allgemeinen Hauptformen der vorsätzlichen Tödtung, Mord und Todtschlag beziehen, schließen sich im sechszehnten Abschnitt unseres Strafgesetzbuchs andere, die gewisse besondere, der Auszeichnung und Hervorhebung würdige, Fälle der vorsätzlichen Tödtung betreffen.

Mit Rückſicht auf die Schwere der Strafe ergiebt ſich demgemäß folgende Reihe von Abſtufungen in unſerem Strafgeſetzbuche:

1. Die Todesſtrafe: für den Mord und ſolchen Mordverſuch, der als hochverrätheriſches Attentat gegen den Kaiſer oder einem deutſchen Landesherren angeſehen wird (§§. 211 und 80);
2. Lebenslängliches Zuchthaus oder Zuchthaus nicht unter zehn Jahren:

   a. für denjenigen, welcher bei Unternehmung einer ſtrafbaren Handlung, um ein der Ausführung entgegentretendes Hinderniß zu beſeitigen, oder um ſich der Ergreifung auf friſcher That zu entziehen, vorſätzlich einen Menſchen tödtet (§. 214);

   b. für den Todtſchlag an einem Verwandten aufſteigender Linie (§. 215);
3. Zuchthausſtrafe nicht unter fünf Jahren: für den Todtſchlag in gewöhnlichen Fällen (§. 212);
4. Zuchthausſtrafe nicht unter drei Jahren: für die vorſätzliche Tödtung eines unehelichen Kindes durch die Mutter in oder gleich nach der Geburt („Kindesmord"), oder bei der Annahme mildernder Umſtände eine Gefängnißſtrafe nicht unter zwei Jahren (§. 217);
5. Gefängnißſtrafe nicht unter drei Jahren: für denjenigen, welcher durch das ausdrückliche und ernſthafte Verlangen des Getödteten zur Tödtung beſtimmt wurde (§. 216);
6. Gefängnißſtrafe nicht unter ſechs Monaten für den Todtſchlag, begangen im gerechten Zorn gegen den Getödteten oder unter ſonſtigen mildernden Umſtänden (§. 213).

Bei allen dieſen Tödtungen iſt vorausgeſetzt, daß die Ab-

ſicht des Thäters auf die Herbeiführung des Todes gerichtet war und die Statsanwaltſchaft im Stande iſt, den Beweis zu führen, daß dem Thäter dieſe Abſicht innewohnte. Nach dem Stande des deutſchen Geſetzes iſt ſomit weder Mord noch Todtſchlag vorhanden, wenn der Thäter dem Verſtorbenen eine ſchwere, den Tod verurſachende Wunde oder auch Gift beibrachte, ohne daß die begleitenden Umſtände zu dem Schluß zwingen, daß der Tod vom Thäter gewollt war.

Die Unvollkommenheit aller menſchlichen Rechtspflege bringt es mit ſich, daß nur ein gewiſſer, genau nicht zu ermittelnder Theil der richterlichen Urtheile dem wirklichen Sachverhalt einer verbrecheriſchen That entſprechen kann. Auch die beſte Juſtiz kennt wahrheitswidrige Freiſprechung wegen mangelnder Schuldbeweiſe oder ungerechte Verurtheilungen auf Grund richterlicher Irrthümer. Da jene Unterſcheidung zwiſchen ſtattgehabter „Ueberlegung" und „Nichtüberlegung" des Handelnden über Tod und Leben nach der Anklage entſcheidet, während ſie bei allen anderen Verbrecherfällen unberückſichtigt bleibt, ſo ergiebt ſich durch das Hinzutreten dieſes Unterſcheidungsmerkmals für die Tödtungsverbrechen eine Vervielfältigung in den Mängeln der Rechtspflege. Es geſchieht wegen mangelhafter und unzulänglicher Beweismittel, daß derjenige nur wegen Todtſchlags beſtraft wird, deſſen „Ueberlegung" von der Anklage nicht erwieſen werden kann und ebenſo iſt es möglich, daß nach einer vorſätzlich begangenen, den Tod verurſachenden Verwundung den Thäter die geringe Strafe der Körperverletzung trifft, weil der Vorſatz zu tödten, nicht mit ausreichender Klarheit dargethan werden konnte. Bedeutſamer für die menſchlichen Gerechtigkeitsintereſſen erſcheint der entgegengeſetzte Fall, in welchem ein Angeklagter, der Wahrheit zuwider zu einer härteren Strafe verurtheilt wurde, weil er außer Stande war, in glaubhafter Weiſe diejenigen Umſtände nachzuweiſen, die eine mildere Strafe zu Folge gehabt haben

würden. Wer es nicht vermag, zu beweiſen, daß er den Akt überlegter Tödtung auf ausdrückliches Verlangen des Getödteten beging, wird als Mörder an Stelle der ihm gebührenden Gefängnißſtrafe, mit der Todesſtrafe belegt werden; das Schickſal einer ungerecht härteren Strafe trifft auch denjenigen, welcher, des Todtſchlags angeklagt, nicht glaubhaft machen kann, daß er vom Getödteten durch ſchwere, unverſchuldete Reizung zur That hingeriſſen wurde. Je zahlreicher die thatſächlichen Elementarkörper eines Rechtsbegriffes, deſto größer die Ziffer der möglichen Rechtsirrthümer.

Tod und Leben eines Angeklagten hängen in der Strafrechtspflege nicht allein von der wirklichen Beſchaffenheit ſeines Verbrechens, ſondern auch von der Richtigkeit und Genauigkeit jenes Spiegelbildes ab, welches der gerichtliche Beweis von dem Hergange der That den Richtern und Geſchwornen zu bieten vermag.

Sind die Lichtbilder, die der Sonnenſtrahl mechaniſch auf der Platte des Photographen vom menſchlichen Antlitz abzeichnet, immer genau den Geſichtszügen des Urbildes entſprechend? Wenn es unähnliche Lichtbilder giebt, wie könnte man darauf zählen, daß die Nachtbilder der verbrecheriſchen Geſinnung durch die tauſendfache Strahlenbrechung menſchlicher Wahrnehmungen und Schlußfolgerungen, Empfindungen und Vermuthungen, des Abſcheus und des Mitleids in vollkommen richtigen und ſcharfen Umriſſen vor dem Blicke des Geſchwornen enthüllt werden?

Es iſt eine weitverbreitete Annahme, daß jener Unterſchied von Mord und Todtſchlag leicht und ſicher erkennbar ſei und jeder Geſchworne kraft ſeines natürlichen Menſchenverſtandes zu beſtimmen vermöge, in welchem Seelenzuſtande ſich ein des Mordes Angeklagter zur Zeit ſeiner That befunden habe, ob er mit Ueberlegung handelte, oder nicht? Dennoch läßt ſich zeigen, daß dieſe Vorſtellung eine durchaus irrige iſt, daß nicht einmal

die Wiſſenſchaft im Stande iſt, auf dieſem Gebiete der Pſychologie ſichere Gränzlinien zu ziehen, daß die Rechtsbegriffe über Mord und Todtſchlag in der Geſchichte ſehr erheblichen Wechſelfällen unterlegen und auch heut zu Tage bei den Culturvölkern eine Uebereinſtimmung in der Würdigung des ſchwerſten Verbrechens nicht vorhanden iſt[1]). Zunächſt wolle man im Hinblick auf die möglichen Ergebniſſe einer ſolchen Unterſuchung den gegenwärtigen Zuſtand des deutſchen Strafgeſetzes noch einmal ins Auge faſſen. Der Geſetzgeber erklärte: Alle Fälle des ſogenannten Mordes ſind ſich innerlich ſo gleich, daß ſie mit einer und derſelben Strafe, der Todesſtrafe nämlich, vom Richter belegt werden müſſen. Ausgenommen davon iſt nur der Kindesmord, in welchem eine Mutter, gleichviel ob mit oder ohne Ueberlegung, ihr neugebornes Kind ums Leben bringt und jenes verhältnißmäßig ſeltene Vorkommniß einer überlegten Tödtung ſolcher, die darnach verlangt haben. Andrerſeits ſind die Fälle der ohne Ueberlegung verübten Tödtung, nach der Annahme desſelben Geſetzgebers, innerlich ſo ſehr verſchieden, daß die Abſtufungen der Strafbarkeit zwiſchen einer unterſten Gränze von ſechs Monaten Gefängniß und einer höchſten Gränze von lebenslänglicher Zuchthausſtrafe eingeſchloſſen liegen. In dem negativen Merkmal der Nichtüberlegung (alſo des Todtſchlags) läßt das Geſetz mannigfaltige Unterſcheidungen der größeren oder minderen Schuld zu, in dem poſitiven Merkmale der Ueberlegung (alſo bei dem Morde) dagegen nicht, als ob der bloße, der ganzen Menſchheit verhaßte Name des Mordes genügte, um die Vernichtung des Schuldigen als unumgänglich nöthige Forderung des Rechtsgefühls, oder ſeine Schonung, lediglich als Sache der in ſich ſelbſt unberechenbaren Gnade erſcheinen zu laſſen.[2]) Schon darin liegt ein nicht unbedeutender Verſtoß gegen die Grundſätze der Folgerichtigkeit, daß das Geſetz in einem rein negativen Merkmal Stufen der Verſchuldungen mit ver-

ſchiedenen Graden der Strafbarkeit zuläßt und innerhalb derſelben Gattung der Tödtungsverbrechen dem entgegenſtehenden poſitiven Merkmal die Anerkennung entſprechender Abſtufungen verſagt. Als eine durchaus geſchichtswidrige Wendung in der neueren Rechtslehre muß es überdies bezeichnet werden, wenn der Unterſchied zwiſchen den gewöhnlichen Fällen des Todtſchlags und den mildeſten Fällen des Mordes dahin erweitert wird, daß für jene genau fünf Jahre Zuchthaus, für dieſe die Todesſtrafe als angemeſſen durch das deutſche Strafgeſetzbuch vorgeſchrieben werden.

Die beiden Verbrechen des Mordes und des Todtſchlages haben das mit einander gemein, daß das Leben eines Menſchen vorſätzlich vernichtet wird. Auf jede vorſätzliche und verbrecheriſche Tödtung hatte ſowohl das Moſaiſche, als auch das Römiſche Recht die Kapitalſtrafe geſetzt. Bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein war der Todtſchlag ebenſo todeswürdig, wie der Mord. Wie der Unterſchied zwiſchen beiden nur in der Art der Ausführung beſtand, ebenſo beſtand als Unterſchied in der geſetzlich ſeit der Halsgerichts-Ordnung Karl's V. von 1532 überlieferten Todesſtrafe nur die Hinrichtungsweiſe, welche für Mörder eine geſchärfte und qualvolle, für Todtſchläger einfache Enthauptung ſein ſollte.

Das alte Verhältniß der beiden ſchwerſten Tödtungsverbrechen iſt ſomit von Grund aus verändert worden, indem dem Todtſchlage fortſchreitende Gunſtbezeugung durch Herabſetzung der Strafdrohungen zu theil wurden, bis dieſe ſchließlich ſo milde geworden ſind, daß die öffentliche Moral in Beziehung auf gewiſſe Arten der vorſätzlichen Tödtung erheblich abgeſchwächt wurde. Schon darin lag ein Element ſchwankender Moralität, daß nach dem älteren gemeinen Rechte der Nachweis eines auf Seiten des Thäters vorhandenen Affekts, des Zornes oder irgend einer anderen leidenſchaftlichen Erregung, erforderlich war, wenn die nur in der Form des Vollzugs gemilderte Todesſtrafe ein-

treten ſollte, gegenwärtig aber die Gruppe der Todtſchläger nicht nur aus ſolchen Mördern ergänzt wird, denen der Beweis der Ueberlegung nicht wirkſam entgegengeſtellt werden konnte, ſondern aus denjenigen, welche ohne Ueberlegung ein fremdes Leben zerſtörten, weil ſie in leichtfertigſter Gleichgültigkeit und Rohheit zu jeder Gewaltthätigkeit bereit ſind.

Auf Grund einer eingehenden geſchichtlichen Würdigung der Entwickelung, welche die geſetzgeberiſche Behandlung der Tödtungsverbrechen durchlaufen hat, muß man anerkennen, daß weder im erſten Urſprunge, noch im germaniſchen Mittelalter, noch bei den uns zunächſt verwandten Völkern Mord und Todtſchlag als ſo weit von einander abgeſchiedenen Formen der vorſätzlichen Tödtung angeſehen worden ſind, wie heut in Deutſchland.

Nach den älteſten Zeugniſſen germaniſcher Rechtsquellen bedeutet Mord nichts anderes als heimliche Tödtung, zu deren Verdeckung die Leiche des Erſchlagenen verborgen wurde, was nach der Anſchauung unſerer Voreltern deswegen gehäſſiger erſchien, weil einem Todten die volksthümlichen Ehren des Begräbniſſes entzogen waren, der Bluträcher in Ungewißheit bleiben ſollte, an wen er ſich zu halten hatte, und die Feigheit zum Ausdruck kam, welche nicht Recht nehmen wollte, obgleich zu jenen Zeiten offen begangene Tödtung mit einer Geldabfindung an die Erben oder Verwandten des Erſchlagenen geſühnt werden konnte. Mord und Todtſchlag verhielten ſich nur wie größere und geringere Geldbuße. Immerhin war damit ausgeſprochen, daß ein moraliſches Element der Ehrlichkeit und gegentheilig die Nichtswürdigkeit der Proceßfeigheit einen rechtlichen Ausdruck finden ſollte. Die Berückſichtigung dieſer moraliſchen Verhältniſſe trat, namentlich ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert, noch deutlicher hervor, als man wiederum die Triebfeder des Ehrgefühls würdigte, indem man Kindesmörderinnen und Duellanten mit vergleichungsweiſe milderer Strafe belegte. Daß man dabei auf das gegen-

wärtig zur Kennzeichnung des Mordes entſcheidend gewordene Moment der Ueberlegung gar kein Gewicht legte, ſondern vielmehr lediglich auf die größere oder geringere Sittlichkeit der Beweggründe achtete, lehrt die Zähigkeit unſeres Sprachgebrauchs, welcher noch heute, in Widerſpruch mit den theoretiſchen Bedenken einiger Rechtslehrer, vom Kindesmord und vom Selbſtmord ſpricht, obgleich dieſer letztere überhaupt gar kein Verbrechen mehr iſt und der erſtere heut zu Tage mit einer mittelſchweren Zuchthaus- und Gefängnißſtrafe belegt wird, alſo aufgehört hat, jene Todeswürdigkeit zu beſitzen, welche in oft gedankenloſer Weiſe mit dem bloßen Namen des Mordes in Zuſammenhang gebracht wird. Dem Kindesmorde, wie dem Selbſtmorde iſt in beſonders hohem Maße die in unſerer germaniſchen Vorzeit allein beachtete Eigenthümlichkeit heimlicher Begehung zugehörig, wohingegen nicht geſagt werden kann, daß Ueberlegung oder Nichtüberlegung dabei irgendwie auf die Begriffsbeſtimmung von Einfluß wäre. Denn, ohne ihre Natur irgendwie zu verändern, können ſowohl Selbſtmord als auch Kindesmord gleichmäßig mit ſorgfältiger Ueberlegung der Mittel als auch in leidenſchaftlicher Erregung begangen werden. Da nach der preußiſchen Strafſtatiſtik etwa der zehnte Theil der des Kindesmordes angeklagten Weiber Verheirathete ſind, darf man annehmen, daß mindeſtens bei dieſen das Element der Ueberlegung vorherrſchend war. Die Nichtunterſcheidung von Ueberlegung und Affekt in der Beſtrafung des Kindesmordes enthält alſo das Anerkenntniß des Geſetzgebers, daß die größere relative Moralität oder Immoralität einer Verbrechenshandlung durchaus nicht zuſammenfällt mit der pſychologiſchen Gegenüberſtellung von Mord und Todtſchlag, wie ſolche im deutſchen Strafgeſetzbuche gegeben iſt. Und wiederum iſt es unrichtig, wenn das deutſche Strafgeſetzbuch aufſtellt, daß die Strafwürdigkeit in der überlegten Tödtung eines etwa altersſchwachen und geiſteskranken Menſchen ſich zu der-

jenigen eines neugebornen unehelichen Kindes durch die Mutter verhalten muß wie die Todesſtrafe zu einer möglicherweiſe auf zwei Jahre herabgeſetzten Gefängnißſtrafe. Schon die Thatſache, daß in England und Frankreich noch heut zu Tage der Kindesmord ein todeswürdiges Verbrechen geblieben iſt, läßt erkennen, wie wenig es den Culturvölkern der Gegenwart gelungen iſt, zu einer einheitlichen Grundanſchauung über die Natur des ſchwerſten Verbrechens zu gelangen.

Im Widerſpruche zu dem gegenwärtigen Rechtszuſtande der deutſchen Geſetzgebung und in einiger Annäherung an den in allen andern Stücken unvollkommenen Zuſtand des engliſchen Rechts, wage ich die Behauptung, daß die größere oder geringere Strafbarkeit aller vorſätzlichen Tödtungen nur in allmähligen Abſtufungen nach der ſittlichen Eigenſchaft der Motive, nicht aber nach dem die Todesſtrafe jetzt begründenden Gegenſatz von überlegter und nicht überlegter Ausführung bemeſſen werden kann. Die Beweggründe, welche zum Morde treiben, genauer zu erforſchen, iſt daher von großer Wichtigkeit. Die größten unter den Dichtern hatten ſich in ihren Tragödien bemüht, darzuthun, daß höchſt edle Naturen durch eine ihre Willenskraft überragende Macht der Umſtände dazu gebracht werden können, Mörder zu werden. Hamlet, Laertes, Othello, Emilia Galotti's Vater und viele andere Helden des Trauerſpiels begehen in überlegter Weiſe eine Tödtung, wobei freilich diejenige pſychologiſche Grundlage, die das Geſetz gegenwärtig nicht beachten will, das dichteriſche Intereſſe vorzugsweiſe beſchäftigt: eine tiefe und gewaltige Leidenſchaft, vergebens gegen die Vollbringung des verbrecheriſchen Vorhabens ankämpfend, bis dieſes gleichſam in dem Augenblick geſchieht, in welchem die Thatkraft eines groß angelegten Charakters durch den Widerſtand gegen die fortwährend anſtürmenden Dämonen verbrecheriſcher Umnachtung erſchöpft iſt. Grade im Hamlet iſt dieſer Seelenkampf des vergeblichen Sträubens am gewaltigſten

durchgeführt, worauf die tief ergreifende Wirkung ſeines endlichen Schickſals beruht[3]). Zu verwundern iſt nur, daß große Dichter, wie Shakeſpeare, Leſſing, Göthe und Schiller auf die Denkweiſe der Gebildeten ſo geringen Einfluß ausübten, daß dieſe, wenn das Thema des Mordes in ungebundener Rede und ohne poetiſche Zuthat zu behandeln iſt, dabei beharren, in jedem Mörder ſchlechthin einen verworfenen Menſchen zu ſehen und das Vorkommen von Ausnahmen zu beſtreiten. Die Mehrzahl der Urtheilenden beruhigt ſich bei einer rein äußerlichen Auffaſſung der That, ohne der Entwickelung der verbrecheriſchen Motive nachzuforſchen.

Bei einer gewiſſen, wennſchon geringeren Anzahl von Verbrechensfällen, iſt es freilich unmöglich, deren innere Entſtehungsgeſchichte bis zu den uranfänglichen Keimen zu erforſchen, denn auch die Motive des menſchlichen Handels ſind wiederum ihrerſeits nicht einfache Naturthatſache, ſondern ein Bedingtes und geſellſchaftlich Gewordenes. Wir erfahren dies täglich an uns ſelbſt, ſobald wir uns nur genauer beobachten. Was uns ſelbſt in innerliche Bewegung ſetzt, läßt andere Menſchen völlig ruhig, was für andere einen Anreiz darbietet, ſtört uns nicht im Mindeſten. Gewiſſe Perſonen handeln aus Beweggründen, denen andere völlig unzugänglich ſind. Je geringer die Zahl derjenigen iſt, die nach ihrer bürgerlichen und geſellſchaftlichen Stellung, nach ihrer Empfindungsweiſe und Gedankenrichtung, befähigt ſind, einen Nebenmenſchen vorſätzlich umzubringen, deſto unverſtändlicher bleiben nach ihrer Kraft und Aufdringlichkeit die Motive des Mörders. Sie werden aus dieſem Grunde ſo oft als rettungsloſe, zuſtändlich gewordene Bosheit des Charakters angeſehen und hinſichtlich ihrer Unnatürlichkeit an der Geſinnungsweiſe des Urtheilenden gemeſſen.

Seit längerer Zeit hat man in der franzöſiſchen und italieniſchen Strafſtatiſtik begonnen, die Motive des Mordes und Todtſchlags zu verzeichnen. Ihre aufmerkſame Beobachtung wird

um ſo bedeutungsvoller, je mehr man neuerdings einſieht, daß die Häufigkeit der Verbrechen ſo gut wie gar nicht von der Beſchaffenheit gewiſſer Strafarten, ſondern vielmehr von einem Zuſammenwirken anderer Umſtände abhängt, die theils individueller, theils geſellſchaftlicher, theils phyſiſcher und zu einem gewiſſen Theile auch politiſch ſtaatlicher Natur ſind.

Von den rein körperlichen Bildungsfehlern und der krankhaften Reizbarkeit des Nervenſyſtems, inſofern dieſe zu mörderiſchen Angriffen gegen fremdes Leben gewiſſe Perſonen geneigter machen, ſoll hier abgeſehen werden, obſchon die Wahlverwandtſchaft zwiſchen Verbrechen und phyſiſcher Verkümmerung ſeit längerer Zeit ein Gegenſtand eingehender Forſchung geworden iſt und jener römiſche Ausſpruch, daß nur in einem geſunden Leibe ein geſundes Seelenleben Beſtand habe, auch in ſeiner verneinenden Geſtalt wahr ſein würde, wenn man ſagte, daß die völlige Abſtumpfung des moraliſchen Sinnes auf der Grundlage phyſiſcher Verkommenheit zu ruhen pflegt. Als ein großes, freilich von vielen Seiten noch nicht hinreichend gewürdigtes, Ergebniß neuerer Unterſuchungen, muß es erachtet werden, daß man nicht mehr das Unterſcheidungsvermögen zwiſchen Gut und Böſe, oder den in der Ausführung irgend einer Schadenszufügung betheiligten Scharfſinn als einen Beweis der moraliſchen und rechtlichen Zurechnung anſieht, ſondern zugiebt, daß Irreſein und Geiſteskrankheit mit einem höheren Grade von Intelligenz, mit Verſtändniß und Berechnung beſtimmter, aus Handlungen hervorgehender Erfolge ſehr wohl verbunden ſein können[4]). Gerade weil der Mord das ſittliche Gefühl am tiefſten verletzt, hat ſeine gerichtliche Verfolgung durch die Hinüberführung der pſychologiſchen Frage auf das Gebiet der Zurechnungsfähigkeit zu den eingehendſten Vergleichungen mit den herkömmlichen Bildern der Geiſteskrankheit vorzugsweiſe herausgefordert und damit auch zur Bereicherung des gerichtsärztlichen Wiſſens erheblich beigetragen. Vielleicht iſt dies der einzige, an ſich bedeutende, aber der Rechts-

pflege an ſich fremde Gewinn aus der Unterſcheidung von Mord und Todtſchlag, daß die Aufſtellung eines Merkmals der Ueberlegung dazu nöthigte, auch die Motive des Thäters zu beachten, um ſich über ſeine höhere Schuld klar zu werden, womit dann gleichzeitig die Brücke zu der naturwiſſenſchaftlichen Beobachtung der den Verbrecheuserſcheinungen und dem Krankſein gemeinſamen Entwickelungsproceſſe geſchlagen war.

Für eine Statiſtik der Mordurſachen iſt der Begriff „krankhafte Anlage zur Begehung eines Verbrechens" nicht zu verwerthen, obſchon in der Biographie eines Mörders davon die Rede ſein mag und die Geſchwornen in ſolchen Fällen auf Grund geminderter Zurechnung, wofern ihnen der Geſetzgeber dies geſtattet hat, mildernde Umſtände ihrem verurtheilenden Wahrſpruch hinzuzufügen pflegen. Auf krankhafter Anlage werden meiſtentheils ſolche Vorkommniſſe beruhen, bei welchen von Mord aus Mordluſt die Rede iſt, oder der Mörder ſein Opfer abſchlachtet, um ſich an deſſen Qualen zu ergötzen oder gar menſchliche Körpertheile zu verzehren. Zu dieſer Kategorie gehörte ein franzöſiſcher Verbrecher Namens Viliet, welcher es lebhaft beklagte, daß die Zeiten des revolutionären Terrorismus vorüber ſeien, weil er den Genuß entbehren müſſe, an der Schnur des Fallbeils zu ziehen und beim Köpfen behülflich zu ſein.

Unter den Motiven der Tödtungsverbrechen (Mord, Todtſchlag und Vergiftung) unterſcheidet die franzöſiſche Strafſtatiſtik gegenwärtig folgende Haupt-Gruppen von Beweggründen: 1. Habſucht. 2. Ehebruch. 3. Häusliche Zwiſtigkeiten. 4. Eiferſucht und Ausſchweifung. 5. Haß und Rache; wozu dann noch eine Rubrik ſolcher Motive hinzutritt, welche als vereinzelte, abnorme, gleichſam als Sonderlingsſchrullen gelegentlich vorkommen, wie etwa der Wunſch, vom Henker hingerichtet zu werden, oder die Sehnſucht nach Cayenne.

Bei näherer Prüfung dieſer Aufzählung ergiebt ſich, daß

Beweggründe und äußerliche Veranlaſſung zur Tödtung mit einander vermiſcht worden ſind, eine richtige Eintheilung daher auf dieſem Wege nicht gewonnen werden kann. „Häusliche Zwiſtigkeiten“ bilden einen Vorgang, mit welchem ſowohl Eiferſucht, als auch Ehebruch und Habſucht, ſogar Haß und Rache im engſten Zuſammenhang ſtehen können.

Als eine erſte und höchſt wichtige Gruppe von Mordthaten werden diejenigen zu erachten ſein, welche aus wirthſchaftlichen Beweggründen hervorgehen, unter denen nach ihrer ſittlichen Verwerflichkeit die Habſucht, die zum Raubmorde hinführt, obenanſteht und deswegen ſchon in der älteren Strafrechtspflege mit härterer Strafe ausgezeichnet wurde. Das Mißverhältniß zwiſchen dem zu erwartenden Geldgewinne und dem Tod des Opfers iſt hier meiſtens um ſo größer, als der Thäter häufig in der Lage war, ſeine Abſicht auch durch Diebſtahl, Betrug oder Raub zu erreichen. Wenn dennoch um kleinerer Geldſummen willen an Stelle minder ſchwerer Verbrechen gerade Mord begangen wird, ſo liegt darin eine Hinweiſung auf die Thatſache, daß die Ermittelung einer Mordthat Verbrechern ſchwieriger erſcheint, als die Entdeckung eines Diebſtahls, bei welchem der Beſchädigte Zeugniß ablegen würde. Den Fällen des Raubmordes am nächſten kommen diejenigen Miſſethaten, in denen der eines Eigenthumsverbrechens Schuldige ſich des Mitthäters oder Zeugen entledigt, weil er von deſſen Seite Verrath, Anzeige oder Beſtrafung zu befürchten hätte. Demnach würde dieſe Kategorie gegenwärtig zu denjenigen Mordthaten gerechnet werden, welche aus Haß und Rache begangen worden ſind.

Das Element des Haſſes gegen die ermordete Perſon giebt vielen um eines Vermögensvortheils willen oder aus Gewinnſucht verübten Tödtungen eine eigenthümliche Färbung. Dem Straßenräuber, der eines vorübergehenden Reiſenden harrt und ihn aus Gewinnſucht tödtet, iſt es überall nur um deſſen Eigenthum und

ſeine eigene Strafloſigkeit zu thun. Die beſtimmte Perſon kommt für ihn, vom Beſitze abgeſehen, nicht in Betracht; ſie iſt ihm als ſolche nicht verhaßt, ſondern einfach gleichgültig. Das Motiv des Tödtens iſt für ihn im Vergleich zu demjenigen der Beraubung nebenſächlich; er würde den Bettler, der ihn beleidigt hatte, verſchonen, während er den Reichen, obwohl ihm dieſer früher eine Wohlthat erzeigt haben mochte, umbringt. In gewiſſen anderen Verhältniſſen handelt der gewinnſüchtige Mörder aus ingrimmigem Haß gegen ſolche, die der Erreichung ſeiner Abſichten im Wege ſtehen; zum Beiſpiel gegen diejenigen, die durch ihr Daſein den Weg zu einer Erbſchaft verſperren, oder den ausſchließlichen Genuß eines Vermögens vereiteln, das ſie mit ihrem Mörder theilen müßten. Die Ziffer der aus dieſem Grunde begangenen Mordthaten iſt in Europa keine ganz geringe; die Klaſſe der vornehmen Giftmiſcher gehört zu ihr. Heuchelei, Vertrauensmißbrauch, Täuſchung und jahrelang ſchleichende Bosheit, die in das Familienleben hineingetragene Kunſt täglicher Verſtellung und ein häufig erſtaunenswürdiger Grad von Scharfſinn, erheben die Schuldigen hoch hinaus über die Verworfenheit des Straßenräubers. Die beſonders ſchwere Strafe, die ältere Geſetze auf den Giftmord geſetzt hatten, iſt in neuerer Zeit wiederum zur allgemeinen Gleichheit aller Mordfälle eingeebnet worden.

Zugehörig zu dem Wirkungskreis gewinnſüchtiger Motive ſind auch ſolche, in neuerer Zeit ſich mehrende Mordthaten, die das Endergebniß langſamen wirthſchaftlichen Verfalles und tief freſſender Nahrungsſorgen ſind. Ungünſtige und unberechenbare Zufälle, überlegene Concurrenz eines gewerblichen Nebenbuhlers, Unbeholfenheit und Mangel an Berechnung vernichten heutzutage leichter, als ſonſt, eine anſcheinend feſt begründete Ordnung des Hausſtandes. Der Möglichkeit eines lohnenden Erwerbes beraubt, unfähig einen anderen Nahrungszweig zu ergreifen, unterliegen zumal in Großſtädten alljährlich zahlreiche Unglückliche, anfangs

ohne ſittliche Verſchuldung der modernen Schickſalstragödien des wirthſchaftlichen Ruins, in deren letztem Akte Selbſtmord, Urkundenfälſchung, heimliche Flucht, Auswanderung in die jenſeits des Oceans belegenen Länder, lügenhafte Bettelei öffentliche Armenunterſtützung erſcheinen. Unedlere Naturen denken in ſolchen Fällen nur an ſich ſelbſt und überlaſſen die Ihrigen der Noth. Andererſeits ſind es die beſſeren Charaktere, die auf der letzten Sproſſe der Verzweiflung angelangt und von aufrichtiger Liebe zu den Ihrigen getrieben, den verhängnißvollen Beſchluß faſſen, diejenigen, die ſie weder aus der Noth erretten, noch auch vor Schande, Armuth oder Almoſen bewahren können, durch einen ſchmerzloſen Tod zu erlöſen. Gerade im Stande der ehrliebenden Handwerker und Gewerbetreibenden fanden ſich bisher am häufigſten ſolche, welche durch den bloßen Gedanken an öffentliche Unterſtützung im Innerſten erregt wurden und die Vernichtung ihrer Familie weitaus der Erniedrigung vorzogen. Zuweilen bleibt der Mörder der eigenen Kinder wider ſeinen Willen am Leben, weil nach der ungeheuren Anſpannung ſeiner Kräfte die Hand plötzlich von Zittern ergriffen wird, wenn ſie ſich gegen das eigene Leben kehrt oder auch weil eine unvorhergeſehene Dazwiſchenkunft dritter Perſonen die Vollendung des begonnenen Werkes vereitelt. Mitleid mit dem Elend geliebter Weſen, ein hoch entwickeltes Ehrgefühl, die Furcht vor der Geringſchätzung der Standesgenoſſen, kurz eine Reihe an ſich achtungswerther Beweggründe und Empfindungen paart ſich vor der That mit dem Mangel an wirthſchaftlicher Kraft und erzeugt einen Akt der Vernichtung, angeſichts deſſen für den theilnahmvollen Beobachter die Aufgabe der Strafrechtspflege viel weniger wichtig erſcheint, als die Frage, ob auf der ſchiefen Ebene zwiſchen häuslichem Glück und moraliſch nicht verſchuldetem Wirthſchaftsverfall einer Heimſtätte das Hinabrollen in den Abgrund der Verzweiflung und der Verarmung durch keinen Hemmſchuh vorbeugender

Hülfe aufgehalten werden könnte? Ob es ſchlechthin keine Möglichkeiten gebe, die nicht ehrenmindernde Unterſtützung, die bei großen Nothfällen der Ueberſchwemmung oder Hungersnoth zur Aufrechterhaltung des wirthſchaftlichen Beſtandes ganzen Bevölkerungsklaſſen zu Theil wird, auch zur Errettung Einzelner unter ähnlichen Bedingungen verwendbar zu machen? Das rieſige Wachsthum der Großſtädte, deſſen Begleiterin die Verwickelung der wirthſchaftlichen Proceſſe iſt, läßt leider die Vorausſage zu, daß die Vernichtung ganzer Familien aus dem Beweggrunde verzweiflungsvoller Nahrungsſorgen eher zunehmen, als ſich vermindern möchte.

Da die Klaſſe der aus Nahrungsſorgen hervorgegangenen Tödtungen, pſychologiſch betrachtet, einen ſtarken Zuſatz poſitiv beſſerer Beweggründe, insbeſondere des Ehrgefühls und des Mitleidens aufweiſt, ſo wird es im Intereſſe der Beobachtung geboten, ſie überall als eine beſondere ſociale Erſcheinung in den ſtatiſtiſchen Tabellen erſichtlich werden zu laſſen. Diejenigen Geſetzgebungen, welche, wie England und Frankreich, auch den Kindesmord als todeswürdiges Verbrechen behandeln, würden dieſen als jenen Tödtungsfällen nahe verwandt in der Reihenfolge anzuſchließen haben. Denn im Kindesmord findet ſich, freilich unter einem andern Miſchungsverhältniß, die gleiche Vereinigung von Motiven wieder: weibliches Ehrgefühl, Furcht vor Schande, neben wirthſchaftlichen Nahrungsſorgen.

Neben der großen Gruppe der ökonomiſchen Beweggründe, als einem für die Strafſtatiſtik bedeutſamer Faktor der verbrecheriſchen Geſammt-Erſcheinungen, ſtehen die geſchlechtlichen Triebfedern. Sie ſind inſofern bei Tödtungen ſogar eingreifender und wirkungsvoller, als hinſichtlich der Anreizungen der Gewinnſucht immer noch die ſchwer zu beantwortende Frage rückſtändig bleibt: warum die aus Eigennutz hervorgegangene Handlung nicht die gleichfalls mögliche Wendung gegen fremdes Ver-

mögen, ſondern vielmehr den direkten Angriff auf fremdes Leben hervorrief? Bei geſchlechtlichen Verirrungen und zerrüttenden Ausſchweifungen liegt von vorn herein die Beziehung zu perſönlichen Rechten und Pflichten viel näher, wennſchon nicht verkannt werden darf, daß die großſtädtiſche, gewerbsmäßige Unzucht und das höchſt gefährliche Zuhalterweſen der perſönlichen Sicherheit und dem Eigenthum nahezu in gleichem Maße gefährlich werden können.

Im Einzelnen kommen auf der Grundlage geſchlechtlicher Verhältniſſe als Motive in Betracht:

1. Eiferſucht unverheiratheter oder verheiratheter Perſonen, letzteren Falles meiſtentheils in Verbindung mit dem Verdacht des Ehebruchs; 2. geſchlechtliches Ehrgefühl auf Seiten ſolcher, die ſich entweder durch Verführung oder durch Untreue eines Geliebten beleidigt fühlen, wobei mit Rückſicht auf die bisherigen Wahrnehmungen in der Strafrechtspflege als wahrſcheinlich behauptet werden darf, daß auf Seiten der männlichen Angeklagten mörderiſche Eiferſucht, auf Seiten der Frauen geſchlechtliches Ehrgefühl in ſtärkerem Maße betheiligt zu ſein pflegt. 3. Verzweiflung Liebender, welche im Hinblick auf ein ihrer Vereinigung entgegenſtehendes Hinderniß entweder gleichzeitigen Selbſtmord oder wechſelſeitig zu vollziehenden Mord verabreden und demgemäß in überlegter Weiſe durchführen. 4. Der Beweggrund unzüchtiger Liebe, welcher ſich in einer Anzahl äußerlich verſchiedener Mordthaten ausprägen kann, vornehmlich in der Tödtung eines Ehegatten, welcher der Fortſetzung eines ehebrecheriſchen Verhältniſſes im Wege ſteht, einer läſtig gewordenen Geliebten, die den Neigungen zur Ausſchweifung eine Schranke ſetzt, oder ſolcher Perſonen, deren ſich die Thäter zu unzüchtigen Zwecken gewaltſam bemächtigt hatten. Schon die ältere Criminalpſychologie hat auf den häufiger hervortretenden Zuſammenhang zwiſchen geſchlechtlicher Ausſchweifung und blut-

dürftiger Grauſamkeit hingewieſen. In Berlin ſind im letzten Jahrzehnt mehrere Fälle vorgekommen, in denen der widernatürliche Mißbrauch von Kindern mit deren grauſamſter Abſchlachtung verbunden war, und auch Anna Böckler's Ermordung ſcheint in dieſe Klaſſe zu gehören. Freilich zeigt ſich auch hier die Schwierigkeit einer Abgränzung der verbrecheriſchen Motive von der zu ihrer Aeußerung führenden Veranlaſſung. Der Pſychologe wird ſchwanken, ob er in den zuletzt erwähnten Fällen als Grund der Tödtung einen durch Geſchlechtsreize unnatürlichſter Art hervorgerufenen Blutdurſt oder die Furcht vor Entdeckung und Strafe anzuſehen hat, oder die Empfindungen der Blutdürſtigkeit, Wolluſt und Feigheit neben einander hergehen. Bemerkenswerth bleibt freilich, daß in manchen derartigen Fällen die volle Zurechnungsfähigkeit der Thäter von Sachverſtändigen in Zweifel gezogen wurde, obwohl angeſichts der moraliſchen Ungeheuerlichkeit der That und der durch ſie hervorgerufenen allgemeinen Aufregung Muth dazu gehörte, ſolche Zweifel auszuſprechen. Nach der ihm innewohnenden Sympathie läßt das Publikum es ruhig geſchehen, wenn bei Kindesmörderinnen die Zurechnungsfähigkeit für und wider erörtert wird; es pflegt aber in Entrüſtung zu gerathen, wenn Irrenärzte in wiſſenſchaftlich abgekühlter Stimmung den inneren Schuldzuſtand eines Menſchen prüfen wollen, deſſen Verdammung im öffentlichen Intereſſe nothwendig erſcheint. Je unmenſchlicher eine That, deſto mehr pflegt, dem Inſtinkte der Furcht folgend, die öffentliche Meinung gleichſam die Zurechnungsfähigkeit des Thäters zum Zwecke der Verurtheilung zu wünſchen, während eben aus denſelben Umſtänden in ärztlichen Beobachtern der erſte Verdacht geiſtiger Störungen emporddämmert.

Sicherlich läßt ſich für die große Klaſſe der aus geſchlechtlichen Verirrungen entſpringenden Mordthaten nicht in Abrede ſtellen, daß ſie in höherem Maße als jene erſte Abtheilung der

von wirthſchaftlichen Rückſichten beherrſchten Miſſethäter, von der Naturkraft angeborener Leidenſchaftlichkeit vorausbeſtimmt werden. Nur in ſeltenen Fällen fehlt bei der Ausführung der That ein Zuſatz von Affekt. Auch das iſt übrigens möglich, daß gelegentlich ökonomiſche Berechnung und geſchlechtliche Unſittlichkeit mit einander gepaart ſind, wie etwa in ſolchen Fällen, in denen ſich ein ehebrecheriſches Paar durch Ermordung des unſchuldigen Ehegatten der Mittel zum verbrecheriſchen Lebensgenuſſe zu verſichern gedenkt.

Eine dritte, ſehr ſtark in der Strafrechtspflege vertretene Gattung von Motiven iſt als diejenige des Haſſes und der Rache zu bezeichnen, wobei nur in der negativen Richtung eine Abgränzung thunlich iſt, indem man diejenigen Fälle ausſcheidet, in denen Haß und Rache nicht im unmittelbarſten Zuſammenhang mit ökonomiſcher Berechnung etwaiger Verbrechensvortheile oder mit geſchlechtlichen Erregungen gebracht werden können. Denn die aus der Geſchlechtsliebe geborene Empfindung der Eiferſucht iſt im beſtimmten Maße auch gleichzeitig diejenige des Haſſes und in der ſtärkſten Potenz ſogar des Rachedurſtes. Es iſt völlig unmöglich, die Stufenleiter des Haſſes und der Rachſucht auch nur annähernd zu beſtimmen. So allgemein trotz der chriſtlichen Sittenlehre ſolche Empfindungen in der heutigen Geſellſchaft anzutreffen ſind, ſo ſelten läßt ſich eine Vorausſage ſtellen, daß der etwa notoriſche Haß des einen Menſchen gegen den anderen ſich in Verleumdungen, Vermögensbeſchädigungen, Körperverletzungen oder Tödtungen äußern werde. In nicht wenigen Fällen hatte es der Mörder vorher angekündigt, daß der von ihm Gehaßte aus der Welt geſchafft werden ſolle; wir Deutſche veranſchlagen durchſchnittlich den Werth ſolcher Drohungen ſo gering, daß der Gewarnte ſich nicht weiter darum bekümmert, ob er bedroht wurde oder nicht, während in Italien der ſtärkere Glaube an die Macht des Rachegefühls gefährdete Perſonen

häufiger veranlaßt, im Intereſſe ihrer perſönlichen Sicherheit Vorſicht zu üben und einer Begegnung mit dem Feinde auszuweichen.

Die zum Morde führenden Gründe des Haſſes und der Rache werden zu verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Völkern je nach deren ſittlichen Anſchauungen und Lebensgewohnheiten in Beziehung auf die Häufigkeit beſtimmter Tödtungsarten und die Stärke der ihnen zu Grunde liegenden Empfindungen beſonders und eigenartig beſchaffen ſein.

Ueberall werden gelegentlich gewiſſe beſonders reizbare Naturen aus Gründen zur Menſchentödtung ſchreiten, welche bei der ungeheuren Maſſe anderer Menſchen keinen nachhaltigen Eindruck auf das Empfindungsleben hervorzubringen vermögen. War es nicht geradezu unbegreiflich, daß ein Berliner Mörder ſeine eigenen Kinder wie junge Katzen erſäufte, um ſich auf dieſe Weiſe an ſeinen Eltern zu rächen, die ihre beſondere Freude an den getödteten Enkeln gehabt hatten und ihres Umganges beraubt werden ſollten? Zu keiner Zeit wird es an derartigen Mördern aus rein individuellen Gründen fehlen.

Bedeutſamer für den Culturhiſtoriker ſind ſolche Verbrechen, die nachweisbar ihren *Stammbaum* nicht blos auf die eigenthümliche Beſchaffenheit der Individuen, ſondern außerdem in weiter aufſteigender Linie auf die Macht ererbter und in der Geſellſchaft weit verbreiteter Vorurtheile zurückführen können. Die genauere Betrachtung dieſer Verhältniſſe erhebt gewiſſe Erſcheinungen des Mordes zu einer *völkerpſychologiſchen Thatſache*.

In den Anfängen der Menſchheit ſteht allgemein wahrnehmbar die *Uebung der Blutrache* nicht nur als ein Recht, ſondern als heilige Pflicht der nächſten Verwandten. Nach den eigenen Worten und Schilderungen der Bibel konnte in Ermangelung ſtaatlicher Bildungen und ſtaatlicher Obrigkeit der erſte Mörder Kain nicht verurtheilt oder gerichtet werden. Gegen die ſomit ſelbſt in der Bibel anerkannte und vorausgeſetzte Blut-

rache ſollte ihn ſeine Brandmarkung durch das Kainszeichen ſchützen. Die Periode, welche erforderlich iſt, die alte Blutrache aus dem Volksgeiſte auszurotten, könnte in ihrer Dauer und nach ihrer moraliſchen Bedeutung den Veränderungen in Folge geologiſcher Epochen verglichen werden. Je kürzer ſie iſt, einen deſto deutlicheren Maßſtab giebt ſie uns für die Culturfähigkeit gewiſſer Nationen. Bei den Griechen, Römern und Germanen dem Gebiete des Mythus oder den älteſten hiſtoriſchen Anfängen zugehörig, iſt bei den Orientalen, vornehmlich Arabern und Berbern, das Recht und die Pflicht der Blutrache vielfach feſtgehalten, während in Corſica die uralte Ueberlieferung blutigſter Familienfehden in den Kampf um ihr Daſein mit den modernen Strafgeſetzgebungen erſt vor Kurzem eingetreten iſt. Es iſt ungerecht, die corſiſche „Vendetta" und den Bluträcher, der den Vorurtheilen ſeines Volkes nachkommt, ſtrafrechtlich als einen gemeinen Mörder zu behandeln; er hat denſelben Anſpruch, wie der vornehme Duellant, der im guten Glauben an ſeine Ehrenpflicht den Gegner im Zweikampf tödtete, in Gemäßheit eines vom Geſetzgeber zwar zu bekämpfenden, doch auch die Schuld mindernden Volksvorurtheils beſtraft zu werden. Bérenger berichtet, daß in den franzöſiſchen Bagnos, namentlich in Toulon, corſiſche Bluträcher ſich ſelbſt von anderen Verbrechern ſtolz abſondern, mit ſolchen keinerlei Gemeinſchaft haben wollen und als eine eigene Klaſſe von Menſchen mit Achtung angeſehen werden. Da die Familienfehde von Geſchlecht zu Geſchlecht weiter erbt, giebt ſich der Bluträcher auch ſeinerſeits wiederum der Verfolgung durch ſeine Feinde preis; da ferner die Sitte des Waffentragens trotz geſetzlicher Verbote im Innern Corſica's allgemein iſt, ſo greift der Bluträcher in der Regel einen Bewaffneten an, der ſich zur Wehre ſetzen könnte. Mit dem Kampf beſteht alſo eine größere Aehnlichkeit, als mit dem feig einherſchleichenden Morde der höher civiliſirten Staaten.

Zu den aus Haß und Rache vorgenommenen Miſſethaten zählt auch der politiſche Mord. Er kann das unberechenbare Werk einzelner, außerhalb der großen Lebensſtrömungen handelnder Menſchen ſein. Aber auch bei ihm iſt es möglich, daß er zu Zeiten allgemein verbreiteter Aufregung den Charakter einer ſocialen Erſcheinung annimmt. Dies geſchah beiſpielsweiſe ſo lange, als die antike Vorſtellung von der Verdienſtlichkeit des Tyrannenmordes gangbar war oder gelegentlich nach dem Ausbruch revolutionärer Bewegungen wieder belebt wurde. In den Uebergangsperioden zwiſchen Republik und Monarchie wiederholen ſich ſolche Erſcheinungen; es iſt unvermeidlich, daß ſich unter der Despotie der Glaube an die Verdienſtlichkeit und den Nutzen geheimer Verſchwörungen weit verbreitet. Obwohl der politiſche Mord in germaniſchen Staatsweſen ſtets ſeltener vorgekommen iſt, als bei den Romanen, treten dennoch neuerdings gerade in den Südſtaaten der amerikaniſchen Union Erſcheinungen hervor, welche in ihrer Gefährlichkeit an die Zeiten der römiſchen Bürgerkriege und der ſullaniſchen Proſcriptionen erinnern.

Aus politiſchem Haß ſind auch ſolche Mordthaten herzuleiten, denen durch ein verirrtes Nationalgefühl das Verdienſt des Patriotismus zuerkannt wird: die hinterliſtige Niedermetzelung einquartirter Soldaten während des Krieges, wobei ſich die Gränzlinie zwiſchen falſcher Begeiſterung, düſterem Fanatismus und grundſätzlich verkehrtem Rechtsgefühl vollſtändig zu verwirren pflegt. Hat einmal ein Volk offen, unter Verzichtleiſtung auf die Regeln civiliſirter Kriegführung, den Kampf bis auf's Meſſer, wie die Spanier nach ihrer Erhebung vom Jahre 1808, angeſichts des Feindes verkündet, ſo läßt ſich vom moraliſchen Standpunkt aus nicht behaupten, daß die im Voraus angeſagte Vernichtung des Feindes als Mord anzuſehen ſein würde; es wäre das ebenſo wenig zuläſſig, wie die Behandlung derjenigen, die dem völlig wehrlos gewordenen Feinde im Felde Pardon verwei-

gerten, den für Mord geltenden Strafrechtsregeln angepaßt werden könnte. Solche Rückfälle in die Barbarei wäre man versucht, als moraliſchen Atavismus zu bezeichnen.

Unter die allgemeine Bezeichnung politiſcher Mordthaten fallen auch diejenigen tödtlichen Angriffe auf Beamte, welche entweder aus grundſätzlichem Haß gegen die Vertreter der Obrigkeit, oder im Widerſtande gegen Amtshandlungen oder im Beginn einer ausbrechenden Empörung verübt werden. Auch ſind manche Fälle nicht zu unterſchätzen, die neuerdings einen Platz in der franzöſiſchen Wahlſtatiſtik finden: Politiſche Gegner fallen aus Veranlaſſung der Wahlen mit mörderiſchen Waffen einander an.

Endlich darf man auch die aus religiöſem Fanatismus verübten Mordthaten hierher zählen. Im Weſen gewiſſer Religionsſyſteme liegt es, der Unduldſamkeit und dem Haß Vorſchub zu leiſten. Die gelegentlich hervorbrechenden Akte des Fanatismus, deren ſich die Bekenner oſtaſiatiſcher Religionsſyſteme oder Muhammedaner gegenüber chriſtlichen Miſſionären oder Reiſenden ſchuldig machen, erregen den Unwillen und das Erſtaunen europäiſcher Staatsmänner. Dieſe ſollten jedoch nicht vergeſſen, daß die chriſtliche Kirche des Mittelalters ſich genau derſelben Miſſethaten ſchuldig machte. Würden die Miſſionäre des Islam in den chriſtlichen Provinzen Spaniens während des Mittelalters mit dem Leben verſchont worden ſein? Und würde man ihre Mörder vor ein chriſtliches Gericht geſtellt haben? Die Geſchichte der Mauren in Spanien, der Ketzerinquiſitionen und der Judenverfolgungen zwingt uns, dieſe Frage durchaus zu verneinen. Die Unduldſamkeit des Islam im neunzehnten Jahrhundert iſt nicht größer, als diejenige der chriſtlichen Kirche im zwölften Jahrhundert geweſen iſt. Wäre die Staatsgewalt in ihrer Unabhängigkeit von der Kirche nicht ſo weit erſtarkt, daß ſie mit ihren eigenen Mitteln die öffentliche Sicherheit zu

ſchützen vermöchte, ſo würden ſich auch heute noch ähnliche Erſcheinungen wiederholen; einer gläubigen Volksmaſſe, der von den Prieſtern eingeredet wird, daß Andersdenkende verdammt ſind, wird es immer ſchwer werden, in religiöſen Dingen Widerſpruch ſtillſchweigend zu ertragen. Die Strafgeſetze des Staates werden nach und nach unwirkſam, wenn ihre Verletzung als ein Verdienſt vor Gott angeprieſen wird. Die Macht des Clerus iſt in gewiſſen zurückgebliebenen Bevölkerungen noch heute ſtark genug, um planmäßig jenen Fanatismus großzuziehen, der ſich in gewaltthätigen Angriffen gegen Andersgläubige Luft macht. Insbeſondere iſt nicht zu verkennen, daß eine anſcheinend kindiſche oder harmloſe Art, gewiſſen Regenten oder Staatsmännern ein ſchmähliches Ende oder den baldigen Tod unter dem Hinweis auf den „Finger Gottes“ zu prophezeien, ſehr wohl geeignet iſt, ſchwache Köpfe in Verwirrung zu bringen oder eitle Menſchen dazu anzuſtacheln, daß ſie ſich als ein Inſtrument in den Händen der vermeintlichen Vorſehung zur Begehung eines Verbrechens ausrüſten. Die Thaten gewiſſer Religionsfanatiker haben das Eigenthümliche, daß wie bei manchen Irrſinnigen die denkbar ſchärfſte Ueberlegung der Verbrechensmittel mit einer nahezu unwiderſtehlich gewordenen Leidenſchaft Hand in Hand geht, ſo daß das herkömmliche juriſtiſche Bild des Mordes in einer völlig veränderten Beleuchtung erſcheint.

Selbſt die planmäßige Beförderung des Wunderglaubens iſt nicht ohne einen bedeutenden Antheil an der Gefährdung des menſchlichen Lebens durch religiöſen Fanatismus. Wie die Tapferkeit mancher Soldaten erwieſenermaßen auf dem Glauben an die ſchützende Macht der Amulette, der Gelübde oder gewiſſer Gegenſtände beruht, gerade ſo verſcheucht der gläubige Schwärmer die letzten Zweifel ſeines Gewiſſens mit der feſten Ueberzeugung, daß ein Wunder der Heiligen ihn aus der Gefahr erretten oder wie den heiligen Petrus aus dem Kerker befreien könne.

Die Praxis der geiſtlichen Prophezeiungen, die Sprache einer die ruhige Ueberlegung verwirrenden Myſtik, die fortgeſetzte Erregung abergläubiger Bevölkerung durch Schauſtellung vermeintlicher Wunder ſind ſo lange unſchädlich, als es an einem geeigneten Gegenſtand des Haſſes oder einer hinreichend ſtarken Feindſchaft dem Clerus fehlt. Sie werden in demſelben Augenblick gefährlich, in welchem der Fanatismus ein deutliches Angriffs-Objekt vor ſich ſieht.

Wo der Wunderglaube unter dem Titel des Religions-Unterrichts durch den Staat ſelbſt eifrig gepflegt wurde, kann dieſer freilich ſeine Mitſchuld nicht ablehnen, wenn ſich gelegentlich gegen ihn ſelbſt, gegen ſeine Leiter, der „fromme Aufruhr“ erhebt. Denn kein Philoſoph und kein Geiſtlicher vermag zu ſagen, wann die Periode der Wunder aufgehört hat, auf welchem Wege der Unkundige den betrügeriſchen Schwindel von dem modernen Wunder unterſcheiden kann, und wie hoch die Ziffer der legitimen Wunder in der Geſchichte der Menſchheit ſei. Zu tief iſt in der Menſchheit der Glaube feſtgewurzelt, daß dasjenige, was einmal geſchehen iſt, ſich auch eben deswegen wiederholen kann, zu ſtark das Intereſſe der Glaubenswächter, den wankenden Glauben an die Wunder vergangener Jahrtauſende durch moderne Abſpiegelungen der Wunderverrichtung neu zu beleben und zu ſtärken.

Nicht ganz gering iſt in der Gegenwart die Zahl derjenigen Verbrechen, welche aus dem kirchlich großgezogenen Wunder- und Aberglauben entſpringen. Von Zeit zu Zeit flackert der Wahn der Hexerei, zumal in ländlichen Diſtrikten, wieder auf und führt zu Gewaltthätigkeiten oder Tödtungen von vermeintlich Schuldigen, was nicht gerade verwunderlich erſcheint, wenn man erwägt, daß einzelne Geiſtliche es als ihre Aufgabe betrachten, die lebhafte Einbildungskraft beſchränkter Menſchen durch grelle Schilderungen des Teufels und der Hölle aufzuregen. Wo Wun-

der in Krankenheilungen ſich unter geiſtlicher Aſſiſtenz vor den Augen der Menge abſpielen, wird nach natürlichen Geſetzen ſich auch die Kehrſeite offenbaren, indem unerklärliche Schadenszufügungen, insbeſondere unaufgeklärt gebliebene Erkrankungen von Hausthieren als eine Wunderverrichtung des Teufels und der mit ihm verbündeten Hexen angeſehen werden. Noch im Laufe des gegenwärtigen Jahres wurde in Bayern eine vermeintliche Hexe durch den Schrotſchuß eines Bauerburſchen tödtlich verletzt.[5])

Politiſcher und religiöſer Wahn kann ſich übrigens mit geſellſchaftlichen Gegenſätzen verbünden und dann in verdoppelter Stärke Eigenthum und Leben gewiſſer Perſonen dauernd gefährden. Jene zahlreichen Mordthaten, welche zeitweiſe in Irland gegen Grundeigenthümer oder große Pachtherren von beſitzlos gewordenen Pächtern verübt wurden und häufig unentdeckt blieben, entſtammen einem ſchwer zu enträthſelnden Gewirre kirchlich religiöſer, politiſch nationaler und wirthſchaftlich perſönlicher Beweggründe, unter deren gemeinſchaftlichem Drucke die Thäter ſich ſelbſt vorſpiegeln, daß ſie ein menſchlich und göttlich entſchuldbares Werk der Rache an ihrem Opfer vollbracht haben. Eine ſtillſchweigend ſich verzweigende Verſchwörung gleichfühlender Genoſſen ſteht, Strafloſigkeit verbürgend, zur Flucht helfend, die Sicherheitsbeamten täuſchend und die Rechtspflege hemmend, dem Verbrecher zur Seite und ermuntert zu neuen Miſſethaten.

Dieſelbe Vermiſchung politiſcher Irrthümer und wirthſchaftlichen Eigennutzes kennzeichnet die Gräuelthaten der Pariſer Commune vom Jahre 1871, wobei es ſchwer fällt, bei den einzelnen Mordthaten feſtzuſtellen, ob ſie vorwiegend das Werk politiſchen Haſſes, perſönlicher Rache oder eigennütziger Gewinnſucht geweſen ſind; immerhin bleibt zuzugeben, daß die Thäter ſich ſelbſt und ihr Gewiſſen durch die Vorſpiegelung einer ihnen inne-

wohnenden Berechtigung in den Wahn eines nothwendigen, nützlichen oder gar verdienſtlichen Thuns hineingeredet hatten.

Endlich giebt es Verbrechens-Erſcheinungen, bei denen die Gleichgültigkeit gegen fremdes Leben in Verbindung tritt mit dem berufsmäßigen Verbrecherthum ſtändig eingerichteter Räuberbanden. Auch hier hört der Mord auf, eine Erſcheinung individueller Bosheit zu ſein, er wird zu einer geſellſchaftlichen Maſſenſchuld, wobei es nicht leicht iſt, die Verantwortlichkeit des Thäters gegenüber der Mitwirkung Anderer genau abzugränzen.

In der Gegenwart iſt es vornehmlich das Unweſen zahlreicher Räuberbanden in Mittelitalien, Neapel und Sicilien, welches in ſeiner weiten, beinahe unabſehbaren Verzweigung den regelmäßigen Mitteln der Strafrechtspflege, des Schwurgerichtsproceſſes und des polizeilichen Sicherheitsdienſtes erfolgreich zu trotzen vermag, weil das Gefühl für Recht und Unrecht, die Achtung fremden Lebens und Eigenthums durch überlieferte Mißregierung zerſtört worden iſt. Langſam aber ſicher erzeugt die Herrſchaft einer um die öffentliche Moral unbekümmerten Despotie in den ihr Unterworfenen den Glauben an die natürliche Ueberlegenheit der Gewaltthat, an die Nützlichkeit geſchickt angelegter Verſchwörungen, an die Räthlichkeit der Feigheit, welche nicht mehr wagt, ſich gegen droheude Verbrechen zur Wehr zu ſetzen, ſondern es vorzieht, die eigene Sicherheit durch einen Tribut an den Räuber zu erkaufen, nachdem das Vertrauen in die Fähigkeiten und den guten Willen der Regierung geſchwunden iſt. Viele ſagen ſich alsdann, daß es vortheilhafter ſei, eine periodiſche Beſteuerung von Seiten verbrecheriſcher Banden ſich gefallen zu laſſen. Zur Strafloſigkeit des Verbrechers mitzuwirken, erſcheint unter ſolchen Verhältniſſen der eigenen Sicherheit dienlicher, als eine Unterſtützung der Strafrechtspflege mit der wahrſcheinlichen Folge, daß den Angeber oder den Belaſtungszeugen,

ſogar den Richter und Geſchwornen der Dolchſtoß oder Meſſerſtich des Rachſüchtigen trifft.

Es iſt ſchwer, ſich eine richtige Vorſtellung von den Zuſtänden zu machen, welche in Neapel und Sicilien die beiden verbrecheriſchen Geſellſchaften der Camorra und Maffia im Zuſammenhange mit ſtändig gewordenen Räuberbanden nach dem Sturz der Burboniſchen Gewaltherrſchaft herbeigeführt haben: Straßenraub, dem jährlich eine beſtimmte Anzahl von pflichttreuen Soldaten und Beamten zum Opfer fällt, ohne daß die mörderiſche Kugel, die ihn traf, auf einen beſtimmten Urheber zurückgeführt werden könnte, Menſchenraub, der ſich den Gefangenen gegen hohes Löſegeld abkaufen läßt, Erpreſſung, welche ihre nur zu glaubhaften Drohbriefe an die Beſitzenden richtet, ſorgfältig geplanter, mit Hülfe des Hausgeſindes ausgeführter Diebſtahl, beſtändige Lebensgefährdung derjenigen, die ein beſchloſſenes Verbrechen zu hindern ſuchen, das Syſtem der vom Verbrecher bezahlten Handlangerdienſte, und die Bereitwilligkeit aller Schwankenden und Schwachen, an der unrechtmäßigen Beute des Stärkeren Antheil zu haben, Beſtechung oder Einſchüchterung von Mitwiſſenden, Zeugen und ſelbſt Beſchädigten, Freiſprechungen im Schwurgericht ſelbſt ſolcher, deren Verbrechen auf offener Straße, im Angeſicht der Sonne und in Gegenwart zahlreicher Zeugen begangen wurde. Die allgemeine Furcht vor dem Mord wirkt hier nicht Abſcheu und Haß, ſondern Begünſtigung und Schmeichelei für den Mörder.

Daß die Motive, deren Endergebniß in der willkürlichen Vernichtung eines Menſchenlebens hervortritt, auch bei dem Raubmord in ſeiner allergefährlichſten Geſtalt, nämlich innerhalb des ſtändig organiſirten Bandenweſens, von der Rückſicht auf die Beſchaffenheit und Härte der Strafe nicht beeinflußt wird, lehren gerade die Erfahrungen in Neapel und Sicilien.

In ganz Italien beſteht, von Toscana abgeſehen, die

Todesſtrafe für ſchwerſte Verbrechen. Dennoch ſind die Abweichungen in der Ziffer ſolcher Verbrechen im Verhältniß zur Einwohnerzahl ganz ungewöhnlich große. Während in der Lombardei erſt auf 44,674, in Toscana auf 18,794 Seelen im Jahre 1873 ein Tödtungsverbrechen ermittelt wurde, betrug dieſelbe Verhältnißzahl im Neapolitaniſchen 4692 und in Sicilien nur 3194. Aehnlich verhielt es ſich mit den Verwundungen, in denen vielfach ein mißlungener Angriff auf fremdes Leben ſich offenbart. Schon auf 469 Neapolitaner und auf 544 Sicilianer kam *eins* dieſer Verbrechen, in Toscana und der Lombardei auf je 1458 und 1894 Einwohner. Und auch der Straßenraub iſt im Toscaniſchen beinahe viermal, im Venetianiſchen zehnmal ſo ſelten, wie in Sicilien, ſo daß in Beziehung auf die Sicherheit des Eigenthums diejenigen Landestheile auffallender Weiſe am günſtigſten geſtellt ſind, welche der öſterreichiſchen Fremdherrſchaft am längſten unterlagen.

Zwiſchen den in Hinſicht der Tödtungen und Verwundungen nahe verwandten Landestheilen des Neapolitaniſchen und Siciliens beſteht übrigens ein nicht zu überſehender Unterſchied. Da Straßenraub in Sicilien noch einmal ſo häufig vorkommt als in Neapel, ſo iſt anzunehmen, daß bei der ſonſt an Größe ähnlichen Ziffer der Verwundungen und Tödtungen der Beweggrund des Eigennutzes und der Gewinnſucht ſtärker daſelbſt betheiligt war, als in den nächſt gelegenen Theilen des neapolitaniſchen Feſtlandes.

Erſcheinungen, wie diejenigen der ſicilianiſchen *Maffia*, bilden einen Uebergang zwiſchen politiſchem und gemeinem Verbrechen. Die Mitſchuld der von den Behörden oder ſogar von der Geſetzgebung ſelbſt ausgegangenen Mißregierung iſt nicht von der Hand zu weiſen. [6])

Eine Betrachtung der zum Mord führenden Motive lehrt weiterhin, daß dieſe rückſichtlich ihrer Entſtehung in eine zwei-

fache Ordnung einzureihen ſind. Sie ſind entweder in dem Sinne vorwiegend individuelle, daß der Mörder durch die ihm eigenthümliche Beſchaffenheit ſeines geiſtigen, ſeeliſchen oder leiblichen Zuſtandes verbrecheriſchen Anreizen nachzugeben geneigter war, als andere; oder vorwiegend geſellſchaftliche in dem Sinne, daß der Thäter in hervorragender Weiſe Antheil hatte an weit verbreiteten, an ſich ſchon der Rechtsordnung gefährlichen Irrthümern, Vorurtheilen oder Leidenſchaften derjenigen Bevölkerungen, in deren Mitte er lebt.

Unzweifelhaft iſt gerade diejenige Gruppe von Tödtungen der allgemeinen Sicherheit am bedrohlichſten, in der die geſellſchaftliche Mitſchuld des Fanatismus, des Aberglaubens oder der politiſchen Meinungen betheiligt, die Einzelſchuld daher moraliſch nothwendiger Weiſe verringert erſcheint. Und umgekehrt wird ſich ſagen laſſen, daß es als ein Anzeichen höherer ſittlicher Cultur bei beſtimmten Völkern erachtet werden müſſe, wenn ſchwere Verbrechen ausſchließlich oder vorwiegend aus rein individuellen Beweggründen hervorgehen.

Mit Hülfe einer derartigen Betrachtungsweiſe würden wir bei einer Vergleichung deutſcher und italieniſcher Rechtszuſtände zu der Behauptung berechtigt ſein, daß unſere Cultur in ſittlicher Hinſicht eine höhere ſei, weil Raub und Mord nicht mehr auf der Grundlage bandenmäßiger Einrichtung verbrecheriſcher Geſellſchaften verübt werden, ſondern, von gelegentlichen und wenig bedeutenden Ausnahmen abgeſehen, als das Werk Einzelner erſcheinen. Freilich darf man ſich nicht vorſtellen, daß zwiſchen den individuellen Motiven und den geſellſchaftlich mitbeſtimmten Beweggründen eines Mörders eine haarſcharfe Gränzlinie zu ziehen iſt. Der Mangel an Erziehung oder der Grad der Verwahrloſung, welcher bei einer ſehr großen Anzahl von Mördern vorbeſtimmend war, läßt ſich in genau beſtimmten Antheilen der Zurechnung nicht feſtſtellen; es iſt möglich, daß die Schulein-

richtungen beſtimmter Staaten hinter den beſcheidenſten Anforderungen zurückbleiben, ebenſo möglich aber auch, daß die Familie des Verbrechers gegenüber den ihr gebotenen Schulgelegenheiten ihre Pflicht verſäumte oder gar verbrecheriſche Neigungen geradezu begünſtigte oder endlich der Thäter, vermöge der beſonderen Stärke angeborener Neigungen gegen jeden Einfluß erzieheriſcher Wirkſamkeit ſich völlig ablehnend verhielt. Der Mangel oder das Vorhandenſein eines gewiſſen Bildungsmaßes wird in ſolchen Staaten, in denen allgemeine Schulpflicht durchgeführt iſt, als ein den individuellen Neigungen zuzurechnendes Moment, in ſolchen Staaten hingegen, in denen es an öffentlichen Schuleinrichtungen noch fehlt, als ein geſellſchaftlicher Faktor verbrecheriſcher Erſcheinungen zu würdigen ſein.

Eine gute und planmäßig durchgeführte Statiſtik der Tödtungen und anderer ſchwerſter Verbrechen hätte danach zu ſtreben, dieſe Richtung der Motive auf das Perſönliche des Thäters und das Geſellſchaftliche ſeiner Umgebung zu veranſchaulichen, woraus zu entnehmen ſein würde, ob zur Erhöhung des Rechtsſchutzes gegenüber den geſellſchaftlich mitbeſtimmten Triebfedern Vorbeugungsmittel angewendet werden können oder nicht. Denn die rein individuellen Motive entziehen ſich ebenſo ſehr der Vorausſicht wie der Unſchädlichmachung außerhalb der Formen der Rechtspflege, der Vormundſchaft oder der Irrengeſetzgebung, wo Vorſorge getroffen werden muß, daß auch in Fällen der richterlichen Freiſprechung auf Grund erwieſener Gefährlichkeit Unzurechnungsfähige in Sicherheit gebracht werden.

In der Natur der Dinge liegt es, daß auch rein individuelle Motive des Mordes in einer gewiſſen Regelmäßigkeit von Jahr zu Jahr in den Tabellen der Statiſtiker wiederkehren. Es wäre aber irrig, das Zufällige wegen annähernder Gleichmäßigkeit in den Zahlenverhältniſſen als geſetzmäßige und nothwendige Wirkung beſtimmbarer Urſachen hinzuſtellen. Schon der hin-

ſichtlich der Beſtrafung wichtige Unterſchied zwiſchen vollendeter und nur verſuchter Mordthat beruht in der Hauptſache auf durchaus zufälligen Umſtänden des Gelingens oder Mißlingens. Ebenſo wenig, wie man es ein Naturgeſetz nennen darf, wenn in einer großen Welthandelsſtadt jährlich trotz aller polizeilichen Anordnungen annähernd gleiche Zahlen von Unglücksfällen in Folge von Ueberfahrenwerden oder Herabſtürzens von Baugerüſten verzeichnet werden, iſt es zuläſſig, die Aeußerungen individueller Beweggründe in gelegentlichen Mordthaten auf eine Geſetzmäßigkeit im geſellſchaftlichen Zuſammenleben der Menſchen zurückzuführen.

Dagegen läßt ſich für den Culturhiſtoriker einiger Nutzen aus der Wahrnehmung ziehen, daß die Verhältnißziffern gewiſſer Gruppen individueller Motive zu einander bei verſchiedenen Völkern nicht die gleichen ſind, ſondern erheblichen Verſchiedenheiten unterliegen. In einem Volke werden Mordthaten aus Rache vergleichungsweiſe häufiger vorkommen, als ſolche aus Eigennutz; in einem anderen Volke geſchlechtliche Verirrung in ſtärkerer Verhältnißzahl bei verbrecheriſchen Unternehmungen betheiligt ſein. Dieſe Wahrnehmung beweiſt aber nichts anderes, als was völlig ſelbſtverſtändlich iſt, daß nämlich die Individuen einen gewiſſen, wennſchon unbeſtimmt zu laſſenden Antheil an den Neigungen, Fehlern und Naturanlagen des Volkes beanſpruchen.

In der 1873 herausgegebenen, das Jahr 1871 betreffenden Statiſtik der franzöſiſchen Strafrechtspflege werden bei Aufführung der Tödtungsverbrechen dreißig verſchiedene Beweggründe und Veranlaſſungen unterſchieden und außerdem noch einige Fälle namhaft gemacht, in denen der innere Grund des Verbrechens nicht ermittelt werden konnte, ſo daß man vielleicht annehmen dürfte, einige Menſchen ſeien ſich bei den von ihnen vorgenommenen Tödtungen eines Zweckes ihrer Handlung überhaupt nicht bewußt geweſen. Nach einer von mir verſuchten Berechnungs-

weiſe würden ſich auf Grund der bezeichneten Statiſtik in Frankreich die aus ökonomiſchen Motiven hervorgegangenen Mordthaten zu den geſchlechtlich bedingten Verbrechen derſelben Art wie 2 zu 1 verhalten, nämlich wie 70 zu 35, während aus Haß und Rache 132, darunter aus politiſchen Motiven 19 Fälle herzuleiten ſind. Dieſe Ziffern ergeben als wahrſcheinlich, daß in Frankreich die Beweggründe zum Morde weitaus weniger von geſellſchaftlich einflußreichen Factoren mitbeſtimmt ſind, als in gewiſſen Gegenden Italiens, immerhin aber noch ſtärker, als in Deutſchland, wo es bisher nicht möglich war, eine annähernd gleich große Ziffer von Mordthaten auf politiſche oder nationale Motive des Haſſes zurückzuführen. Auch dem oberflächlichen Beobachter iſt es klar, daß unter Franzoſen und Spaniern der Nationalhaß gegen wirkliche oder eingebildete Feinde größer iſt, als in Deutſchland. Damit ſoll freilich nicht geſagt ſein, daß unter veränderten Umſtänden nicht auch in Deutſchland ähnliche Erſcheinungen hervortreten könnten. Der politiſche Parteihaß mit ſeinen Ausſchreitungen beruht weniger auf natürlicher Anlage als auf geſchichtlichen Entwickelungen der Völker.

Im Uebrigen erweiſt die Statiſtik, daß die durchſchnittlich am häufigſten hervortretenden Motive des Mordes auch gleichzeitig Motive des Todtſchlags ſind, wobei es lediglich darauf ankommt, ob ihre Einwirkung auf das Willensvermögen des Thäters eine ſchnellere und gleichſam widerſtandsloſe iſt. Naturgemäß erſcheint es freilich, daß aus wirthſchaftlichen Motiven Todtſchlag ſeltener hervorgeht, als Mord; denn auf dem ökonomiſchen Gebiete iſt die den Erfolg des Handelns genau erwägende Berechnung häufiger anzutreffen, als innerhalb der geſchlechtlichen Beziehungen.

Daraus erklärt es ſich, daß der Todtſchlag aus geſchlechtlichen Anreizungen etwas häufiger vorkommt und eine andere Verhältnißziffer ſich ergiebt. Er ſtellt ſich zum Todtſchlag aus

wirthſchaftlichen Gründen wie 25 zu 22. Andererſeits wird man mit Recht vermuthen, daß politiſche, nationale und religiöſe Leidenſchaften leichter zum Todtſchlag als zum Morde führen. Es waren 44 Fälle, in denen der Haß dieſe Wendung genommen hatte, neben 197 anderen, in denen Haß und Rache des Todtſchlägers durch nicht politiſche Verhältniſſe erregt wurden. Mord und Todtſchlag verhielten ſich ſomit:

hinſichtlich der ökonomiſchen Triebfedern ungefähr wie 70 zu 22,

hinſichtlich der geſchlechtlichen Triebfedern ungefähr wie 35 zu 25 und

hinſichtlich der Motive des Haſſes und der Rache wie 132 zu 241.

Die Pſychologie des Mordes ſpiegelt ſich bis zu einem gewiſſen Maße auch in den Mitteln der Ausführung wieder ab. Wennſchon die Möglichkeit nicht in Abrede geſtellt werden kann, daß auch einmal in heftiger Erregung des Gemüths ein gerade bereit ſtehendes Gift zur Tödtung eines Menſchen verwendet werde, ſo hat man doch zu allen Zeiten Vergiftung als eine beſonders heimtückiſche und von tiefſter Verworfenheit zeugende Art des Mordes angeſehen und früher in Anbetracht des regelmäßig damit verbundenen verrätheriſchen Vertrauensmißbrauchs durch härtere Strafen auszuzeichnen geſucht. Die franzöſiſche Statiſtik verzeichnet für 1871 nur 13 Giftmorde, was in Anbetracht der leichten Zugänglichkeit gewiſſer Gifte, wie beiſpielsweiſe des Phosphors, als eine ſehr niedrige Zahl anerkannt werden muß. Schußwaffen dienen in beinahe gleichem Maße der Ausführung des Mordes (nämlich in 134 Fällen) und des Todtſchlags (nämlich in 141 Fällen), ſo daß daraus der Schluß gezogen werden kann: es würde durch zweckmäßige Geſetzesbeſtimmungen gegen das Tragen verborgener Schußwaffen, wie des Revolvers, zumal in großen Städten, der Schutz des Lebens ſich er-

höhen laſſen. Ungefähr gleich verhält es ſich mit dem Gebrauche blanker Waffen, welche in Frankreich nach der von mir benutzten Statiſtik zwölfmal zum Morde und zehnmal zum Todtſchlage verwendet wurde. Ein ſehr bedeutender Unterſchied zeigt ſich dagegen in dem Gebrauch von Dolch und Meſſern, welche 33mal zur Ermordung und 84mal zum Todtſchlag benutzt wurden. Meſſerſtich könnte ſomit beinahe als das beſonders bezeichnende Werkzeug der aus leidenſchaftlicher Gemüthserregung entſpringenden Tödtungen angeſehen werden; er ſpielt ſeine Rolle vornehmlich in nächtlichen Raufereien, in Wirthshausſtreitigkeiten, in der plötzlichen Rache für wirkliche oder vermeintliche Beleidigungen und fordert in ſeiner zunehmenden Häufigkeit dazu auf, ſchon das bloße Meſſerzücken oder die Bedrohung eines Menſchen mit dem Meſſer unter Strafe zu ſtellen. In der ſelteneren oder häufigeren Verwendung gewiſſer Tödtungsmittel ſpiegelt ſich wiederum die Volksſitte ab. Die weitere Verbreitung einer koſtſpieligeren Schußwaffe und die größere Häufigkeit ihres Gebrauches iſt ein Zeichen höheren Wohlſtandes in der Bevölkerung oder einer planmäßig im Räuberhandwerk eingerichteten Waffenführung. In Italien ſteht die Verwendung der Schußwaffe bei den Verbrechen der Tödtung hinter anderen Werkzeugen ziemlich weit zurück. Nach der letzten amtlichen Strafſtatiſtik wurde zur Tödtung eines Menſchen die Schußwaffe 707mal, der Dolch und Stockdegen in 784, das zu häuslichen Zwecken beſtimmte Meſſer in 475 Fällen verwendet.

Nicht ſelten geſchieht es, daß neben den gebräuchlichen Mitteln des Selbſtmordes oder der verbrecheriſchen Tödtung durch erfinderiſche Köpfe irgend eine neue Methode der Lebensvernichtung erdacht und angewendet wird und dieſe hinterher, nachdem ſie durch die Preſſe bekannt wurde, Nachahmung findet. Im Großen und Ganzen zeigt ſich aber in den Mitteln der Tödtung

dieſelbe Gleichförmigkeit der Wiederholung, wie in den verbrecheriſchen Motiven.

Da die Erfahrungen der Strafrechtspflege lehren, daß Mord und Todtſchlag, wenngleich in verſchiedener Verhältnißmäßigkeit der Ziffern, doch überall aus denſelben äußeren Anreizungen und Beweggründen entſpringen, ſo iſt die Frage nicht zu umgehen, ob Angeſichts der nach den Motiven vielfach gleichgradigen Immoralität des Handelns, für beide Verbrechensfälle eine Abſtufung der Strafe vom Leben zum Tode in der Geſetzgebung nothwendig oder berechtigt erſcheine?

Die Mehrzahl der Moraliſten macht ſich von dem Unterſchiede zwiſchen Mord und Todtſchlag einen durchaus falſchen Begriff. Er iſt keineswegs ſo groß, wie man bisher geglaubt hat; er iſt mit Sicherheit überhaupt auf Grundlage der beſtehenden Geſetzesvorſchriften nur in der Minderzahl der Fälle zu ermitteln, und er verſchwindet ſogar, wo aus der Triebfeder des Haſſes, der Rache oder hochgradiger Geſchlechtsleidenſchaft eine vorſätzliche Tödtung von Menſchen hervorgeht.

Kann man wirklich ſagen, daß der angebliche Mörder, deſſen länger andauernde Gemüthserregung mit Ueberlegung der Mittel ein Menſchenleben zerſtört, ſchändlicher und unſittlicher handelt, als der Todtſchläger, welcher alsbald zur That ſchreitet? Ganz das Gegentheil kann öfters der Fall ſein. Während auf Seiten eines in unbedeutender Veranlaſſung aufbrauſenden Todtſchlägers die denkbar geringſte Achtung vor menſchlichem Leben vorhanden ſein konnte, geſchieht es bei anderen, ſogenannten Mördern, daß ſie nach ſchwerer Verletzung ihres Ehrgefühls den erſten Gedanken der Tödtung von ſich zurückweiſen, nach und nach in einem heftigen Ringkampfe mit ihrer Leidenſchaft gegenüber dem ſtets wiederholten Andringen ſtärkerer Reize moraliſch geſchwächt werden und endlich dem Dämon des Verbrechens unterliegen, nachdem ſie lange Zeit hindurch vergeblich gekämpft hatten.

Bei einer nicht unerheblichen Anzahl von Mördern iſt das vermeintlich todeswürdige Stadium der Ueberlegung gerade diejenige Periode, in welcher die letzten Anſtrengungen der moraliſchen Natur, welche bei Todtſchlägern überhaupt nicht zur Geltung kommen, einen vergeblichen Widerſtand gegen die überlegene Macht verbrecheriſcher Triebfedern verſucht haben. Nur bei dem Motive der Gewinnſucht läßt ſich durchgängig die größere Verworfenheit des Mörders vom moraliſchen und pſychologiſchen Standpunkt behaupten, keineswegs bei den aus tiefer greifenden Affekten hervorgegangen, wennſchon mit ſogenannter Ueberlegung begangenen Tödtungen.

Ich wage daher die anſcheinend paradox klingende Behauptung, daß jedesmal, wo innerhalb einer ſich gleich bleibenden Summe von vorſätzlichen Tödtungen die Ziffer des Todtſchlags eine geringere, die Zahl der Mordthaten hingegen eine größere wird und die aus Gewinnſucht begangenen Tödtungen ausgeſchieden ſind, ein Culturfortſchritt anerkannt werden muß; denn ein Wachsthum der ſ. g. Mordthaten auf Koſten des Todtſchlages bedeutet, daß moraliſche Widerſtandskräfte gegen das den Barbaren eigenthümliche Uebergewicht der erſten leidenſchaftlichen Erregung bereits in Thätigkeit getreten ſind. Dieſelbe Ueberlegung der Verbrechensmittel und Verbrechensfolgen, welche die Schwere der That gegenwärtig erhöht, iſt, culturgeſchichtlich betrachtet, auch in manchen, ſtatiſtiſch nicht ſichtbaren Fällen negativ wirkſam als Hinderung eines ohne ihr Eintreten wahrſcheinlich geweſenen Todtſchlags.

Aus der preußiſchen Statiſtik ergiebt ſich, daß in dem zwanzigjährigen Zeitraum vor 1873 der Mord beinahe gleich blieb, Todtſchlag etwas ſeltener wurde; eine Thatſache, die ich in Rückſicht damit, daß die Geſammtſumme der vorſätzlichen Tödtungen ſich nicht zum Nachtheil der öffentlichen Sicherheit vermehrt hat, als eine günſtige deuten würde, wenn nicht gerade

auf Seiten der ſchweren Körperverletzungen wiederum ein Zeichen roher Leidenſchaftlichkeit angedeutet wäre.[7])

Als ein in der Rechtslehre ziemlich weit verbreiteter Irrthum iſt auch die Behauptung anzuſehen, daß ſich der Todtſchläger vom Mörder in moraliſcher Hinſicht durch ein tieferes Gefühl der Reue alsbald nach begangener That auszeichne. Zunächſt iſt dagegen einzuwenden, daß in den Strafanſtalten ein weſentlich verſchiedenes Verhalten zwiſchen Mördern und Todtſchlägern nicht beobachtet wurde. Beſäßen wir eine ſtatiſtiſche Aufzeichnung der von Verbrechern ausgegangenen Selbſtanzeigen, ſo würde ſich wahrſcheinlich ergeben, daß Mörder in nicht geringerem Verhältniß, als die ihnen zunächſt verwandten Verbrechergruppen dabei betheiligt ſind. Dieſe Vermuthung rechtfertigt ſich durch den Hinweis auf die preußiſche Statiſtik, die uns Aufſchluß über die Häufigkeit der Geſtändniſſe in den der Competenz der Schwurgerichte unterliegenden Straffachen darbietet. Während der dreißigſte Theil der auf Mord lautenden Anklagen im Jahre 1871 und der vierzehnte Theil im Jahre 1872 durch Geſtändniß des Angeklagten erledigt wurde, fehlten in denſelben Jahren bei Todtſchlägern die Geſtändniſſe durchaus. Im Jahre 1873 war das Verhältniß beinahe gleich, inſofern der vierundzwanzigſte Theil der Todtſchlagsanklagen und der fünfundzwanzigſte Theil der Mordanklagen durch Geſtändniß erledigt wurde. Nicht zu vergeſſen iſt, daß ſich den Todtſchlägern der bequeme Einwand darbietet, es ſei nur eine Körperverletzung, nicht aber der Tod des Angegriffenen von ihnen beabſichtigt geweſen.

Als ein pſychologiſch nicht zu unterſchätzendes Moment ſind auch die Altersſtufen der des Mordes und des Todtſchlages angeklagten Perſonen zu verwerthen. Die preußiſche Statiſtik giebt uns einige Aufklärungen, welche den allgemein beſtehenden Erwartungen zuwider laufen dürften. In der Altersklaſſe unter

18 Jahren kam im Jahre 1872 ein Mord, dagegen in den drei Jahren von 1871 bis 1873 kein einziger Todtſchlag zur Verhandlung und auch in der zunächſt angränzenden Klaſſe der im Alter von 18 bis zu 24 Jahren Angeklagten war Mord beinahe dreimal ſo häufig, als Todtſchlag. Daraus ergiebt ſich, daß in dem Lebensalter der größten Kraftfülle und der ſtärkſten Naturreize die Ueberlegung bei Tödtungen in einer gleichſam chemiſch unlösbaren Verbindung mit Affecten hervortritt, andrerſeits der Mangel der Ueberlegung nicht immer ein Element moraliſchen Vorzugs, ſondern im Gegentheil auch als ein Anzeichen größerer Abſtumpfung und eines gewiſſen Schwächezuſtandes zu deuten iſt. Jeder etwa mögliche Zweifel ſchwindet, wenn man diejenigen Altersklaſſen betrachtet, in denen die leibliche und geiſtige Thatkraft bereits zu ſchwinden beginnt oder erfahrungsgemäß bereits geſchwunden iſt. Im Lebensalter zwiſchen 40 und 60 Jahren beträgt der Procentſatz der des Todtſchlages Angeklagten im Verhältniß zu ſämmtlichen des gleichen Verbrechens Angeklagten 24,2 pCt., beim Morde dagegen nur 23,1. In den beiden vorangegangenen Jahren 1872 und 1871 war der Unterſchied noch größer. Unter den Greiſen über ſechzig Jahren finden ſich 1871: 9 pCt., 1872: 2,3 pCt. und 1873: 6,4 pCt. der Todtſchläger, in den entſprechenden Jahren dagegen zweimal überhaupt gar kein Mörder und 1872 nur 2,3 pCt. Gewiß iſt es eine bemerkenswerthe, bisher noch nicht gewürdigte Thatſache, daß das ſchwache Greiſenalter zu den Akten des Todtſchlags bei verminderter Lebensenergie ſtärker neigt, als zum Morde mit dem darin enthaltenen Elemente der Ueberlegung.

Eine ſorgfältigere Beobachtung der pſychologiſchen Momente im Verbrechen des Mordes wird wahrſcheinlich zu einem doppelten Ergebniß führen. Einmal zu der Forderung, daß die bisherige, in den europäiſchen Continentalſtaaten feſtgeſtellte Unterſcheidung zwiſchen den mit und den ohne Ueberlegung be-

gangenen Tödtungen aufgegeben und durch anderweitige Strafbarkeitsſtufen um ſo mehr erſetzt werden ſollte, als ſchon gegenwärtig die freiſprechenden und verurtheilenden Verdikte der Geſchwornen vorwiegend durch den unwillkürlich beſtimmenden Einfluß der größeren oder geringeren Moralität der Handlung beherrſcht werden, wofür die Praxis der mildernden Umſtände in Frankreich einen nicht zu unterſchätzenden Beweis enthält. Sodann zweitens zu der Erkenntniß, daß die Todesſtrafe als alleinige Strafdrohung für alle gegenwärtig ſogenannten Mordfälle ungerecht iſt und außerdem zur Sicherung des menſchlichen Lebens an ſich nichts beizutragen vermag. Für dieſe letztere Behauptung iſt der Beweis, ſoweit als er überhaupt erbracht werden kann, theils auf dem ſtatiſtiſchen Wege, theils durch pſychologiſche Gründe zu führen. Was die Statiſtick anbelangt, ſo läßt ſich darthun, daß in England, Frankreich und Preußen die Häufigkeit oder Seltenheit der Begnadigungen ohne jeden Einfluß auf die Ziffer der Mordfälle bleibt, folglich aus der Unwirkſamkeit der Strafvollſtreckung auf die Unwirkſamkeit der Strafdrohungen geſchloſſen werden dürfte, wenn nicht außerdem neuere Erſcheinungen zeigten, daß die Abſchaffung der Todesſtrafe in Ländern mit geſicherten Strafproceßeinrichtungen und zweckmäßigen Strafanſtalten eine nennenswerthe Mehrung der Mordthaten nicht zur Folge gehabt hat.

Stellt man die Motive, von denen Mörder am häufigſten geleitet werden, den Abſichten des Geſetzgebers gegenüber, ſo wird ſich ermitteln laſſen, welches Gegengewicht die Androhung der Todesſtrafe im Stadium der verbrecheriſchen Ueberlegung der Vollendung des Entſchluſſes entgegenzuſetzen vermag? Um dies zu erfahren, iſt man bisher meiſtentheils von zwei Irrthümern ausgegangen. Man hat entweder in der Criminalpſychologie den entſcheidenden Moment einer unmittelbar bevorſtehenden Hinrich-

tung auf den Willenszuſtand eines werdenden Verbrechers zurückbezogen und dieſen unter den gleichen Eindruck der Furcht fingirt. Oder man mißt die Einbildungskraft der verbrecheriſchen Klaſſe an den Empfindungen, welche die Androhung der Todesſtrafe in Kreiſen geſitteter Menſchen hervorruft. In Wirklichkeit kommt es aber darauf an, die eigenthümliche, geiſtige und ſittliche Beſchaffenheit der verbrecheriſchen Klaſſen genau zu beobachten und außerdem zu ergründen, wie ſich ein beſtimmtes Individuum gegenüber den Drohungen des Strafgeſetzes kurz vor Begehung des Verbrechens verhalten hat.

Ueber das Verhalten der Mörder zu den Strafdrohungen des Geſetzes lehrt die Erfahrung, daß ihr Seelenzuſtand in drei weſentlich verſchiedenen Erſcheinungen ſich zu offenbaren pflegt. Eine erſte Gruppe von Verbrechern wird von einem bald länger ſchleichenden, bald heftiger beſchleunigten Fieber der Leidenſchaft getrieben, die Mittel zu ſuchen, um den Gegenſtand ihrer Haſſes zu beſeitigen. Ihr höchſtes Intereſſe iſt, die That mit Sicherheit auszuführen und gelingen zu laſſen. Daher ſie nicht darauf Bedacht nehmen, ihrerſeits der Strafe zu entrinnen, ſondern vielmehr darauf, ihrem Opfer jede Möglichkeit der Rettung abzuſchneiden. Der Gedanke an die Straffolgen der That iſt, wenn er überhaupt aufkommt, ſo ſehr nebenſächlich, daß gerade von Mördern dieſer erſten Kategorie vor anweſenden Zeugen und mit vollem Bewußtſein der unvermeidlichen Entdeckung der vorher entworfene Plan ausgeführt wird. Regelmäßig finden ſich innerhalb dieſer Gruppen einige Verbrecher, bei denen der Entſchluß zum Morde mit dem ernſthaften Vorſatz des Selbſtmordes gepaart iſt, ſo daß von einer Abſchreckung vermöge der Todesſtrafe durchaus gar keine Rede ſein kann. Meiſtentheils iſt es ein die Beobachter überraſchenden Sprung, welcher leidenſchaftlich erregte Naturen aus völlig geordneten Lebensverhältniſſen zur ſchwerſten

Miſſethat eines von Eiferſucht, Fanatismus, Rache erzeugten Mordes hinüberführt.

Eine zweite Gruppe begreift die völlig ſtumpfen und erſtarrten Naturen, welche auf der abſchüſſigen Bahn der Laſter und Verbrechen langſam geſunken und ſchließlich ſo weit verkommen ſind, daß ihnen ihre eigene Zukunft vollkommen gleichgültig geworden iſt. Vom Müßiggange und roher Genußſucht zur Bettelei, von der Bettelei zu kleineren Eigenthumsverletzungen, ſchließlich zum gewohnheitsmäßigen Diebſtahl gelangt, haben ſie überhaupt jede Achtung vor den Geſetzen ebenſo eingebüßt, wie die Furcht vor der Strafe. Der Befriedigung ihrer nächſten Triebe und Bedürfniſſe opfern ſie ihr eignes leibliches Wohl ſorglos auf. Ebenſo gleichgültig, wie es ihnen iſt, ob aus ihren Laſtern die unvermeidliche Folge der Krankheit und Lebensverkürzung hervorgeht, iſt ihnen die Drohung des Geſetzes, der zu entgehen, ſie nicht ſonderlich bemüht ſind. Dieſe höchſte Stumpfheit und Gleichgültigkeit kündigt ſich häufig darin an, daß der von dem Verbrechen zu erwartende Gewinn in gar keinem Verhältniß zur Schwere der That zu ſtehen ſcheint. Um geringfügige Geldſummen werden ſie bereit ſein, ein Menſchenleben zu vernichten, wenn ihnen unter den beſondern Umſtänden der That ein Mord *bequemer* iſt als Diebſtahl. Den Fehler, den die moderne Strafgeſetzgebung gegenüber dieſer Klaſſe von Verbrechen begeht, beſteht darin, daß ſie ihre Kräfte in ſtetiger Wiederholung unwirkſam bleibender Strafmittel erſchöpft und ihre Aufgabe, nach einem gewiſſen Maße der Rückfälligkeit für dauernde Sicherung Sorge zu tragen, noch nicht begreift.

Endlich giebt es eine dritte Gruppe von Mördern, welche in klarer Vorausberechnung aller Folgen ihrer Verbrechensthat, die Ausführungsweiſe genau feſtſetzen und für ihre Nichtentdeckung in ſchlauer Weiſe Vorkehrung treffen. Sie ſehen im Hintergrund die Todesſtrafe und fürchten ſie ſo lange, bis es

ihnen zur inneren Gewißheit geworden iſt, daß ſie der Entdeckung entgehen werden. Feſt davon überzeugt, daß ſie es in ihrer Hand haben, die Sicherheitsbeamten und die Rechtspflege zu täuſchen, werden ſie gerade durch längere Ueberlegung in dem Glauben an endliche Strafloſigkeit befeſtigt. Lehrt doch die tägliche Erfahrung, daß nicht wenige Miſſethaten trotz aller Anſtrengungen der Polizei unermittelt bleiben. Wenn jeder Mordluſtige in der Gegenwart ſich ſagte, daß er ſelbſt nach geſchehener Entdeckung der Todesſtrafe wahrſcheinlich entgehen werde, ſo würde er vollkommen richtig in Uebereinſtimmung mit den Thatſachen der Strafſtatiſtik gerechnet haben. Bei der Klaſſe der fein berechnenden Mörder bewirkt das Vorhandenſein der Todesſtrafe eine Steigerung der verbrecheriſchen Energie und eine nur um ſo gründlichere Durchdenkung der Verbrechensmittel.

Die praktiſche Werthloſigkeit der Todesſtrafe gegenüber den verbrecheriſchen Motiven liegt auch darin, daß die wirkliche Ausführung eines richterlichen Todesurtheils Angeſichts der gangbar gewordenen Begnadigungspraxis durchaus als entfernte Möglichkeit angeſehen werden muß, als ſeltene Ausnahme ungefähr von derſelben Bedeutung wie die Möglichkeit des natürlichen Ablebens, die jedem Menſchen vor die Seele geſtellt wird.

Es iſt ein alter Erfahrungsſatz, der nicht häufig genug wiederholt werden kann: daß die abſchreckende Macht der Strafrechtspflege nicht in dem Grade eines ungewiſſen Strafübels, ſondern in der Beſtimmtheit und Gewißheit ausreichender Beſtrafung wurzelt. Eine unſichere Strafjuſtiz, ausgeſtattet mit grauſamſten Strafmitteln, hat zu allen Zeiten der öffentlichen Sicherheit die ſchlechteſten Dienſte geleiſtet. Während jeder erfahrene Dieb heut zu Tage weiß, daß er im Falle der Entdeckung die geringſte Ausſicht auf Freiſprechung, oder auf Bewilligung mildernder Umſtände, oder auf Erwirkung eines Gnadenbefehls hat, kann ſich der leidenſchaftlich angelegte Miſſethäter damit tröſten, daß er im

Falle einer ſchweren Körperverletzung oder des Todtſchlags ſehr bedeutende Chancen der Freiſprechung und der Strafmilderung für ſich hat. Auf 1427 vor den preußiſchen Schwurgerichten des ſchweren Diebſtahls im Jahre 1873 angeklagte Individuen finden ſich nur 70 Freigeſprochene in einen für die einzelnen Provinzen zwiſchen 0 und 7,7 pCt. ſchwankenden Procentſatz der Angeklagten. Dagegen nehmen wir wahr, daß Angeklagte, denen ſchwere Körperverletzung mit tödtlichem Erfolge oder anderen bleibenden Nachtheilen zur Laſt gelegt wurde, ſich einer günſtigen Prognoſe erfreuen, da die Freiſprechungen hier zwiſchen 8,5 pCt. und 33,3 pCt. ſchwanken und überhaupt nur eine große Minderzahl der 373 Verurtheilten, nämlich 93 der ordentlichen Zuchthausſtrafe verfallen iſt. Beinahe verlockend ſind aber die Ausſichten, welche die preußiſche Schwurgerichtsſtatiſtik den Todtſchlägern ſtellt. Von 62 im Jahre 1873 Angeklagten ſind nur 42 verurtheilt worden und von dieſen nur 24 zur Zuchthausſtrafe. In der Provinz Brandenburg und Sachſen ward die Hälfte der Angeklagten, in Hannover und der Rheinprovinz 40 Procent freigeſprochen. Dieſe überall hervortretende Milde des Schwurgerichts kann auf die Dauer nicht ohne einen pſychologiſchen Rückſchlag auf die Geſellſchaft bleiben. Indem man ſich mehr und mehr an das Vorurtheil gewöhnt, welches alle Fälle des Todtſchlags unterſcheidungslos viel milder beurtheilt, als die mildeſten Formen des Mordes, lähmt man gleichſam durch eine falſche Pädagogik der Rechtspflege in den zu Gewaltthätigkeiten geneigten Kreiſen der Bevölkerung die ethiſchen Widerſtandskräfte gegen die Wallungen verbrecheriſcher Aufregung.

Was die Mordanklagen anbelangt, ſo ſchwankte in Preußen, wo die Geſchwornen weitaus ſtrenger urtheilen, als in der Mehrzahl der außerdeutſchen Staaten, der Procentſatz der Freiſprechungen zwiſchen 7,7 Procent und 25. Allein es iſt bemerkens-

werth, daß von 134 Angeklagten doch nur eine ſehr große Minderheit, nämlich 40, ſchuldig befunden wurde, die vorſätzliche Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt zu haben, während bei 77 anderen entweder Todtſchlag ohne oder ſogar mit mildernden Umſtänden oder ſchwere Körperverletzung angenommen worden iſt. Somit iſt ſtatiſtiſch erwieſen, daß in der ungeheueren Mehrzahl der Fälle, in denen die Staatsanwaltſchaft eine Mordanklage erhob, das Schwurgericht, unter der Wucht der Todesſtrafe berathend, den Beweis der Ueberlegung als nicht erbracht anſah. In Ermangelung genauer Anhaltpunkte iſt nicht zu ſagen, wer Unrecht habe gegenüber dem Geſetze, ob die Staatsanwaltſchaft mit ihren Forderungen, oder das Schwurgericht mit ſeinen Verweigerungen eines Todesurtheils. Unzweifelhaft aber iſt es ein gewaltiger Mißſtand, wenn bei den ſchwerſten Verbrechen ein ſo ungeheurer Abſtand der Rechtsüberzeugungen vor der Welt dargelegt wird. Der vollendetſte Mörder, welcher bei ſeinen Ueberlegungen die Strafſtatiſtik zu Rathe zieht, darf ſich alſo ſagen, daß eine Verurtheilung wegen Mordes ein Ausnahmefall iſt. Gelänge aber einem abgefeimten Mörder das vielleicht eingeübte Kunſtſtück, bei der Ausführung der Tödtung eine leidenſchaftliche Erregung zu ſimuliren, ſo wären ſeine Ausſichten auf Freiſprechung glänzende zu nennen.

Wer gegenwärtig noch glaubt, dem Akt der Ueberlegung in Mördern mit der geſetzlichen Androhung der Todesſtrafe pſychiſch entgegenwirken zu können, verkennt gleichmäßig die Natur der verbrecheriſchen Motive und den Sinn, der in ſtrafſtatiſtiſchen Zahlen ausgedrückt iſt. Die beſtehende Unterſcheidung zwiſchen Mord und Todtſchlag iſt daher weit davon entfernt, in ihrem Zuſammenhange mit der Todesſtrafe, den Schutz des menſchlichen Lebens zu erhöhen. Im Gegentheil, vermehrt ſie die Unſicherheit unſerer Strafrechtspflege in einer für Scharfblickende beunruhigenden Weiſe.

Anmerkungen.

[1]) Weitere Ausführungen und Schriftnachweise ſ. in meiner Abhandlung über die Tödtungsverbrechen im Handbuch des Strafrechts Band III., S. 405 ff. (Berlin, Lüderitzſche Verlagsbuchh. 1872) und in meiner Schrift: Das Verbrechen des Mordes und die Todesſtrafe (Berlin, Lüderitzſche Verlagsbuchh. 1875).

[2]) Im engliſchen Recht werden alle Fälle vorſätzlicher Tödtung ſogar einſchließlich des Kindermordes und der vorſetzlichen Körperverletzung, welche den Tod zur Folge hatte, mit dem Tode beſtraft. Ausgenommen iſt nur der eine Fall, in welchem der Thäter durch Thätlichkeiten zum gerechten Zorn gereizt und zur That hingeriſſen wurde. Manslaughter bedeutet daher nicht, wie viele deutſche Rechtslehrer meinen, ſo viel wie Todtſchlag in Deutſchland, ſondern meiſtentheils nur fahrläſſige Tödtung.

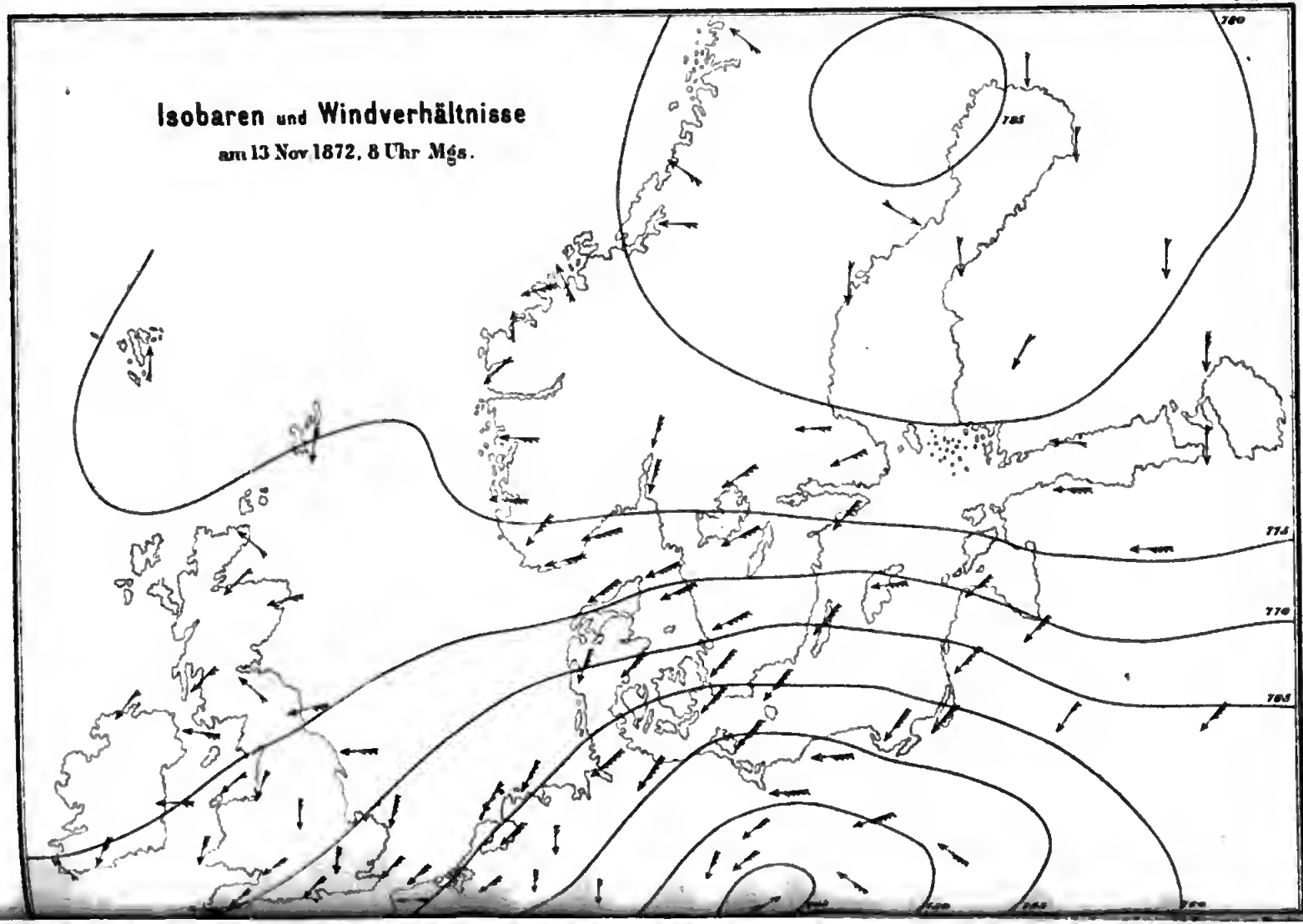
[3]) Seit Werder's Kritik des Hamlet darf als herrſchende Meinung angeſehen werden, daß Hamlet kein Schwächling iſt. Im übrigen kann die Kritik noch einige bisher überſehene Punkte zur Geltung bringen, vorzugsweiſe dieſen: daß das Stück einen objectiven Conflikt zweier rechtshiſtoriſchen Grundanſchauungen zur Grundlage hat: die Forderung der altgermaniſchen Blutrache, welche der im Fegefeuer befindliche Geiſt von Hamlets Vater noch geltend macht und die chriſtliche Moralidee, welche durch die Univerſität Wittenberg angedeutet iſt. Merkwürdig iſt, daß Shakeſpeare, ohne es zu wiſſen, als Dichter hier eine Wahrheit getroffen hat. Die altgermaniſche Strafidee reicht bei den Skandinaven bis in das XVI. Jahrhundert hinein.

[4]) Aus der großen Anzahl trefflicher Leiſtungen der Pſychiatrie und Pſychologie erwähne ich hier nur zwei leſenswürdige Erſcheinungen: H. Maudsley, die Phyſiologie und Pathologie der Seele (Deutſch von R. Böhm, Würzburg 1870) und R. von Krafft-Ebing, Grundzüge der Criminalpſychologie. (Erlangen, 1872).

[5]) Einige andere neuere Fälle ſ. bei Nippold, die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens. Berlin 1875 (Heft 57. 58 der Deutſchen Zeit- und Streitfragen).

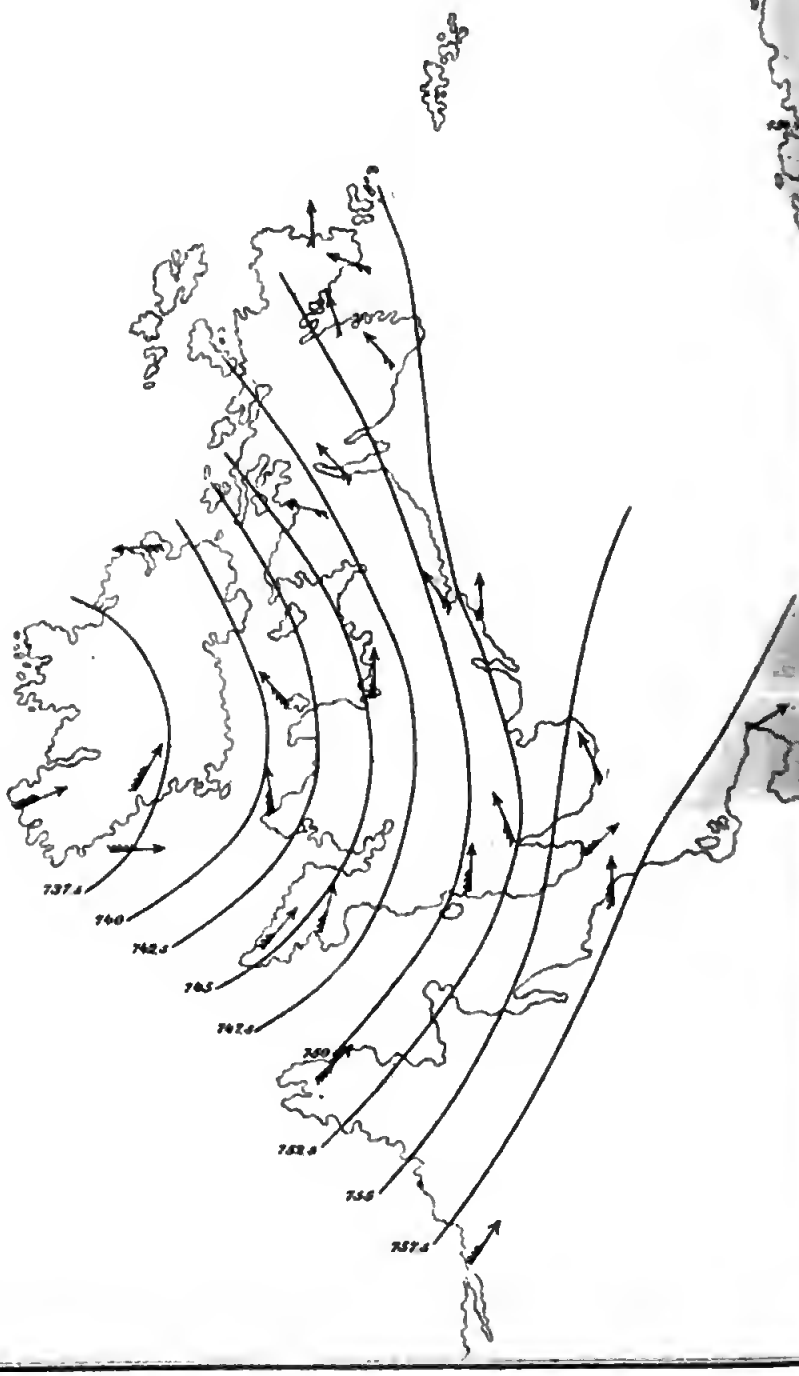
[6]) Ueber die ſicilianiſchen Rechtszuſtände ſ. den amtlichen Bericht: Documenti relativi al progetto di legge per l'applicazione dei provedimenti straordinarj di pubblica sicurezza, presentati alla Camera dal Ministero dell' Interno Tornata del 8. Maggio 1875.

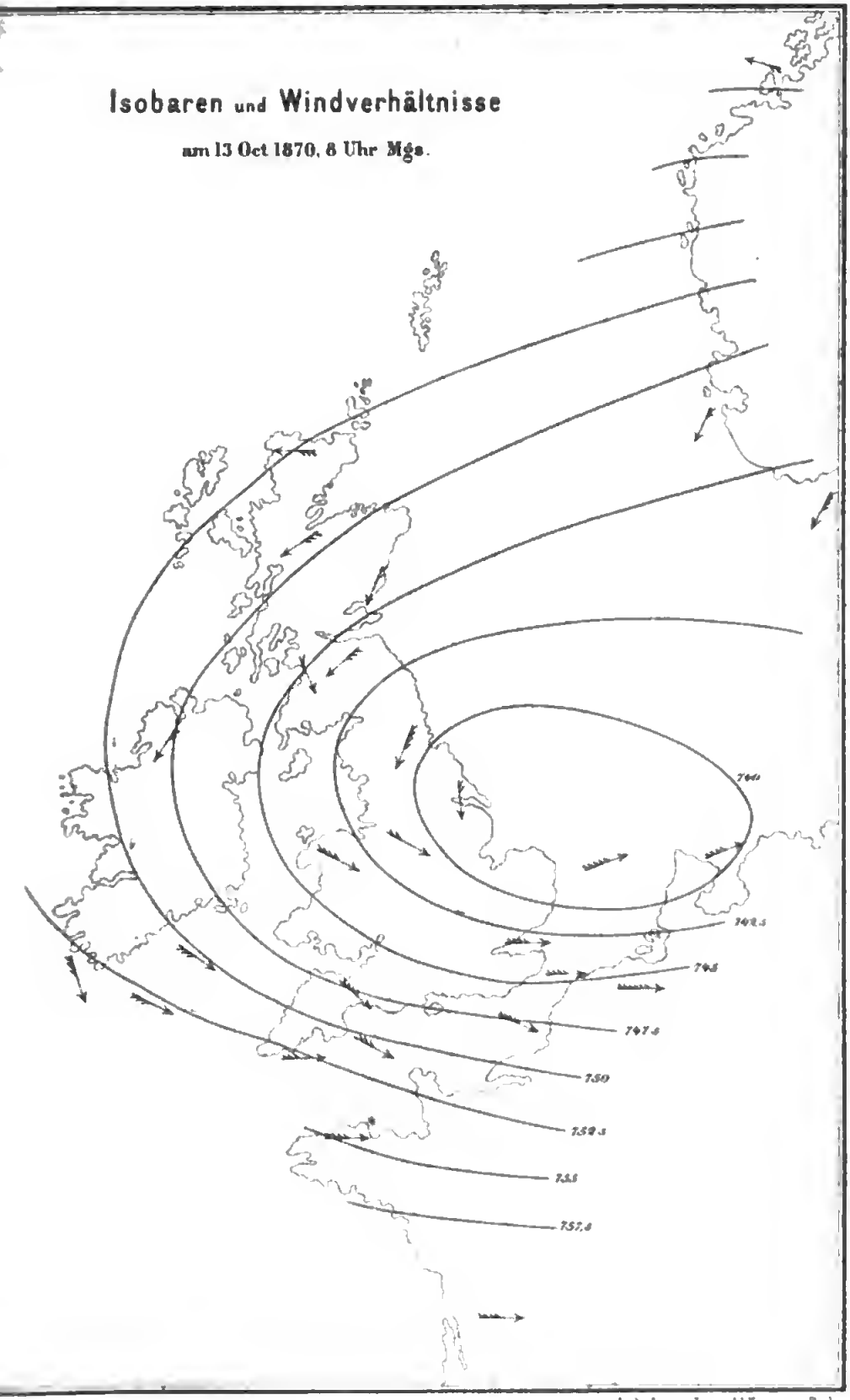
Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtraße 17a.


Isobaren und Windverhältnisse
am 13 Nov 1872, 8 Uhr Mgs.
760
755
775
770
765

Isobaren und Windverhältnisse

am 12 Oct. 1870, 8 Uhr Mgs.





Lith Anst v Leopold Kraatz in Berlin

Ueber

Stürme und Sturmwarnungen.

Vortrag, gehalten im Muſeum zu Carlsruhe
am 2. Dezember 1874

von

Dr. L. Sohncke,
ord. Profeſſor der Phyſik am Polytechnikum zu Carlsruhe.

Mit 2 lithographirten Tafeln und einem Holzſchnitt.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Wenn ich beabſichtige nicht nur über Stürme, ſondern auch über Sturmwarnungen zu ſprechen, ſo erſcheint dies Vorhaben auf den erſten Blick vielleicht wenig wiſſenſchaftlich, denn die Sturmwarnungen bilden den praktiſch wichtigſten Theil der Wetterprophezeiungen, und die Kunſt der Wetterprophezeiung gilt den meiſten Gebildeten kaum mehr als die Alchymie und die Sterndeuterei. Pflegt man doch bei Wetterprophezeiungen zunächſt an den hundertjährigen Witterungskalender zu denken, deſſen Vorherſagungen noch heutzutage in unſeren meiſten Kalendern zu finden ſind, und der doch nichts anderes iſt als ein leibhaftiges Stück mittelalterlicher Aſtrologie, das bis in unſere hellere Gegenwart hereinragt. Solche Dinge haben freilich heute nur noch ein pſychologiſch-hiſtoriſches Intereſſe, aber kein naturwiſſenſchaftliches.

Ganz etwas anderes iſt es aber mit der modernen Sturmprognoſe, welche im Gegentheil werth ſcheint, das allgemeinſte Intereſſe zu erregen, denn ſie hat überraſchende Erfolge aufzuweiſen. Laſſen Sie uns einige derſelben kennen lernen! Von London aus werden, wenn es nöthig ſcheint, Mittheilungen bevorſtehender Stürme an die engliſchen Küſten geſandt. Von

dieſen Sturmwarnungen beſtätigten ſich durch den wirklich nachher erfolgenden Eintritt heftiger Winde in den Jahren 1870 und 71 etwa 66 pCt., in den Jahren 1872 und 73 aber ſchon 80 pCt.[1]). Wie viel Gut und Leben dadurch gerettet wurde, daß zufolge dieſer Warnungen Hunderte von Schiffen den Hafen nicht verließen oder ihn eiligſt aufſuchten: das entzieht ſich jeder Berechnung. — Die Sturmwarnungen, welche von Waſhington aus an die Küſten der Vereinigten Staaten erlaſſen wurden, zeigten im Jahre 1873 unter 100 Fällen 79 Treffer; und die täglichen Vorherbeſtimmungen der wahrſcheinlich zu erwartenden Witterung erregten durch ihr Eintreffen in der weit überwiegenden Zahl der Fälle die Aufmerkſamkeit der Landwirthe auf's Höchſte.

Gegenüber ſolchen Erfolgen in Ländern von ſo verſchiedenen klimatiſchen Bedingungen hat die Frage nach den wiſſenſchaftlichen Grundlagen, auf denen das Verfahren der Sturmwarnungen beruht, gewiß kein geringes Intereſſe.

Um dieſe Frage zu beantworten, müſſen wir uns vor Allem eine Vorſtellung *von dem Urſprung und dem Weſen der Stürme* zu verſchaffen ſuchen. Der Weg, den wir jetzt betreten wollen, iſt vielleicht ſtellenweiſe etwas ſteil; aber ich erlaube mir mit Goethe zu ſagen:

Soll ich Dir die Gegend zeigen:
Mußt Du erſt das Dach beſteigen.

Hoffentlich lohnt wenigſtens die nachherige Ausſicht einigermaßen die Mühe der Erſteigung.

Zunächſt müſſen wir uns *über den Luftdruck und ſeine Vertheilung auf der Erdoberfläche* verſtändigen. Die Luft hat, wie jeder Körper auf der Erde, ein Gewicht, d. h.

ſie übt einen Druck auf ihre Unterlage aus; aber wegen der leichten Beweglichkeit der Luft iſt dieſer Druck nicht auf die Vertikalrichtung allein beſchränkt, ſondern er äußert ſich an irgend einer Stelle gleich ſtark nach allen Richtungen. Seine Größe mißt man mit dem Barometer, nämlich durch die Höhe der Queckſilberſäule, welche er im Rohre ſchwebend halten kann. Denken wir uns einmal dieſe Meſſung am Meersſpiegel ausgeführt; alsdann wollen wir uns in der Luft erheben, ſei es mit einem Luftballon, ſei es durch Erſteigung eines Berges, und oben wollen wir die Meſſung wiederholen, ſo finden wir das Barometer gefallen, der Luftdruck iſt oben geringer als unten, natürlich: wir haben ja einen Theil der drückenden Luft unter uns gelaſſen, ſo daß nur noch eine kürzere Luftſäule auf uns und auf dem Barometer laſtet. Die Phyſik kennt nun das Geſetz, nach welchem der Luftdruck mit der Höhe abnimmt; in Folge davon iſt es möglich, aus einer Luftdruckbeobachtung, die einige 100 Meter hoch über dem Meere angeſtellt iſt, zu berechnen, wie groß der Luftdruck am Meeresſpiegel ſein muß; die Ausführung dieſer Rechnung heißt die Reduktion des Barometerſtandes auf das Meeresniveau. Wenn z. B. in Carlsruhe ein Luftdruck herrſcht, welcher durch eine Queckſilberſäule von 75 Centimeter Höhe gemeſſen wird, ſo lehrt die Rechnung, daß der Barometerſtand etwa 76 Centimeter betragen würde, wenn Carlsruhe in gleicher Höhe mit dem Meeresſpiegel läge, ſtatt daß es in Wahrheit 120 Meter über dem Meere liegt. Mit anderen Worten: Wenn wir hier einen Schacht von 120 Meter Tiefe grüben, ſo würden wir als Barometerſtand unten 76 Centimeter finden.

Jetzt ſind wir gerüſtet, folgende Frage zu beantworten:

Wie beſchaffen muß der Luftdruck auf der Erdoberfläche ſein, wenn das ganze Luftmeer in Ruhe iſt? Die Antwort liegt auf der Hand für den Fall, wenn die Erdoberfläche frei von Unebenheiten wäre; ſie lautet: Der Druck muß auf der ganzen Erde derſelbe ſein; dann nämlich erfährt die Luft nach keiner Seite irgend einen Bewegungsantrieb. Für die wirkliche, mit Unebenheiten beſetzte, Erde iſt aber nach dem Vorhergehenden die Antwort eben ſo leicht, nämlich: Beim Ruhezuſtand muß der auf's Meeresniveau reducirte Luftdruck auf der ganzen Erde derſelbe ſein.

Dieſe Bedingung iſt nun nie erfüllt, der Zuſtand des Gleichgewichts im Luftmeer iſt ein idealer, er iſt ſtets erſtrebt und nie erreicht. Der Umſtand aber, der ſeinen Eintritt ſtets vereitelt, iſt die ungleichmäßige Erwärmung der Erde durch die Sonne. Für dieſe Ungleichmäßigkeit der Erwärmung giebt es zwei Hauptgründe: die mit den Jahreszeiten wechſelnde Stellung der Erdaxe gegen die Sonne, und die unregelmäßige Vertheilung von Land und Waſſer auf der Erde. Betrachten wir die letztere zuerſt, ſo müſſen wir vor allen Dingen im Auge behalten, daß die Erwärmung der Luft durch die Sonne von unten geſchieht, und nicht von oben; nämlich die Strahlen durchdringen die Atmoſphäre faſt unaufgehalten, und erſt der durch ſie erhitzte Boden des Luftmeers theilt ſeine Wärme der angrenzenden Luftſchicht mit. Je nachdem dieſer Boden aber aus Land oder Waſſer beſteht, erwärmt er ſich ſelbſt ſtärker oder ſchwächer; desgleichen kühlt ſich in langen hellen Winternächten das Land viel ſtärker ab als das Meer.

Wo ſich ein Gebiet beſonders ſtark erhitzt, da wird die Luft durch die Wärme aufgelockert; leichter geworden ſteigt ſie

empor und fließt oben ſeitlich ab. Jetzt drückt weniger Luft als zuvor auf den Boden, daher ſtrömt von den Seiten Luft herbei, getrieben durch den dort herrſchenden höheren Druck in dieſes Gebiet geringeren Druckes. Diejenige Gegend der Erde, welche das ganze Jahr hindurch am gleichmäßigſten eine ſtarke Beſtrahlung erfährt, iſt der äquatoriale Gürtel. Daher ſehen wir während des ganzen Jahres die Paſſatwinde dieſem weiten Auflockerungsgebiete Luftmaſſen zuführen, in ihm ſelbſt herrſcht Windſtille: hier ſteigt die Luft allmählich auf. Daß aber in der Höhe die Luft als Antipaſſat nach beiden Erdhälften wirklich abfließt, iſt vollſtändig erwieſen ſowohl durch den Zug hochſchwebender Wolken und die gelegentliche meilenweite Fortführung der von Vulkanen ausgeworfenen Aſche entgegen der unteren Windrichtung, als auch unmittelbar durch Beobachtung auf iſolirten hochragenden Bergen, wie auf dem Pik von Teneriffa. In der Gegend der Wendekreiſe, den ſogenannten Roßbreiten der Seeleute, ſenkt ſich dieſer obere Strom herab und ſteigert dadurch den Luftdruck, ſo daß, wenigſtens auf dem Meere, das Barometer hier dauernd einen hohen Stand hat.

Iſt andererſeits ein Gebiet beſonders ſtark abgekühlt, ſo ſchrumpft die Luft durch die Kälte zuſammen, in der Höhe fließt Luft von den Seiten herbei; jetzt drückt mehr Luft als zuvor auf den Boden: daher fließt die kalte ſchwere Luft am Boden nach allen Seiten weg, getrieben durch den hohen Druck nach Gegenden geringeren Druckes.

Analoge Vorgänge wie die hier beſprochenen haben wir auch im gewöhnlichen Leben oft zu beobachten Gelegenheit, nämlich jedes Mal beim Oeffnen der Thüre zwiſchen einem kalten und einem warmen Zimmer. Unten am Boden ſtrömt kalte Luft

in's warme Zimmer herein, oben geht warme Luft in's kalte Zimmer hinaus; von der Strömungsrichtung überzeugt man ſich leicht durch die Richtung einer hingehaltenen freien Flamme. — Durch ganz entſprechende Ausgleichsſtrömungen ſtellt ſich ferner beim Zuſammengießen von Waſſer und Oel das Gleichgewicht her, welches freilich hier ſehr ſchnell zu Stande kommt; es iſt erreicht, wenn das leichte Oel über dem ſchweren Waſſer ausgebreitet liegt.

Wenn die erwärmenden und abkühlenden Einflüſſe für alle Theile der Erde immer dieſelben blieben, ſo würde bald eine regelmäßige Windvertheilung eintreten, die ſich dauernd erhielte. Aber auch das Zuſtandekommen ſolcher ſtets gleichen (ſtationären) Strömungen wird großentheils verhindert durch die wechſelnde Stellung der Erdaxe gegen die Sonne, wodurch die Jahreszeiten bedingt ſind. Iſt z. B. für uns der Winter herangekommen, ſo liegt der Nordpol ein halbes Jahr in Nacht getaucht, und die Continente der nördlichen Hemiſphäre ſind jetzt Gebiete höchſten, ſtatt wie im Sommer niedrigſten, Luftdrucks. In Centralaſien z. B. beträgt im Januar der auf's Meeresniveau reducirte Barometerſtand im Mittel etwas über 77, im Juli etwas unter 75 Centimeter. Daher übt der aſiatiſche Continent im Sommer eine ſo ſtarke Saugwirkung auf ſeine Umgebung aus, daß im indiſchen Meere der während des Winters herrſchende Paſſat nicht ferner wehen kann, ſondern in die entgegengeſetzte Richtung umſchlägt, d. h. durch den nach Aſien hin gerichteten Südweſtmonſun erſetzt wird. Und gerade die Uebergangsperioden zwiſchen dieſem Monſun und dem Paſſat ſind es, welche in den chineſiſchen Meeren die gefürchtetſten Stürme herbeiführen. So erkennen wir im Wechſel der Jahreszeiten die Urſache für die

dauernde Verſchiebung der Gebiete hohen und niedrigen Luftdrucks und ſomit für die dauernde Veränderung des Syſtems der Winde auf der Erde. Tritt eine ſolche Veränderung in Folge irgend welcher Umſtände einmal plötzlicher ein als gewöhnlich, ſo bedingt dies heftigere Winde.

Es iſt eine weit verbreitete Meinung, daß man ſich von der Geſammtheit der Luftſtrömungen in folgender einfacher Weiſe Rechenſchaft geben könne: Der in den Roßbreiten herabkommende Antipaſſat gehe zum Theil nach den Polargegenden als ſogenannter Aequatorialſtrom weiter, während ihm gleichzeitig von den Polen her kältere und ſchwerere Luft als ſogenannter Polarſtrom entgegenſtröme. Dieſe beiden Ströme ſollen ſich, in verſchiedene Arme getheilt, vielfach verdrängen und in wechſelden Betten bald neben, bald über einander fließen, wodurch alle Wetteränderungen entſtänden. Obgleich dieſe Vorſtellung ſicher viel richtiges enthält, ſo iſt ſie doch in ſolcher Allgemeinheit keineswegs über Zweifel erhaben. Wir beſcheiden uns vielmehr, die vorhergegangenen Betrachtungen zu folgendem einfachen und unbezweifelbaren Reſultat zuſammenzufaſſen:

Wo, in demſelben Niveau, Druckunterſchiede entſtanden ſind, da iſt auch der Antrieb zu einer Ausgleichsſtrömung vorhanden vom Gebiete hohen zu dem Gebiete niedrigen Druckes. Die nächſte Vorbedingung zum Verſtändiß der Luftſtrömungen zu irgend einer Zeit iſt alſo die Kenntniß der gleichzeitigen Luftdruckvertheilung auf der Erde.

Es giebt nun ein einfaches Mittel, um ein anſchauliches Bild von der Druckvertheilung über irgend einer Gegend zu erhalten, vorausgeſetzt daß von hinreichend vielen Orten Barometer-

beobachtungen vorliegen. Das Mittel ist dasselbe, welches man z. B. auch zur Veranschaulichung der Temperaturvertheilung durch Isothermen verwendet. Man verbindet nämlich alle Orte gleichen Barometerstandes (hier ist — wie überall im Folgenden — der auf's Meeresniveau reducirte gemeint) durch eine zusammenhängende Linie. Durch den Lauf solcher Linien, der sogenannten Isobaren oder Linien gleichen Barometerstandes, übersieht man dann unmittelbar die Druckvertheilung über dem ganzen Gebiet. Solche Karten mit Isobaren sind es, welche in Nordamerika an vielen Orten täglich dreimal ausgegeben werden, und von denen im Jahre 1873 nicht weniger als 320770 Exemplare in die Hände des Publikums gelangten. Daher ist der gebildete Nordamerikaner heutzutage völlig vertraut mit der Bedeutung derartiger Karten. Auf Tafel I ist vermittelst der, von 5 zu 5 Millimeter Barometerunterschied fortschreitenden, Isobaren die Vertheilung des Druckes vom 13. November 1872 Morgens 8 Uhr über einem Theile Nordeuropas zur Darstellung gebracht; es ist die Zeit, zu welcher der die Ostseeküsten verheerende Nordoststurm wüthete.[2]) Den geringsten Druck (745^{mm}) gewahrt man mitten in Deutschland; von dort steigt er ununterbrochen bis auf 785^{mm} im nördlichen Schweden. Die Isobaren lehren nun nicht bloß die Druckvertheilung kennen, sondern sie leisten mehr. Man erkennt nämlich mit einem Blicke die Gegend, wo der Sturm am heftigsten wüthen mußte; es ist selbstverständlich jene, wo auf kurze Entfernung der Druckunterschied am größten war, denn hier war der Antrieb zur Ausgleichsbewegung am stärksten. *Wo sich also die Isobaren am dichtesten drängen, da ist die Luftbewegung am heftigsten.* In Uebereinstimmung hiermit zeigt die Karte gerade an jenen Stellen die Windpfeile mit

der dichteſten Befiederung; nämlich durch die Zahl der Fiedern (1 bis 6) iſt das Maaß der Windſtärke angedeutet. Es mag noch erwähnt werden, daß man in England zur genaueren Darſtellung der mehr oder weniger engen Zuſammendrängung der Iſobaren den Begriff des Gradienten oder der barometriſchen Steigung eingeführt hat, worunter man den Unterſchied der gleichzeitigen Barometerſtände an zwei Orten, dividirt durch die Entfernung dieſer Orte, verſteht. Es iſt einleuchtend, daß von der Größe dieſer Zahl die Stärke der Luftbewegung abhängt; je größer die barometriſche Steigung zwiſchen zwei Orten, um ſo ſtärker iſt der Wind in ihrer Nähe.

Hiermit haben wir die erſte Staffel nach unſerem Ausſichtspunkte hin erſtiegen: Wir überſehen die Abhängigkeit des Windes von den Druckunterſchieden und wiſſen die Druckvertheilung vermittelſt der Iſobaren zu veranſchaulichen.

Jetzt wollen wir den eigentlichen Stürmen näher treten, d. h. jenen heftigen Winden, die in einer Sekunde 20 bis 40 Meter, vielleicht auch noch mehr, zurücklegen. Die heftigſten Stürme haben ihre Heimath in den tropiſchen und ſubtropiſchen Meeren, jedoch nicht in nächſter Nähe am Aequator; die weſtindiſchen Orkane, die chineſiſchen Teifuns ſind weit und breit bekannt. Solche Stürme müſſen wir ſtudiren, wenn wir das Weſen der Stürme kennen lernen wollen. Zwar iſt Europa auch nicht verſchont von ſtarken Stürmen; wenn der vom 26. zum 27. November 1703 in England, Frankreich und den Niederlanden wüthende Sturm allein in England 800 Häuſer und den Leuchtthurm von Eddyſtone umſtürzte, ſo wird man dieſen wohl als Orkan bezeichnen dürfen; aber doch ſind im Ganzen die

Kraftäußerungen europäiſcher Stürme unerheblich im Vergleiche mit jenen der tropiſchen Orkane. Beim Durchblättern der zahlreichen Beſchreibungen von tropiſchen Wirbelſtürmen findet man wiederholt die Angabe, daß ganze Ortſchaften zerſtört wurden, und daß nicht Hunderte: nein Tauſende von Menſchen bei Einem Sturm ihren Tod fanden. Es iſt nicht meine Abſicht, länger bei dieſen mechaniſchen Wirkungen der Stürme zu verweilen; ich begnüge mich vielmehr, nur eine Schilderung eines Teifuns im Auszuge mitzutheilen, welche auf charakteriſtiſchere Eigenſchaften eines ſolchen Wirbelſturmes näher eingeht; ſie findet ſich im amtlichen Berichte über die preußiſche Expedition nach Oſtaſien im Jahre 1860. Die Angaben über die Windrichtungen und über den Luftdruck verdienen beſondere Aufmerkſamkeit.

„Den 2. September Morgens gegen 4 Uhr weckte der Ruf: Alle Mann auf! klar zum Manöver! die Bewohner der Dampf-Corvette Arkona aus dem Schlafe. Die See ging hoch, der Himmel war bezogen, der Wind blies heftig aus ONO und es begann zu regnen. Die Segel wurden faſt ſämmtlich dicht gereft und die Feuer gelöſcht, da die Schraube gegen den heftigen Wind nicht ankämpfen konnte; überhaupt wurden alle Vorkehrungen getroffen, um einem großen Sturm zu begegnen, denn der Sturm gewann zuſehends an Stärke. Da die Küſte von Nippon lehwärts in großer Nähe lag, ſo ſuchte der Capitän das Schiff gegen den Wind zu drehn, aber die Arkona gehorchte nicht mehr ihrem machtloſen Steuer. Noch war die Luft hell genug, um ſehen zu laſſen, wie die Wogen ſich, Hügeln gleich, hintereinander in Reihen thürmten, vom eigenen Gipfel in milchweißem Schaum herabſtürzend. Das Barometer fiel mit ungewohnter Schnelligkeit, und man wurde inne, daß der gefürchtete Teifun

wirklich losgebrochen war. Um 8 Uhr Morgens wurde es ſo dunkel, daß man das Ende des Schiffes nicht mehr ſehen konnte, Meer und Wolken ſchienen ſich zu verſchlingen; die Wogen ſtanden Mauern gleich, und der Sturm peitſchte den Schaum wie dichten Nadelregen durch die Luft. See- und Regenwaſſer ergoß ſich in Strömen über das Deck; Wind und Wellen rauſchten nicht mehr: Alles bebte und donnerte, ſo daß man ſein eigenes Wort kaum hörte und die Commandos von Mann zu Mann weiter gegeben werden mußten. Nur mit der größten Anſtrengung, und, die quer über Deck geſpannten Seile faſſend, konnten ſich die Matroſen fortbewegen. Der Wind ging nach Oſten herum, und die Segel flogen, mit lautem Krachen berſtend, in Fetzen über Bord. Raaen und Spieren ſauſten von den Maſten nieder und im Takelwerk ſchlugen die Tauenden den Leuten die Köpfe blutig; mit zerriſſenen Kleidern und halb beſinnungslos ſtiegen viele von oben herab, und ſo groß war die Gewalt des Windes, daß einem Matroſen das wollene Hemde buchſtäblich in Fetzen vom Leibe geblaſen wurde. Eine See ſchlug in die zu Backbord hangenden Bote, und beide wurden fortgeriſſen.

Eine gewaltige Welle nach der anderen rollte donnernd unter der Arkona fort: das gute Schiff bäumte ſich jedesmal mächtig empor und glitt dann ruhig in das Wogenthal hinab.

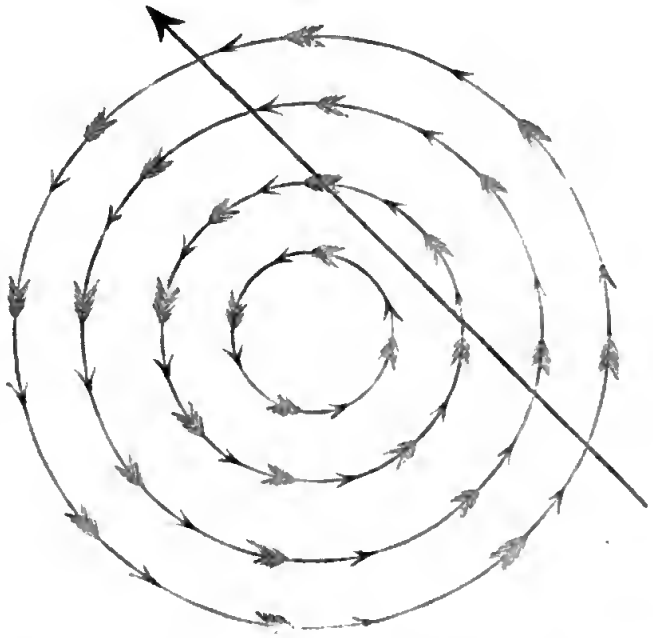
Um 9 Uhr ging der Wind nach SO herum und wurde etwas ſchwächer; gegen halb zehn ſtand das Barometer am tiefſten, das Queckſilber war in 1½ Stunden um 1 Zoll geſunken. Bald darauf erhob ſich der Wind, der mittlerweile durch OSO und SO nach S herumgegangen war, wieder zu ſeiner früheren Heftigkeit; alle Seeleute verſicherten etwas ähnliches nie erlebt zu haben.

Das Land lag in großer Nähe, und die Gefahr zu ſtranden wuchs in jedem Augenblick. Nun ließ der Capitain die Maſchine heizen. Schon drohten die Maſten über Bord zu gehen, — die Mannſchaft arbeitete unſäglich, um ſie durch Balken und Tauwerk zu ſichern, — ſchon ſtanden die Zimmerleute mit den Beilen bereit, um als letzte Auskunft den Kreuzmaſt zu kappen: da machte die Schraube unter allgemeiner ängſtlicher Spannung ihre erſten Umdrehungen, das Schiff gehorchte dem Steuer und drehte ſich in den Wind.

Schon gegen 12 Uhr ließ die Gewalt des Sturmes wieder nach, um 3 Uhr brach die Sonne durch die Wolken, und gegen 4 Uhr war das Meer ziemlich ruhig. Bis Abends um 8 war das Barometer faſt 14 Linien über den tiefſten Stand des Morgens geſtiegen. Der Orkan war ſehr kurz. Der Wind blies Vormittags zwiſchen 10 und 11 ſchon aus SSW, ſpäter aus SW, und hatte ſo in wenig Stunden die halbe Windroſe durchlaufen."

Die letzten Worte dieſer Schilderung ſprechen eine wichtige Eigenſchaft aus, welche alle großen Stürme der tropiſchen und ſubtropiſchen Gegenden auszeichnet und ihnen eben den Namen Wirbelſtürme oder Cyklonen verſchafft hat. Ein ſolcher Sturm beſteht nämlich aus einem ungeheuren Luftwirbel, der über weite Strecken hin fortſchreitet. Das iſt in zahlreichen Fällen feſtgeſtellt durch Aufzeichnung der gleichzeitigen Windrichtungen an vielen von dem Sturm getroffenen Orten. Wie vollkommen dieſe Auffaſſung der Natur entſpricht: davon kann man ſich in einfacher Weiſe durch Benutzung des Modells eines ſolchen Wirbels überzeugen, welches man ſich dadurch hergeſtellt, daß man nachfolgende Zeichnung (in der die

Pfeile mit dem Winde fliegend zu denken ſind), auf einem Blatt möglichſt durchſcheinenden Papiers entwirft. Führt man



dieſes Modell an der Oſtküſte Aſiens von SO nach NW gegen Nippon hin, ſo wird ein Ort, bei dem das Wirbelcentrum ſüdlich vorüberzieht, nacheinander folgende Winde haben müſſen: ONO, O, SO, S, SSW, gerade wie die obige Schilderung es angab. In dieſem Fall iſt der Drehungsſinn der Wirbelbewegung entgegen dem Sinn, in welchem die Uhrzeiger umlaufen, und ſo iſt es ausnahmslos bei allen größeren Wirbelſtürmen der nördlichen Erdhälfte; bei den Cyklonen der Südhälfte dagegen iſt der Drehungsſinn gerade entgegengeſetzt.

Ein Umſtand iſt noch zu erwähnen, nämlich: die Bewegung des Windes um das Wirbelcentrum geſchieht nicht — wie das

Modell glauben macht — völlig kreisförmig, ſondern mit geringer Abweichung gegen das Centrum hin, alſo in einer allmählich ſich verengernden Spirallinie.

Jetzt ſind wir bei dem wichtigſten Theile unſeres Studiums der Stürme angelangt, nämlich bei der Frage nach dem Zuſammhange zwiſchen Druckvertheilung und Windrichtung in einem Wirbelſturm. Hierüber lehren alle Unterſuchungen von Cyklonen übereinſtimmend, und die obige Schilderung des Teifuns beſtätigt es, daß das Centrum von einem luftverdünnten Raume gebildet wird, in welchem alſo das Barometer den tiefſten Stand hat, und daß der Luftdruck nach außen hin ſchnell wächſt. Die Iſobaren ſind nahezu Kreiſe, von denen die Bahnen des Windes im Wirbel wenig abweichen. Geht man alſo in einem Wirbelſturm mit dem Winde, ſo hat man den geringſten Luftdruck zur Linken, aber ein wenig nach vorn (in Folge der Spiralbahn des Windes); ſo auf der nördlichen Halbkugel! Auf der ſüdlichen liegt das Luftdruckminimum zur Rechten.

Ausgerüſtet mit dieſer Kenntniß des Zuſammenhanges von Druckvertheilung und Windrichtung bei den Cyklonen, wenden wir uns nun zu den Luftſtrömungen unſerer Gegenden. Da finden wir — ſo erſtaunlich es klingen mag — für alle Winde im Weſentlichen daſſelbe Verhalten! Nicht als ob jeder Wind eine nahe kreisförmige Bahn verfolgte; das nicht! Aber auch in unſeren Gegenden, und ſo auf der ganzen nördlichen Erdhälfte, liegt das Luftdruckminimum für den, der mit dem Winde geht, zur Linken, etwas nach vorn; auf der ſüdlichen Erdhälfte liegt es rechts. Dies iſt das berühmte Buys-Ballotſche Geſetz, welches mit einem Schlage Klarheit und Ueberſichtlichkeit in das wirre Getriebe der Luftſtrö-

mungen bringt. Während die Isobaren über einer in's Auge gefaßten Gegend für gewöhnlich sehr unregelmäßige Formen haben, stellt sich bei heftigerer Luftbewegung ein deutlicher markirtes centrales Gebiet niedrigsten Druckes ein, von unregelmäßiger, wenig beharrlicher Gestalt, umgeben von geschlossenen Linien gleichen Druckes, die alle möglichen Gestalten vom Kreise durch's Oval hindurch bis zu namenlosen Figuren hin besitzen können. Nahezu parallel mit diesen Isobaren, nur wenig nach dem (bei uns) links gelegenen Auflockerungsgebiet hin gewandt, erfolgt die Luftbewegung, und zwar um so stürmischer, je stärkere Druckunterschiede vorhanden, je dichter die Isobaren gedrängt sind. Das zeigt sich deutlich auf der Tafel I, deren eigenthümliche Schrift nun vollkommen verständlich geworden ist. Man sieht die Luftbewegung entgegen dem Drehungssinn der Uhrzeiger um das in Deutschland gelegene Druckminimum vor sich gehn und findet sie nach Ausweis der stärksten Befiederung der Pfeile am heftigsten etwa auf der Verbindungslinie dieses Minimums mit dem Gebiete höchsten Luftdrucks im Norden. Uebereinstimmend mit Buys-Ballots Gesetz mußte hier der furchtbare NO entstehn, der durch Anstauung der Fluthen die südwestlichen Küsten der Ostsee so verheerte. Die Betrachtung der Karte lehrt ferner, daß bei unseren Stürmen keineswegs immer ein Wirbel in gleicher Stärke rings um das Centrum voll entwickelt ist, sondern daß sehr wohl auf einigen Seiten nur eine schwache Bewegung vorhanden sein kann. Aber die Richtung der Bewegung folgt stets dem Buys-Ballotschen Gesetz.

Es ist gewiß eine merkwürdige Thatsache, daß die Bewegung der Luft nicht in der Richtung vom höchsten zum niedrigsten Drucke hin vor sich geht, sondern dieselbe nahe senkrecht kreuzt

und ſich dem Laufe der Iſobaren anſchmiegt; und ferner daß ſie auf beiden Halbkugeln in entgegengeſetztem Sinne erfolgt. Dieſe Thatſache fordert eine Erklärung, und der letzterwähnte Umſtand leitet darauf hin, daß wir dieſelbe in dem Einfluſſe der Erddrehung zu ſuchen haben. Wenn die Erde ſich ein Mal um ihre Axe dreht, ſo beſchreiben ihre verſchiedenen Oberflächenpunkte Kreiſe von ſehr verſchiedener Größe. Ein Punkt am Aequator legt den längſten Weg zurück, die beiden Pole den kürzeſten, denn dieſe drehen ſich dabei nur um ſich ſelbſt. Während ein Ort am Aequator ſo 5400 Meilen durchläuft, macht z. B. Carlsruhe nur einen Weg von 3542 Meilen. Die nach Oſten gerichtete Geſchwindigkeit der verſchiedenen Oberflächenpunkte iſt alſo ſehr verſchieden; ſie iſt am Aequator ſo groß, daß dort ein Gegenſtand ſekundlich $\frac{1}{15}$ Meile oder faſt 463·8 Meter durchläuft, während Carlsruhe ſich bei der Drehung ſekundlich nur 304·2 Meter nach Oſten bewegt. —

Nun iſt es ein fundamentales Naturgeſetz daß jeder Körper die Geſchwindigkeit, die er einmal beſitzt, nach Größe und Richtung auch zu behalten ſtrebt, bis ſie ihm durch irgend welche widerſtehenden Kräfte genommen wird. In Folge dieſes Beharrungsvermögens wird alſo z. B. ein Lufttheilchen des Aequators die ihm innewohnende Geſchwindigkeit nicht ſogleich verlieren, auch wenn es in nördlichere Gegenden getrieben wird, d. h. in Gegenden von geringerer Oſtgeſchwindigkeit. Die Folge iſt, daß das vom Aequator gekommene Lufttheilchen ſeiner neuen Umgebung nach Oſten hin voraneilt, alſo von ſeiner urſprünglichen Süd-Nordrichtung abweicht, und zwar nach rechts abweicht für einen Beobachter, der ihm vom Aequator aus nachſchaut. So muß z. B. ein Südwind, welcher ſich etwa vom Vierwaldſtädter

See aus nach Carlsruhe hin in Bewegung ſetzt, hier (30 geogr. Meilen nördlicher) ſeiner neuen Umgebung um 12·1 Meter ſekundlich nach Oſten voraneilen. Mit einer ſo großen Oſtgeſchwindigkeit alſo kommt er, zwar, wegen der Oſtablenkung, nicht in Carlsruhe ſelbſt, aber doch in der geographiſchen Breite von Carlsruhe, an, vorausgeſetzt, daß er unterwegs nichts merkliches durch Reibungswiderſtand von ſeiner Oſtgeſchwindigkeit verloren hätte. Unter derſelben Bedingung wird mit weiterem Vordringen nach Norden der Antrieb zur Seitenabweichung immer größer.

Würde, umgekehrt, ein Lufttheilchen der nördlichen Erdhälfte direkt nach Süden angetrieben, ſo käme es in Gegenden von größerer Oſtgeſchwindigkeit als die iſt, welche ihm ſelber innewohnt; ſomit würde es hinter ſeiner neuen Umgebung nach Weſten zurückbleiben, alſo von ſeiner anfänglichen Nord-Südrichtung abweichen, und zwar wieder nach rechts für einen ihm nachſchauenden Beobachter. So wird auf unſerer Halbkugel aus jedem urſprünglich reinen Südwind ein Südweſt, aus jedem urſprünglich reinen Nordwind ein Nordoſt. Dies iſt die bekannte Erklärung für die Richtung der Paſſatwinde. Sie erklärt aber zugleich das ganze Buys-Ballotſche Geſetz.

Bildet ſich nämlich, aus Urſachen, die vorläufig noch ganz dahin geſtellt bleiben mögen, irgend wo auf der nördlichen Halbkugel ein Gebiet geringen Drucks, ſo erfährt von allen Seiten her die Luft Antriebe nach ihm hin. Jetzt denken wir durch dieſen Ort ſeinen Parallelkreis gelegt, alſo z. B. durch Carlsruhe jenen Kreis, der 49° 1′ vom Aequator abſteht. Nun müſſen alle diejenigen Lufttheilchen, welche ſüdlich von dieſem Parallelkreiſe gelegen haben, wegen ihrer größeren Oſtgeſchwindigkeit, beim Ziele rechts vorbeiſchießen, und alle die Lufttheilchen, welche

nördlich von demſelben Parallelkreiſe lagen, müſſen wegen ihrer geringeren Oſtgeſchwindigkeit auch rechts beim Ziele vorbeiſchießen. Alſo erreicht kein Lufttheilchen ſein Ziel unmittelbar, alle ſchießen rechts vorbei, und ſo iſt die der Uhrzeigerdrehung entgegengeſetzt gerichtete Drehung eingeleitet.

Während nun die beim Druckminimum vorbeieilende Luft ihre eingeſchlagene Richtung zu behalten ſucht, und dadurch ganz weſentlich dahin wirkt, das Druckminimum immer noch ausgeprägter und dauerhafter zu machen, wird ſie durch den höheren Druck der Umgebung immer wieder nach jenem Centrum hingetrieben. Auf dieſe Weiſe erklärt es ſich, daß die Luft nie direkt aus der Gegend hohen Druckes nach dem Gebiete niederen Druckes gelangt, ſondern ſich letzterem nur auf Umwegen, in Spiralbahnen, nähert. Iſt aber eine ſolche Drehbewegung einmal eingeleitet, ſo iſt ihre längere Dauer, außer durch die eben angegebene Urſache, auch noch dadurch geſichert, daß jedes folgende Lufttheilchen auf der Bahn ſeines Vorgängers den geringſten Widerſtand findet.

Die Durchführung der entſprechenden Betrachtungen für die Südhalbkugel lehrt, daß dort die Seitenabweichung, und folglich auch die Drehung, nach der anderen Seite erfolgen muß.

Während ſich ſo die Luft um ein Auflockerungsgebiet, eine Barometerdepreſſion, alle Mal im Cyklonenſinne dreht, erfolgt das Wegſtrömen der Luft aus einem Gebiete hohen Drucks in Bahnen, welche ſpiralig im Anticyklonenſinne gekrümmt ſind. Letztere Bewegungen ſind nun meiſtens nicht von ſtürmiſcher Natur; das Auftreten eines Sturmes iſt an das Vorhandenſein eines nicht zu fernen Luftdruckminimums gebunden, ſo daß man berechtigt iſt, dieſes als das Sturmcentrum zu bezeichnen, auch wenn der Sturm nicht in gleicher Heftigkeit ringsherum tobt.

Hiermit haben wir die zweite Staffel erſtiegen. Die Ausſicht, welche wir jetzt beherrſchen, läßt ſich ſo ſchildern:

Stürme ſind heftige Ausgleichsſtrömungen zwiſchen Gebieten ſehr verſchiedenen Luftdrucks. Die Bewegungen geſchehen dabei aber nicht gerades Weges, ſondern ſpiralig im Cyklonendrehungsſinn um ein Luftdrucksminimum, welches das Sturmcentrum bildet.

Zur Erreichung der Höhe bleibt nun noch ein Schritt zu thun; er beſteht in der Erörterung des Satzes:

Die Sturmcentra ſchreiten fort, und mit ihnen das ganze umgebende Windſyſtem.

Nicht nur bei den Teifuns, den weſtindiſchen Orkanen und ſonſtigen Cyklonen der heißen Gegenden, ſondern ebenſo bei unſeren europäiſchen Stürmen beſtätigt ſich das Fortſchreiten der Depreſſionscentra. Die Geſchwindigkeit dieſes Fortrückens, welche natürlich wohl zu unterſcheiden iſt von der Windgeſchwindigkeit ſelbſt, ſteigt bis zu 8 geographiſchen Meilen in der Stunde. Uns intereſſirt am meiſten die Richtung dieſes Fortſchreitens. Während die Teifuns der chineſiſchen Gewäſſer ſehr unregelmäßige Bahnen einſchlagen, zeigen die weſtindiſchen Cyklonen, ſowie diejenigen des ſüdlichen indiſchen Oceans, eine viel größere Regelmäßigkeit; innerhalb der Wendekreiſe haben ſie die Richtung etwa nach WNW reſp. WSW, und biegen beim Ueberſchreiten der Wendekreiſe ſcharf nach NO reſp. SO um. Dabei ziehn ſie immer größere Luftmaſſen in ihren Strudel, werden immer breiter, und können ſich bis zu zwei Wochen erhalten. Die Centra der nordamerikaniſchen Stürme ziehn im Durchſchnitt gerade nach Oſten; daſſelbe gilt im

Ganzen für die Centra unſerer europäiſchen Stürme; freilich ſchwankt ihre Bewegungsrichtung zwiſchen den weiten Grenzen NO und SO. Die meiſten kommen ſtark ausgeprägt über den atlantiſchen Ocean her, zwiſchen Island und den Färöern hindurch, auf das Feſtland von Europa los, ohne daß man in der Regel berechtigt wäre, ſie für Fortſetzungen der Weſtindia-Orkane zu halten, da dieſe beſonders im Sommer auftreten, unſere Stürme aber im Winter. Die Doppelkarte auf Tafel II[3]) zeigt, wie ſich die Lage eines Wirbelſturms über England von einem Tage zum anderen nach Oſten hin verſchoben hat. Die linke Hälfte zeigt die Iſobaren, ſo wie Richtung und Stärke des Windes, letztere nach ſechstheiliger Skala, vom 12. October 1870 Morgens 8 Uhr, die rechte Hälfte zeigt daſſelbe, 24 Stunden ſpäter.

Wie überwiegend die öſtliche Fortſchrittsrichtung unſerer europäiſchen Depreſſionscentra iſt, erkennt man unter Anderem daraus, daß im Jahre 1869 von 23 Stürmen, welche über Hamburg hingingen, 22 zuvor über einen Theil von Großbritannien gezogen waren. Wenn, wie es meiſt der Fall, das Centrum nördlich bei Deutſchland vorübergeht, ſo muß an einem Orte in Deutſchland der Wind nach der Reihe aus S, SW, W, NW, N wehen, oder — was daſſelbe iſt — die Windfahne muß ſich wie ein Uhrzeiger drehn. Dove iſt es, welcher zuerſt, auf Grund eines reichen Beobachtungsmaterials, die genannte Aufeinanderfolge der Winde bei uns als die gewöhnliche nachwies. Dies iſt der Inhalt ſeines Drehungsgeſetzes der Stürme. Uns erſcheint es hier freilich in einem anderen Lichte als ſeinem Entdecker!

Durch Verbindung der meteorologiſchen Beobachtungen von Seefahrern auf dem nordatlantiſchen Ocean mit Beobachtungen

auf dem Feſtlande iſt es höchſt wahrſcheinlich geworden, daß oft eine große Reihe ſolcher Depreſſionen, eine jede mit ihrem zugehörigen Windſyſtem, hintereinander her gezogen kommen, vergleichbar Waſſerwirbeln in einem Fluſſe. Dieſe beeinfluſſen ſich dann auch wohl gegenſeitig, indem z. B. der Nordwind auf der Rückſeite des vorhergehenden durch den Südwind auf der Vorderſeite des folgenden Wirbels aufgehoben wird. So kamen von Mitte Januar bis Ende März 1868 nacheinander 27 getrennte Stürme von Weſten her über das nördliche Europa. Aus welcher Himmelsgegend es alſo bei uns auch ſtürmen mag: wir können faſt ſtets vorausſetzen, daß die atmoſphäriſche Gleichgewichtsſtörung weſtlich von uns begann und ſich von da erſt bis zu uns fortpflanzte. Freilich giebt es auch Ausnahmen. Das Centrum des auf Tafel I dargeſtellten Oſtſeeſturmes z. B. kam aus Italien bis nach Sachſen, wandte ſich dann weſtlich bis zum Kanal, und ſtand 3 Tage nach dem Sturm wieder über Sachſen, wo es dann verſchwand.

Wenn zu derſelben Zeit, wo ein Barometerminimum etwa gegen den Kanal heranrückt, in Italien hoher Druck herrſcht, ſo entwickelt ſich der Föhn. Es dauert einen oder zwei Tage, bis ſich der zur Depreſſion hin gerichtete Bewegungsantrieb bis nach der Schweiz fortgepflanzt hat; zuerſt nämlich ſetzt ſich bei ſinkendem Barometerſtande die über Frankreich lagernde Luft in Bewegung, um das Auflockerungsgebiet auszufüllen; ihr folgt die Luft von Südweſtdeutſchland und der Schweiz nach; dann erſt wird die Luft auf der Südſeite der Alpen in die Bewegung hineingeriſſen, ſie erklimmt den ſteilen Alpenwall, kühlt ſich dabei durch Ausdehnung ab und verliert den größten Theil ihres Dampfgehalts als Schnee oder Regen auf der Kamm-

höhe. Jetzt ſtürzt ſie heulend in die verdünnte Luft der nördlichen Thäler und entwickelt hier die charakteriſtiſchen Föhnerſcheinungen. Durch Compreſſion beim Herabſinken erhitzt und ihres Dampfgehalts großentheils beraubt, iſt ſie erſtaunlich trocken; jetzt darf in Uri kein Heerdfeuer brennen, der kleinſte unbewachte Funken würde die ausgedörrten Holzhäuſer im Nu verzehren. Davon weiß das Städtchen Glarus zu ſagen, das am 1. Mai 1861 bei heftigem Föhn faſt gänzlich abbrannte. Während der Strömungsantrieb am Boden durch Reibung verlangſamt wird, iſt er in der Höhe ſchneller vorgerückt; daher beginnt auf dem St. Gotthard der Südwind des Föhn wohl einen Tag früher als in Altdorf; auch iſt in der Höhe der Beginn des Föhn durch leichtes Föhngewölk und durch dichte, über dem Kamm des Gebirges lagernde Wolken, die Föhnmauern, gekennzeichnet.

Laſſen Sie uns nun noch kurz auf die Entſtehung der Sturmcentra und die Urſachen ihrer Fortbewegung nach beſtimmten Richtungen eingehn. Was von Reye für die echten Cyklonen bis zur höchſten Wahrſcheinlichkeit gebracht iſt: daß ſie nämlich einem aufſteigenden Luftſtrom ihr Daſein verdanken, welcher etwa durch ſtarke Erhitzung der dem Boden benachbarten Luftſchicht und dann plötzliche Störung dieſes labilen Gleichgewichtszuſtandes eingeleitet wurde, das iſt in ähnlicher Art wahrſcheinlich auch für die meiſten unſerer Stürme anzunehmen. Hat ein ſolches Emporſtrudeln aber einmal begonnen, ſo wird es da, wo die wärmſte und feuchteſte Luft emporzuſtrömen beginnt, am heftigſten erfolgen; denn einmal iſt dieſe feuchte und warme Luft an ſich ſchon die leichtere, dann aber entwickelt ſich gerade bei ihr noch ein beſonderer Bewegungsantrieb nach oben. Indem ſie ſich nämlich durch die Ausdehnung beim Aufſteigen

abkühlt, verliert ſie ihre Feuchtigkeit als Regen, Hagel oder Schnee. Indeß: die Umgeſtaltung des Waſſerdampfs in Waſſer oder Eis iſt mit einer Wärmeentwickelung verbunden, welche ſonach der Luft zu Gute kommt und ſie wärmer erhält, als wäre ſie von vornherein trocken aufgeſtiegen. Je wärmer, um ſo leichter iſt ſie, alſo ſteigt ſie noch weiter auf. Unter dem ſtärkſten Emporſtrom iſt der Druck aber am kleinſten, alſo verſchiebt ſich das Druckminimum nothwendig dahin, wo die wärmſte und feuchteſte Luft aufſteigt; das iſt aber in unſeren Gegenden Oſten, wo die vom warmen Süden zugeſtrömte, aber öſtlich abgelenkte Luft ſich befindet. Mit dieſer Erklärung ſtimmt die von Mohn für Europa, von Loomis neuerdings für Nordamerika feſtgeſtellte Thatſache überein, daß die Sturmcentra immer dahin ziehn, wohin ſich das Regengebiet, das mit jedem größeren Sturm verbunden iſt, an weiteſten erſtreckt.

Die Richtung des Fortſchritts eines Wirbels wird ferner durch das Vorhandenſein eines größeren herrſchenden Luftſtromes bedingt, in welchen jener eindringt. Während ſich nämlich da, wo die Wirbelbewegung dem großen Strome entgegengeſetzt iſt, die Luft ſtaut, alſo der Druck erhöht, muß auf der entgegengeſetzten Seite eine Druckabnahme eintreten. Dies erklärt, wie Lommel gezeigt hat, die Richtung der Cyklonenbahnen im Gebiete der Paſſate. — Schließlich muß auch noch der Boden, über welchen der Sturm hinſchreitet, Einfluß auf ſeine Bewegung haben.

Hiermit ſind wir auf der Höhe angekommen, und nun laſſen Sie uns Umſchau halten, in welcher Weiſe von dieſen Erkenntniſſen bei der Ausführung der Sturmwarnungen Gebrauch gemacht wird!

Abgeſehn von der Kenntniß der Sturmgeſetze müſſen zwei

Hauptbedingungen erfüllt ſein, wenn es möglich ſein ſoll, Sturmwarnungen zu erlaſſen: Erſtens müſſen an vielen und zweckmäßig vertheilten Orten regelmäßige Beobachtungen der Witterung angeſtellt werden, und zweitens muß ein ausgebreitetes Telegraphennetz die Beobachtungen möglichſt ſchnell und regelmäßig an eine Centralſtelle überliefern. Die erſte Anregung zu einer ſolchen Verwendung der Telegraphie rührt von Leverrier her; aber durch lebhafteſtes Ergreifen und Verwirklichen dieſes Gedankens ſtellen ſich unmittelbar neben ihn der Admiral Fitzroy und Profeſſor Buys-Ballot. Gegenwärtig leuchtet unter den europäiſchen Centralſtellen für Meteorologie durch den Umfang und den praktiſchen Nutzen ihrer Thätigkeit allen voran die unter Herrn Scott ſtehende Centralſtelle in London, welche durch Englands Lage befähigt iſt, der Sturmwart Europas zu ſein.

Verſetzen wir uns in Gedanken in das meteorologiſche Amt in London! Während des Vormittags laufen von 29 engliſchen und 22 fremden Stationen Telegramme über die Witterung deſſelben Morgens (8 Uhr) ein; beſonders wichtig ſind die Nachrichten von den an Europas Weſtküſte gelegenen Orten Chriſtianſund, Skudesnäs, Thurſo, Valencia, Breſt, Rochefort, Coruña, deren erſtere man geradezu als die meteorologiſchen Vorpoſten Europas bezeichnen kann. Nun werden die Iſobaren entworfen, der Wind nach Richtung und Stärke eingetragen: und das Bild des Witterungszuſtandes von Weſteuropa liegt klar vor uns. Wir ſehn unmittelbar, ob ein gefährliches Druckminimum mit dichtgedrängten Iſobaren irgend wo vorhanden, ob Sturm im Anzuge iſt. Jetzt erinnern wir uns der gewöhnlichen Bahnrichtung der Sturmcentra: nach Oſten; wir ziehn auch die Richtung der größten Erſtreckung des Regengebiets in

Betracht, desgleichen die Lage der Luftdruckmaxima, in welche die Sturmcentra meist nicht eindringen; auch beachten wir, welche Orte seit gestern die stärksten Barometeränderungen verzeichnet haben. Das genügt aber noch nicht: Wir beobachten auch während einiger Stunden das Barometer und die Windfahne in London selbst. Liegt das Stumcentrum im Westen, und herrscht bei uns Südwind, so sind wir auf der Vorderseite eines Wirbels. Je nachdem nun das Barometer bei eintretendem SW oder SO fällt, schreitet das Centrum nördlich oder südlich bei uns vorüber, und zwar näher oder ferner, je nach der größeren oder geringeren Fallgeschwindigkeit des Barometers.

Auf diese Art sind wir ziemlich sicher im Stande zu beurtheilen, welche Küstenorte Sturm zu erwarten haben und daher gewarnt werden müssen. Auch die vermuthliche Sturmesrichtung läßt sich nach Buys-Ballots Gesetz vorhersagen, ja diese noch sicherer als die Heftigkeit des Windes. Aus diesem Grunde hat man sich neuerdings in England nicht mehr darauf beschränkt, nur überhaupt Nachricht zu geben, daß eine atmosphärische Störung eingetreten und folglich da und da Sturm zu erwarten sei, sondern man hat die ursprünglichen Fitzroyschen Signale mit geringer Aenderung wieder aufgenommen: nämlich man läßt einen Kegel aufhissen, der als ein gleichseitiges Dreieck gesehn wird, und zwar mit der Spitze nach oben oder unten, je nachdem Wind aus der nördlichen Hälfte der Windrose (NW, N, —SO) oder aus der südlichen (SO, S,—NW) zu erwarten. Steht aber ein ganz schwerer Sturm bevor, so wird außerdem noch eine Trommel aufgehißt, die als ein Quadrat erscheint. Außerdem wird das Telegramm mit der genaueren Schilderung

der Witterungsverhältniſſe der weſtlichen Küſten in den bedrohten Orten öffentlich angeſchlagen.

So gehn Sturmwarnungen an 129 engliſche Küſtenorte; und wenn der Unterſchied der Barometerſtände an irgend zwei Orten des engliſchen Beobachtungsgebiets bis auf $\frac{7}{10}$ engliſche Zoll oder mehr ſteigt, ſo werden auch Hamburg, Chriſtiania, Copenhagen, Utrecht, Paris benachrichtigt. So kann — nach dem Ausſpruche des Direktors der deutſchen Seewarte in Hamburg, v. Freeden, keine Störung des atmoſphäriſchen Gleichgewichts ſelbſt aus 600 Seemeilen Entfernung von den Shetlandinſeln her nach dem mittleren Norwegen hinziehn, ohne daß vorher in Hamburg von ihr gewußt und ſie diskutirt wird. Unter ſolcher Controlle ſteht unſere Atmoſphäre ſchon jetzt. Könnten wir noch von Island und den Färöern Wetterdepeſchen erhalten, ſo wäre die Controlle möglichſt vollkommen. Doch nein! Dazu fehlt noch eins. Es iſt nämlich wiederholt vorgekommen, daß Londoner Sturmwarnungen in Hamburg eintrafen, während hier der Sturm ſchon tobte. Das war aber jedes Mal am Montag. Sonntags ruht die Depeſchenbeförderung in England!

Wenn ſo unſere weſtlichen Küſten im Allgemeinen gut verſorgt ſind, iſt dagegen die Sicherheit der Oſtſeeküſten zur Zeit noch viel geringer. Aber Abhülfe iſt nah, denn eben jetzt iſt das Sturmſignalweſen des Deutſchen Reiches in der Reorganiſation begriffen.

Unvergleichlich am großartigſten iſt bisher in Nordamerika die Meteorologie auf's praktiſche Leben angewandt worden. Es iſt ein großer Vorzug, daß dort der meteorologiſche Dienſt dem Kriegsminiſterium unterſtellt iſt; demzufolge iſt die ganze Organiſation militäriſch. An der Spitze des geſammten meteorolo-

giſchen Dienſtes ſteht der Brigade-General Albert J. Myer. Im Fort Whipple werden die Beobachtungsſergeanten und ihre Aſſiſtenten für den Dienſt ausgebildet; mit den hier inſtruirten Beobachtern werden ſämmtliche nordamerikaniſchen Stationen beſetzt, deren es gegenwärtig 78 giebt. Ihre Zahl wird aber noch ſtark vermehrt werden; auch liefern 11 kanadiſche und 3 Stationen auf den großen Antillen Berichte nach Waſhington. Hier laufen täglich dreimal von allen Stationen ausführliche Wetterdepeſchen ein; ſie werden ſofort diskutirt und zur Conſtruktion von Karten benutzt, auf denen Iſobaren, Winde, Temperatur- und Regenangaben eingetragen werden. Auf Grund des geſammten Beobachtungsmaterials und auf Grund der Kenntniß der voraufgegangenen Witterung wird auch die für den nächſten Tag wahrſcheinlich zu erwartende Witterung ermittelt und auf den Karten beigedruckt. Die Ergebniſſe werden ſofort telegraphiſch an die großen Zeitungen der wichtigſten Städte befördert und umgehend gedruckt.

Nach den Küſtenorten am atlantiſchen Ocean und an den großen Seeen werden, wenn nöthig, Befehle erlaſſen zum Aufhiſſen der rothen Fahne mit ſchwarzem Mittelfeld, als Warnſignals für bevorſtehenden Sturm.

Aber es geſchieht noch weit mehr: Das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten iſt in gewiſſe Diſtrikte getheilt; nach dem Centralpunkte eines jeden gelangt telegraphiſch die Wetterüberſicht und die „Wetterwahrſcheinlichkeit", welche auf Grund der Mitternachtsbeobachtungen (Waſhingtoner Zeit) in Waſhington für den bevorſtehenden Tag und für das ganze Land aufgeſtellt ſind. Hiervon werden gedruckte Exemplare von jedem Centrum aus an alle Poſtanſtalten innerhalb des Diſtrikts befördert, welche bis

4 Uhr Nachmittags deſſelben Tages noch zu erreichen ſind, und dort werden die Nachrichten öffentlich bekannt gemacht. Solche Copien gelangen jetzt täglich an 4491 Poſtämter, eine Ausdehnung des Betriebes ſteht noch bevor. Die ganze Poſt- und Telegraphenbeförderung geſchieht natürlich umſonſt von Staatswegen. Soviel thut der Staat im Intereſſe der Landwirthſchaft und des Handels. Man ſtaunt über ſolche koloſſale Dimenſionen. Aber freilich iſt auch nicht zu vergeſſen, daß im Jahre 1872 der Congreß lediglich für meteorologiſche Zwecke 250000 Dollars bewilligt hatte. In dieſer Hinſicht darf man in der That Nordamerika als Muſter hinſtellen und, im Intreſſe der Wiſſenſchaft und ihrer Anwendung auf's Leben, den Staaten der alten Welt zurufen: „Gehet hin und thut desgleichen!“ —

Anmerkungen.

[1]) Genauer ſo: In den Jahren 1870 bis 1873 reſp. 68·4 63·7 80·5 79·2 Procent.

[2]) Die Karte iſt im Weſentlichen einer in Hoffmeiers Wetterſtudien (Hamburg. Meißner 1874) enthaltenen nachgebildet.

[3]) Sie iſt auf Grund von Karten konſtruirt, welche dem Barometer Manual von Rob. Scott, Direktor des Londoner Meteorological office, beigegeben ſind.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

(16)

Gregor VII.
und die Normannen.

Von

Dr. Arthur Winckler.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Das wichtigſte und für die Geſchichte Europas folgenſchwerſte Moment in den Kämpfen zwiſchen Papſtthum und Kaiſerthum während des elften Jahrhunderts war unzweifelhaft das Eintreten der Normannenreiche in die europäiſche Staatengemeinſchaft. Klar hatte der junge Kapellan Hildebrand das Gebrechliche aller päpſtlichen auf die Weltherrſchaft gerichteten Unternehmungen erkannt, welche ſich nicht auf eine reale ſtaatliche Macht zu ſtützen vermochten. Er fühlte, daß wenn die von Cluguy ausgehende Kirchenreform, deren Seele er geworden war, mit Glück durchgeführt werden ſollte, ihr unbedingt ein kräftiger weltlicher Arm zur Hilfe bereit ſein müſſe, um auf den erſten Wink des Statthalters Chriſti zum Heil der Kirche einzugreifen.

Aber die beſtehenden Staaten waren dazu weder geeignet noch auch geneigt, eine ſolche Rolle zu übernehmen; ihr Hauptſtreben ging vielmehr dahin, ſich von dem Einfluß der kirchlichen Gewalten unabhängig zu machen und ſich dieſelbe, wenn möglich, zu unterwerfen. Dieſen Beſtrebungen ein Ziel zu ſetzen war das unabläſſige Bemühen Hildebrands ſeitdem er, die Kloſterzelle verlaſſend, in die Verwaltung der Kirche eingetreten war, und mit meiſterhaftem Geſchick und genialem ſtaatsmänniſchem Scharfblick wußte er die

Mittel zu erkennen und zu ergreifen, welche allein das ihm vorſchwebende Ideal päpſtlicher Allgewalt in's Leben zu rufen vermochten. Ohne Zögern erfaßte er ſie, wo er ſie fand, treu dem Axiom römiſcher Moral, daß da, wo der Zweck erlaubt iſt, auch die Mittel dazu geſtattet ſind.

Da er auf ebener Bahn und gradem Wege nicht zur Verwirklichung ſeiner gigantiſchen Entwürfe gelangen konnte, ſo ſcheute er ſich nicht die Schlangenpfade tückiſcher Politik zu wandeln, welche über Ströme Blutes und Berge von Leichen zu dem erhabenen Gipfel eines allmächtigen, die ganze bewohnte Erde beherrſchenden Pontificium führen ſollten.

In den wilden abenteuerluſtigen Nachkommen der alten Wikinger, deren ungezähmte Thatkraft ohne viel Bedenken überall eingriff, wo ein kühnes Unternehmen reichen Lohn verhieß, erkannte er das geeignetſte Element zur Begründung der dem heiligen Stuhl ſo nothwendigen ſtaatlichen Macht. Dieſe mord- und beutegierigen Germanenſtämme, die als letzter Ausläufer jener vielhundertjährigen Völkerwanderungen, während des neunten und zehnten Jahrhunderts, ſo oft die ſich unter fortwährendem Kämpfen emporarbeitende chriſtliche Cultur bedroht und den heimathlichen Beſitz verachtend, voll Gier im fremden Land Geld und Gut zu gewinnen, Europa gebrandſchatzt hatten, wurden nun im Dienſte der Kirche die ächten, gottwohlgefälligen Streiter Chriſti. Dem alten normänniſchen Wanderungstrieb und kriegeriſchen Unternehmungsgeiſt wurden jetzt mit den weltlichen zugleich religiöſe Zwecke geſetzt, die ihm eine höhere Weihe verliehen. Der Kampf für die Kirche und die Eroberung, welche für einen jeden eine perſönliche Beſitzergreifung war, gingen in einander auf. Zwiſchen der zur Fülle der oberſten Herrſchaft aufſtrebenden Hierarchie und dem ritterlichen Kriegsweſen des elften Jahrhunderts kam ein Bündniß zu Stande, dem ähnlich, welches ſie einſt mit

den Führern des fränkiſchen Heerbanns geſchloſſen hatte. Die Ideen regten ſich, aus denen die Kreuzzüge, die Grundlegung der ſpaniſchen Königreiche, die Stiftung des lateiniſchen Kaiſerthums in Conſtantinopel hervorgegangen ſind.[1])

Nach einem entſcheidenden Siege, den die unteritaliſchen Normannen über ein gegen ſie aufgebotenes päpſtliches Heer bei Civitate (20. Juni 1053) erfochten hatten, nahm der unter Hildebrands beſtimmendem Einfluß zur Tiara gelangte Papſt Leo IX. zuerſt Richard von Averſa und die beiden Söhne Tancreds von Hauteville, Humfried und Robert Guiscard als Lehnsleute des heiligen Petrus an, nachdem ſich die Sieger dem Nachfolger des Apoſtels demüthigſt genaht und ſeinen Segen erfleht hatten. Er belehnte ſie mit allen bisher von ihnen gemachten und noch zu machenden Eroberungen in Apulien, Calabrien und Sicilien. Der Papſt hatte lange gezögert, ehe er dieſe verſchlagenen Nordlandsſöhne in den Dienſt des Apoſtelfürſten nahm, aber den dämoniſchen Ueberredungskünſteu des Diakonen Hildebrand war es gelungen ſein Bedenken zu beſchwichtigen.

Dieſer unſcheinbare Prieſter hatte unter der Maske der Selbſtloſigkeit wiederholt die ſich ihm darbietende Erhebung auf den Stuhl Petri abgelehnt, dabei aber keine Gelegenheit verſäumt, die ſeinem perſönlichen Zauber faſt willenlos hingegebenen Stellvertreter Chriſti in die Bahnen zu führen, welche er vorſichtig und ohne die Verantwortlichkeit für ein etwaiges Mißlingen tragen zu müſſen, dem Papſtthum vorzeichnete. Um das ihm vorſchwebende Ideal eines Gottesreiches verwirklichen zu können, ſchien es ihm geboten, die Fäden der politiſchen Bewegungen in den Hauptländern Europas in ſeine Hände zu bekommen. Zu dieſem Zwecke ließ er ſich wiederholt die Legationen nach Deutſchland, das er ſchon aus den Tagen Gregors VI., den er in die Verbannung über die Alpen begleitet hatte, kannte, und nach Frankreich übertragen.

Dieſe beiden Reiche mußte er ſich zuerſt unterwerfen, wenn er mit ſeinen weltbewegenden Plänen reuſſiren wollte. In Deutſchland, welches ſich „der Combination von Hierachie und Ritterthum“ entſchieden feindſelig gegenüber ſtellte, wie das autokratiſche Verfahren Heinrichs III. genügend bewieſen hatte, erkannte er bald den heftigſten und hartnäckigſten Gegner ſeiner Entwürfe, wogegen er in Frankreich, wo ritterliches Weſen und hierarchiſche Inſtitute, Dialektik und Poeſie, ein ſteter innerer Kampf und ein unaufhörliches Trachten nach Außen am lebendigſten verſchmolzen waren[2]), einen geeigneten Boden für die theokratiſche Weltherrſchaft vorfand. Beſonders wurde ihm hier die nähere Bekanntſchaft mit den Normannen wichtig, welche ſich in den ihnen im nördlichen Frankreich angewieſenen Sitzen beengt fühlten und daher ſtets über neuen Eroberungen, kühnen Abenteuern und Wagniſſen aller Art brüteten.

In dem Herzog dieſes beweglichen Volksſtammes, dem tapferen Sohne Roberts des Teufels, der von genialer Begabung, liſtig und verſchlagen, vor keiner Gewaltthat zurückſchreckend, ſtets auf Erweiterung ſeiner Herrſchaft bedacht, von brennendem Ehrgeiz zu den gewagteſten Unternehmungen angeſtachelt wurde, erkannte Hildebrand, ohne ihn perſönlich geſehen zu haben, nur durch die Berichte eines ſeiner Vertrauten gewonnen, eine ihm ſympathiſche Natur, welche ihm, dem großen Menſchenverächter, unter allen chriſtlichen Fürſten allein Achtung und Zuneigung einzuflößen vermochte. Dieſe hervorragende Perſönlichkeit in ſein Intereſſe zu ziehen ließ er ſich von nun an ganz beſonders angelegen ſein, und als ſich ihm die Gelegenheit, ſich Wilhelm dauernd zu verpflichten, darbot, ergriff er ſie mit ſo ungewöhnlichem Eifer, daß er den Argwohn gewiſſer römiſcher Prälaten erregte.

In England war Eduard der Bekenner, ein der cluniacen-

ſiſchen Kirchenreform treu ergebener Fürſt, ohne Hinterlaſſung directer männlicher Erben geſtorben; ſein für die Selbſtändigkeit der angelſächſiſchen Kirche wirkender Schwager, der Godwinide Harald, hatte darauf unter dem Beifall des Landes den engliſchen Königsthron beſtiegen und war von Aldrod, dem Erzbiſchof von York, feierlich geſalbt und gekrönt worden. Gegen ihn erhob ſich nun der Sohn Roberts als erbberechtigter Prätendent, der von Eduard durch Ueberſendung von Ring und Degen, welche ihn jener Harald überbracht, zum Erben des angelſächſiſchen Reiches beſtimmt zu ſein vorgab.

Harald auf ſein gutes Recht bauend und der Liebe ſeiner Angelſachſen ſicher, verſchmähte es, ſich gegen verſchiedene bei der Kurie wider ihn erhobene Beſchuldigungen und Anklagen vor dem Papſt zu rechtfertigen. Wilhelm dagegen ließ durch den Archidiacon Giſelbert von Liſieux ſeine Erbanſprüche dem heiligen Vater in Rom zur Entſcheidung unterbreiten und wußte durch einen vielgewandten Vertrauten, Lanfranc, Prior von Bec und Freund Hildebrands, der ihm ſchon bei ſeinen Ehehändeln am päpſtlichen Hofe die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte, die Cardinäle, vor allen jedoch ſeinen einflußreichen Gönner zu gewinnen, ſo daß er ziemlich ruhig dem Urtheilsſpruch des Papſtes entgegenſehen konnte.

In dem zur Entſcheidung der engliſchen Nachfolge unter dem Vorſitz Alexanders II. zuſammengetretenen Cardinalscollegium erhob ſich eine heftige Oppoſition gegen den Normannenherzog; doch der hinreißenden Beredtſamkeit des für ſeinen Schützling mit begeiſtertem Lobe eintretenden Hildebrand gelang es die Opponenten zu beſchwichtigen und den Antrag auf päpſtliche Unterſtützung der Erbanſprüche Wilhelms durchzubringen. Froh des glücklichen Erfolges, ließ er ruhig den gefährlichen Vorwurf über ſich ergehen, daß er ſich zum Mitſchuldigen der

von den Normannen verübten Gräuel mache. Ihn beseelte das felsenfeste Vertrauen, daß der Herzog, wie er diesem selbst noch nach Jahren in einem Briefe bekennt, „der Sache Gottes und der heiligen Kirche um so größere Dienste leisten werde, je höher er steige".

Wie nur wenige Jahre vorher (1059) Nikolaus II. auf den Antrieb Hildebrands Richard von Aversa und Robert Guiscard, die den Lehnsforderungen des heiligen Stuhles so oft Hohn gesprochen, von dem über sie deswegen verhängten Banne gelöst, beide mit der Ueberreichung der Lehnsfahne von Neuem zu Vasallen der Kirche gemacht und den letzteren zum Herzog von Apulien und Calabrien ernannt hatte, so erhielt auch im Jahre 1066 Wilhelm von der Normandie, der sich als gewandter Politiker durch geschickte Unterhandlungen die Connivenz seiner östlichen und nördlichen Nachbaren gesichert hatte, vom Papste eine geweihte, mit dem Kreuz bezeichnete, reich geschmückte Fahne, deren Feld einen kämpfenden Krieger zeigte, als Symbol göttlicher und päpstlicher Belehnung mit dem von ihm zu erobernden England. Ueberdieß verehrte Alexander II. dem Schützling des allmächtigen Archidiakonen noch einen äußerst werthvollen Ring mit einem kostbaren Diamanten, unter dem ein Haar des heiligen Petrus sichtbar war, und wurde der Normanne durch diese augenfälligen Auszeichnungen gewürdigt, wie Gfrörer, der ultramontan gesinnte Biograph Gregor's sich ausdrückt, im Auftrage der Kirche England von „sittlichem und staatlichem Verderben zu retten".

Wilhelm verpflichtete sich dagegen zur Einführung der gregorianischen Kirchenordnung und zur Leistung des Peterspfennigs, dessen Ursprung die Päpste von einer Unterstützung herleiteten, welche König Ethelwulf und seine Nachfolger in der Form von 300 Mancusas einer zu ihrem Seelenheil begründeten Stiftung hatten zukommen lassen. Außerdem übersandte der glückliche Eroberer

dem heiligen Vater nebſt anderen Beuteſtücken aus dem blutigen Siege bei Senlac (Haſtings 14. Oct. 1066) das in ſeine Hände gefallene Banner des letzten, von ſeinen continentalen Stammgenoſſen ſchmachvoll verlaſſenen angelſächſiſchen Königs.

Mit dieſem glänzenden Erfolge ſeiner Politik hatte Hildebrand dem Papſtthum die Oberherrſchaft in Weſteuropa geſichert, und hielt er nun die Zeit für gekommen, um ſelbſt die Zügel des päpſtlichen Regiments in die Hand zu nehmen und den ſtolzen Bau hierarchiſcher Allmacht ſeiner Vollendung entgegen zu führen. Er hatte als „Kanzler des heiligen Stuhles", eine Würde, welche ihm von Alexander II., der wie ſeine Vorgänger dem Archidiaconen die Tiara verdankte, verliehen worden, ſämmtliche Geſchäfte der römiſchen Kirche zu leiten, deren Umfang ihn allmälig zur Ueberzeugung brachte, daß der geringſte Mißgriff, den er ſich hier oder da etwa zu Schulden kommen laſſe, leicht das ſtolze Gebäude ſeiner Hoffnungen zertrümmern könnte. Denn ſeine zahlreichen Gegner waren auf der Hut und jeden Augenblick bereit den allmächtigen Kanzler zu ſtürzen; ſchon mehr als einmal war es ihnen gelungen in ſeiner Abweſenheit die Päpſte zu ihm mißliebigen Maßregeln zu bewegen.

Als daher Alexander II. am 21. April 1073 mit dem Tode abgegangen war, wurde eine vorher reiflich überlegte „göttliche Inſpiration", wie ſie das Papſtthum zu allen Zeiten zu arrangiren pflegte, in Scene geſetzt und unter dem Rufe des „vom heiligen Petrus beſeelten" Volkes, daß der Apoſtel ihn zum heiligen Vater gewählt, Hildebrand, der ſechs Päpſte beherrſcht hatte, endlich ſelbſt auf den Stuhl Petri erhoben. Nach dem traditionellen Brauch ſeiner Vorgänger verſuchte er nun vergeblich in Angſt und Demuth die erdrückende Bürde des erhabenen Amtes abzulehnen und das Volk von ſeinem Vorhaben abzubringen, ſodann ergab er ſich dem „unbeugſamen Willen Gottes" und ſetzte

ſich, nachdem er ſeine gegen das kaiſerliche Wahldecret verſtoßende Erhebung von Heinrich IV. hatte beſtätigen laſſen, die Tiara auf's Haupt und nannte ſich fortan Gregor VII. (29. Juni 1073).

Fürwahr „nie übernahm ein Monarch mit gleich tiefer Kenntniß der Weltverhältniſſe, der Menſchen und Mittel und mit gleich klarem Bewußtſein ſeines Ziels" die Zügel der Regierung als dieſer toscaniſche Tiſchlerſohn, welcher in der engen Zelle zu Clugny den gigantiſchen Plan entwarf, „den Sieg des Altars über den Thron, den Triumph der Kirche über den Staat" zu erkämpfen und allen Völkern des Erdkreiſes die Fahne des heiligen Petrus als Symbol der göttlichen Allmacht des römiſchen Papſtes aufzupflanzen.

Kaum im Beſitz der Tiara eilten auch ſchon ſeine Legaten nach allen Richtungen der Windroſe, um die Könige und Fürſten der Chriſtenheit an die dem Nachfolger des Apoſtels ſchuldige Lehnspflicht zu erinnern und mit echt römiſcher Kühnheit zu begründen. Für den Augenblick verlangte der Papſt außer von England und Unteritalien die Vaſallität von Spanien, weil es von Alters her dem Rechte des heiligen Petrus unterworfen ſei (30. April 1073); von Böhmen, weil Alexander II. dem Herzog Wratislaus auf ſein Begehren den Gebrauch der Mitra zugeſtanden (17. Dec. 1073); von Sardinien, weil die römiſche Kirche die Mutter aller Chriſten ſei (14. October 1073); von Rußland, weil Jaropolk, der flüchtige Sohn von König Demetrius mit Bewilligung ſeiner Eltern das ruſſiſche Reich dem heiligen Petrus übergeben und von dieſem als Lehn zurückempfangen habe (17. April 1075); von Ungarn, weil Kaiſer Heinrich III. die eroberte Reichslanze und Krone jenes Landes als Weihgeſchenk der Baſilika des heiligen Petrus geſtiftet habe (23. März 1075).[3]) Auf ähnliche Weiſe wurde ſpäter das Recht der römiſchen Kirche auf Dalmatien und Croatien, auf Polen, auf Skandinavien und

die übrigen kleineren Reiche Europas begründet, ſo daß ſich ſchließlich nur noch Deutſchland, Frankreich und Byzanz der Unabhängigkeit von Rom erfreuen konnten. Doch auch dieſe ſollten der Lehnshoheit des Papſtthums unterworfen werden, und um dies zu erreichen wurde jetzt der erſtaunten Welt ein lang erwogener genialer Plan vorgelegt, nach welchem die geſammte waffenfähige Chriſtenheit zu einem unter Gregor's Anführung zu unternehmenden Eroberungszuge nach dem heiligen Lande ſich vereinigen ſollte. Die Abſicht Hildebrands, in dem „religöſe Devotion mit irdiſcher Betriebſamkeit, mönchiſche Weltverachtung mit imperativen Trieben, idealer Aufſchwung mit berechnender Staatskunſt“[4]) auf das Innigſte vereinigt waren, ging dahin, mit dem Kreuzheere zuerſt Unteritalien von Normannen, Griechen und Sarazenen zu ſäubern, dann Oſtrom zu unterwerfen und ſchließlich das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Wäre dieſer gewaltige Entwurf zu einem glücklichen Ende geführt worden, ſo hätten Deutſchland und Frankreich unter dem dann folgenden allgemeinen chriſtlichen Enthuſiasmus ſchwerlich ihre Unabhängigkeit bewahren können. Die von einem ſo großartigen Erfolge getragene päpſtliche Gewalt würde die erſchütterte Macht der Könige gebrochen und ſich tributair gemacht haben.

Aber der ein Vierteljahrhundert mit kluger Zurückhaltung und feiner Berechnung den Sieg ſeines Syſtems allmälig vorbereitende Hildebrand ſuchte als Gregor VII. mit ſich überſtürzender Haſt die letzte Strecke zu dem ſo heiß erſehnten Ziele zu durchfliegen, und was das Ende ſeines Pontificats hätte werden ſollen als den genialen Anfang deſſelben hinzuſtellen, daher „mißlang der koloſſale Plan und ſank zu ironiſcher Winzigkeit herab“.

Nach dieſem verhängnißvollen Mißlingen ſah ſich der Papſt genöthigt wieder auf die alten Pfade zurückzukehren, welche nur auf Umwegen dem Ziele ſich näherten, und ſo wandte er zunächſt

ſein Augenmerk auf Deutſchland, deſſen jungen König er als ſeinen Stellvertreter während des beabſichtigten Kreuzzuges zum Schutz der Kirche in Europa hatte zurücklaſſen wollen, der aber mit kluger Zurückhaltung dieſes verlockende Anerbieten abgelehnt und hierdurch zumeiſt zum Scheitern der päpſtlichen Hoffnungen beigetragen hatte. Hier begann die gregorianiſche Politik zuerſt ihre unheilvollen Früchte zu zeitigen, indem ſie einen Bürgerkrieg anfachte, in welchem der vier und zwanzigjährige von zwei der höchſten kirchlichen Würdenträger ſyſtematiſch demoraliſirte Heinrich IV. mit den ſeine Jugend und Unerfahrenheit mißbrauchenden Großen um die Krone rang.

Der Papſt, welcher „mit der Kunſt des gewandteſten Demagogen“ [5]) den inneren Krieg in Deutſchland wie in Italien zu nähren verſtand, zögerte nicht dieſen für ſeine Hoffnungen günſtigſten Augenblick auf das Geſchickteſte auszubeuten, und obwohl von dem über ſein anmaßliches, die königliche Würde tief verletzendes Auftreten empörten Fürſten mit Abſetzung bedroht — gelang es ihm dennoch durch gewandte diplomatiſche Unterhandlungen ſeine gefährdete Stellung zu behaupten. Er wagte es jetzt ſogar den König mit dem Bann zu belegen und ſeinerſeits wider Heinrich die Entthronung auszuſprechen, wodurch er ſich für den Augenblick den Sieg ſicherte. Im Bunde mit den zu Tibur tagenden Vaterlandsverräthern, den aufſtändiſchen Fürſten und Grafen, gelang es ihm, den deutſchen Herrſcher zu demüthigen und ſeinem Machtſpruch zu unterwerfen.

An den Thoren Canoſſas (25. — 27. Jan. 1077) mußte der unter Todesgefahren im eiſigen Winter über die Alpen gekommene Sohn Kaiſer Heinrichs III., vor deſſen eiſernem Arm einſt Italien und die Statthalter Chriſti erbebten, im härenen Bußgewand die tragiſche Schuld ſeiner Jugendverirrungen ſühnen, und der Pontifex, der noch vor Kurzem den Fauſtſchlägen eines rohen

römiſchen Patriciers zu erliegen Gefahr lief, feierte jetzt, „ein heiliger Satan", mit grauſamem Behagen den höchſten Triumph ſeines Lebens, nach dem ſeine Seele ſchon ſeit lange gelechzt hatte. Der König der Deutſchen hat ſich, ſo ſchrieb er jubelnd an die Reichsfürſten, der Oberhoheit des Papſtes unterworfen. Das theokratiſche Weltreich ſchien begründet zu ſein!

Aber Heinrich IV. war kein Fürſt gewöhnlichen Schlages; ſein königlicher Stolz konnte gebeugt, die ihm innewohnende Kraft des Geiſtes jedoch nicht gebrochen werden. Die Tage von Canoſſa hatten ſeine unreinen Leidenſchaften geläutert und ſeiner Seele einen kräftigeren Impuls gegeben, ſich ſeines großen Vaters würdig zu bezeugen. Bald erhob er ſich drohender denn je, und Gregor ſah ſich nach wenigen Jahren am Abgrund des Verderbens. Jetzt galt es für Petri Nachfolger die Lehnsleute der römiſchen Kirche, den König von England und den Herzog von Apulien, zu ſeiner Rettung aufzubieten. Nun mußte es ſich zeigen, ob die Eckpfeiler des gregorianiſchen Baues dem auf ſie ausgeübten Druck nachgeben oder Widerſtand leiſten würden.

Obwohl Wilhelm der Eroberer Oſtern 1070 aus wichtigen politiſchen Gründen durch die Hände päpſtlicher Legaten, der Cardinäle Johannes und Petrus, die feierliche Krönung und Salbung, welche ſchon ein engliſcher Erzbiſchof an ihm vollzogen, nochmals wiederholen ließ, ſo war er durchaus nicht geſonnen ſich durch dieſe Ceremonie als Vaſallen des Papſtes zu bekennen. Er verhehlte ſich nicht, daß eine Lehnsabhängigkeit ſeines Königreichs von Rom ihn und ſeine Nachfolger in jeder freien Entfaltung ihrer Kräfte hemmen und jeder Ausbreitung der königlichen Macht hindernd in den Weg treten mußte. Er ließ Gregor VII. darüber auch nicht lange im Unklaren, indem er, als ihm Roms Einmiſchung in die engliſchen Angelegenheiten verdächtig vorkam, den Verkehr ſeiner ihm von der Kurie geſandten Biſchöfe und

Erzbiſchöfe mit dem heiligen Vater erſchwerte und gelegentlich die von einzelnen derſelben beabſichtigte Reiſe nach Italien verbot, was natürlich den Zorn Gregors erregte, der ſich ſeinem nach England geſandten Legaten Hubert gegenüber, den der König gleichfalls zurückhielt, in den unzweideutigſten Ausdrücken über des Eroberers Willkühr erging: Kein Heidenkönig, heißt es in dem betreffenden Briefe (27. Sept. 1079), habe je derartiges zu unternehmen gewagt, was dieſer auszuführen ſich nicht ſcheue[6]). Wilhelm ließ ſich durch den päpſtlichen Zorn nicht ſchrecken. Er duldete nicht, daß die Prälaten ſeines Landes ſich in politiſche Verbindungen mit Rom, dem ewigen Heerd ſtaatlicher wie kirchlicher Intriguen, einließen. Er glaubte für die Beförderung zur königlichen Würde erkenntlich genug zu ſein, wenn er dem heiligen Vater perſönliche Verehrung zollte und in allen rein kirchlichen Fragen den päpſtlichen Anordnungen „modeste parendo“ Folge leiſtete. Alle der Kirche zuſtehenden Rechte ſuchte er ihr ungeſchmälert zu erhalten, ſo daß Gregor ſelbſt in dieſer Hinſicht nicht umhin konnte, dem Könige ſein volles Lob zu ertheilen: Er zerſtöre weder, ſchreibt[7]) er ſeinem Legaten, noch verkaufe er Kirchen, gewähre ſeinen Unterthanen Recht und Frieden, laſſe ſich nicht zu Bündniſſen gegen den apoſtoliſchen Stuhl verleiten, wie es gewiſſe Feinde des Kreuzes Chriſti verlangten (Heinrich IV.); er zwänge die Geiſtlichen ihre Frauen zu entlaſſen und die Laien den Zehnten zu entrichten. Durch Alles dieſes beweiſe er ſich tüchtiger und ehrenwerther als die übrigen Könige und daher ſei es billig, ſeine Regierung nachſichtiger zu behandeln und bei der ſeiner Rechtſchaffenheit gebührenden Hochachtung auch die Saumſeligkeiten ſeiner Unterthanen und ſeiner Getreuen geduldig zu ertragen.

Dieſes ihm hier geſpendete Lob hatte ſich Wilhelm, außer bei früheren Gelegenheiten, beſonders während des Sommers 1079

verdient, als der päpſtliche Legat Hubert bei ihm erſchien und wegen der unregelmäßigen Sendungen des Peterspfennigs Beſchwerde erhob, welcher der König ſofort derart Rechnung trug, daß er den während ſeiner dreijährigen Abweſenheit von der Inſel nur läſſig eingeforderten und abgelieferten Zins mit aller Strenge eintreiben und nach Rom abgehen ließ. Als aber derſelbe Legat das Anſinnen des heiligen Vaters, der König ſolle ihm und ſeinen Nachfolgern den Lehnseid leiſten, vorbrachte, erklärte der Eroberer auf das Entſchiedenſte, daß dies niemals geſchehen würde, und eröffnete er dieſen Entſchluß dem Papſte in einem beſonderen Schreiben, in welchem er ſich kurz und bündig dahin äußerte, „daß er den Treueid nie leiſten werde, weil er es nicht verſprochen habe und nicht finden könne, daß ſeine Vorgänger es gethan hätten.“ [8])

Wilhelm hatte hinſichts dieſer wohl nicht zum erſtenmale erhobenen Forderung Anſelm von Lucca um Rath gefragt, und dieſer treuſte Anhänger der Reformpartei beeilte ſich nun, ſicherlich nicht ohne Vorwiſſen Gregors, der alle Hebel in Bewegung ſetzte, den hartnäckigen Normannenkönig aus der von ihm in dem italieniſch-deutſchen Krieg mit kluger Politik beobachteten Neutralität herauszudrängen, in einem eigenhändigen und nur für den König beſtimmten Briefe mit allen Mitteln frommer Ueberredungskunſt den vorſichtigen Fürſten, „den zur Beſtrafung der Böſen und zur Belohnung der Guten berufenen Diener Gottes“, zu beſtürmen, der „viel Schmach und Beſchimpfung erduldenden Mutterkirche“, in Rückſicht, daß ihm „das Schwerdt nicht ohne Urſache“ verliehen ſei, beizuſtehen und ſie aus den Händen der Feinde zu befreien; denn ihm vertraue ſie vor allen Fürſten. Er möge jedoch das ihm Geſagte reiflich und klug überlegen, dann aber männlich handeln [9]). Wilhelm befolgte den gutgemeinten Rath des ehrlichen Biſchofs und hatte, als er obigen Brief dem

Papſte überſandte, ſeinen Entſchluß, dem Nachfolger Petri weder den Treueid noch die geforderte Kriegshilfe zu leiſten, reiflich erwogen, und beharrte männlich dabei trotz aller Ueberredungskünſte, die auf Veranlaſſung des Papſtes von Seiten des Erzbiſchofs Lanfrank, der ſich als Statthalter Wilhelms „princeps et custos Angliae“ nennen konnte, und der Königin Mathilde, ſeiner Gemahlin, aufgeboten wurden. Dieſe letztere war von Gregor ſchon oft ermahnt worden, ihren Einfluß zu Gunſten der Kirche bei ihrem Gemahl geltend zu machen und hatte auch jetzt wieder der Legat Hubert für ſie beſondere Aufträge aus dem Lateran mitgebracht. Aber auch der weibliche Zauber ſcheiterte an der männlichen und klugen Feſtigkeit des Königs, der ſeine Gemahlin hoch verehrte, dießmal jedoch ihren Bitten nicht nachgab, weil er ein unabhängiger Fürſt von Gottes, nicht aber von Petri Gnaden ſein wollte.

Doch gab Gregor in ſeinen Forderungen nicht nach; er hoffte noch immer ſeinen ehemaligen Schützling für das Intereſſe der bedrängten Kirche zu gewinnen, daher ließ er ſo manchen geheimen Wunſch des Normannen in Erfüllung gehen und ſparte nicht den Weihrauch ausgeſuchteſter Schmeicheleien, kam jedoch ſeinem Ziele um keinen Schritt näher. Denn der Eroberer wußte ſehr genau, was die zarten Aufmerkſamkeiten, väterlichen Ermahnungen und oberhirtliche Fürſorge ſeines Gönners zu bedeuten hatten, wenn dieſer ihn zur Hilfe aufforderte mit den Worten: „Jetzt alſo, theuerſter und in Chriſto ſtets geliebter Sohn, wo Du Deine Mutterkirche auf das Aeußerſte bedrängt ſiehſt, zwingt Dich die unabweisbare Nothwendigkeit uns zur Hilfe zu eilen, und da ich Dich aus wahrer ungeheuchelter Liebe um Deiner Ehre willen als Retter zu ſehen wünſche, ſo ermahne ich Dich, daß Du uns vollen Gehorſam leiſteſt, und wie Du verdient haſt unter dem Beiſtande Gottes ein Edelſtein unter den Fürſten zu werden, ſo

erwerbe Dir jetzt das Verdienſt, den geſammten Fürſten der Erde ein Vorbild der Gerechtigkeit und ein Meiſter des Gehorſams zu ſein, wofür Dir nicht allein der Ruhm des himmliſchen Reichs, ſondern Dir und Deinen Nachfolgern auch ſchon in dieſer Welt Sieg, Ehre, Macht und Erhabenheit zu Theil werden wird.....". „Und da ich Dich bei dem gerechten Richter, der die Lüge nicht kennt, vor dem furchtbaren Gericht zu vertreten habe, ſo mag Deine Weisheit beurtheilen, ob ich nicht Dein Seelenheil bewahren muß und Du mir daher zu Deinem eigenen Beſten, damit Du das Land der Lebenden beſitzeſt, ohne Widerſtreben gehorchen mußt".[10])

Dieſe ſophiſtiſchen Redewendungen vermochten den geſunden Sinn des Königs ebenſowenig von der Nothwendigkeit ſeiner Unterwerfung unter den Papſt zu überzeugen, wie das Gleichniß von den beiden Himmelslichtern, mit dem Gregor den vom 8. Mai 1080 datirten oben angeführten Brief einleitet und zu beweiſen ſucht, daß nach dem Willen Gottes zur Aufrechthaltung der geſellſchaftlichen Ordnung der König den Mond und der Papſt die Sonne repräſentiren ſolle. Der Sohn Roberts des Teufels war nichts weniger als ein gelehriger Schüler „der klerikalen Erziehung", von welcher Gfrörer behauptet, daß ſie ihn „zum Dienſte des Reiches Gottes herangebildet habe".[11]) Der Normannenherzog fühlte trotz ſeiner „vortrefflichen geiſtlichen Lehrer" nicht den inneren Beruf zu der ihm von ſeinem „Geiſtesverwandten" Gregor zugedachten idealen Rolle „*eines apoſtoliſchen Kaiſers, eines Kirchenvogtes des heiligen Petrus*".[12]) Das bewies er ſchon als Nikolaus II. auf die Beſchwerde des von Wilhelm wegen ungebührlicher, den Herzog beleidigender Reden abgeſetzten Abtes Robert von Ouche Legaten in die Normandie ſandte, um den von dem Fürſten an des Vertriebenen Stelle ernannten Abt Osbern entfernen zu laſſen. Bei der Meldung von der Ankunft des päpſtlichen Abgeſandten machte

ſich nämlich bei dem jähzornigen Herrſcher der innere Groll über die römiſche Anmaßung in den bemerkenswerthen Worten Luft, daß er zwar die Legaten des Papſtes, des gemeinſamen Vaters der Gläubigen, hinſichtlich des Glaubens und der chriſtlichen Religion gern empfangen würde, wenn aber einer der Mönche in ſeinem Lande ihm feindliche Ränke anſpinnen wolle, ſo würde er ihn mit ſeiner Kutte ohne Erbarmen an der höchſten Eiche des nächſten Waldes aufhängen.[13])

Der ſich in dieſer Aeußerung widerſpiegelnden Geſinnung bezüglich der prieſterlichen Autorität iſt der Eroberer nie untreu geworden, und es mangelt nicht an Beweiſen, daß „ſein Eingehen auf die Ideen Gregors VII." nicht ſo „ernſtlich" war, um ſich durch geiſtliche Einflüſterungen in ſeiner Politik beirren zu laſſen. Nur wo es ihm Vortheil verhieß, bediente er ſich des kirchlichen Einfluſſes, ſonſt wies er die pfäffiſche Anmaßung ſtets ſehr unſanft zurück; denn er hatte die Haupturſache des Verfalls der angelſächſiſchen Herrſchaft in den „geiſtlichen Schwätzern" erkannt, und da er damals „die nichtsnutzigen Menſchen zu Hunderten zum Reiche hinausſchaffte",[14]) ſo hütete er ſich weislich den von Rom aus geleiteten „geiſtlichen Schwätzern", den Nachfolgern der Vertriebenen, irgendwelche Einwirkung auf die ſtaatlichen Angelegenheiten zu geſtatten.

Lanfrank, der Erzbiſchof von Canterbury, welcher der Tyrannei Gregors nicht ſonderlich hold war und daher mehrmals Gefahr lief, in den Bann gethan zu werden, und Anſelm von Lucca waren die einzigen Kleriker, die ſich beſonderen Einfluſſes auf den engliſchen König rühmen konnten, aber auch ſie vermochten nicht, denſelben zur Anerkennung der päpſtlichen Oberhoheit zu bewegen. Die von allen Seiten auf ihn eindringenden Verſuche der gregorianiſchen Parteigänger ihn zum Kampfe wider Heinrich IV. und ſeine Bundesgenoſſen zu vermögen,

erbitterten den König allmälig so, daß er sich entschloß die wider ihn angezettelten Intriguen Gregors und seiner Creaturen mit einem Schlage zu zerreißen, indem er seinen Bruder Odo, der sich bisher seines höchsten Vertrauens erfreute, jetzt aber den Versuchungen Roms erlegen war, festnehmen und zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilen ließ.

Gregor VII., der die Abenteuerlust und den ausschweifenden Ehrgeiz als normännische Charaktereigenthümlichkeit wohl zu würdigen verstand, hatte nämlich in dieser Richtung auf den Bischof von Bayeux einzuwirken versucht und zwar in so feiner und geschickter Weise, daß wohl auch ein weniger ehrgeiziger Mann als Odo den römischen Verlockungen erlegen wäre.

Wilhelm hatte während seiner Abwesenheit von England seinen Bruder, der sich schon in vielen wichtigen Aufträgen und Aemtern als geschickt und zuverlässig bewiesen, zum Statthalter des Königreichs ernannt. Diesen Umstand wußte man in Rom zu benutzen, um mit dem Bischof Unterhandlungen anzuknüpfen, die darauf hinausliefen, durch Vermittelung des königlichen Vicarius ein zahlreiches Normannenheer aufzubringen, welches dem ausgesprochenen Willen des Königs zum Trotz nach Italien eilen und in den Dienst des Papstes treten sollte.

Odo, von bewährter Treue gegen seinen Bruder, aber durch das Glück desselben, sowie durch die Erfolge der Söhne des Grafen von Hauteville zu krankhaftem Ehrgeiz angestachelt, ließ sich verleiten, einer vom Tiber ihm zugegangenen, eigens zu seiner Täuschung erfundenen Prophezeiung, daß Gregor's Nachfolger ein Odo sein werde, Gehör zu schenken und den ihm zur Verwirklichung seiner Hoffnungen gegebenen Rathschlägen Folge zu leisten. Man hatte ihm die glänzende Zukunft so sicher in Aussicht gestellt, daß der sonst so geizige Fürst plötzlich seine vergrabenen Schätze ans Licht zu ziehen sich entschloß und in

verſchwenderiſcher Weiſe damit die „Römiſchen Senatoren“, d. h. die Cardinäle bedachte, welche für ſeine Wahl thätig ſein ſollten. Dieſelben verſprachen dem reichen Biſchof ihre Stimmen, und er war daher ſeines Erfolges ſo ſicher, daß er Agenten nach Rom ſchickte, um für ihn einen geeigneten Palaſt daſelbſt anzukaufen, den er mit reicher Pracht auszuſtatten befahl[15]). Zu gleicher Zeit wurde, worauf es Gregor ja allein ankam, das Heer geſammelt und der Aufbruch deſſelben feſtgeſetzt. Doch noch ehe alle Vorbereitungen dazu beendet waren, hatte Wilhelm von dem Vorhaben ſeines Bruders Nachricht erhalten und war ſofort nach England hinübergeſegelt. Kaum hatte Odo des Königs Ankunft erfahren, als er die Anker zu lichten befahl und das hohe Meer zu gewinnen ſuchte. Wilhelm ſetzte ihm jedoch ſogleich nach und erreichte die Flüchtigen bei der Inſel Wight, wo die Flotte angelegt hatte. Der entrüſtete Herrſcher ließ auf der Stelle ein Gericht zuſammentreten, das über den Hochverräther, der „während das Reich gegen die Dänen, Irländer und andere Feinde zu ſchützen wäre, mit dem verführten Heere über die Alpen ziehen wolle“, das Urtheil fällen ſollte. Die beſtürzten Vaſallen weigerten ſich über den Biſchof zu Gericht zu ſitzen, worauf der König denſelben ohne Weiteres in Gewahrſam nehmen ließ und die von dem Gefangenen eingelegte Berufung auf ſeine prieſterliche Würde ſchnitt er mit der Erklärung ab; daß er nicht den Geiſtlichen, nicht den Biſchof von Bayeux verhafte, ſondern den Grafen, ſeinen Stellvertreter in England, von dem er jetzt Rechenſchaft fordern werde.

Auf dieſe Weiſe ſeines Anführers beraubt, zertheilte ſich das verſammelte Heer wieder, ohne von Seiten des Eroberers weiter behelligt zu werden, der ſich in weiſer Mäßigung mit der Beſtrafung des Verführers begnügte.

Der Papſt, welchem mit dem Scheitern dieſer Unternehmung

(1082) die letzte Hoffnung auf engliſche Unterſtützung in ſeinen Kämpfen mit dem deutſchen König entſchwunden war, gerieth bei der Nachricht davon in nicht geringe Aufregung über die „unverſchämte, aller königlichen Beſcheidenheit ſpottende Rechtsverletzung", wie er das Verfahren des britiſchen Herrſchers bezeichnete; doch befleißigte er ſich in dem an den König gerichteten Schreiben (1083) einer gewiſſen apoſtoliſchen Mäßigung. Er liebe und achte ihn zwar, heißt es daſelbſt, nach wie vor, aber die Freude ſeines Herzens über die hervorragenden Zeichen ſeiner königlichen Tugenden ſei doch ſchmerzlich getrübt, da er ſeinen Bruder, den Biſchof, ſeiner eigenen Ehre und der dem Geiſtlichen ſchuldigen Ehrfurcht uneingedenk, unter Hintanſetzung des göttlichen Geſetzes, nur ſeine weltliche Sicherheit und ſeinen Vortheil im Auge, gefangen halte, ohne weder der Worte der heiligen Schrift, „leget nicht Hand an meinen Geſalbten", noch des von Kaiſer Conſtantin gegebenen Beiſpiels zu gedenken, welcher nicht über die von Gott eingeſetzten Biſchöfe zu Gericht ſitzen wollte.

Dieſer Brief Gregors fruchtete aber ebenſowenig als alle andereu in dieſer Angelegenheit gethanenen Schritte; Wilhelm ließ ſich darüber nicht täuſchen, daß die um dieſelbe Zeit von ſeinem Sohn Robert in der Normandie, welche die Kirche gern als Aequivalent für England in Beſitz genommen hätte, angezettelte Empörung, zu deren Dämpfung der König eben die Inſel verlaſſen hatte, und die von ſeinem Bruder beabſichtigte Heerfahrt auf einen gemeinſamen Urſprung zurückzuführen ſeien [16]). Er wußte in weſſen Hand die Fäden dieſer ihm gefährlichen Aufſtände zuſammenliefen, daher denn ſeinerſeits an eine Berückſichtigung der päpſtlichen Anſprüche nicht mehr zu denken war.

Dieſer klugen Feſtigkeit des Königs von England gegenüber den klerikalen Anmaßungen und Lockungen iſt wohl zumeiſt der ſchließliche Triumph Heinrichs IV. über Gregor VII. zu danken;

denn hätte der Eroberer nach 1080 zu Gunſten des Pontifex eine Landung in Deutſchland unternommen, die ſchon im Jahre 1074 gefürchtet wurde und damals den auf einem Zuge nach Ungarn begriffenen König Heinrich zur Umkehr bewog, ſo hätte ſich die deutſche Macht zerſplittern müſſen und auf die Dauer kaum den vereinten Angriffen der Engländer und Italiener Widerſtand leiſten können. Wilhelm ſcheute aus dynaſtiſchem Intereſſe den europäiſchen Krieg, welcher ſich aus ſeiner Betheiligung an dem Kampfe zwiſchen Imperium und Pontificium unzweifelhaft entwickelt haben würde, und deßhalb lehnte er ſowohl die ihm 1074 von Heinrich IV. angetragene Bundesgenoſſenſchaft als auch die von Gregor verlangte bewaffnete Intervention entſchieden ab.

Der Nachfolger Petri mußte nun, da alle auf den engliſch-normänniſchen Beiſtand geſetzten Hoffnungen an dem eiſernen Willen des Eroberers geſcheitert waren, ſchweren Herzens die Hilfe des ſüditaliſchen Lehnsmannes in Anſpruch nehmen, gegen den ihn, obwohl Robert Guiscard in demſelben Maße ſein „Geiſtesverwandter" war wie Wilhelm von England, eine tiefe innere Abneigung beherrſchte, welche jetzt die drückendſte Nothwendigkeit niederzukämpfen gebot. Gregor ſah ſich in allen ſeinen Entwürfen, welche ſich den nationalen Regungen Italiens gegen das deutſche Kaiſerthum anſchloſſen und den unumſchränkten Beſitz der Halbinſel zum Ziele hatten, durch den ſchlauen, geſchmeidigen Normannen gehemmt, der mit ſtaatsmänniſchem Scharfblick jedem Schachzuge des Papſtes ein unüberwindliches Matt! entgegenzurufen verſtand. Daher hat kein Regent außer Heinrich IV. Hildebrand während ſeines zwölfjährigen Pontificats ſo viel Kummer bereitet als der Herzog von Apulien, auf den die gefährlichſte Waffe des apoſtoliſchen Stuhls, der Bann, zu wiederholten Malen wirkungslos niederfuhr.

Dieſer Sohn des Grafen Tancred von Hauteville hatte,

um für ſeine durch alle Mittel der Gewalt und Liſt gemachten Eroberungen die Anerkennung des päpſtlichen Hofes zu erlangen, keinen Augenblick gezaudert den von ihm verlangten Lehnseid abzulegen, da es ihm vor Allem darauf ankam, in die Reihe der legitimen Herrſcher aufgenommen zu werden. Willig erkannte er zu Melfi Nikolaus II. als Lehnsherrn an und verband er ſich zum Zeichen ſeiner Lehnspflicht auf jedes Joch Ochſen 12 Denare nach Rom zu entrichten. Doch begnügte ſich der Papſt hiermit nicht allein, er verlangte außerdem von dem neuen Vaſallen der Kirche, dem er zugleich die Herrſchaft über das noch zu erobernde Sicilien zuſprach, einen zweiten Eidſchwur, welcher Robert verpflichtete, die Vertheidigung der römiſchen Kirche und ihres Oberhauptes zu übernehmen, ſowie Sorge zu tragen für eine nur von den wohlgeſinnten Cardinälen, Klerikern und Laien zu vollziehende Wahl eines würdigen Nachfolgers des Apoſtels. Kaum hatte die Belehnung ſtattgefunden, als auch ſchon die Lehnstreue des Herzogs auf die Probe geſtellt wurde, indem ihn der Papſt veranlaßte, mit ihm nach Rom zu ziehen, um die dortigen, dem Hildebrandiniſchen Kirchenregimente feindlich geſinnten Capitaine zu züchtigen, ein Auftrag, deſſen ſich Robert gern unterzog und zur Zufriedenheit ſeines Lehnsherrn ausführte.

Aber nicht umſonſt hatte man dem kühnen Normannen den Spitznamen Guiscard (der Verſchlagene) beigelegt, und nur zubald erkannte der Statthalter Chriſti, daß die dem verſchlagenen Emporkömmling angelegten Feſſeln des Vaſalleneides denſelben nicht im Geringſten an der Ausführung ſeiner gewaltigen, von genialſter Thatkraft zeugenden Pläne hinderten. Nikolaus Nachfolger Alexander II. durfte in ſeinen Kämpfen mit den Römern und dem Gegenpapſt Honorius III. nicht auf Beiſtand dieſes Vaſallen rechnen, ſondern mußte vielmehr die zweideutige Unterſtützung eines anderen Normannen, Richards von Averſa, der

kurze Zeit vor Robert Nikolaus ebenfalls das Treugelöbniß abgelehnt hatte, in Anſpruch nehmen. Der Widerſtreit, der von dem Herzog von Apulien, welcher unterdeſſen in Gemeinſchaft mit ſeinem tapferen Bruder Roger Sicilien erobert hatte, übernommenen Lehnspflichten mit ſeinen dynaſtiſchen Beſtrebungen kam jedoch erſt zum vollen Ausbruch, als Gregor VII. den apoſtoliſchen Stuhl beſtieg. Robert erkannte ſofort die Gefahr, welche mit der Wahl Hildebrands ſeinen ehrgeizigen Plänen drohte, und zögerte er nicht fortan gegen die weitreichenden Unternehmungen ſeines ehmaligen Protectors geheim und offen zu intriguiren. Geſchickt ſuchte er zahlreiche von ihm angeknüpfte antigregorianiſche Verbindungen für ſeinen Ehrgeiz auszunützen, der für jetzt darauf hinauslief, ſich im Kampf gegen den römiſchen Principat zum Herren von Unter- und Mittelitalien zu machen.

Dieſe Beſtrebungen des Normannen blieben aber dem neuen Papſt nicht verborgen, und als gewiegtem Politiker gelang es Gregor die von Guiscard geführte Gegenpartei zu ſprengen, indem er die Fürſten Richard von Capua und Landulf von Benevent durch Lehnseide feſſelte und ihnen ihre Beſitzungen garantirte. Durch dieſe Maßregel ſah ſich der Herzog von Apulien plötzlich von ſeinen Bundesgenoſſen verlaſſen, und ſo zeigte er ſich zu einer Verſtändigung mit dem Papſte geneigt, an den er mehrfache Betheuerungen ſeiner Ergebenheit und Treue gelangen ließ; doch war er keineswegs geſonnen, ſich dem heiligen Vater auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Denn als dieſer in Benevent, vor deſſen Thoren Robert ſein Lager aufgeſchlagen hatte, verlangte, daß er allein in die Stadt kommen ſollte, um in der alten Fürſtenburg ſeine Belehnung zu empfangen, weigerte ſich der Herzog einem ſolchen Anſinnen Folge zu leiſten, bat jedoch den Papſt, „er möge nicht den Herzog, ſondern dem treuen Vaſallen die Bitte gewähren", mit ihm in ſeinem Lager zuſammen

zu treffen, was Gregor ebenfalls ablehnte. Die Unterhandlungen zerschlugen sich sonach, und beide Parteien trennten sich Haß und Rache im Herzen. Auf der Ostersynode 1074 verhängte nun Gregor über den Apulier den großen Kirchenbann, von dem er ihn nicht eher lösen würde, als bis sich der Herzog zu Benevent gestellt hätte. Robert erschien hierauf nochmals und zwar in Begleitung seiner Kinder und Sigelgaita's, seiner Gemahlin, vor der alten Longobardenstadt. Aber vergeblich harrte er der Ankunft des heiligen Vaters, welcher sich vor Kurzem noch von einem stattlichen zur Vernichtung des Normannen berufenen Heeres umgeben sah, jetzt jedoch nach Abzug seiner Getreuen, die in ihren eigenen Gebieten wider Aufruhr und Abfall kämpfen mußten, allein und verlassen dastand, und es daher für gerathen gehalten hatte, vor dem gefürchteten Herzog nach Rom zu entweichen.

Nachdem dieser Sühneversuch an dem gegenseitigen Mißtrauen gescheitert war, schritt Robert unbekümmert um die päpstlichen Bannstrahlen ruhig auf der Bahn seiner Eroberungen fort, ohne jedoch die Versuche aufzugeben, mit dem Statthalter Christi, dem er die weitgehendsten Zugeständnisse machen ließ, in ein gutes Einvernehmen zu treten. Gregor aber zögerte „aus bestimmten Gründen" auf die Anerbietungen des Herzogs einzugehen, weil er, wie es in einem vom 16. October 1074 datirten Briefe an seine Freundinnen Beatrix und Mathilde von Canossa heißt, „die Beschlüsse der himmlischen Vorsehung und der apostolischen Fürsorge" erwartete, d. h. er wollte erst sehen, ob sein Aufruf zum Kreuzzuge, welcher mit der Vertreibung des Herzogs von Apulien beginnen sollte, auch hinreichenden Erfolg haben würde. Besonders rechnete er auf die nordischen Fürsten, welche sich aber nicht sonderlich bereitwillig zeigten, auf die päpstlichen Vorschläge einzugehen. Noch am 25. Januar 1075 richtete er ein

Schreiben an den König Swen Eſtrithſon von Dänemark, in welchem er beſtimmte Antwort verlangt, ob er auf die Streitkräfte und das Schwerdt deſſelben gegen die Ungläubigen und die Feinde Gottes rechnen könne. Um den Ehrgeiz des Dänen rege zu machen, ſchließt er, ſcheinbar nur ſo beiläufig hinwerfend: „In unſerer Nähe liegt am Meere eine ſehr reiche von gemeinen und feigen Ketzern bewohnte Provinz, über die wir einen Deiner Söhne als Herzog und Fürſten, ſowie als Vertheidiger des chriſtlichen Glaubens zu ſetzen wünſchen, wenn Du ihn, wie Du ja nach Ausſage eines Deiner Biſchöfe Willens biſt, als Dienſtmannen des apoſtoliſchen Hofes mit einer Anzahl tüchtiger ihm ergebener Streiter hergiebſt".

Dieſe Lockungen hatten jedoch nicht den gewünſchten Erfolg, und wenn ſich auch etwa 50,000 Streiter verſchiedenſter Nationalität zum Kreuzzuge einſtellten, ſo fehlten nicht ſowohl die nothwendigen Mittel als beſonders die tauglichen Heerführer, und wie wir oben geſehen haben, zerrann der ſtolzeſte Traum Gregors in eitel Dunſt.

Das Verhältniß zwiſchen dem Nachfolger Petri und dem Herzog von Apulien wurde durch die gegenſeitigen Bemühungen einander zu ſchaden, ein immer geſpannteres; der Papſt verſchwendete noch manchen Bannſtrahl an dem verhaßten Normannen, ohne daß ſich dieſer hierdurch in ſeinen Entwürfen hätte ſtören laſſen. Es gehörte zu den beſonderen Charaktereigenthümlichkeiten dieſer Nachkommen der alten Wikinger, ſich in tiefſter Demuth vor dem Kreuze Chriſti zu beugen und dabei, ſobald es ihr Vortheil bedingte, gegen Chriſt und Muſelmann mit gleicher Grauſamkeit zu verfahren. Während ſie einerſeits in die Fußtapfen ihrer 40 Stammgenoſſen zu treten ſchienen, welche im Zorn chriſtlicher Begeiſterung zur Schmach der feigen Salernitaner eine vielfache Uebermacht hochmüthiger Sarazenen vor den Thoren

Salernos auf die Schiffe trieben und die Stadt von einem drückenden Tribut befreiten (1016), verſchmähten ſie andrerſeits nicht, die Anhänger Mohameds wider den heiligen Vater in's Feld zu führen. Von den über ſie verhängten Kirchenſtrafen nahmen ſie nur inſofern Notiz, daß ſie von Zeit zu Zeit größere Weihgeſchenke an die mit ihnen in ſteter Verbindung ſtehende Benedictinerabtei Monte-Caſſino zur Sühnung ihrer Sünden verehrten. Zwar ſtand auf dem Siegel Rogers, des treueſten Waffenbruders Roberts, „Die Rechte des Herrn gab Macht, die Rechte des Herrn erhöhte mich", aber die unerſättliche Herrſchbegier der Söhne des Grafen von Hauteville ließ ſich durch kein chriſtliches Gebot und keinen päpſtlichen Bannſtrahl zügeln; ſo lange ſie einen ihrer Nachbarn in Beſitz von Land und Leuten ſahen, kamen ſie nicht zur Ruhe, entweder mußte er ſich ihnen unterwerfen oder ſich ſeines Eigenthums beraubt ſehen.

„Es bezeichnet einen Wendepunkt des Mittelalters, als dieſe verwegenſten Krieger des Abendlandes ſich in den Dienſt der römiſchen Kirche ſtellten, als das Abenteuer und die Abenteurer papiſtiſch wurden" [17]). Gregor VII. und Robert Guiscard, ſo antipathiſch ſie einander waren, führte die Abenteuerlichkeit ihrer beiderſeitigen Politik doch wieder zuſammen.

Das leidliche Verhältniß zu Deutſchland war durch die Hartnäckigkeit Gregors von Neuem in offene Feindſchaft ausgebrochen. Der Papſt hatte Heinrich IV. zum zweiten Male in den Bann gethan und der König hierauf mit der Abſetzung Gregors geantwortet. In dieſer gefahrvollſten Kriſe ſeines Pontificats, von allen Seiten verlaſſen, ſah ſich der Statthalter Chriſti gezwungen dem verhaßten Normannenherzog die Hand zur Verſöhnung zu reichen. Die päpſtlichen Unterhändler, hauptſächlich Deſiderius, der Abt von Monte-Caſſino, ein dem Herzog erge-

bener und deßhalb ehemals von Gregor mit Mißtrauen verfolgter Prälat, vermittelten eine Zuſammenkunft, und Ende Juni 1080, wo ſich zu Brixen das Gewitter zuſammenzog, das ihn verderben ſollte, traf der Papſt mit dem ſeit ſieben Jahren im Bann befindlichen und noch im Januar 1080 von ihm „an Leib und Seele“ verfluchten Robert in Ceperano zuſammen. Er löſte den Herzog vom Bann, belehnte ihn, nachdem dieſer den ſchon Nikolaus II. geleiſteten Lehnseid faſt unverändert angenommen und beſchworen hatte (29. Juni 1080), von Neuem mit ſeinen Eroberungen, d. h. mit Apulien, Calabrien und Sicilien, hielt dem von ungezügeltem Ehrgeiz beſeelten Robert wie unter ähnlichen Umſtänden einſt Johann VIII. dem Abenteurer Boſo von Provence das glänzende Diadem des römiſchen Imperium als Magnet vor Augen und gab zum Schluß dem kühnen Plane einer Eroberung des byzantiniſchen Reiches ſeinen apoſtoliſchen Segen, welchen er freigebig Jedem ſpendete, von dem eine Heeresmacht zur Rettung des bedrängten Papſtthums zu hoffen war.

Froh des geſchloſſenen Friedens entfaltete nun jeder der beiden Verbündeten erhöhte Thatkraft. Während der Herzog, jetzt der „glorreichſte Sohn“ der Kirche, unter dem Vorwande den als vertriebenen Kaiſer aufgeſtellten Pſeudomichael nach Konſtantinopel zu führen, zur Eroberung des griechiſchen Kaiſerreichs rüſtete, ſchleuderte Gregor mit friſcher Kraft und leichtem Herzen ſeine Bannſtrahlen wider „die Schüler des Satans“, den deutſchen König und ſeinen Helfershelfer, den „Häreſiarchen und Antichriſt“ Wibert, den zu Brixen erhobenen Gegenpapſt Clemens III.

Doch nichts fruchtete der heilige Eifer des Papſtes; umſonſt verſchwendete er Fluch, Bann und Interdict, die Kreiſe des Verderbens zogen ſich immer enger um ihn zuſammen. Keiner der Vaſallen des heiligen Petrus war in der Lage oder geneigt, dem bedrängten Nachfolger des Apoſtels zur Hilfe zu eilen, der im

Frühjahr 1082 auch vergebens „den ruhmreichen Herzog" Robert an ſein der Kirche gegebenes Wort erinnert hatte. Der Herzog habe, ſchrieb er demſelben, mit weiſer Einſicht gehandelt, daß er die glücklichen Erfolge ſeiner Waffen, welche er durch die Gebete ſeiner Freunde errungen, ihm und den Römern gemeldet habe, aber er möge nun auch an Den denken, durch deſſen Gunſt und Beiſtand er ſolches vollbracht habe. Vorzugsweiſe ſolle er ſich „durch Gehorſam" den heiligen Petrus zum Schuldner machen und ſich der heiligen römiſchen Mutterkirche erinnern, die ihm vor allen übrigen Fürſten vertraue und ihn beſonders liebe. Er ſolle die Erfüllung ſeines Verſprechens nicht länger aufſchieben; denn er wiſſe wohl, wie der ſogenannte König Heinrich der Kirche arge Unruhe verurſache und wie ſehr ſie ſeiner Hilfe bedürfe[18]).

Auf dieſen ſehr vorſichtig gehaltenen Brief, von dem Gregor, wie aus der Schlußbemerkung erſichtlich, fürchtete, daß er den Feinden in die Hände fallen könnte[19]), erhielt er von Robert, der nach dem Sturze des ſchwächlichen Nikephoros Botoniates, den zwar von den Normannen in der Schlacht bei Durazzo (18. October 1081) ſiegreich geſchlagenen und verwundeten, aber doch den Widerſtand heldenmüthig fortſetzenden Alexios Komnenos zu bekämpfen hatte, folgende Antwort[20]): „Als ich hörte, daß der Feind gegen Dich anſtürmte, habe ich lange dem Gerüchte keinen Glauben geſchenkt, weil ich überzeugt war, daß Niemand es wagen würde, Dich anzugreifen. Denn wer, außer einem Raſenden, ergriffe die Waffen gegen einen ſolchen Vater? Wiſſe aber, daß ich beſchäftigt bin, den ſchwerſten Krieg gegen das tapferſte Volk, die Römer, deren Trophäen alle Länder und Meere bedecken, vorzubereiten. Ich bekenne jedoch aus voller Seele, daß ich Dir Treue ſchulde, die ich, ſobald es nöthig ſein wird, durch die That beweiſen werde". So auf ſich ſelbſt angewieſen, ſah ſich Gregor nach dreijährigen vergeblichen Kämpfen ohne Aus-

ſicht auf ein Entrinnen in der Engelsburg eingeſchloſſen und mußte es erleben, daß vor ſeinen Augen dem verhaßten Salier in der Baſilika des heiligen Petrus, am Grabe des Apoſtels die höchſte Krone der abendländiſchen Chriſtenheit aufgeſetzt und Heinrich IV. zum römiſchen Kaiſer geſalbt wurde (31. März 1084).

In dieſer höchſten Noth traf Herzog Robert, den ein in Apulien und Calabrien ausgebrochener Aufſtand zur Rückkehr nach Italien genöthigt und der ſich durch ein etwaiges weiteres Vordringen Heinrichs IV., mit dem er übrigens ſelbſt nach dem Tage von Ceperano noch Unterhandlungen gepflogen und ſogar eine Verbindung zwiſchen den beiderſeitigen Kindern geplant hatte, in ſeiner eigenen Sicherheit bedroht ſah, zur Rettung des bedrängten Lehnsherrn mit einem Heere von 36,000 Mann vor dem Mauern Roms ein, nachdem der Kaiſer, der Uebermacht weichend, ſich nach Oberitalien zurück zu ziehen genöthigt worden. Verrath öffnete dem Normannen die Thore, aus denen er nach Verübung unmenſchlicher Gräuel ſeitens ſeiner Schaaren und Inbrandſetzung des größten Theiles der Stadt, deren herrlichſte Denkmäler in Schutt und Aſche ſanken, mit dem geretteten Pontifex nach dem Süden abzog, die Spuren unſagbarer Verwüſtung hinter ſich laſſend.

Dieſen Umſturz des hierachiſchen Baues, dem er die höchſte Kraft ſeines Lebens geweiht hatte, konnte der von der glänzendſten Höhe pontificaler Allmacht in die dunkle Nacht der Verbannung geſchleuderte Apoſtolicus nicht lange überleben. Zwar verließ ihn die alte geiſtige Regſamkeit und Thatkraft nicht ganz; von Neuem entſandte er ſeine Legaten, um in Deutſchland, Frankreich, Spanien Hilfsmittel für die Rettung der Mutterkirche zu werben, aber die Zuverſicht des nahen Triumphes war doch bedenklich erſchüttert, der ſchwache Körper erlag den aufreibenden Anſtrengungen der letzten Jahre, und ſo verſchied dieſer „Geiſt

von mächtigſtem Stil, dieſer Charakter faſt ohne Gleichen“ [21]), ungebeugt am 25. Mai 1085 zu Salerno; erſt den ſterbenden Lippen entwand ſich der bittere Ausruf der Verzweiflung: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, deßhalb ſterbe ich in der Verbannung“.

Wenige Monate darauf folgte der Herzog von Apulien ſeinem großen Lehnsherrn, deſſen Hinſcheiden ihn tief ergriffen, im Tode nach. Durch die welterſchütternden Ereigniſſe, in denen er eine ſo große Rolle übernehmen ſollte, nach Italien zurückgerufen, war er mitten im ſiegreichen Vordringen gegen die byzantiniſchen Streitkräfte unterbrochen worden. Die Niederlage Gregor's hatte ihn zum unumſchränkten Herrn von Unteritalien gemacht und ſo konnte er jetzt das unterbrochene Werk wieder aufnehmen und den Entſcheidungskampf wagen, deſſen ſiegreicher Ausgang ihn an das Endziel ſeines Strebens bringen, auf den römiſchen Kaiſerthron erheben ſollte. Doch ein neidiſches Geſchick verſagte ihm den höchſten Triumph ſeiner Politik; einem Fieberanfalle erliegend, hauchte der 70jährige Held auf dem von ihm früher eroberten Corfu in den Armen der treuen Gemahlin ſeinen Geiſt aus (17. Juli 1085).

Zwei Jahre ſpäter ſchied auch Wilhelm von England zu Rouen aus dieſer Welt (7. Sept. 1087), unter gräuelvollen Umſtänden in der Kloſterkirche zu Caën ſein Grab findend.

Gregor, Wilhelm und Robert, die hervorragendſten Männer ihres Jahrhunderts, ſtrebten alle drei nach demſelben Ziele: der unumſchränkten Herrſchaft. Während die beiden Normannen ſich aber mit der rein weltlichen Autorität in den eroberten und unterworfenen Territorien begnügten, ſtrebte Gregor's prieſterlicher Ehrgeiz nach der Weltherrſchaft. Gleich kühn im Entwurfe der großartigſten und gewaltigſten Unternehmungen, waren alle drei gleich rückſichts- und gewiſſenlos in Anſehung der zum Ziele führenden Mittel.

In ihrer äußeren Erſcheinung erglänzten die beiden Fürſten als in jeder Beziehung von der Natur bevorzugt, wohingegen Hildebrand's hochſtrebender Geiſt in einer dürftigen Hülle wohnte. Einſtimmig wird von Gregor VII. berichtet, daß er von Perſon ein kleines Männlein mit gelber Geſichtsfarbe, von ſchmächtigem Körperbau geweſen ſei, deſſen Auge allein die gewaltige Seele verrathen habe, die in ihm wohnte. Peter Damiani, den der Papſt „mit neroniſcher Liebe an ſich zu feſſeln und mit Adlerkrallen zu ſtreicheln wußte", vergleicht daher in einem Epigramm „auf Hildebrands kleine Geſtalt", dieſen mit dem kleinen Tiger, der kräftigen Sprunges die fliegenden Pfeile überhole; mit dem häßlichen Eiſen, das alle Metalle zähme, aber doch von dem kräftigen Magnet ſeinen Bahnen nachgezogen werde und ſchließlich mit dem wegen ſeiner Schlauheit Siſyphus genannten Zwerg des Antonius, deſſen Zwerggeſtalt denjenigen zuſammendrücke, „der Alles bändigt"[22]).

Welch ein Bild entwirft dagegen der Chroniſt[23]) von dem Herzog von Apulien! Kein Ritter kann idealer gezeichnet werden. „Der Beſte von Allen war Robert Guiscard, der Anführer und der Ruhm des ganzen Normannenvolkes, die Ehre der Ritterſchaft und das Muſter eines tapferen Mannes, bewährt, von großer Kraft, großem Muth und größter Kühnheit. Kein trefflicherer Mann konnte gefunden werden; denn ihn fürchtete die ganze Welt. Mars, der Gott der Schlachten, bewunderte ſeine Tapferkeit; Pallas, die Göttin des Muthes und der Weisheit, bewunderte das Wiſſen Roberts und Merkur, der Gott der Ueberredung, ſtaunte über ſeine Beredtſamkeit".

Von anderem Schlage war des Herzogs Stammgenoſſe, der Eroberer von England. Dieſen ſchildert uns Wilhelm von Malmsbury als einen Mann von ungeheurer Körperkraft, die Niemand ermüden konnte, von ſtarkem, ſchwerem Leibe, kahlem Kopf, mit

einem Geſichtsausdruck, der die Gewaltſamkeit verkündete, mit welcher er ſeine Feinde verfolgte, ihre Saaten zertreten, ihre Häuſer verbrennen ließ.

Merkwürdig iſt bei Robert und Wilhelm, dieſen gewaltthätigen Naturen, die treue Liebe zu ihren Gemahlinnen. Dem Eroberer wird vor Allem nachgerühmt die hohe Achtung, welche er ſeiner Mutter bezeugte und die Treue, mit welcher er der Königin Mathilde ergeben war. Von Robert wird berichtet, daß er zu ſagen pflegte: „Wer mir mein Weib und meine Kinder nimmt, ſoll Alles haben, was ich beſitze“. Beide fürſtliche Frauen waren jedoch von einer ſeltenen Begabung, und mit klarem Blick unterſtützten ſie ihre Gatten in den kühnen Unternehmungen, welche die Größe ihres Hauſes begründen ſollten. Während Wilhelm ein Königreich eroberte, hielt die Herzogin Mathilde die Normandie in Ruhe, und Sigelgaita begleitete Robert auf allen ſeinen Kriegszügen. Dieſe beiden waren ein auserwähltes Paar. „Drei Tugenden pries man an ihm, berichtet der Chroniſt, und drei an ſeiner Gemahlin. Unter den Reichen war er der reichſte, unter den Frommen der frömmſte, unter den Rittern der ritterlichſte, und ſeine Dame war vornehm von Geblüt, ſchön von Geſtalt und verſtändigen Sinnes“.

Aber auch Gregor VII., der Eiferer für den Cölibat, ſollte der zarten Bande weiblicher Hingebung nicht entbehren. In Mathilde, der Gräfin von Toscana, hatte er eine Freundin gefunden, die ihn während ſeines Pontificats ſtets treu zur Seite ſtand und in den Stunden der Gefahr oft allein für ihn handelte, ſo daß die römiſche Kirche es vor Allem ihr verdankt, wenn nach der Niederlage Hildebrands ſein Werk nicht unterging. Sie war der Schutzgeiſt der päpſtlichen Hierarchie, wie ſie Gregorovius treffend bezeichnet; „ſtark, hochgemuthet, durch Bildung ihre Zeit überragend, eine vollendete königliche Frau, doch im geiſtigen

Bann des Genies von Gregor, widmete ſie ſeinen Plänen einen männlichen Geiſt, ein weibliches Herz und den aufrichtigen Glauben an ein Ideal". Gregor, der den Einfluß der Frauen auf die Entſchließungen ihrer Gatten wohl zu ſchätzen wußte und daher bei ſeinen hierarchiſchen Entwürfen, wie ſeine Briefe an die Königin Mathilde und andere fürſtliche Frauen zeigen, nicht verſäumte denſelben in Betracht zu ziehen, erwiderte die glühende Verehrung der Gräfin in ſeiner Weiſe, indem er ſie und ihre energiſche ihm gleichfalls treu ergebene Mutter Beatrix als „ſeine Schweſter oder als Töchter des heiligen Petrus" betrachtete und ihnen gegenüber ſein Herz ausſchüttete, wie Niemandem ſonſt in der Welt.

Es iſt hoch beachtenswerth, daß die drei gewaltigſten Naturen ihres Jahrhunderts, deren ungezügeltem Thatendrang kaum Europa genügte, wie in ſo vielem auch darin eine merkwürdige Geiſtesverwandtſchaft documentiren, daß ſie zum nicht geringen Theile ihre Erfolge und Triumphe dem treuen Beiſtande der Frauen, ſei es der Gattin oder Freundin verdanken.

Doch während Mathilde von Canoſſa als „Vorkämpferin des apoſtoliſchen Stuhles", wie ſie mit Recht Urban VIII. auf dem ihr zu Ehren in St. Peter zu Rom errichteten Sarkophage nennt, und Sigelgaita, in den Augen der byzantiniſchen Kaiſertochter Anna Komnena die Pallas des apuliſchen Heeres, leidenſchaftliche Naturen, ächte Kinder des italiſchen Himmels, den nie raſtenden Ehrgeiz des Papſtes und des Herzogs zu immer höheren Zielen anſpornten, hat die ruhigere Natur der nordiſchen Mathilde, der Königin von England, die aufbrauſende Leidenſchaft ihres Gemahles zu beſänftigen und zu zügeln geſucht, und ſicher gebührt ihr kein geringes Verdienſt in Hinſicht auf die zurückhaltende Politik, welche Wilhelm im Kampfe zwiſchen Kaiſer und Papſt beobachtete.

Der Eroberer begnügte ſich Gebieter des Nordens zu ſein und wandte die größte Sorgfalt auf die dauernde Begründung ſeiner Dynaſtie. Gregor und Robert dagegen, in dürftigen Verhältniſſen aufgewachſen, nicht vertraut mit dem Beſitz der Macht, bewegten gigantiſche Pläne in ihrem Geiſt. Hildebrand, welcher, wenn er nicht untergehen ſollte, herrſchen mußte, erkannte, als er wider ſeinen Willen das Prieſtergewand anzulegen genöthigt ward, inſtinctiv die große politiſche Bedeutung der cluniacenſiſchen Reformbewegung, und mit der ſeiner leidenſchaftlichen Natur eigenen Rückſichtsloſigkeit wußte er ſich in kurzer Zeit an die Spitze der Reformpartei zu ſtellen, um, auf die herrſchende Geiſtesrichtung geſchickt eingehend, den kühnen Plan eines monarchiſchen Prieſterſtaates zur Ausführung zu bringen und das theokratiſche Weltreich zu begründen.

Der normanniſche Ritter, welcher in ſeiner Jugend von der Wegelagerei hatte leben müſſen und nach langem Darben durch einen kühnen Handſtreich den glücklichen Anfang zur Herrſchaft gemacht hatte, wußte, von ſeiner bezaubernden Perſönlichkeit und hoher politiſcher Begabung unterſtützt, dergeſtalt das Glück an ſeine Seite zu feſſeln, daß er es wagen konnte, die mächtigſten Herrſcher der Chriſtenheit ſiegreich zu bekämpfen und, in altrömiſchen Reminiscenzen befangen, den Entſchluß zu faſſen, ſich auf den Thron der Cäſaren zu ſchwingen und das Reich des Auguſtus wieder herzuſtellen.

Gregor und Robert trugen ſich mit den weltbewegenden Ideen, welche der jüdiſch-theokratiſchen und antiken Weltanſchauung entſtammend, allein dem Mittelalter den Charakter der Großartigkeit geben, Ideen, an deren Verwirklichung die glänzendſten Kräfte des Kaiſerthums wie des Papſtthums zu Grunde gingen. Grade Robert's unter dem Schutze des heiligen Petrus begründete Macht wurde nach einem Jahrhundert der Angelpunkt des furcht-

baren Kampfes um die Weltherrſchaft, deſſen Ausgang mit dem Sturze der Staufen für das auf den Bahnen Gregors VII. fortſchreitende Pontificium entſchied. Dieſe zu ihren Gunſten ausgefallene Entſcheidung verdankt die Kirche zum nicht geringen Theile der gleichgiltigen Haltung der von Hildebrand ſo außerordentlich bevorzugten Normannenſtaaten, deren Herrſcher in ihren dynaſtiſchen Beſtrebungen für die univerſale Bedeutung der deutſch-italieniſchen Kämpfe keinen Sinn hatten und erſt allmälig erkannten, daß mit dem Untergange Friedrichs II. und ſeiner Nachfolger Principien unterlegen waren, für deren nach langem und ſchwerem Ringen durch die Reformation erfochtenen Sieg endlich auch die nordiſchen Enkel der alten Wikinger mit Gut und Blut einzutreten ſich genöthigt ſahen.

Das intime Verhältniß, in dem ſämmtliche Normannenſtaaten zu dem römiſchen Stuhle ſtanden und welches die Päpſte durch das von Gregor VII. beſonders gepflegte Inſtitut der Legaten zu einem unlöslichen zu machen ſuchten, erhielt lange Zeit hindurch das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit bei den verſchiedenen über ganz Europa verbreiteten Stämmen lebendig. Doch nirgend war die Erinnerung gemeinſamer Abſtammung von ſo nachhaltigem Einfluß als in jenen beiden unter dem Schutze der Lehnsfahne der Apoſtelfürſten von Frankreich aus begründeten Reichen, die, obwohl durch einen großen Continent und das Meer von einander getrennt, Jahrhunderte lang in ſteter Beziehung zu einander ſtanden und für deren geiſtigen Zuſammenhang die Anecdote ſpricht, nach welcher der Tod des Eroberers zu Rouen den verbannten in Rom und Calabrien befindlichen Normannen noch am demſelben Tage „mit Blitzesſchnelle durch die unſichtbare Welt der Geiſter“, wie der fromme Gfrörer annimmt, bekannt geworden iſt.

Da die Söhne Tancreds von Hauteville Dienſtmannen des

Herzogs von der Normandie waren, ſo hielten Viele ſogar die von jenen gemachten Eroberungen, die in Unteritalien ſowohl als die im Orient, als der Oberhoheit des Königs von England unterworfen, daher denn bei Gelegenheit ſeines nach Beſitznahme des britiſchen Reiches im März 1067 in der Normandie gehaltenen Triumphzuges Wilhelm von dem Archidiacon von Liſieux weit über Cäſar und Titus geſtellt wird, weil „ſeine Krieger Apulien beſitzen, Sicilien beſiegt haben, Konſtantinopel bekämpfen und Babylon Furcht einjagen“. Der praktiſche König ließ ſich jedoch durch dergleichen Schmeicheleien nicht blenden, er behielt das Erreichbare im Auge und verſchmähte es auf die von ſeinen ehemaligen Lehnsleuten gemachten Eroberungen Anſpruch zu erheben, zumal er erkannte, daß ſeinen Forderuugen niemals Gehör gegeben werden würde, da die Söhne Tancreds gleich dem Eroberer von England unter dem Schutz des heiligen Petrus ſtanden. Zwiſchen dem Könige und den ſüditaliſchen Normannenfürſten ſcheint niemals ein directer Verkehr ſtattgefunden zu haben; doch geſtattete Wilhelm, daß ſein Stiefbruder, Graf von Mortain, ſeine Tochter Roger, dem jüngſten Bruder Robert Guiscards, dem kühnen Eroberer Siciliens, zur Ehe gab. — Da die Normannen Unteritaliens eine gewiſſe Sehnſucht nach der Heimath nicht überwinden konnten und am liebſten Normannentöchter heiratheten, ſo ließen ſie dieſelben oft aus der Normandie kommen, wie es auch Roger ſchon bei ſeiner erſten Gemahlin gethan hat. Robert, der Sohn Wilhelms, heirathete nach dem Tode ſeines Vaters auf der Fahrt nach Jeruſalem eine Nichte Robert Guiscards, die Tochter des Grafen von Converſana.

Die engliſchen Jeruſalempilger und Romfahrer verſäumten ſelten in Apulien und Calabrien einen längeren Aufenthalt zu nehmen, wo ſie von ihren dortigen Stammgenoſſen mit großer Freude aufgenommen und bewirthet wurden. Odo, der nach dem

Tode seines königlichen Bruders aus der Haft entlassene Bischof von Bayeux, durch das Mißlingen der von ihm in Verbindung mit seinem ältesten Neffen gegen den König Wilhelm Rufus angezettelten Empörung der Welt müde, machte ebenfalls auf seiner Wanderung nach dem gelobten Lande in Sicilien längere Rast, erkrankte aber zu Palermo und starb daselbst im Jahre 1096. Auf Anordnung Rogers, des Grafen von Sicilien, wurde sein Leichnam in der Kirche St. Maria beigesetzt und ihm von dem Bruder Robert Guiscards ein ansehnliches Grabdenkmal errichtet.

Auch alle von dem Eroberer in die Verbannung geschickten, sowie die mit seiner Herrschaft Mißvergnügten pflegten ihren Weg nach Unteritalien zu nehmen, um dort den Tod des Königs abzuwarten, während andere durch die strenge Handhabung der Gesetze seitens Wilhelms in ihrer Raub- und Fehdelust Gehemmten, in ihren Erwartungen getäuschten Mitstreiter von Hastings dem Nebellande im Norden, das ihrer Leidenschaft keine Befriedigung mehr bot, für immer den Rücken kehrten, um in dem sonnigen Süden, der den bettelarmen Söhnen des Grafen von Hauteville nach kurzer Zeit Fürsten- und Herzogskronen gebracht, im Kampfe mit den Sarazenen oder mit den Ingloi, den in den Dienst von Byzanz getretenen flüchtigen Angelsachsen, oder mit den Warägern, den nach Osten gezogenen Stammgenossen, sich Ehre und Reichthum zu erwerben.

Wilhelm von England und Robert von Apulien hatten kein politisches Interesse, das sie hätte zusammenführen können. Beide waren in Bezug auf die politischen Fragen von universaler Bedeutung nur Werkzeuge in den Händen Gregors VII.; wenigstens hatte er die Absicht sie als solche zu gebrauchen, als er ihre Eroberungen in den Schutz Petri stellte. Es lag daher im päpstlichen Interesse etwaige Berührungspunkte zwischen den beiden

Normannenfürſten möglichſt fern zu halten, und erſt die ſpäteren Nachkommen der beiden Eroberer führte die Erinnerung an die alte Stammgenoſſenſchaft zu bedeutſamen Familienverbindungen, nicht jedoch ohne Einwirken der päpſtlichen Politik, welche durch eine Heirath zwiſchen Wilhelm II. von Sicilien und Johanna von England, Tochter Heinrichs II., eine Verſchwägerung der Staufen mit dem Königshauſe von Sicilien zu verhindern hoffte, was ihr jedoch nicht gelang; denn Friedrich Barbaroſſa ließ nun, nachdem die beabſichtigte Ehe einer ſeiner Töchter mit Wilhelm II. durch den Papſt Alexander III. vereitelt worden, ſeinen Sohn Heinrich Conſtanze, die Tante des Königs Wilhelm, zur Gemahlin nehmen. Dem Staufen fiel jetzt nach dem Tode des Königs, der kinderlos ſtarb, die reiche ſiciliſche Erbſchaft zu. Es war eine verhängnißvolle Erbſchaft: Konradin, der Letzte ſeines Heldengeſchlechts, erlag den gemeinſamen Anſtrengungen der römiſchen Kurie und ihres Schützlings Karl von Anjou und büßte auf dem Blutgerüſt zu Neapel die Schuld ſeiner Väter die „das deutſche Heimathland verließen, um Gift zu ſaugen in Apuliens Gärten".

Anmerkungen.

[1]) Ranke, Engl. Geſch. 3 Aufl. I, 27 ff.

[2]) Ranke, a. a. O.

[3]) Gregorovius, Geſch. d. Stadt Rom, IV, 168.

[4]) Gieſebrecht, Geſch. der d. K. III, 406.

[5]) Gieſebrecht, a. a. O.

[6]) Reg. ep. collect. VII, 1. Jaffé, biblioth. rer. Germ. II, p. 379.

[7]) Reg. VIII. 28 (IX. 5), Jaffé, l. c. II. 478.

[8]) Op. Lanfranci ed. Giles, I, p. 32; Gfrörer, Gregor VII., II, 420 ff. III, 430 ff.

[9]) Sudendorf, Berengarius Turonensis Hamb. 1850, p. 237.

[10]) Die Briefe 23 u. 25 des Reg VII (Jaffé l. c. II, p. 415; 419) ſind hier zuſammengezogen. Sie ſind datirt vom 24. April 1080 u. 8. Mai 1080.

[11]) Gfrörer, Gregor VII. III, 668.

[12]) Gfrörer, II, 422.

[13]) Orderic. Vital. lib. III, ap. Duchesne, Script. Hist. Normannor. p. 481 ff.

[14]) Gfrörer, III, 355.

[15]) Orderic. Vital. lib. VII. ap. Duchesne, l. c. p. 646 ff.

[16]) Vgl. Gfrörer, III, 406; 497; 530; 536. Gieſebrecht, Geſch. der d. K. III, 543; 1153.

[17]) Gieſebrecht, III, 208.

[18]) Reg. VIII. 40 (IX. 47) ed. Jaffé, l. c. p. 491.

[19]) „Wir haben, ſchreibt er, das Bleiſiegel nicht angeheftet, damit wenn der Brief den Feinden in die Hände fiele, dieſe mit demſelben keinen Mißbrauch treiben können".

[20]) A. Komnen. Alex. I. 14 ed. Bonn, I, p. 68.

[21]) Gregorovius, Geſch. d. Stadt Rom, IV, 245.

[22]) Vgl. Gieſebrecht, III, 1081.

[23]) Historia Rotberti Guischardi ap. Champollion-Figeac, L'ystoire de li Norm. p. 319.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtraße 17a.

Kautschuk und Gutta-Percha.

Vortrag gehalten in der polytechn. Gesellschaft zu Stettin

von

Dr. J. Winkelmann.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Gewiſſe Pflanzen enthalten neben den eigentlichen Gefäßen, d. h. hohlen aderähnlichen Organen mit feſten Wänden, von denen mehrere vereinigt die Fibrovaſalſtränge bilden und verſchiedene Theile des Pflanzenkörpers durchziehen, andere ſchlauchartigen Räume nicht nur in dem Grundgewebe und in den erwähnten Fibrovaſalſträngen, ſondern auch im Baſte und in der Rinde, welche milchartige Säfte, ſogenannte Emulſionen in ſich führen. (Unter Emulſion verſtehen wir eine feine Vertheilung, nicht Löſung, fett- und eiweißartiger Körper in einer Flüſſigkeit, wie z. B. die Milch.)

Bei den in vorſtehender Abhandlung in Betracht kommenden Pflanzenfamilien befinden ſich dieſe Milchſaftgefäße in ganz beſtimmten Theilen der Pflanze: bei den Lobeliaceen (Lobelia cautschuc Humb.) in der innern ſogenannten Phloëmſchicht der Fibrovaſalſtränge und man kann ſie deutlich erkennen, wenn man dünne Schnitte kurze Zeit in verdünnter Kalilauge kocht, wo ſie ſich auf dem durchſichtigen kleinzelligen Gewebe deutlich als vielfach verzweigte und in einander übergehende Röhren abzeichnen; bei den Artocarpeen, einer Gruppe der Urticaceen (Ficus elastica Rob., Castilloa elastica Cerv.) verlaufen ſie in der Rinde neben den Baſtfaſerbündeln, auch im Mark, aber nicht im Holze und

auch nicht verzweigt, ſondern bilden einfache neben einander laufende Röhren; bei den Euphorbiaceen (Siphonia elastica Pers., Siph. brasiliensis Willd.) ſind ſie verzweigt, haben dicke Wände, ſo daß ſie den Baſtfaſern gleichen und durchziehen reichlich das Grundgewebe; bei den Apocyneen (Urceola elastica Roxb., Vahea gummifera Lam., Hancornia speciosa Gom.) ſind ſie den Baſtfaſern ſogar ſehr ähnlich, indem ſie ebenſolche verdickte und geſtreifte Wände haben, vertreten dieſe ſogar oft und gehen in Mark und Rinde über; bei den Sapoteen (Isonandra gutta Hook) finden wir ſie in der Rinde.

Kautſchuk.

Kautſchuk, ein Wort indianiſchen Urſprungs, der braſilianiſche Name für dieſen Stoff, ſonſt Federharz oder Gummi elaſticum genannt, iſt ein Product, das aus dem Milchſtoffe verſchiedener aber nur in den Tropen wachſender Bäume gewonnen wird; in dieſem Milchſafte iſt es in Form kleiner Kügelchen enthalten, ähnlich wie die Butterkörperchen in der Milch. Wiesner[1]) giebt die Zahl dieſer Bäume auf 30 an, eine rationelle Gewinnung indeß kann nur bei einigen ſtattfinden: Siphonia brasiliensis Willd. und S. elastica Pers. (Familie der Euphorbiaceen) in Braſilien; Castilloa elastica Cerv. (F. der Artocarpen) und Lobelia cautschuc Humb. (F. der Lobeliaceen) in Centralamerica und Columbien; Urceola elastica Roxb. (F. der Apocyneen) und Ficus elastica Roxb. (F. der Artocarpeen) in Oſtindien; Vahea gummifera Lam. (F. der Apocyneen) in Madagascar. Ueberhaupt gehören alle kautſchukliefernden Bäume den Familien der Euphorbiaceen, Apocyneen und Artocarpeen an und es wird das Product vorzüglich in Braſilien, Guiana, Columbien, Mexico, Oſtindien, Madagascar und einigen Bezirken Africas gewonnen. Obenan ſtehen Braſilien und Oſt-

indien.[2]) Die Milch unſerer einheimiſchen Euphorbien enthält zwar auch Kautſchuk, doch in ſo geringer Menge, daß der Gewinn aus dieſen krautartigen Gewächſen ſich nicht lohnt.

Gewinnung. Der Milchſaft wird überall auf dieſelbe Art und Weiſe gewonnen, nämlich indem man Einſchnitte in den Baum macht, die Ausſcheidung des Kautſchuk jedoch weicht in einzelnen Diſtricten von einander ab. In Braſilien iſt es vorzüglich Siphonia[3]) elastica Pers. und S. brasiliensis Willd., in deren Milchſafte der Kautſchuk enthalten iſt. Der erſtere iſt ein 16—20 M. hoher Baum, mit langgeſtielten dreizähligen verkehrt-eiförmig zugeſpitzten Blättern und riſpigen kleinen Blüthen. Der Stamm hat eine feſte, dünne und graue Rinde, ungefähr 66 Cm. im Durchmeſſer, von ihm breiten ſich die Aeſte über 12 M. weit aus. Dieſer Baum findet ſich in ganz Braſilien und Guiana. Wird die Rinde verletzt, ſo fließt ein dicker gelber Saft heraus, der gegen 30 pCt. Kautſchuk enthält, in Braſilien urſprünglich Cahuchu genannt, in Pera heißt es Borracha, am Amazonenſtrom Xeringue (vielleicht entſprechend dem in Anm. 3 erwähnten seringa[4]).

Der andere Baum S. brasiliensis Willd., in ſeinem Vaterlande Jacio oder Seringa (größere Waldungen dieſer Bäume heißen Seringaës) genannt, wird 25—32 M. hoch, wächſt beſonders in ſumpfigen dichten Wäldern des öſtlichen Braſiliens (S. Fernando de Atabapo und Javila, Hafen Ceará) und am Orinoco. Am Amazonas und unterm Madeira iſt der Baum ſchon faſt ausgerottet. Aus der Milch dieſes Baumes wird hauptſächlich das ſogenannte Para-Kautſchuk bereitet[4]). Aus den Wurzeln fließt ein weißer Saft, der im Erdboden erhärtet und poröſe, ſchmutzig weiße Maſſen bildet. Humboldt iſt der erſte, der hiervon berichtet und meint, dieſer Ausſchuß finde erſt ſtatt, wenn der Stamm inwendig verfaule. Dieſer Kautſchuk,

Dapicho oder Zapis genannt, wird geſammelt, auch über Feuer geräuchert und als geringere Sorte in den Handel gebracht.

Das Sammeln der Milch findet niemals zur Blüthezeit ſtatt, in Braſilien vom Juni bis December, am oberen Orinoco und Rio Negro von Februar bis October. Zu dem Zweck wird um den Stamm an dem unteren Ende ein horizontaler Kreisſchnitt gemacht, darüber ein nach oben gehender ſenkrechter Schnitt, um dem mehrere ſchräge Schnitte fiederartig ausgehen. Unter dem horizontalen Kreisſchnitt wird eine Ausflußröhre von Thon angeklebt und unter dieſe ein becherartig zugeſchnittenes Stück Bambusrohr gebunden. Häufig macht es ſich der Seringueiro (Kautſchukſammler) leichter, indem er einfach mit einem kleinen Beile den Stamm bis auf den Splint durchſchlägt. Der ausgefloſſene Saft wird dann in eine große Calebaſſe gegoſſen und zu Hauſe in eine Schildkrötenſchale entleert. Die Milch darf nicht lange ſtehen, damit die harzigen Theile ſich nicht abſondern. Mit dieſer Milch werden nun thönerne oder hölzerne Formen beſtrichen und über ein Feuer geräuchert, wozu man die Urucury- und Inajanuß (Früchte der beiden Palmen Maximiliana regia und Atalea funifera) benutzt. Es wird ein Haufen Nüſſe angezündet, darüber ein irdener Topf ohne Boden und mit langem Halſe geſetzt, aus deſſen oberer Mündung der dicke weiße Qualm ſtrömmt. Iſt die erſte Schicht trocken, wird eine zweite darüber geſtrichen, und dies wird ungefähr zehnmal wiederholt, bis der Ueberzug 2—5 Cm. dick iſt. Hiermit iſt die plancha fertig. Die thönerne Form wird nun zerbrochen und mit Waſſer herausgeſpült, ſo daß eine flaſchenartige Blaſe übrig bleibt (Flaſchenkautſchuk, die beſte Sorte), oder der Ueberzug wird (bei hölzernen Formen) aufgeſchnitten. Der Plattenkautſchuk wird ſo dargeſtellt, daß man die Milch auf Bretter ſtreicht, die erſte Schicht räuchert und ſo fortfährt, bis die

nöthige Dicke erreicht iſt. Nachher werden die Platten abgelöſt.

Man hat auch verſucht die Milch mit irgend einem das Sauerwerden verhindernden Stoffe verſetzt nach Europa zu bringen, doch war ſie ſtets in verdorbenem Zuſtande angekommen.[4])

In Ecuador[1]) läßt man den Milchſaft in Gefäße fließen, wo er ſich verdickt und nachher erſt geräuchert wird.

Ein tüchtiger Arbeiter kann in einer Stunde 5—6 Pfd. feſtes Kautſchuk bereiten. Der Werth desſelben liegt in ſeiner größeren Dichtigkeit; je freier von Hohlräumen und Blaſen, deſto werthvoller iſt er. Die geringſte Sorte führt den Namen Cabezza de negro d. h. Negerkopf, Stücke von 30 Cm. Durchmeſſer, welche aus den ſich am unteren Ende des Stammes anſammelnden Reſten der Milch bereitet werden.[1]) In Pará wird jede plancha noch einmal aufgeſchnitten, um ſich von der Dichtigkeit und Reinheit zu überzeugen. Außer von der erwähnten Siphonia wird auch im ſüdlichen Braſilien von der Hancornia[6]) speciosa Gom. (F. der Apocyneen), von den Braſilianern Mangabeira genannt, Milch gewonnen, doch wird dieſer Baum nicht gern angebohrt, da die Früchte desſelben hierunter leiden[7]).

Die braſilianiſchen Wälder gehen jedoch einer langſamen Ausrottung entgegen, denn die indolenten und trägen Indianer und Meſtizen ſammeln ununterbrochen, durch das fortwährende Abzapfen ſtirbt der Baum ſchließlich ab und nachgepflanzt wird nicht; ſelbſt die braſilianiſche Regierung hat bis jetzt nichts dafür gethan, trotzdem ein Stamm ſchon nach 25—30 Jahren den Milchſaft in größerer Menge giebt. Vielleicht, ſagt Keller-Leuzinger, werden der betreffenden Regierung die Augen aufgehen, wenn es zu ſpät iſt; bei dem ſteigenden Verbrauch muß

bald ein Mangel an Gummi elasticum eintreten und dann wird der Erfindungsgeist wohl schon ein neues Mittel ausfindig gemacht haben.

Nächst Brasilien liefert in America das meiste Kautschuk Centralamerica. Hier ist der Ulébaum, Castilloa elastica Cervante (F. der Artocarpeen) und Lobelia cautschuc Humb. (F. der Lobeliaceen), die das von den Kreolen Ulé, von den Musquito-Indianern Tassa genannte Federharz liefern und in ganz Centralamerica bis Peru hinunter in dichten und warmen Waldungen wachsen. Die Gummisammler oder Ulero[8]) werden von einem Unternehmer angenommen und erhalten ein Handgeld, begeben sich von der Küste meist stromaufwärts, bis sie in ein Gummirevier gekommen sind. Jeder Ulero macht sich nun an einen Baum, reinigt den Boden um denselben von allen Pflanzen, verfertigt aus den zahlreichen Schlinggewächsen eine Strickleiter, die er an dem Baume befestigt. Dann macht er von rechts nach links und entsprechend von links nach rechts den Stamm hinunter schräge Einschnitte, die in einem senkrechten Schnitte in der Mitte zusammenstoßen, bringt an dem untersten Einschnitte eine eiserne Rinne an, aus der der Saft in ein kleines Gefäß fließt, dessen Inhalt in eine 20 Liter fassende zinnerne Kanne ausgegossen wird. Ein alter Baum von 1,25 M. Durchmesser und 6—7 M. Stammhöhe bis zur Verzweigung, giebt 70 Liter Milch, die über 40 Pfd. Gummi ausscheiden. Ein fleißiger Arbeiter kann täglich über 100 Liter Milch sammeln. Die gesammelte Milch wird nun am Abend zum Zweck der Reinigung zuerst durch ein Drahtsieb und dann in ein größeres Gefäß gegossen, worin sie nun von einem Arbeiter weiter auf Gummi verarbeitet wird. Hierzu zerschneidet er die Stengeltheile der Achuca, einer Schlingpflanze aus der Familie der Apocyneen, bindet die Stücke in Bündeln zusammen, schlägt sie

mit Stöcken und laugt ſie im Waſſer aus, gießt dieſes Waſſer durch ein Tuch und nimmt auf 5 Liter Milchſaft ½ Liter von dieſem Waſſer; beides wird dann in einer Zinnkanne zuſammengemiſcht. Aus der braunen Flüſſigkeit ſcheidet ſich das geronnene Gummi ab, welches mit den Händen zuſammengedrückt und mit einem walzenförmigen Stück Holz auf einem Brette ausgerollt wird. So bildet es einen weißen, runden, flachen, 7 Pfd. ſchweren Kuchen (tortillas oder meros) von 50 Cm. Durchmeſſer und 1 Cm. Dicke, der noch 14 Tage an der Luft trocknen muß, wobei er ſich dunkel färbt und 5 Pfd. von ſeinem Gewichte verliert. Auch Kugeln (cabezzas oder bolas) werden in den Handel gebracht. Sie werden gewonnen, indem man den Saft in den Einſchnitten eintrocknen läßt und gehören zu den beſten Sorten. Läßt ſich keine Achuca auffinden, ſo wird die Milch mit 2 Theilen Waſſer vermiſcht; nach 12 Stunden hat ſich das Gummi abgeſchieden, das Waſſer wird abgegoſſen und das Gummi getrocknet.

Seit 1860 wird in Salvador auf Veranlaſſung des Ungarn Schleſinger[9]) folgendes Verfahren angewandt. Der Milchſaft wird in Holzgefäßen geſammelt, von gröberen Beimengungen, Rindenſtückchen ꝛc. gereinigt, mit der doppelten Menge Waſſer verſetzt und durchgegoſſen. Jetzt wird noch einmal ſoviel Waſſer zugeſetzt und nach 24ſtündigem Stehen hat ſich das Kautſchuk auf der Oberfläche abgeſchieden. Das Waſſer wird abgegoſſen und das Kautſchuk durch mehrmaliges Waſchen gereinigt. Schließlich wird etwas Alaun zwiſchengeknetet, die Maſſe erhärtet dann raſch und wird meiſt zu Platten geformt und getrocknet.

Im Diſtricte von S. Juan (Nicaragua), wo meiſt 6—800, und in der Umgegend von Panama, wo 2000 Leute ſammeln, ſchlägt man einfach die Bäume um[10]).

Die Gewinnung des Kautſchuk in Columbien geſchieht meiſt auf folgende Weiſe[11]): Hier iſt es die Siphonia elastica, die in den weſtlichen Theilen der Republik, in den Ländern am ſtillen Ocean, vor allen in dem Staate Cauca und dem benachbarten Panama wächſt. In dem früheren Territorium Darien und an den Quellen des Chucunaque ſind bedeutende Waldungen des erwähnten Baumes aufgefunden worden, machen jedoch die Gewinnung etwas ſchwierig, da die Indianer erſt nach mancherlei Unannehmlichkeiten die Kautſchukſammler hineinlaſſen. Die Kaufleute in Jariza, welche ausſchließlich den Handel mit Kautſchuk in Händen haben, ſind bei der Regierung von Panama eingekommen, 50 Soldaten dort zu ſtationiren, wo die Kautſchukſammler arbeiten, damit dieſe nicht von den Indianern geſtört werden. Während der erſten 5 oder 6 Monate der trocknen Jahreszeit wird Kautſchuk geſammelt und zu dieſem Zwecke ziehen die Arbeiter in größeren Geſellſchaften in den Wald um ſich gegen die Angriffe der Indianer zu ſchützen; ſie haben meiſt mit den Kaufleuten einen Contract gemacht, welche ſie mit Kleidung, Nahrung, Munition ꝛc. verſehen, auch die zurückgebliebenen Familien unterhalten. Nachher wird abgerechnet. Der Preis für das Kautſchuk wird vorher feſtgeſetzt, jedoch nicht der für die von den Kaufleuten gelieferten Sachen; es ſind alſo die Arbeiter ganz der Willkür der Kaufleute anheimgegeben. Mit dem Nothdürftigſten alſo verſehen, machen ſich dieſe halb wilden Männer auf den Weg, mit der Axt und dem Rodemeſſer ſich Bahn brechend, und laſſen ſich dort nieder, wo ſie eine hinreichende Anzahl Bäume und Waſſer in der Nähe finden. Für gewöhnlich logiren ſie unter freiem Himmel, ſonſt bauen ſie ſich auch Hütten von Palmblättern. Es werden mit der Axt oder dem Meſſer in den Stamm parallele ſchräge, in der Mitte ſich berührende Einſchnitte, und unten etwa $\frac{1}{2}$ M. über dem Erdboden ein

Kreisſchnitt gemacht, von dem aus der Milchſaft durch kleine hölzerne Rinnen in darunter geſtellte Gefäße fließt. Nun wird der Kautſchuk entweder auf die bekannte braſilianiſche Weiſe bereitet, oder man läßt den Milchſaft in den Gefäßen eintrocknen und räuchert nachträglich die Ballen. Mitunter haut man auch den ganzen Baum um und läßt den Milchſaft in eine Grube fließen. Wenn die Arbeiter ſoviel geſammelt haben als ſie fortſchaffen können, wird der Heimweg angetreten und die Waare abgeliefert. Baares Geld bekommen ſie in der Regel nicht, ſondern Branntwein, Putzgegenſtände oder andere Artikel. Das Erhaltene iſt jedoch bald aufgezehrt und dann geht es von neuem in die Wälder. Dieſe Sorte kommt zugleich mit dem in Guatemala und Venezuela gewonnenen Kautſchuk unter den Namen Carthagena-Kautſchuk in den Handel in Form von 2 Cm. dicken Platten, kleineren Kuchen und größeren bis 1 Ctr. ſchweren Blöcken. Es gehört zu den beſſeren Sorten, doch iſt es häufig durch einen andern gummiartigen Stoff verunreinigt, der ſich durch unrichtiges Anſchneiden der Bäume in der Milch entwickelt und das Kautſchuk theerig macht[10]), weshalb es auf dem Durchſchnitt meiſt dunkel ausſieht; ſo beſonders das Guatemala-Kautſchuk. Die oben erwähnten Orte produciren etwa halb ſo viel wie Braſilien, die Qualität iſt geringer.

Außerdem giebt es in Centralamerica noch mehrere Diſtricte, wo das Kautſchuk, wenn auch in geringerer Menge gewonnen wird. Die beſte Sorte in Centralamerica führt den Namen weſtindiſches Kautſchuk, bildet Blöcke, die aus Platten zuſammengeſetzt ſind und iſt ſehr rein; doch kommt es nicht ausſchließlich von den weſtindiſchen Inſeln.

Das Kautſchuk von Guajaquil iſt weißlich und von verſchiedener Güte und bildet größere Brocken, ſchlechtere Sorten ſind ſchwammig und feucht.

Vor Kurzem berichtete ein engliſches Journal[12]) von der Entdeckung eines Baumes im nördlichen Südamerica, aus deſſen Milchſaft ſich ein gummiähnlicher Stoff abſcheide. Der Baum wächſt zahlreich am obern Amazonas und heißt dort Maſſaranduba. Die Braſilianer gebrauchen den Stoff um Porcellan und Glas zu kitten. Die Milch iſt klarer als die von Siph. elastica, ſchmeckt ſüßlich und wird ſowohl allein als auch in Kaffe getrunken, doch ſoll es nicht rathſam ſein viel davon zu trinken. Der geronnene Saft löſt ſich in Waſſer auf und iſt wieder genießbar. Das Holz des Baumes iſt feſt, hält ſich namentlich in Waſſer und würde ſich zum Schiffsbau eignen. Die Früchte werden gegeſſen und bilden einen ſtehenden Marktartikel. 44 Loth Milch geben 28 Loth Gummi, welches in der Kälte erhärtet, in weichem Zuſtande ſehr elaſtiſch iſt. Ueberhaupt ſcheint es mit dem Gutta-Percha Aehnlichkeit zu haben. Der botaniſche Name des Baumes iſt nicht angegeben, indeß iſt es jedenfalls Mimusops elata L[12]) aus der Familie der Sapoteen.

In Oſtindien (wo das Kautſchuk „india rubber“ genannt wird) ſind es wie ſchon erwähnt vorzugsweiſe Ficus elastica[13]) Roxb. (F. der Artocarpeen), beſonders in Vorderindien, Aſſam, Sumatra, Java, und Urceola elastica Roxb. (F. der Apocyneen), eine Kletterpflanze, die jedoch über 100 M. lang werden kann. Alte Ficus geben mehr Milch als junge, die oberen Theile des Baumes eine beſſere als die unteren. Man macht in Entfernungen von 25 Cm. Kreisſchnitte, worauf die Milch reichlich ausfließt. Während der naſſen Jahreszeit geben die Bäume mehr Milch als während der trocknen, dafür enthält er dann mehr Kautſchuk. Um den Baum zu ſchonen, darf er nur nach beendeter Blüthezeit, wenn die Früchte bereits reifen, angezapft werden, weil dann die Milch ſich wieder nach den unteren Stammestheilen zieht, während ſie zur Blüthezeit ſich mehr in

den oberen Zweigen anſammelt. An der Luft ſcheidet ſich durch Gerinnen das Kautſchuk ab zu etwa 30 pCt. des Geſammtgewichtes. Man läßt ihn in flachen Gefäßen einfach eintrocknen und räuchert nicht, weshalb ſeine Farbe bedeutend heller iſt als die des ſüdamericaniſchen. Es bildet Platten von 75 Cm. Länge, 25 Cm. Breite und 1 bis mehreren Cm. Dicke. Solche Gummiplatten, die inwendig meiſt noch Feuchtigkeit enthalten, heißen Speckgummi. Die andere Pflanze zerſchneidet man in der Regel in Stücke, erhitzt das eine Ende und bewirkt ſo das Ausfließen des Saftes. Die Gerinnung wird durch einen Zuſatz von Kochſalz beſchleunigt; dieſe Sorte unter dem Namen Borneo-Kautſchuk iſt von geringem Werthe. Außer den erwähnten Platten kommt das oſtindiſche Kautſchuk in unregelmäßigen Stücken und größeren Klumpen in den Handel. Dieſe werden erhalten, indem man kleinere Stücke zuſammenknetet, daher zeigen ſie auch auf der Schnittfläche Streifen von verſchiedener Farbe. Exporthäfen ſind vorzüglich Singapore und Pulo Penang für das auf Sumatra, Malacca, Manilla und in China gewonnene Produkt. Das meiſte kommt indeß von Java. Es iſt wohlfeiler als das ſüdamericaniſche und geht faſt ausſchließlich nach America; es läßt ſich leichter auf Maſchinen bearbeiten, und wird dort, wo man weniger auf Solidität hält, mit andern Sorten vermengt.

Auch Africa producirt Kautſchuk, doch wird die Gewinnung trotz des Reichthums an kautſchukhaltigen Pflanzen ſehr vernachläſſigt. Vom Senegal kommt das Gomme de Kelle oder die Gutta-Percha von Galam, deſſen Stammpflanze noch unbekannt iſt; von Gahoon, (wo ſeit 1843 die Franzoſen ſich niedergelaſſen haben) Congo, Angola das Gomma elastica de Hungo und Gomma elastica de Golungo alto, von denen erſteres nach Welvitſch von Ficus elastica ſtammt,

letzteres von einer Apocynee[14]). Auch in Benguela und am Zambeſi wird Kautſchuk gewonnen.

Das Madagascar-Kautſchuk iſt eine der beſten Sorten, welche aus der Milch einer Apocynee, der Vahea gummifera Lam. (wird auch in Java cultivirt) herſtammt[10]).

Beſtandtheile und Eigenſchaften. Der Milchſaft der Kautſchukbäume iſt chemiſch noch wenig unterſucht. Er iſt wie die thieriſche Milch eine Emulſion. Faraday[15]) ſtellte eine Analyſe mit einem in geſchloſſenen Gefäßen nach Europa gebrachten Milchſafte an. Derſelbe war ſo dick wie Sahne, gelblich, von ſaurem Geruch, der jedenfalls durch eingetretene Gährung entſtanden war, gerann beim Erhitzen und durch Zuſatz von Alcohol. Die Dichte war 1,01174. Der Saft enthielt Kautſchuk 31,70 — Wachs und Bitterſtoff 7,13 — in Waſſer lösliche, in Alcohol unlösliche Stoffe (Gummi?) 2,90 — Gelöſtes Eiweiß 1,90 — Waſſer, Eſſigſäure, Salze 56,37 pCt.

Unter dem Microſcop zeigt der Milchſaft nach Adriani[15]) kleine Kautſchukbläschen, die ſich in einer hellen Flüſſigkeit befinden.

In der Farbe weicht das Kautſchuk, wie ſich aus den verſchiedenen Arten der Gewinnung ergiebt, ſehr von einander ab. Die ſüdamericaniſchen Sorten ſind, da ſie geräuchert werden, bräunlich, ſchwärzlichgrau oder oft ſchwarz. Das aus Madagascar, Nubien und Angola iſt bläulich. Das indiſche iſt weiß, gelblich oder bräunlich. Die geräucherten Sorten ſind auf friſcher Schnittfläche fettglänzend, die ungeräucherten matt.

Der Geruch iſt eigenthümlich und nicht näher zu kennzeichnen. Geſchmack iſt nicht vorhanden.

Die Dichtigkeit iſt nach Faraday 0,92, ſteigt bis 0,96[16]), doch iſt dieſelbe wohl größer, da ſich die Luft ſchwer daraus vertreiben läßt. Erſt unter 0° verliert es ſeine Elaſticität.

Faraday entdeckte ferner, daß es durch Reiben electriſch wird, ſelbſt aber ein Nichtleiter der Electricität iſt.

Iſt in Waſſer und Alcohol unlöslich, quillt aber in letzterem etwas auf. Nach Payen[15]) ſind Terpentinöl, Schwefelkohlenſtoff, Aether, Benzin keine eigentlichen Löſungsmittel, ſondern das Kautſchuk quillt in ihnen ſehr ſtark auf und vertheilt ſich emulſionsartig darin. Reines Terpentinöl löſt auf dieſe Weiſe 49 pCt., Aether 66 pCt, ein Gemenge von 6—8 Theilen Alcohol und 100 Theilen Schwefelkohlenſtoff bedeutend mehr. Nach Roxburg iſt das indiſche Kautſchuk in Cajeputöl löslich Leicht löſt es ſich in dem Kautſchuköl, das durch trockene Deſtillation aus dem Kautſchuk gewonnen wird, am beſten in Schwefelkohlenſtoff, welches raſch verdunſtet und das Kautſchuk in feſter Form wieder abſetzt. Auf dieſe Weiſe werden viele Gegenſtände dargeſtellt.

Bis über 100° erhitzt ſchmilzt es, wird klebrig und dickflüſſig und behält dieſen Zuſtand, d. h. es wird nicht wieder feſt. Friſche Schnittflächen haften ziemlich feſt an einander. Liegt es lange an der Luft, ſo werden die äußeren Schichten trocken und ſpröde. Brennt mit leuchtender und ruſſender Flamme.

Das Kautſchuk ſelbſt iſt von einigen franzöſiſchen Chemikern näher unterſucht worden. Payen[17]) erkannte in demſelben zwei Körper; der eine iſt in den erwähnten Löſungsmitteln leicht löslich, dehnbar, klebend; der andere, bedeutend mehr als der erſte vorhanden, wenig oder nicht löslich, plaſtiſch. Daneben ſind noch geringe Mengen Eiweißkörper, Fette, ätheriſche Oele, Farbſtoffe und Waſſer darin. Girard und Cloëz[18]) fanden ſchwefel-, phosphor- und chlorhaltige Körper darin, welche bei trockner Deſtillation mit übergehen. Das reine Kautſchuk gehört zu den Kohlenwaſſerſtoffen und hat die Formel C_8H_7. Bei der trocknen Deſtillation gewinnt man außer Kohlenſäure und

mehreren Kohlenwaſſerſtoffen auch das Kautſchuköl, ein gutes Löſungsmittel für Kautſchuk, brenzliche Oele, wäſſeriges Ammoniak; beim Verbrennen bleibt etwas Aſche zurück.

Von den meiſten Säuren wird Kautſchuk nicht angegriffen, nur Salpeterſäure färbt es gelb und zerſetzt es nach längerer Einwirkung.

Hiſtoriſches. Die erſten Anſiedler Braſiliens, welche mit Indianern in Berührung kamen, fanden bei ihnen ſchon das Kautſchuk in Gebrauch in Form von Röhren (die einfach von den Zweigen abgezogen wurden), Gefäßen, Schuhen, Fackeln. Auch in Oſtindien ſcheint der Gebrauch ſchon alt zu ſein, wo man daraus theils Fackeln machte, theils Körbe mit dem Milchſaft verdichtete um Flüſſigkeiten in ihnen aufzubewahren. La Condamine, der ſich in Braſilien und Peru zur Beſtimmung der Länge des Secundenpendels und des Meridianbogens aufhielt, war bekanntlich der erſte, der von ſeiner Reiſe 1751 nach Europa heimgekehrt, auf dieſen Stoff aufmerkſam machte, zu welchem Zwecke er die Eigenſchaften des Guiana-Kautſchuk in den Schriften der Pariſer Academie beſchrieb. Aublet nannte den Baum Hevea guianensis, ſpäter wurde er von v. Perſoon mit dem jetzt gebräuchlichen Namen Siphonia elastica belegt.

Im vorigen Jahrhundert, 1790, machte man zu Paris auch verſchiedene Verſuche das Kautſchuk zu chirurgiſchen Zwecken zu verwerthen und fertigte bereits daraus Binden, Röhren und Spritzen; doch blieb es eben nur bei dieſen Verſuchen. In Europa fand es bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts faſt keine andere Verwerthung, als zum Auswiſchen der Bleiſtiftſtriche, eine Entdeckung Magellans, doch kamen damals ſchon mehrere Hundert Centner nach Europa. Seit 1815, wo der Engländer Thomas Hancock das Vulcaniſiren (Schwefeln) des Kautſchuk

erfand, wodurch er in der Kälte nicht die Elaſticität verliert und in der Wärme nicht klebrig wird, datirt ſich ein ſteigender Conſum; jedoch erſt ſeit 20 Jahren, nachdem man friſche Schnitte zuſammenzukleben, das Kautſchuk zu löſen und vor allen es durch Kneten und Walzen zu erweichen erfunden hatte, iſt das Kautſchuk zu einem Artikel geworden, der jetzt geradezu kaum entbehrt werden kann, wie großartige Fabriken hiervon Zeugnis ablegen.

Das oſtindiſche Kautſchuk kam noch 1828 in Form von Thier- und Götzengeſtalten als Curioſität nach Europa.

1820 ſtellte Nadler elaſtiſche Gewebe her, indem er in die Kette feine Gummifäden ſpannte (Hoſenträger, Strumpfbänder ꝛc.). Kurz darauf fabricirte Makintoſh die nach ihm benannten Regenmäntel und waſſerdichten Zeuge, indem er Kautſchuk in Steinöl oder Terpentinöl löſte, die Maſſe auf Zeug ſtrich und ein anderes Stück Zeug darüber preßte. Dieſe Stoffe waren aber zu dick und wurden bald ebenſo wenig begehrt wie die erſten plumpen Gummiſchuhe, die einfach durch Ueberſtreichung thönerner Formen hergeſtellt wurden. Ueber die jetzt gebräuchliche Methode weiter unten. Die beſten waſſerdichten Zeuge kommen aus Südamerica, wo man den friſchen Milchſaft zwiſchen zwei Zeuge ſtreicht und dieſe durch Walzen an einander preßt.

Das Hartgummi oder horniſirtes Gummi, auch Ebonit (engl. ebony = Ebenholz) genannt, wurde 1852 von Goodyear in Nordamerica erfunden. Es iſt ſchwarz, oft mit bräunlichem Schimmer und glänzend, etwas elaſtiſch und läßt ſich erwärmt in jede beliebige Form bringen, ſo daß man daraus Gegenſtände anfertigen kann, die ſonſt aus Horn oder Holz gemacht wurden. Es beſteht aus Kautſchuk oder Gutta-Percha, dem bis zu 50 pCt. Schwefel beigemengt ſind, häufig jedoch noch Harze, Aſphalt, Steinkohlentheer und ähnliche Körper, um die

Elaſticität zu erhöhen. Alle dieſe Stoffe werden in höherer Temperatur zuſammengeknetet. Meiſt werden aus dieſer Maſſe Kämme fabricirt, Gummikämme (eine Gummikammcompagnie beſteht in Hannover), aber auch Spazierſtöcke, Knöpfe, Lineale, Apparate zur Erzeugung von Electricität. Die Juddmaſſe (Dſchedd), meiſt zu Schmuckſachen verarbeitet, iſt auch Hartgummi. In Frankreich wird in neuerer Zeit eine Maſſe dargeſtellt, die vollkommen als Erſatz für Ebenholz dient, indem ſie ebenſo hart iſt und ſich auch ebenſo polieren läßt wie jenes. Sie enthält die aus einer Meeresalge bereitete Kohle, Schwefel und andere Bindemittel.

Es möge hier nur beiläufig erwähnt werden, daß das ſogenannte Federharz ein aus Leinölfirniß erzeugter Stoff iſt, der namentlich zur Erzeugung des ſogenannten americaniſchen Ledertuches gebraucht wird.

Vor kurzem[19]) machte Mr. John R. Jackſon, Curator der Muſeen in Kew, auf einen Stoff aufmerkſam, der dem Kautſchuk vollſtändig gleichkommt. Seit 1866 wird nämlich in Südauſtralien in dem Coorong genannten Diſtricte an einigen Abhängen an der Oberfläche des Bodens eine große Strecke entlang in einer ungefähr 40 Cm. dicken Schicht ein Stoff gewonnen, der zweifelhaft läßt, ob er mineraliſch oder vegetabiliſch. Er gleicht dem Kautſchuk an Farbe und Elaſticität, verbrennt mit heller Flamme, iſt ohne Geruch. Nach Francis iſt er in Farbe dem Kautſchuk oder kaltem gelatinöſem Leim mit grobem käſeartigem Bruch ähnlich, elaſtiſch beim Druck, weich und dehnbar, leicht zu ſchneiden, klebt wie Kautſchuk, brennt mit rauchender Flamme, ſchmilzt bei größerer Wärme, Dichtigkeit 0,982 bis 0,990, in Waſſer unlöslich, ſaugt jedoch etwas davon ein. Unter dem Microſcop gleicht es einem Zellgewebe und kann daher kein mineraliſches Product wie Aſphalt ſein. Die Berg-

leute benutzen dieſen Stoff, der den Namen Coorongit führt, zu Fackeln.

Statiſtiſches. Ueber die Ausfuhr aus den Ländern, wo Kautſchuk gewonnen wird und die Einfuhr nach Europa liegen genauere Angaben vor und laſſen die ſteigende Zufuhr erkennen.

Die Ausfuhr aus Braſilien[20]), die ſich ziemlich in Parà concentrirt, beträgt jährlich aus der Provinz Amazonas allein über 50,000 Arroben = 16,000 Ctr.; aus dem ganzen Stromgebiet 400,000 Arr. = 128,000 Ctr. Menge und Preis ſteigen im Laufe der Jahre.

	Arr.	Ctr.		Milreis	Thlr.
1865:	256,967 =	82,292	für	3,969,036 =	2,646,024
1866:	291,091 =	93,149	„	5,521,853 =	3,681,235
1867:	301,170 =	96,374	„	5,937,411 =	3,958,274
1868:	334,975 =	107,192	„	8,003,550 =	5,335,700
1869:	365,354 =	116,913	„	9,698,721 =	6,465,814

Ceara, (Braſilien) expedirte im verfloſſenen Jahre folgende Maſſen[21]):

1853 Ballen gingen nach Liverpool, ein anſcheinend kleineres Quantum als 1872, aber die Ballen waren größer. Nach demſelben Hafen gingen:

1869:	1432 Ballen,	1872:	2214 Ballen
1870:	2581 „	1873:	1853 „
1871:	3204 „		

nach Hamburg, Altona und Kanal für Ordres:

1869:	159 Ballen,	1872:	36 Ballen
1870:	5 „	1873:	11 „

nach Portugal:

1870: 2395 Ballen, 1873: 900 Ballen,

nach New-York:

1870: 117 Ballen.

Columbien [11]) exportirte:

1871—72:	1,084,948	Klgr.	im	Werthe	von	385,872	Peſos.
1870—71:	422,776	„	„	„	„	130,924	„
1869—70:	309,488	„	„	„	„	175,042	„
1868—69:	376,189	„	„	„	„	168,276	„
1867—68:	560,566	„	„	„	„	269,628	„
1866—67:	409,295	„	„	„	„	287,817	„

(1 Peſo = 1 Thlr. 10 Sgr. bis 1 Thlr. 12½ Sgr.)

Hiervon gingen aus den einzelnen Häfen:

	Buenaventura.		Cartagena.	
	Klgr.	Peſos.	Klgr.	Peſos.
1871—72:	121,245	für 106,487	872,728	für 218,312
1870—71:	84,139	„ 50,856	227,905	„ ?
1869—70:	23,466	„ 6,802	270,366	„ ?
1868—69:	9,463	„ 2,842	326,338	„ 151,491
1867—68:	—	„ —	538,114	„ 247,373
1866—67:	—	„ —	359,781	„ 267,768

	Savanilla.		Santa Marta.		Tumaco.	
	Klgr.	Peſos.	Klgr.	Peſos.	Klgr.	Peſos.
1871—72:	6,460	für 5145	—	für —	84,509	für 65,897
1870—71:	4,702	„ 3016	760	„ 515	125,270	„ 76,555
1869—70:	510	„ 20	—	„ —	15,656	„ 6,020
1868—69:	5,420	„ 2680	—	„ —	39,848	„ 13,922
1867—68:	—	„ —	—	„ —	17,032	„ 19,575
1866—67:	—	„ —	20,610	„ 11,100	—	„ —

Aus Guayaquil (Ecuador) wurden verſandt [22]) 15,260 Ctl. im Werthe von 610,400 Doll.

In La Libertad (Salvador) hatte während des letzten Jahres die Ausfuhr abgenommen, dort wurde für den Ctr. frei an Bord 32 Doll. bezahlt [23]).

Aus Madagascar kommen jährlich über 1000 Ctr.

Für Europa bleibt London immer der bedeutendſte Importhafen. Nach England kamen 1830 erſt 500 Ctr., von 1850—1855 ſchon über 180,000; die Berichte der internationalen Jury der Ausſtellung zu London 1826 gab damals ſchon den jährlichen Betrag überhaupt auf 80,000 Ctr. an, wovon auf Oſtindien (Java) 40,000 Ctr., Pará 24,000 Ctr., Guatemela, Venezuela und Columbien zuſammen 15,000 Ctr. kommen. 1864—1865 wurden 70,000 Ctr. importirt, nach London allein im Jahre 1866 10,809 Ctr. verſchiedener Abſtammung. Der Import ſtieg fortwährend, ſo daß

1869 bereits 136,421 Ctr. im Werthe von 7,658,448 Mill. Thlr.
1870 „ 152,118 „ „ „ „ 10,783,989 „ „
1871 „ 161,586 „ „ „ „ 10,936,737 „ „

Im Januar und Februar 1871: 22,133 Ctr.
„ „ 1872: 32,863 „ [19])

In Rotterdam kamen 1866 an 60 Ctr. aus Africa.

Liſſabon[24]) exportirte 1873 an Gummi 134 Fäſſer und 266 Säcke, das nicht aus Africa gekommen war.

Hamburg importirte 1866: 11,347 Ctr., wovon 5954 Ctr. aus England, 1609 Ctr. von der Weſtküſte Africas, 441 Ctr. aus Braſilien, 190 Ctr. aus niederländiſch Oſtindien (letzteres vielleicht die damit zuſammengeworfene Gutta Percha), 125 Ctr. aus Ecuador. 1873 bis zum 1. October wurden in Hamburg eingeführt[25]) Kautſchuk und Gutta Percha, roh oder gereinigt, auch in Platten Fäden aufgelöſt 35207 Ctr.

Grobe Kautſchukwaaren, überſponnene Kautſchukfäden 2232 Ctr. mit 8928 Thlr. Zollertrag.

Zum Schiffsbau 1 Ctr.

Feine Kautſchukwaaren 940 Ctr. mit 6580 Thlr. Zollertrag.

Gewebe aller Art mit Kautſchuk überzogen oder getränkt 1391 Ctr. mit 20,865 Thlr. Zollertrag.

Kautſchukdrucktücher und Kratzenleder für Fabriken 750 Ctr.
Gewebe aus Kautſchukfäden gemiſcht 1233 Ctr. mit 18495 Thlr.
Zollertrag.

Der größte Verbrauch findet in Nordamerica ſtatt, nämlich 24,000 Ctr. jährlich; dann kommt England mit 22,000 Ctr., Frankreich und Deutſchland jedes mit 20,000 Ctr.

Die bedeutendſten Fabriken befinden ſich für das deutſche Gebiet in Berlin, Köln, Dresden, Breslau, Harburg (beſonders für Gummiſchuhe). In Oeſtreich in Wien und Prag.

Es bleibt nur noch übrig, einiges über die Reinigung und Verarbeitung des Kautſchuk zu ſagen.

Das Kautſchuk hat die Eigenſchaft, bei gelinder Wärme unter fortwährendem Kneten oder Walzen einen teigartigen faſt unelaſtiſchen Zuſtand anzunehmen, aus dem es dann ſich beliebig formen läßt. Das americaniſche Kautſchuk kann hierzu ſogleich verwandt werden, indem es in ſiedendem Waſſer erweicht wird, das oſtindiſche muß erſt einer Reinigung unterworfen werden [26]). Zu dieſem Zwecke wird es zwiſchen Walzen zu papierdünnen Blättern ausgepreßt, wobei ein ununterbrochener Waſſerſtrahl die Unreinigkeiten fortnimmt, oder es wird auf einem Holländer, natürlich in ungeweichtem Zuſtande, unter Waſſerzufluß in kleine Stückchen zerriſſen, wobei die Unreinigkeiten zu Boden ſinken. Dieſe Stückchen werden dann in Knetmühlen unter Wärme wieder zuſammengeknetet. Um die Blöcke darzuſtellen, wird die Maſſe in eiſernen Formen einem allmälich wachſenden Drucke, der jedoch mehrere Wochen hindurch anhalten muß, mittels hydrauliſcher Preſſen ausgeſetzt, worauf die Formen zugeſchraubt und an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. Dieſe Blöcke werden dann mit naſſen Meſſern in Tafeln zerſchnitten. Um längere und dünnere Tafeln zu ſchneiden, nimmt man cylindriſche Blöcke, welche ſich während des Schneidens um ihre Axe drehen und da-

bei ſich langſam den Meſſern entgegenbewegen, ſo daß der Cylinder vom Mantel aus ſpiralartig in eine dünne Platte zerſchnitten wird. Dieſe wird dann aufgerollt und in Fäden zerſchnitten, welche natürlich vierkantig werden müſſen. Hierzu nimmt man jedoch ausſchließlich americaniſches Kautſchuk, weil oſtindiſches nicht die Elaſticität und Feſtigkeit des americaniſchen beſitzt.

Das jetzt allgemein angewandte Verfahren des ſchon erwähnten Vulcaniſirens rührt von Goodyear her und beſteht darin, daß in die erwärmte und dadurch erweichte Maſſe 10—20 pCt. Schwefel hineingeknetet werden, worauf eine nochmalige Erwärmung ſtattfindet. Erſt bei einer beſtimmten Temperatur verbinden ſich beide Stoffe. Entweder wird der Schwefel in Knetmühlen mit dem Kautſchuk vermiſcht, oder man ſtreut den Schwefel auf erweichte Platten, biegt dieſe zuſammen und läßt ſie durch Walzenpreſſen gehen; dann werden ſie wieder zuſammengelegt, gepreßt und dies wird ſo oft wiederholt bis die Maſſe gleichförmig geworden iſt. Häufig werden, um den geſchwefelten Kautſchuk noch zu färben oder ſein Gewicht zu erhöhen, auch andere Stoffe zugeſetzt, wie Kreide, Bleiweiß oder Bleiglätte, Schwefelantimon (Spießglanz), Talk, Kienruß ꝛc., die jedoch keine Verbindung mit dem Kautſchuk eingehen, ſondern nur mechaniſch beigemengt bleiben.

Eine andere Art des Schwefelns (das Brennen) wird erſt an den aus gewöhnlichem Kautſchuk gefertigten Gegenſtänden vorgenommen und beſteht darin, daß man die Gegenſtände in geſchloſſenen Räumen den Dämpfen des Schwefels in einer Temperatur von 120°—130° (dem Schmelzpunkt des Schwefels) ausſetzt, wozu entweder ein einfacher Trockenofen, der von unten geheizt wird (Luftbad), angewandt wird, oder man leitet direct Dampf von dieſer Temperatur in den dazu beſtimmten Raum (Dampfbad). Dickere Gegenſtände müſſen, damit der Schwefel

ſie ganz durchdringe, 2—3 Stunden, dünnere eine Stunde in dem Bade bleiben, doch wird der zerſtörenden Wirkung des Schwefeldampfes durch Umwickeln mit Leinwandſtreifen vorgebeugt. Dickere Platten werden zwiſchen eiſerne Scheiben, ſcharfkantige Gegenſtände z. B. Fußdecken in eiſerne Formen von derſelben Geſtalt oder in Blechkaſten, die mit Talkpulver angefüllt ſind, gelegt. Hohle Gegenſtände, wie Bälle, Puppen, Blaſen ꝛc. werden zunächſt geformt, dann in zerlegbare Formen gepackt und mit Waſſer, Kohlenſäure, Ammoniak oder andern expanſiblen Stoffen angefüllt. Die Dämpfe dehnen nun den Gegenſtand aus, preſſen ihn an die innere Wandung der Form, ſo daß ſich auf der Oberfläche die innere oft mit Zeichnungen verſehene Seite der Form abdruckt. An allen Gegenſtänden zeichnen ſich außerdem deutlich die Fugen der Formſtücke ab.

Parkes wandte für dünnere Blätter, Fäden, dünnwandige Röhren ꝛc. eine andere Methode an, indem er die Gegenſtände in eine Löſung von 2½ Th. Chlorſchwefel in 100 Th. Schwefelkohlenſtoff einige Minuten lang bei gewöhnlicher Temperatur eintauchte. Nachher werden die Gegenſtände einfach abgewaſchen.

Die luft- und waſſerdichten Zeuge werden entweder, wie ſchon erwähnt, durch Beſtreichen des Stoffes mit einer Löſung hergeſtellt oder dadurch, daß eine dünne Kautſchukplatte aufgepreßt wird. Dieſelbe wird auf das Gewebe gelegt und durch zwei Walzen zuſammengepreßt, ſo daß ſich beide Theile feſt vereinigen. Nachher wird im Luftbade vulcaniſirt. Im andern Fall wird eine mit Schwefel verſetzte Löſung des Kautſchuk in Terpentin- oder Kienöl, für feinere Gegenſtände eine ebenſolche in Benzin, welches ſchneller verdunſtet, zwiſchen Walzen oder Lineale aufgeſtrichen, entweder auf einer Seite oder, wie es auch oft geſchieht, liegt die Schicht zwiſchen zwei Zeugen. Sie werden zu Regenmänteln, Koffern, Reiſetaſchen, zahlreichen Sattlerarbeiten,

Wagenüberzügen, Zelten ꝛc. benutzt und ſind auch noch häufig lakirt, gefärbt und mit Muſtern bedruckt.

Um Röhren darzuſtellen, ſchneidet man lange Streifen, legt auf dieſelben einen Eiſendraht, biegt die Ränder zuſammen, welche vermöge der Klebrigkeit leicht zuſammenhaften; dann umwickelt man die Röhre ſpiralartig mit einem Leinwandſtreifen und vulcaniſirt, worauf der Streifen abgewickelt wird. Darum zeigen auch die meiſten Röhren, namentlich dickere, außen ſtets den Abdruck der Leinwand. Auch werden die Röhren durch ſpiraliges Aufwickeln eines Gummibandes um einen Draht hergeſtellt.

Elaſtiſche Gewebe, wie ſie an Hoſenträgern, Gurten, Stiefeln ꝛc. ſich finden, beſtehen aus überſponnenen Gummifäden, deren Darſtellungsweiſe ſchon angegeben wurde; doch werden ſie auch auf ähnliche Weiſe wie die Fadennudeln gepreßt. Zur Herrichtung der Blöcke, aus denen auf die erwähnte Weiſe die Fäden geſchnitten werden, nimmt man ausſchließlich den ſüdamericaniſchen Flaſchenkautſchuk, der die größte Elaſticität beſitzt. Die Fäden werden dann in kochendem Waſſer erweicht, unter ſtarker Anſpannung auf Trommeln gewickelt und an kühlen Orten aufbewahrt. Abgewickelt bleiben ſie in dieſem ausgedehnten Zuſtande. Dieſe Operation nennt man das Strecken. Jetzt werden ſie mit Baumwolle, Wolle oder Seide beſponnen und in die Kette beim Weben eingeſchaltet. Die fertigen Gewebe werden erwärmt und ſogleich kehrt die Elaſticität zurück, die Fäden ziehen ſich zuſammen, was jedoch nur theilweiſe geſchehen kann, da die andern durchgehenden Fäden eine vollſtändige Zuſammenziehung verhindern. Auf dieſe Weiſe wird die Feſtigkeit derartiger Gewebe hervorgerufen.

Die Gummiſchuhe ſind ebenfalls eine Erfindung Goodyears. Auf ein ſtärkeres Zeug wird eine dicke Löſung aufgetragen, aus dem die einzelnen Stücke der Schuhe nach Schablonen geſchnitten

und auf dem Leiſten zuſammengeklebt werden. Schließlich wird die Sohle ebenfalls aufgeklebt. Hierauf werden ſie mit einem Firniß beſtrichen und im Luftbade vulcaniſirt, worauf erſt der Leiſten herausgenommen wird.

Die auf den Jahrmärkten jetzt allgemein verkäuflichen rothen Luftballons ſollen nur in Paris verfertigt werden. Sie werden mit Waſſerſtoffgas gefüllt, das durch eine Druckpumpe hineingepreßt wird.

Zahlreiche chirurgiſche Apparate wie Bandagen, Sonden, Canäle, Ringe, Kiſſen werden jetzt nur aus Kautſchuk verfertigt; die Kautſchukſchwämme, eine neue americaniſche Erfindung, welche aus einer porös gemachten Kautſchukmaſſe beſtehen, ſtehen den natürlichen nicht nach. Aus Kautſchuk, Gutta-Percha und geraſpeltem Kork machte Taylor 1859 in London das Kamptulikon, eine dem Hartgummi ähnliche Maſſe, die zu Fußböden, Streichriemen, Polirſteinen benutzt wird.

Gutta-Percha.

Vorkommen. Auch Gutta Tuban, Gummi Gettania genannt, iſt der verdickte Milchſaft einiger Bäume aus der Familie der Sapoteen[27]) Sideroxylon — der auch Eiſenholz liefert —, Cacosmanthus und Ceratophorus[28]), beſonders der von Isonandra gutta Hook, der von den Malaien Percha genannt wird. Das Kautſchuk entſteht bekanntlich durch Abſonderung deſſelben aus der Milch, während hier die ganze Milch ſich einfach zu einer poröſen Maſſe verdickt. Der Baum iſt 16—22^{m} hoch mit einem Stammdurchmeſſer über 1^{m}, wächſt im ganzen malaiiſchen Archipel und im ſüdlichen Theil von Malacca in dichten Wäldern, namentlich auf Borneo, Sumatra, Singapore. Außerdem wird er auf den andern Inſeln des Archipels, beſonders

Java, cultivirt, auch mit Erfolg auf Bourbon. Das Holz iſt meiſt weich und ſchwammig, daher werthlos, weshalb man früher die Bäume zur Gewinnung des Milchſaftes einfach umhieb.

Der Verbreitungsbezirk iſt alſo bedeutend enger als beim Kautſchuk, es kann daher auch nur eine viel geringere Menge in den Handel kommen, wie die ſtatiſtiſchen Nachrichten auch bezeugen.

Gewinnung. Die Bewohner der Gegenden, in denen der Baum wächſt, kannten die Eigenſchaften des aus dem Milchſaft gewonnenen Stoffes ſchon frühzeitig und formten daraus manche Geräthſchaften, wie Stiele zu Aexten und Hefte zu Meſſern, die jedoch von der Wärme erweicht wurden und daher keine große Verbreitung erlangten. Erſt als der Stoff — ſeit 1844 — nach Europa gebracht und bekannter wurde und von hier aus Nachfrage kam, begannen Chineſen, Malaien und Inder die Wälder zu durchſuchen. Die Bäume wurden wie erwähnt umgehauen, wodurch von 1845—47 über 7000 verloren gingen. Später wurde der Baum angezapft, die Oeffnung mit einem Pflock verſchloſſen und konnte nach einiger Zeit wieder benutzt werden. Jetzt geſchieht die Gewinnung auf ähnliche Weiſe wie bei der des Kautſchuk durch Einſchnitte, oder es wird ein Stück Rinde herausgeſchnitten, die Milch fließt ab und die Oeffnung wird wieder damit verſchloſſen. Man läßt die Milch einfach an der Luft gerinnen, wodurch ſich die Gutta-Percha bildet; ſie wird mit den Händen herausgenommen, zuſammengedrückt und in brodähnliche 20—40 Pfd. ſchwere Formen zuſammengeknetet, die in Innern meiſt porös ſind, während der äußere Rand feſter iſt. An der Luft dunkelt die Maſſe dann etwas nach und wird bräunlich. Da die Blöcke viele Unreinigkeiten, wie Holzſtückchen, Rindentheile ꝛc. enthalten, werden ſie durch beſondere Maſchinen in Späne zerriſſen, welche als Handelsartikel vorkommen. Auch

findet ſie ſich ſo in Form von Platten und Blättern, welche ſo dünn wie Papier ſind und wie ein gewebter Stoff nach dem Meter verkauft werden. Die Holländer haben den Baum mit Erfolg nach Guiana verpflanzt.

Beſtandtheile und Eigenſchaften. Die rohe Gutta-Percha beſteht aus mehreren Stoffen, von denen die reine Gutta-Percha den größten Theil ausmacht, etwa 75 pCt., außerdem enthält ſie Harze, ein ätheriſches Oel, Caſein, Mineralien, die ſich bei der Aſchenbeſtimmung ergeben und den Farbſtoff. Die reine Gutta-Percha hat die Zuſammenſetzung C_{20} H_{32}, alſo analog den Camphenen. Die chemiſchen Unterſuchungen über die Harze weichen von einander ob, indem 2 oder 6 angegeben werden [29]).

Die rohe Gutta-Percha iſt gelblich weiß oder gelblich roth, häufig braun gefärbt und zeigt eine faſerige Structur, weshalb ſie ſich in einzelne Schichten zertheilen läßt; dieſes Gefüge verſchwindet indeß durch Kneten, ſo daß die Maſſe vollſtändig gleichartig wird und eine dunklere, mehr braune Farbe annimmt, was namentlich bei Anwendung trockner Wärme raſch eintritt. Sie giebt nach Adriani [30]) 5,18 pCt. Aſche. Bei gewöhnlicher Temperatur iſt ſie zähe und lederartig, in warmem Waſſer wird ſie weicher; wird daſſelbe 60—65°, ſo läßt ſie ſich drücken und formen wie Wachs und nimmmt beim Erkalten ihre frühere Härte wieder an. Dieſe ſo wichtige plaſtiſche Eigenſchaft unterſcheidet ſie namentlich vom Kautſchuk, das durch ſtarke Hitze erweicht nie wieder hart wird. In kochendem Waſſer wird ſie ſo weich, daß ſie ſich in Fäden ziehen läßt. Beim Erwärmen entwickelt ſie einen eigenthümlichen Geruch, bis zum Schmelzen erhitzt, erhärtet ſie wie das Kautſchuk nicht mehr und jetzt tritt auch eine theilweiſe Zerſetzung ein. Bleibt Gutta-Percha lange an der Luft liegen, ſo verwandelt ſie ſich allmälich in einen harz-

ähnlichen Körper, von dem übrigens schon 15 pCt. in ihn enthalten sind; sie zerbröckelt schließlich und zerfällt in Staub. Bei Blöcken ist dies nicht von Bedeutung, da die Veränderung nur an der Außenseite vor sich geht, dünne Platten und Blätter dagegen werden in einigen Monaten vollständig zerstört und müssen daher beim Aufbewahren vor zu starker Berührung der Luft geschützt worden. Sie ist löslich in Schwefelkohlenstoff, Benzin, Chloroform, in warmen ätherischen Oelen wie Terpentin- und Kautschuköl; unlöslich in Wasser; Alkohol löst nur 3—15 pCt d. h. nur das darin enthaltene Harz, weshalb er zur Fällung des Gutta-Percha aus Lösungen benutzt wird, Aether 11—12 pCt. Das bei der trockenen Destillation gewonnene flüchtige Oel ist ebenfalls ein gutes Lösungsmittel. Unvollständig gelöst wird sie teigartig und klebend. Gute Gutta-Percha darf kochendes Wasser nicht trüben. Spec. Gew. = 0,979. Sie schmilzt bei 110° zu einer dicken klaren Flüssigkeit, die sich schon bei 130° zersetzt. Für Wasser ist sie undurchdringlich.

Durch Reiben wird sie wie Kautschuk electrisch, ist aber selbst ein schlechter Leiter der Electricität und Wärme. Bei microscopischer Betrachtung dünner Schnitte sieht man viele unregelmäßige hohle Räume, die bei dem von gepreßter Gutta-Percha und hergestellten Präparat fast verschwinden, wo die Structur mehr faserig ist. Im Polarisationsmicroscop zeigen dünne Schnitte die prismatischen Farben wie Kautschuk, namentlich wenn derselbe gepreßt wurde.

Historisches. Die Eingebornen der oben erwähnten Orte verwertheten die rohe Gutta-Percha schon frühzeitig, die ersten 2 Ctr. kamen erst 1844 von Singapore nach Europa; die Bedeutung dieses Stoffes stieg aber so, daß 1863 schon 36,000 Ctr. versandt wurden[31]), die von 300,000 Bäumen gewonnen wurden.

Statiſtiſches. Der Import dieſes Stoffes iſt ſchwierig feſtzuſtellen, da er meiſt mit Kautſchuk zuſammen unter dem Namen Gummi in den Berichten angeführt wird. London empfing allein vom 14.—31. Dec. 1866 etwa 515 Blöcke und 380 Körbe[32]), nach Hamburg kamen 1866 im Ganzen 410 Ctr., davon 65 Kiſten mit 174 Ctr. aus Holland; 40 Fäſſer, 14 Colli und 131 Blöcke aus England mit 102 Ctr.

In den Niederlanden[33]) wurden 1872 für 1,900,000 Fl. eingeführt, dagegen in demſelben Jahre aus dem freien Verkehr weniger eingeführt für 650,337 Fl.

Verwerthung. Bevor die Gutta-Percha zu irgend welchen Artikeln verarbeitet wird, muß ſie gereinigt werden. Mittels Walzen oder Meſſern wird die Maſſe in kleine Späne unter beſtändigem Zufluß von Waſſer zerriſſen oder zerſchnitten; nachdem dann dieſe kleinen Stückchen im Waſſer umgerührt werden, wobei die ſchwereren Beimengungen unterſinken, die leichteren oben ſchwimmen, werden ſie in der Wärme zuſammengeknetet. Dieſe Reinigung wird nicht immer gleich gut ausgeführt und iſt überdies nicht leicht, denn ſelbſt gut gereinigte Gutta-Percha zeigt bei der Auflöſung immer noch kleine Unreinigkeiten. Durch Preſſen kann ſie eine ſolche Härte erlangen, daß ſie ſich auf der Drehbank bearbeiten läßt. Der oben erwähnte Goodyear hat ſich auch um die Verarbeitung dieſes Stoffes verdient gemacht. Die große Anzahl von Artikeln aufzuführen, würde zu weitläufig ſein. Hauptſächlich wird ſie gebraucht zu plaſtiſchen Abdrücken bei der Galvanoplaſtik; zur Iſolirung der unterirdiſchen Telegraphenleitungen wird gewöhnlich die rohe Gutta-Percha verwandt, jedoch mit Draht umſponnen, weil die Mäuſe ſie ſonſt anfreſſen, während die vulkaniſirte durch den Schwefelgehalt den Kupferdraht angreift. Da ſie den Alkalien und Säuren, ausgenommen ſtarker Schwefelſäure, mit der ſie die ſchweflige Säure,

und Salpeterſäure, mit der ſie Blau- und Ameiſenſäure bildet, widerſteht, wird ſie in Laboratorien zu Unterſätzen von Flaſchen, photographiſchen Wannen benutzt. Statt der ledernen Treibriemen bei Maſchinen hatte man ſolche von Gutta-Percha, die jedoch wegen der großen Menge der durch die Reibung entſtehender Electricität läſtig wurden; auch dient ſie zu Laufſchnüren an Drehbänken. Sohlen werden mit einer dicken Löſung deſſelben Stoffes auf die lederne Sohle aufgeklebt. Mit dünnen Blättern werden Gefäße verbunden oder Waaren werden hierin eingewickelt, um ſie vor Feuchtigkeit zu ſchützen. Zahlreiche chirurgiſche Inſtrumente werden aus Gutta-Percha verfertigt; Löſungen dieſes Stoffes werden auf Leder geſtrichen, um es waſſerdicht zu machen.

In neuerer Zeit wird die gereinigte Gutta-Percha auch vielfach zur Darſtellung künſtlicher Gebiſſe und zur Ausfüllung hohler Zähne angewandt. Um ſie zu reinigen, wird ſie zuerſt in Chloroform gelöſt, mit gebranntem Gyps geſchüttelt und geklärt, abgegoſſen und mit der doppelten Menge Alcohol von 90 pCt. verſetzt, wodurch ſie ſich als weiße Maſſe niederſchlägt; doch erhält man nur 75 pCt. der angewandten Menge wieder. In Stengelform kommt ſie dann in den Handel und wird mit 12 Thlr. pro Pfd. bezahlt.

Eine Löſung dieſer gereinigten Gutta-Percha in Chloroform dient häufig als ſogenanntes Traumacitin wie das Collodium zur Bedeckung von Wunden, indem die Gutta-Percha nach dem Verdunſten des Chloroforms als dünnes Häutchen erſcheint, das undurchdringlich für Waſſer iſt.

Auf ähnliche Weiſe wie Kautſchuk kann Gutta-Percha vulcaniſirt werden, was zuerſt von Lüdersdorff in Berlin verſucht wurde, und mit dem erwähnten Stoffe zuſammengeknetet werden. Dadurch verliert ſie allerdings die Plaſticität, löſt ſich jedoch

nicht mehr auf und nimmt bei ſtarkem Zuſatz von Schwefel eine ſolche Härte an, daß ſie dem Ebonit ſehr ähnlich wird.

Fabriken für Gutta-Perchawaaren befinden ſich in Berlin, Augsburg, Wien, London, Hamburg. Meiſt verarbeiten die Kautſchukfabriken zugleich auch Gutta-Percha.

Eines Stoffes muß hier noch Erwähnung gethan werden, der in neuerer Zeit, wenn auch in geringer Menge, nach Europa kommt. Es iſt dies die

Ballata,

eine der Gutta-Percha ähnliche Subſtanz. Sie wird aus dem Milchſafte von Sapota Mülleri[34]) (F. der Sapoteen), auch ſurinamiſchen Sapotillbaum und bully tree genannt welcher Baum in ganz Guiana ſehr verbreitet iſt und deſſen Holz ſchon ſeit früher Zeit zu Bauten gebraucht wird. Die Eingebornen benutzten die Milch wie die des Kuhbaums als Zuſatz zum Thee, doch wurde ſie erſt in neueſter Zeit genauer unterſucht und der daraus gewonnene Gummiſtoff in Paris 1867 ausgeſtellt und von Gehe & Comp. in Dresden[35]) in Deutſchland eingeführt. In Berbice unterſcheidet man zwei Varietäten des Baumes[36]): die eine mit ovalen Früchten erzeugt eine röthlich gerbſtofffreie, die andere mit runden Früchten eine weiße gerbſtoffarme Milch. Die letztere wird genoſſen und liefert auch hauptſächlich die Ballata. Der Milchſaft wird entweder, wie es jetzt geſchieht, durch Einſchnitte in die Rinde gewonnen, oder, wie es früher, als nach dem Artikel große Nachfrage war, geſchah, wurden die Bäume umgehauen, auf Balken gelegt und der Stamm mit Kreisſchnitten in ungefähr 30 — 40^{cm} weiten Abſtänden verſehen, auch ſchält man wie bei der Gewinnung von Gutta-Percha durch zwei

Längsſchnitte ein Stück Rinde heraus, welches in zwei Jahren ſich wieder ergänzt. Ein auf dieſe Weiſe geſchälter Baum liefert jährlich 0,3 — 0,5 Klgr., ein gefällter auf einmal 3 — 6 Klgr. Milch und zwar die meiſte zur Regenzeit.

Man ſammelt die Milch in Gefäßen von Holz, Eiſen oder Zink und zwar ſind erſtere beſſer, da ſie in Metallgefäßen ſich dunkel färbt. In dieſen verdickt ſich die Milch zu einer poröſen, ſchwammigen Maſſe, welche entweder in heißem Waſſer durchgeknetet wird oder in Platten geformt in den Handel kommt.

Beſtandtheile und Eigenſchaften. In der Farbe gleicht ſie der Gutta-Percha, iſt ohne Geſchmack und riecht auch erwärmt ebenſo wie dieſe. Sie ſteht gleichſam zwiſchen Kautſchuk und Gutta-Percha, iſt dehnbar und elaſtiſch wie erſteres, läßt ſich leicht ſchneiden und in heißem Waſſer erweichen, iſt plaſtiſch, zähe und biegſam wie letztere. — Sie ſchmilzt bei 149° und hat ein ſp. Gew. von 1,044. — Durch Reiben wird ſie electriſch und iſt auch ein ſchlechter Leiter für Electricität und Wärme. — Sie iſt löslich in Chloroform und Schwefelkohlenſtoff in ähnlichem Verhältniß wie Gutta-Percha, enthält nach Sperlich einen in angeſäuertem Waſſer löslichen Farbſtoff und ein in kochendem Alkohol lösliches Harz. Von künſtlichen Alkalien und concentrirter Salzſäure wird ſie nicht angegriffen, concentrirte Schwefelſäure entwickelt mit ihr ſchweflige Säure und verkohlt ſie, Salpeterſäure bildet mit ihr Blauſäure und Ameiſenſäure, ganz wie Gutta-Percha.

Statiſtiſches. Die Ballata kam zuerſt nach London im Jahre 1860, 1865 aus Berbice allein 10,000 Klgr.

Verwerthung. Serres zeigte, daß ſie ſich ganz wie Gutta-Percha bearbeiten, auch vulcaniſiren läßt und kann vollſtändig wie Gutta-Percha angewandt werden zu electriſchen Apparaten, Treibriemen, Schuhſohlen und Abſätzen, wo ſie ſich

dauerhafter wie Leder zeigt. Zu chirurgiſchen Inſtrumenten ſoll ſie ſogar beſſer wie Gutta-Percha ſein.

Anmerkungen.

[1]) Wiesner, die Rohſtoffe des Pflanzenreiches, unter Kautſchuk.

[2]) εὐφόρβιον Dioscorides, Euphorbia Plinius, nach Euphorbios, Leibarzt des Königs Juba 54 v. Ch. (nach Plinius). —

Artocarpeen Brotfruchtgewächſe, eine Unterabtheilung der Urticaceen oder Neſſelgewächſe. — Apocyneen, die immergrünen oder Hundsgiftgewächſe (Apocynun, Vinca, Nerium).

[3]) σίφων Röhre. Der Name wird ſowohl dadurch bedingt, daß die Indianer aus dem Saft Röhren fabricirten, die von den Portugieſen Seringa genannt wurden, als auch dadurch, daß der ausfließende Saft die Zweige überzieht und ſo, wenn dieſelben herausgezogen werden, Röhren entſtehen, die ſchon früh von den Indianern benutzt wurden. Leunis Synopſ. d. Bot. § 327. Anm. 6. — Synon: Siphonia Cahuchu Willd., Siph. guianensis Juss., Hevea guianensis Aubl. (Hheve der natürl. Name des Baumes in Guiana), Jatropha elastica L. (ἴαομαι heile und τροφή Nahrung, weil der Strauch Heilmittel und Nahrung liefert).

[4]) Klöden, Handbuch der Geograghie I. Anhang unter: Die milchſaftführenden Pflanzen. — Leunis Synopſ. d. Bot. § 327, 12.

[5]) Die Angaben über die Gewinnung und Export des Kautſchuk in Braſilien ſind dem neueren Reiſewerke von Keller-Leuzinger „vom Amazonas und Madeira“ entnommen.

[6]) Hancorne vielleicht Name eines Portugieſen; wegen der Früchte, die roh und mit Zucker eingemacht gegeſſen wurden, zur Bereitung eines berauſchenden Getränkes dienen, das nach übermäßigem Genuſſe große Gelbſucht hervorbringt. (Leunis.)

[7]) Das Kaiſerthum Braſilien auf der Pariſer Weltausſtellung 1867, S. 72, wo der Baum mit dem ähnlich klingenden Namen Mompiqueira benannt wird, in dem Berichte über die Wiener Weltausſtellung 1873 findet ſich der gleiche Name Magabeira.

[8]) Ausland 1869, Nr. 37. — Lobelia genannt nach Lobel. Der

Baum wird 4—6m hoch. — Castilloa genannt nach dem ſpaniſchen Botaniker Caſtillejo, Holquahitel der Mexicaner, wird bedeutend größer. (Leunis.)

[9]) Leunis Synopſ. d. Bot. § 327. und Bulletin de la société d'encouragement Juin 1861 (nach Wiesner).

[10]) Berliner Induſtrieblätter (Hager & Jacobſon) 1873, S. 364 aus dem Scientific American 6. Sept. 1873. —

Vahea, ein Schlingſtrauch, einheimiſcher Name. (Leunis.)

[11]) Bericht des deutſchen General-Conſulats in Bogota, im preuß. Handesarchiv 1874, Nr. 1.

[12]) Gardeners chronicle 1874, Nr. 4; Auszug in Otto's Hamburger Gartenzeitung 1874, Heft 9.

[13]) Das Kaiſerreich Braſilien auf der Wiener Weltausſtellung von 1873. S. 39 wird das Holz des Maſſaranduba als beſonders zum Schiffsbau geeignet angeführt und der Baum heißt dort Mimusops elata Sin. Aus derſelben Familie iſt der weiter unten angeführte Baum Sapota Mülleri, welcher die Ballata liefert. Beide wachſen alſo in derſelben Region.

[14]) Ficus Feige, mit dickem Stamme und ſchlankem Wuchs; von ſeinen Aeſten hängen Luftwurzeln herab, welche wieder wurzeln und neue Stämme bilden, ſo daß ein einziger Baum ſchließlich einen ganzen Wald mit gemeinſamer Krone bildet. Die Gummilackſchildlaus (Caccus lacca) verurſacht durch Stiche in die Rinde die Bildung des Schellacks. — Urceolus ein kleiner Krug, wegen der krugförmigen Blumenkrone auch Krugpflanze genannt, Schlingpflanze, armdick, oft über 100m lang. Die engliſchen Soldaten, welche ſich einſt durch Zerhauen dieſer Sträucher durch einen Wald Bahn machen wollten, waren ſehr verwundert als ihre Klingen zuletzt in einem anhaftenden Futterale von Gummt ſteckten. (Leunis.)

[15]) Wiesner a. a. O. S. 155.

[16]) Wiesner a. a. O. S. 155.

[17]) Strecker, org. Chemie S. 644.

[18]) Compt. rend. 34 p. 2 flg. und 453 flg.

[19]) Compt. rend. 50 p. 874.

[20]) Induſtriebl. 1872, Nr. 28. (Bericht von Gehe & Comp. in Dresden).

[21]) Keller-Lenzinger „vom Amazonas und Madeira".

[22]) Preuß. Handelsarchiv 1874, S. 442.

[23]) do. do. 1874, S. 283.

[24]) do. do. 1874, S. 399.

[25]) do. do. 1874, S. 300.

[26]) do. do. 1874, S. 44.

[27]) Merk, Waaren-Lexicon 1871.

[28]) Mexicaniſch Zapote.

[29]) Nach de Vrieſe in Henkels Waarenkunde.

[30]) Wiesner a. a. O. S. 166—169.

[31]) Leunis Synopſ. d. Bot. § 543, 8.

[32]) Henkel, Waarenkunde.

[33]) Preuß. Landesarchiv 1874, 253.

[34]) Vaterl. Name, heißt in Mexico Cochit-zapotl; von Prof. Belkrode in Delft nach einem Dr. Müller in Paramaribo benannt. Synon.: Achras ballota oder A. dissecta. Achras bedeutet einen wilden Birnbaum, wegen der ähnlichen Früchte; ballota= βαλλωτή urſprünglich eine Eichenart Quercus ballota oder ein Lippenblüthler mit eichennähnlichem Blüthenſtande. Wahrſcheinlich aus βαλανωτη (von βαλανωτός eichelförmig) entſtanden. (Leunis Synopſ. § 543.)

[35]) Drogenbericht April 1872.

[36]) Pharmaceut. Centralhalle 1869, S. 405 und Wiesner a. a. O. S. 169.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

Milton und Cromwell.

Vortrag

von

Alfred Stern,
außerord. Professor der Geschichte an der Universität Bern.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Mitunter trifft man in öffentlichen Sammlungen oder in der Privat-Gallerie eines Kunſtliebhabers auf einen Kupferſtich nach dem Gemälde eines modernen Engliſchen Meiſters, deſſen Gegenſtand wohl fähig iſt, das Auge des Beſchauers zu feſſeln. Zwei Männer treten hier im Bilde auf, grundverſchieden in ihrer äußeren Erſcheinung und in dem Charakter, den dieſe ausſpricht: Jeder von beiden aber anziehend durch die Eigenart ſeines Weſens. Der eine, ſtämmig und breitſchultrig, das Schwert an der Seite, in Reiterſtiefeln, ſteht gebieteriſch da. Die mächtige Stirn, die buſchigen Brauen, der ſtrenge, faſt möchte man ſagen, löwenartige Ausdruck des Geſichtes deuten auf überlegene, ſelbſtbewußte Kraft. Der andere, eine ſchlanke Geſtalt in ſchwarzem Gewande, ſieht von ſeinem Sitze zu jenem auf. Die Linke deutet auf ein Blatt Papier, in der Rechten hält er die Feder, gleich als warte er auf die Weiſung in der Niederſchrift fortzufahren. Sein Haar wallt frei in natürlichen Locken herab, wie das ſeines Gefährten, aber es umrahmt ein Geſicht, deſſen weichen Zügen der leuchtende Stempel des Genius des Schönen aufgeprägt worden iſt.

Zwei der Größten ihrer Nation und ihrer Zeit hat der Künſtler in einer bedeutſamen hiſtoriſchen Situation vorführen wollen: John Milton dieſer, jener Oliver Cromwell. — Eine

bewegte Zeit mußte es ſein, welche dieſe beiden Männer auf eine ſolche Höhe zuſammenführen konnte, wie ſie damals ſie einnahmen, und wahrlich bewegtere Tage hat das luſtige Alt-England kaum je geſehn, ja man mochte ſich fragen, ob merry old England nicht ſelbſt in ihnen zu Grunde gehn würde. Genug und übergenug hatte das Volk geduldet, bis der Faden riß und die conſervativſte aller Nationen den verzweifelten Muth zu finden ſchien, mit uralten Traditionen ihres politiſchen Daſeins zu brechen. Noch war der Nachglanz der ruhmreichen Regierung Eliſabeths nicht verblichen, noch waren die Shakeſpeare und Raleigh dem Volke gegenwärtige Zeugen jenes heroiſchen Zeitalters, als die täppiſche Hand des königlichen Pedanten aus dem Geſchlechte Stuart ſchon begonnen hatte, die Fäden zu zerfaſern, welche den Monarchen mit dem Bürger verbanden. Und was Jakob ohne tiefere Berechnung begonnen, führte Karl I. mit eigenwilliger Abſichtlichkeit weiter. Die allgemeine Richtung der Zeit auf die abſolute Monarchie traf in ihm mit dem natürlichen Hang zum Wortbruch, zur Intrigue zuſammen, die ſich mit dem Decorum häuslicher Sittlichkeit und mit idealen künſtleriſchen Neigungen gar wohl vertrug. Ein Fürſt, welcher heute Verſprechungen gab, um ſie morgen wieder zu brechen, welcher dem Rathe ernſter Vaterlandsfreunde die Stimme eines weibiſchen Günſtlings vorzog und die Gewaltſamkeiten der inneren Regierung nicht ein Mal durch den Glanz auswärtigen Kriegsruhms vergeſſen zu machen verſtand, mußte mit der Vertretung der Nation in Zwieſpalt gerathen. Drei Mal forderte er ihre Hülfe in den finanziellen Verlegenheiten, die ihn bedrängten, drei Mal trat ihm die Gegenforderung entgegen, zu achten, was ſich als menſchliches Recht des Volkes dem göttlichen Recht des Königthums nicht beugen wollte. Zuletzt löſte er die ungefüge Verſammlung höchſt ungnädig auf, brachte die Kühnſten und

Beredteſten aus ihrer Mitte hinter den düſtern Mauern des Tower zum Schweigen und beſchloß, uneingeſchränkt von parlamentariſcher Kontrolle zu regieren. Und nun folgten die Jahre, da eine Gewaltthat die andere ablöſte, und der einzelne Bürger den Muth fand gegen den ganzen Apparat der Willkür-Herrſchaft den ungleichen Kampf um's Recht für ſich, und damit immer auf's Neue für die Geſammtheit zu unternehmen.

Daß er auf zwei Gebieten gleichzeitig auszufechten war, machte dieſen Kampf ſo erbittert. Die politiſchen Gewaltmaßregeln, die Misachtung der individuellen Freiheit, der Zwang der Beſteuerung, vor Allem der Auflage des Schiffsgeldes, die beſtändige Gefahr, welche von Straffords genialem Despotismus in Irland drohte: Das allein reichte noch nicht aus, den Sturm zu entfeſſeln. Zu der Tyrannei im Staate trat die Tyrannei der Kirche. Indem der Staat das Wort der Kirche, die Kirche das Schwert des Staates in Dienſt nahm, beſchworen ſich beide dieſelben Gegner herauf. — In jener Zeit, da die politiſchen Gegenſätze noch unheilvoll genug durch die religiöſen beſtimmt wurden, konnte der Sache der Toleranz kein ſchlimmerer Dienſt geleiſtet werden, als wenn ſich ſolche zu ihren Vertheidigern aufwarfen, die mit ungleichem Maß maßen, und deren Beſtreben eine künſtliche Einheit der Religions-Parteien zu ſchaffen, Engliſchen Gemüthern als eine Drohung gegen den Beſtand des Gemeinweſens erſchien. Noch wüthete auf dem Kontinent der furchtbare Krieg, der ſich in der Böhmiſchen Hauptſtadt an der Flamme religiöſer Zwietracht entzündet hatte, noch war in friſcher Erinnerung, weſſen Dolche Heinrich IV. erlegen, noch gab es Männer, welche die Tage der Armada geſehen hatten. Die katholiſche Urbevölkerung von Irland war der Bundesgenoſſe aller auswärtigen Feinde. Die Pulver-Verſchwörung war das unvertilgbare Schreckbild des ruhigen Bürgers. Daß man ein guter

Patriot ſein könne, ohne ein guter Proteſtant zu ſein, war dem Engländer von damals unfaßbar. Reliquien-Verehrung, die Transſubſtantiation glauben, im Träger der dreifachen Krone das Haupt der Kirche erblicken war gleichbedeutend mit Verrath am Vaterlande. Das Gebiet des Glaubens und das Gebiet des Handelns war nirgends getrennt. Man wollte nicht die That, man wollte die Geſinnung geſtraft wiſſen, und ſchlechtgeſinnt erſchien ſchon der, welcher ſich nicht regelmäßig am Gottesdienſt der Staatskirche betheiligte. Und nun erlebte man, daß der erſte Würdenträger dieſer Staatskirche, der Erzbiſchof William Laud mit dem ganzen Troß ſeiner Geſchöpfe die Anhänger und die Formen jenes verhaßten Papismus ebenſo deutlich zu begünſtigen ſchien, als er alle diejenigen grauſam verfolgte, welche die Gedanken der Reformation in Lehre, Ritus, Verfaſſung als ein Kleinod bewahrten und noch energiſcher durchführen wollten, denn bisher geſchehn war. Während auf erzbiſchöflichen Befehl Hochaltäre, Heiligenbilder, geweihte Gefäße, brennende Kerzen und Kniebeugungen bei ſchwerer Strafe in den Kirchen wieder eingeführt werden mußten, wurde den Predigern bei ſchwerer Strafe verboten, über die Hauptſätze des Calviniſtiſchen Dogmas von der Prädeſtination und Gnadenwahl zu predigen. Während nach langer blutiger Verfolgung endlich allen denen freiere Religions-Uebung geſtattet wurde, deren geiſtliches Oberhaupt erſt vor wenig Decennien den Bann gegen eine Engliſche Monarchin geſchleudert, mußten ſich diejenigen vor den Häſchern des Fanatismus unter dem Schleier der Nacht in wüſten Einöden verſammeln, die von den reformatoriſchen Gebräuchen ihrer Väter nicht laſſen wollten. Die furchtbaren Tribunale der Sternkammer und der hohen Commiſſion wetteiferten mit ihrer ſüdlichen Schweſter, der Inquiſition. Im Kerker ſchmachtete, wer auf andere Weiſe ſeinem Gott zu nahen

wagte als ſtrenge Vorſchrift gebot. Die Schriften, in welchen mit der Tyrannei des Königs die Tyrannei der Anglikaniſchen Biſchöfe angegriffen ward, wurden verbrannt. Die Autoren, von Henkers Hand gebrandmarkt, mitunter ihrer Ohren beraubt, wurden ausgepeitſcht und am Pranger ausgeſtellt. Und Jahr für Jahr verließen, aller Wachſamkeit der Beamten zum Trotz, Schaaren von Gläubigen den Boden der Heimat, um jenſeits des Oceans glücklichere Stätten aufzuſuchen, wo der Diener der Kirche nicht Diener des Staates wurde, wo es einſt keine bürgerliche Gewalt geben ſollte, die es, wie im Mutterlande, unternommen hätte, Glaubensſätze, Ritus und kirchliche Verfaſſung zu regeln.

So vermiſchten ſich politiſche und religiöſe Beſchwerden, man bemerkte, daß Staat und Kirche gleichſam eine Verſicherungs-Geſellſchaft auf Gegenſeitigkeit bildeten, daß die eifrigſten Verfechter des kirchlichen Zwanges auch die eifrigſten Verfechter der königlichen Willkür ſeien, und der ungeheuere Argwohn bemächtigte ſich der Engliſchen Nation, mit der fürſtlichen Abſolutie ſolle der Katholicismus gewaltſam wieder eingeführt werden. Die beiden großen Parteien der Rundköpfe und Kavaliere traten immer ſchroffer auseinander. Der freiheitliebende, ſtrenge, Calviniſtiſche Puritaner ſah ſich durch eine tiefe Kluft getrennt von dem unterwürfigen, lebensluſtigen Royaliſten, deſſen Sinn für das Romantiſche und Schöne in den katholiſirenden, künſtleriſchen Beſtrebungen der Kirche reiche Nahrung fand. Es waren zwei unverträgliche Lebens-Anſchauungen, die den politiſchen und religiöſen Gegenſatz beherrſchten. Jene verfochten die ewigen Gedanken von Recht und Pflicht, unbekümmert um die düſtern, oft abſtoßenden Farben, in welche ſie ſich kleiden, dieſe die begehrlichen Wünſche der Macht und Willkür, die ſich mit dem gleiſſenden Gewande heiteren Genuſſes und üppiger Kunſt zu ſchmücken wiſſen.

Der Kampf kam zum Ausbruch, als auch das muthige Volk der Schotten unter das Joch der kirchlichen Uniformität gezwungen werden ſollte. Sein ruhmvoller Widerſtand nöthigte Karl I. doch wieder die Vertreter ſeines Landes zu verſammeln. Eine kurze Pauſe, und Alles, was die Jahre daher an dumpfem Groll zurückgehalten war, machte ſich Luft. Die Revolution brach aus. Vergeblich opferte ihr der Monarch ſeinen treueſten Diener, ihre Fluthen ſtiegen höher und höher. Als der königliche Gewalt-Streich gegen die Führer der Bewegung mislungen war, verwandelte ſie ſich in den Bürgerkrieg. Kavaliere und Rundköpfe maßen ſich im Felde. Der König unterlag; die Schotten, zu denen er ſich geflüchtet, lieferten ihn aus. — Die Partei, in deren Hände er gerieth, welche über das Heer gebot, hatte ſich erſt während der Revolution aus der Geſammtmaſſe der Puritaner herausgebildet. Es waren die Independenten. Der Name beſagt, was die Ideen dieſer merkwürdigen Partei vor allem kennzeichnete. Sie wollte die Independenz, die Unabhängigkeit jeder einzelnen Gemeinde für ſich und die Unabhängigkeit aller Gemeinden in Geſtaltung ihres religiöſen Lebens vom Staate. Den einzelnen Gleichgeſinnten ſollte der freieſte Spielraum gewährt ſein, ſich zu einem religiöſen Verein zuſammenzuſchließen, und dem Staate, wie er nicht angerufen wurde, die Gemeinde zu unterſtützen, Geiſtliche zu beſolden, Kirchen zu unterhalten, ſollte keine Zwangs-Gewalt in Sachen des Dogmas, des Kultus oder der Kirchen-Verfaſſung zuſtehn. Solche Ideen entfernten die Independenten immer weiter von ſo Vielen der alten puritaniſchen Genoſſen. Dieſe, die Presbyterianer, hielten am Begriff der National- der Landeskirche unbedingt feſt. Für ſie war das Ideal die Kirchen-Verfaſſung Schottlands, in welcher der Presbyter, der Laien-Aelteſte, eine ſo große Rolle ſpielte: Ein feſt beſtimmtes Dogma, ein feſt

beſtimmter Ritus, kirchliche Verſammlungen, aufſteigend vom kleinen Orts-Kirchenrath bis zur großen Reichs-Synode, geiſtliche Rüge, Bann, Buße, Strafe für Ketzer und Sittenloſe. Das Alles geſchützt von der Staats-Gewalt und zu ihrer Stütze, mit unduldſamer Ausſchließlichkeit auf die ganze Nation berechnet, eine Theokratie auf demokratiſcher Grundlage, zugeſchnitten nach dem Muſter des Calviniſtiſchen Genf. Im Kampf gegen Karl I., William Laud und die biſchöfliche Tyrannei waren Independenten und Presbyterianer einig, ſie zerfielen, als man nach dem Niederreißen des Alten Hand an den Neu-Bau legen mußte. Dieſe, auf ihr augenblickliches Intereſſe bedacht, wollten den Arm des Staates nicht entbehren und die episkopale Zwingherrſchaft einfach mit der presbyterialen vertauſchen, jene, durch die voraufgegangenen Jahre gewitzigt, forderten Sonderung der kirchlichen und ſtaatlichen Sphäre und Toleranz. Die einen kopirten die alte Vorlage nur mit anderen Farben, die anderen entwarfen einen ganz neuen Grundriß. — Der Sieg verblieb den Independenten. Ihre eiſengepanzerten Reiter, bibel- und waffenkundig zugleich, waren von jenem unwiderſtehlichen Fanatismus beſeelt, der einſt die Arabiſchen Schaaren unter dem Zeichen des Halbmondes zum Siege geführt hatte. Sie ſchlugen ihre Gegner aus dem Felde, ſie vertrieben ſie aus dem Parlament, ſie dämpften den Aufſtand, ſie forderten den Kopf des Königs, der ihnen den wiederholten Bürgerkrieg verſchuldet zu haben ſchien. Das Urtheil ward geſprochen, England wurde zur Republik.

Solche Jahre wühlen die Tiefen der Nation auf, von unten herauf ſteigen die Kräfte aus den erregten Maſſen, der Vorzug der Geburt hört auf, das Talent wird eine Macht. Dies war Milton's und Cromwell's Fall.

Einer ehrbaren Londoner Bürger-Familie iſt der Dichter des verlorenen Paradieſes entſproſſen. Das elterliche Haus

athmete Frömmigkeit und Fleiß, aber der Schmuck der Kunſt, liebliche Muſik, war darum nicht von ſeiner Schwelle verbannt. Der frühreife Knabe wurde mit aller Sorgfalt erzogen und lohnte die Treue der Eltern und Lehrer durch erſtaunliche Proben überreichen Wiſſens und dichteriſchen Talents. Fühlte er ſich während der Studienzeit in Cambridge durch die pennaliſtiſche Rohheit mancher Kameraden und durch die dürre Scholaſtik mancher Lehrgegenſtände abgeſtoßen, ſo machte ein eiſerner Fleiß ihn auf allen Gebieten des Wiſſens heimiſch. Aus der Antike ſchöpfte er ſeine Ideale der Vergangenheit, in der freien Entfaltung der natürlichen Kräfte ahnte er die Bildung der Zukunft. In den proſaiſchen Verſuchen aus dieſer Epoche weht gleichzeitig etwas vom Geiſte Platos und Bacons von Verulam. Aber der Dichter bildete ſich in den folgenden, friedlichen Jahren auf dem idylliſchen Landſitz, den ſich der Vater für ſeine alten Tage auserſehen hatte, dort, wo der plätſchernde Colne üppige Wieſen durchſtrömt, und die ſtolzen Zinnen von Windſor über die rauſchenden Wipfel des Waldes emporragen. Damals entſtand l'Allegro und il Penseroso, das glänzende Doppelgeſtirn beſchreibender Poeſie, damals wurde der Comus gedichtet, jenes vielbewunderte Gelegenheits-Feſtſpiel, das ſchon alle Stärken und Schwächen der Miltonſchen Muſe in ſich birgt. Und wie der größte unſerer Idealiſten Jahre ſtillen Fleißes, wie der Künſtler an ſeinem Kunſtwerk förmlich an ſich gearbeitet hat, „zum Ganzen ſtrebend, um ein Ganzes zu bilden", ſo ſuchte Milton mit Bewußtſein ſein äußeres und inneres Leben, den Menſchen und den Poeten in ein ſchönes Gleichgewicht zu ſetzen, nach ſeinem Worte, daß der wahre Dichter ſelbſt ein wahres Gedicht d. h. ein reiches Urbild der beſten und rühmlichſten Züge ſein müſſe. — Auf die Lehrjahre folgten die Wanderjahre. Es zog ihn fort in die weite Welt, vor Allem nach der ſüdlichen Natur,

nach den klaſſiſchen Stätten Italiens. Der ſchöne, redegewandte Fremdling fand überall die beſte Aufnahme. Hugo Grotius in Paris, Galilei in Arcetri würdigten ihn ihres vertrauten Umgangs. Die Gelehrten und Schöngeiſter von Florenz, Rom und Neapel führten ihn in ihre Kreiſe ein, und ihn entzückte der Wohllaut der Sprache Dantes und Petrarcas, das üppige ſüdliche Leben, der Geiſt der Renaiſſance, ſowenig er aus ſeinem Abſcheu vor der Prieſterherrſchaft ein Hehl machte. Der Ausbruch der vaterländiſcheu Unruhen vereitelte ſeine Abſicht Sicilien und Griechenland zu beſuchen, es ſchien ihm, wie er ſagt, unwürdig zum Vergnügen gemächlich umherzureiſen, während die Mitbürger zu Hauſe für die Freiheit kämpften. Ueber Venedig und Genf kehrte er in die Heimat zurück und ſtürzte ſich alsbald mit jugendlicher Friſche in die hochgehenden Wogen des Kampfes. Wie er ihn auffaßte, mußte er auf vielen Gebieten gleichzeitig aufgenommen werden, und wie er ſich ſelbſt kannte, war ſeine Waffe die Feder und nicht das Schwert. Denn es war ein Kampf um Wahrheit und Freiheit, um die höchſten Güter der Nation, und in dieſem gab es noch andere Siege zu erfechten, als auf dem Schlachtfelde. In unabhängiger Stellung, in der freiwilligen Muße eines Privat-Lehrers und Privat-Gelehrten warf er jene Reihe merkwürdiger Flugſchriften auf den literariſchen Markt, deren pedantiſche Breite und derbe Diktion uns Moderne oft verletzt, aus deren flammender Leidenſchaft und bilderreicher Pracht aber oft genug der Dichter hervorleuchtet. In fünf raſch aufeinander folgenden Streitſchriften ſchleuderte er ſeine Donnerkeile gegen das Pfaffenthum, vor Allem die Anglikaniſchen Biſchöfe, forderte er Zurückgehn auf die erſten Gedanken der Reformation, die in England nur eine Halbheit geweſen war. Mit glänzender Beredtſamkeit nahm er die unveräußerlichen Rechte des Geiſtes in Schutz, forderte er

Freiheit der Preſſe. Und in klarer Erkenntnis, daß nur der freie Menſch den freien Bürger mache, unterſuchte ſein reformatoriſcher Sinn die Grundlagen des Familien-Lebens: Ehe und Erziehung. Durch eigene tragiſche Erfahrungen belehrt, durchdrungen von der hohen ſittlichen Bedeutung der Ehe wollte er die engen Feſſeln durchbrochen wiſſen, durch welche zwei Weſen unauflöslich aneinander gekettet waren, die zu ſpät erkannten, wie wenig ihre Verbindung dem häuslichen Glücke diene. Seine Schriften über die Eheſcheidung haben in dem Gange der ſpäteren Geſetzgebung eine glänzende Rechtfertigung gefunden. Vor Allem aber wandte er den Blick auf die Bildung der jungen Generation. Sein klarer Geiſt erkannte, daß jede Reform an der Schule, an der Erziehung anzuſetzen habe, und ſein Verlangen, daß die Sachkenntnis mit der Sprachkenntnis gleichen Schritt halten müſſe, daß der Unterricht vom Sinnlichen aufſteigen müſſe zum Geiſtigen, ein Vorläufer der pädagogiſchen Reform-Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, kann noch heute manches Echo wecken. Ein entſchloſſener Geiſt, wie der John Miltons, ſchrak auch vor der Behandlung der größten Tagesfrage nicht zurück. Noch war das Haupt des Königs nicht gefallen, als er ſchon für ſich begonnen hatte in der Schrift „Ueber das Recht der Könige und Obrigkeiten" den Beweis zu verſuchen, daß ein tyranniſcher Fürſt von ſeinem Volke zur Rechenſchaft gezogen und, ſeiner Schuld überführt, mit Abſetzung oder mit dem Tode beſtraft werden dürfe.

So war er unermüdlich thätig, ohne den Gedanken an Lohn aus freiem Antriebe mit ſeiner Feder der Sache der Freiheit uud des Volkes zu dienen, jugendfriſch und kampfesmuthig, ein Journaliſt im größten Stile, wie die Geſchichte kaum einen zweiten kennt. Seine Talente blieben nicht unbemerkt. Kurze Zeit, nachdem die Republik proklamirt worden war, am drei-

zehnten März 1649 trug ihm der Staatsrath das Amt eines Sekretärs der fremden Sprachen an. Man beliebte für den diplomatiſchen Verkehr mit den auswärtigen Nationen die Lateiniſche Sprache. Niemand erſchien fähiger ſie zu handhaben, als John Milton. Er zögerte nicht, dem Antrag Folge zu leiſten. Mochte mit dem neuen Amt auch manches Mechaniſche verbunden ſein, hier galt keine Weigerung. „Und wäre es die niedrigſte Dienſtleiſtung, war ſeine Anſicht, die Gott durch ſeinen Geheimboten, das Gewiſſen, von mir fordert, Schmach über mich, wenn ich ihm nicht folgte!“ Nach zwei Tagen erfolgte ſeine Beſtallung, einige Zeit nachher ſiedelte er aus ſeiner beſcheidenen Wohnung nach Whitehall über, um dem Staatsrath nahe zu ſein.

Niemand hatte in dieſer Behörde eine größere Bedeutung als Oliver Cromwell.

Wie ganz verſchiedene Bahnen hatte das Leben dieſen geführt! Einer alten Waliſer Familie entſtammt, welche mit Stolz Heinrichs VIII. mächtigen Miniſter, Thomas Cromwell, den „Hammer der Mönche“ an die Spitze ihrer Ahnenreihe ſtellte, erhielt er in Cambridge und London eine nicht eben ſehr gründliche akademiſch-juriſtiſche Bildung, wie ſie die Mitglieder ſeines Standes, der landſäſſigen Gentry, ſich anzueignen pflegten. Es liegt ein Dunkel über der genaueren Geſchichte ſeiner Jugend, der Mythus, von Gunſt und Haß der Parteien genährt, überwuchert die hiſtoriſche Wahrheit. Aber wir wiſſen, daß in dieſem ſtürmiſchen Geiſte in gewaltigem Ringen eine Wandlung vorging, die ſeinem ganzen Denken und Handeln die Richtung für's Leben gab. Der gläubige, ernſte Puritaner, dem das dogmatiſche Syſtem gleichgültig war, der ſich aber um ſo feſter mit der Ueberzeugung durchdrang, ein erwähltes Werkzeug in der Hand Gottes zu ſein, der Heilige, der religiöſe Enthuſiaſt kommt in

ihm zum Ausdruck. Wer ſich nicht darüber erheben kann, Cromwell's Sprache für den verächtlichen Jargon der Heuchelei, Cromwell's Sitten für die durchſichtige Maske berechnender Politik zu halten, laſſe ſich aus ſeinen vertrauteſten Briefen, die er an Verwandte und Freunde gerichtet, den wahrſten Ergießungen ſeines Herzens, das Gegentheil beweiſen. Wie er hier erſcheint, energiſch und beſchaulich, weltklug und myſtiſch zu gleicher Zeit, ſo wirkte er im Kreiſe ſeiner Familie, ſeiner Mitbürger, auf der ererbten Scholle, von Anfang an ein heftiger Gegner der Despotie in der Kirche und in dem Staate Karl's I. Auch ſeine Stimme ertönte in der letzten ſtürmiſchen Verſammlung, auf welche das eilfjährige parlamentariſche Interregnum folgte. Sein Haus wurde in dieſer Zeit ein Aſyl für die verjagten Geiſtlichen, ſein Wort trat für das Recht ſeiner Landſchaft ein, als königliche Willkür den Beſitz der Privaten angriff, ſeine wuchtige Geſtalt war in der dichten Reihe der Volks-Vertreter zu erblicken, welche der König nach langer Pauſe zu berufen und wieder zu berufen ſich entſchließen mußte.

Aber ſeine Größe lag auf einem anderen Felde. Erſt als die Waffen ſtatt der Worte ſprachen, lenkte er Aller Augen auf ſich. Er fühlte, daß man der legalen Ritterlichkeit der Cavaliere ein anderes ideales Element entgegenſetzen müſſe. „Ich will Männer erwerben — ſagte er zu ſeinem Vetter John Hampden, — welche Gottesfurcht im Herzen tragen, die ihr Gewiſſen treibt, und ich verſichere Euch, ſie ſollen nicht geſchlagen werden.“ Danach handelte er. Er bildete ſeine Eiſenſeiten aus der Klaſſe der Freiſaſſen und kleinen Landleute, beugte ſie unter die Geſetze einer eiſernen Disciplin, erfüllte ſie mit einem heiligen Eifer und führte ſie zum Siege. Er war es, dem man allein die großen Erfolge verdankte, den man nirgends umgehen konnte, und deſſen mächtige Perſönlichkeit eine unwiderſtehliche Gewalt

ausübte. Die Siege von Marſton-Moor, von Naſeby, von Preſton machten ihn zum Befreier und Retter. Das independentiſche Heer, die kriegeriſche Maſſe der „Heiligen", war Werkzeug in ſeiner Hand, und er theilte ihre Gefühle inſoweit, daß er den König opferte.

Mit der Republik ſtieg ſein Geſtirn und ſein Ehrgeiz. Sein Arm allein konnte mit grauſamer Kraft Irland bändigen, Schottland zum Gehorſam zurückführen, den Prätendenten, Karl II., verjagen. Und indem die Militär-Macht, durch ihn ſo gewaltig geſteigert, in unvermeidliche Konflikte mit der Civil-Macht gerieth, zerſprengte er jenes Parlament, das ſich in Permanenz erklären zu wollen ſchien, entbot er ein neues, weſentlich aus Mitgliedern der „Heiligen" zuſammengeſetzt, brachte auch dies zur Auflöſung, als es Miene machte, tief einſchneidende Beſchlüſſe gegen Patronat und Zehnten zu faſſen und ließ ſich die Würde des Protektors, des Beſchützers der Republik übertragen. Er wurde allmählich zum Alleinherrſcher, der monarchiſche Gedanke drängte ſich in neuer Form in der Verfaſſung des Landes wieder vor.

So wurden ſie beide in den alten königlichen Gemächern von Whitehall zuſammengeführt, John Milton und Oliver Cromwell, der Mann des Wortes und der Mann der That, jeder von beiden eine ſtreng in ſich abgeſchloſſene Individualität, jeder Meiſter in ſeinem Fache, durch dieſelbe Welle der ſtürmiſchen Zeit emporgehoben, um demſelben Gemeinweſen in gemeinſamer Arbeit zu dienen.

Der Bund des Dichters mit dem Staatsmann erſcheint an ſich nicht natürlich. Denn zu verſchiedenartig ſind die Sphären, in denen ſie ſich bewegen. Sie leben in getrennten Welten, der Welt der Einbildung und der Welt der Wirklichkeit. Der eine mag, wenn er in goldenen Stunden aus luftigen Träumen ſein Gebäude des Schönen errichtet, ſich über den Schmutz der Erde

erheben, der andere darf ſich nicht für zu ſtolz halten, mit oft ſehr unreinem Kitt und Mörtel, die ſeinem Werke dienen müſſen, die Hand zu beflecken. Jener überſchwebt in idealiſtiſchem Fluge Zeiten und Räume, dieſer berechnet realiſtiſch jede Minute und jeden Schritt. Läuft jener Gefahr, über dem abſtrakten Gedanken die Fülle des Lebens, über dem Ziel die Mittel zu vergeſſen, ſo droht dieſem die Klippe ſich im Einzelnen zu verlieren und die große Idee durch kleinliche Rückſichten zu verkümmern. Allerdings ſeit den Tagen der Propheten ſind Dichter und Politiker nicht ſelten ſelbſt in einer Perſon verbunden geweſen. Für den Sänger der göttlichen Komödie fiel beides zuſammen, Ulrich von Hutten glühte als Dichter für's Vaterland, als Patriot für die Dichtung, Lamartine getraute ſich die Wogen der Revolution zu beſchwören. Aber bei genauerer Betrachtung wird man finden, daß meiſtens in ſolchen Naturen der Poet dem Politiker, häufiger der Politiker dem Poeten geopfert wurde. — Bei dem gewaltigen Uebergewicht der Perſönlichkeit und der Stellung Oliver Cromwell's war dies Letzte nun freilich nicht zu fürchten, daß aber auch jenes nicht geſchah, daß jeder von beiden ſein Weſen voll und rein bewahrte, und beide ſich dennoch in der Hauptſache verſtanden, macht dieſen Bund zu einer ſo edlen, man möchte ſagen, vornehmen Erſcheinung.

Es iſt bedauerlich, daß wir über das nächſte perſönliche Verhältniß beider Männer ſo wenig wiſſen. Zwar in der erſten Zeit der Republik konnte ſich ein ſolches kaum herſtellen. Es war die Zeit, als Milton durch die Streitſchriften, die er im officiellen Auftrag des Staatsrathes abfaßte, ſich Europäiſchen Ruhm erwarb: den Bilderſtürmer, der ſich gegen eine plumpe Fälſchung richtete, deren Zweck die „ſentimentale Vergötterung" des Königs-Märtyrers war, die erſte Vertheidigung des Engliſchen Volkes, in der er den Ruhmeskranz des großen Salmaſius zerzauſte und

den Wahn vom göttlichen Rechte des Königthums zerstörte. Aber Cromwell war damals fast beständig abwesend und mit der Bekämpfung Irlands und Schottlands beschäftigt. Erst als er zurückgekehrt war, die Zügel der Regierung mehr und mehr selbst ergriff, konnten beide Männer sich näher treten. Es wäre wohl irrig zu vermuthen, daß sie zu intimen Freunden geworden, in vertrautem Umgang mit einander verkehrt hätten. Künstlerische Phantasie mag sich ausmalen, wie der Protektor, auf sein Schwert gestützt, mit der Lady Protectreß im Kreise seiner Kinder und Getreuen dem Orgelspiel des Dichters lauscht. Die Geschichte weiß nichts davon. Auch darf man den Unterschied der socialen Stellung nicht vergessen, der selbst im republikanischen England hervortreten mußte. Cromwell war doch immerhin der gewaltige Beherrscher dieses Großbritannischen Reiches, das unter ihm erst eine Wahrheit wurde, der Mann, dessen Wort zu Land und zur See gebot, dessen Gunst von den Staaten des Kontinents umworben ward, vor dessen Winke Throne wankten und Könige bebten. Milton war und blieb auch im Dienste des Protektors der einfache Sekretär, auf eine bescheidene Lebensstellung angewiesen, dazu verwandt Depeschen abzufassen, Uebersetzungen und Auszüge zu machen, Pässe und Beglaubigungsschreiben auszufertigen, einzelne Gesandte zu empfangen und nur selten in der Lage, die Feder zu einer größeren Staats-Schrift oder einem rhetorischen Meisterwerk anzusetzen, wie es seinem Genius entsprach.

Aber wir haben doch einige Zeugnisse, die uns Aufklärung darüber geben, wie beide Männer zu einander standen. In jenen politisch erregten Tagen fand der Dichter Milton nur Muße einen Kranz von Sonetten zu flechten, deren gegebener Form der ernste Inhalt am besten sich einfügte. Unter ihnen nehmen diejenigen eine hervorragende Stelle ein, in welchen gleichsam

die Charakter-Köpfe republikaniſcher Helden auftreten. Und da erſcheint neben dem Feldherrn Thomas Fairfax und dem Denker Henry Vane auch Oliver Cromwell. Das Sonett, welches ſeinen Namen an der Spitze trägt, ſtammt aus dem Mai 1652, alſo noch aus der Zeit vor Cromwells Protektorat. Der Dichter ruft dem Helden zu:

„Cromwell, Du, unſer Haupt, der Du gedrungen
Durch der Verwirrung Sturm, der Schlachten Blut,
Geführt vom Glauben, von des Herzens Muth,
Der Frieden uns und Wahrheit kühn errungen,
Der Gottes Siegesbanner Du geſchwungen,
Gezügelt des gekrönten Feindes Wuth,
Als Deinen Ruhm gerauſcht des Darwen Fluth,
Und Dunbar's Höhn von Deinem Preis erklungen."

Aber noch darf der Kampf nicht ruhn, auch der Friede hat ſeine Siege: . . . .

„O hilf ein frei Gewiſſen uns erretten
Ein neuer Feind will unſre Seelen ketten."[1])

Und er nennt ihn dieſen neuen Feind, freilich ſehr unparlamentariſch mit einem ſeiner Lieblingsbilder: „Die Miethlings-Wölfe". Es ſind die presbyterianiſchen Geiſtlichen, die Miethlinge des Staats, die das Joch der biſchöflichen Staatskirche nur abgeſchüttelt haben, um das Joch der presbyterianiſchen Staatskirche an die Stelle zu ſetzen, welche die fetten Pfründen und Beſoldungen nicht hergeben wollen, die der Staat ihnen garantirt, ſtatt ſich mit dem zu begnügen, was die Gemeinde aufbringt, für deren Zweck ſie da ſind.

Aber noch deutlicher als dies Sonett ſpricht eine Stelle in der „zweiten Vertheidigung des Engliſchen Volkes", die, hervor-

[1]) Nach der Ueberſetzung von Carrière: Die Kunſt im Zuſammenhang der Cultur-Entwicklung. IV. 639.

gerufen durch beſtändige, ſchmähſüchtige Angriffe, im Jahre 1654, ein Jahr nach Cromwells Erhebung zum Protektorat erſchien. Mit feinem Takt ſind dieſem großartigen geſchichtlich-rhetoriſchen Gemälde einige Portraits eingefügt, biographiſche Skizzen, in welchen neben den feilen Sklaven, den kriechenden Lohnſchreiber der Fürſten der freie Mann, der ſtolze Bürger der Republik geſtellt wird. Von den Bildern dieſer letzten Art iſt am anziehendſten das Bild, das Milton nach Art der großen Künſtler kühn genug war von ſich ſelbſt zu entwerfen und dem Zerrbilde, das ſeine Gegner geſchaffen hatten, gegenüber zu ſtellen. Daneben die Portraits der übrigen republikaniſchen Größen: John Bradſhaws, der beim Proceß des Königs präſidirt hatte, Thomas Fairfax, Fleetwood's, Overton's ꝛc., Allen voran aber wiederum Oliver Cromwell's. In klaſſiſcher Sprache ſkizzirt er das Jugend-Leben des puritaniſchen Heros, nennt er ihn den größten und ruhmvollſten Bürger, den Befreier des Vaterlandes, den Wächter, den Erhalter. Man könnte meinen, dieſer Redeprunk ſei die ſchmeichleriſche Demüthigung des Journaliſten vor dem Manne der That, weil der Erfolg auf deſſen Seite ſtand. Kein größeres Unrecht könnte man Milton anthun. Wenn er die wahrhaften Verdienſte des mächtigen Genius erhebt, ſo opfert er ſeine eigne Meinung deshalb nicht auf. Der Anwalt des Freiſtaates ſtellt ſich ebenbürtig neben ſeinen Protektor. In demſelben Athem, in dem er ſeinen Namen zu den Sternen erhoben hat, fordert er Gehör für ſich und alle Freien in England und wagt es, dem Sieger ahnungsvolle Warnungen und Ermahnungen zuzurufen:

„Denke daran, welch' ein koſtbares Kleinod die Freiheit iſt, welche das Vaterland Deinem Schutze anvertraut hat, denke daran, daß dies Vaterland die Hoffnung, die es eben noch auf ſeine trefflichſten Bürger ſetzte, jetzt auf Dich allein übertragen hat. Ehre dieſe Hoffnung, ehre dies Vertrauen. Ehre das Antlitz

und die Wunden all der Tapferen, die unter Deiner Führung ſo wacker für die Freiheit geſtritten haben, ehre die Schatten derer, die im Kampfe gefallen ſind, ehre das Urtheil der fremden Völker, die von unſerem tapfer erkämpften und rühmlich geſchaffenen Gemeinweſen ſo Viel erwarten .... ehre vor allem Dich ſelbſt und laß es nicht geſchehn, daß die Freiheit, für welche Du ſo vielen Sorgen und Gefahren Trotz geboten, von Dir ſelbſt oder von andern verletzt werde. Du kannſt nicht frei ſein, wenn wir es nicht ſind. Denn das iſt ein ewiges Geſetz der Natur, daß der, welcher andern die Freiheit raubt, zuerſt die ſeinige verlieren und ſich zum Sklaven machen muß."[1])

Und nun faßt er alle die Forderungen zuſammen, deren Erfüllung er von dem großen Staatsmann erwartet. Es iſt vor allem Trennung des aus der Vergangenheit überkommenen, nach Milton's Anſicht unheilvollen, ja unſittlichen Bundes zwiſchen Kirche und Staat. Jenes Verhältniß ſei aufgehoben, bei welchem beide Gewalten ſich ſcheinbar gegenſeitig ihre Hilfe leihen, um ſich in Wahrheit gegenſeitig zu ſchwächen. Die Kirche ſei ganz auf ſich ſelbſt angewieſen, auf eigene Kraft geſtellt, ohne die Fähigkeit, thätliche Gewalt auszuüben. Dies iſt aber, man hatte es unter Karl I. erlebt, am wenigſten möglich, ſo lange ihre Diener bezahlte Staatsdiener ſind. „Denn die Gewalt wird nie aufhören, ſo lange der Sold für Verkündung des Evangeliums wider Willen den Unterthanen abgepreßt wird, was nur dazu dient, die Religion zu vergiften und die Wahrheit zu erwürgen."

Er verlangt ſodann Verbeſſerung der Geſetze, nicht ſowohl durch Zufügung neuer, als durch Abſchaffung alter. „Schaffe mehr alte Geſetze ab, als Du neue einführſt. Es giebt oft Leute im Staate, die ein ähnlicher Kitzel treibt, viele Geſetze zu machen,

[1]) Dies wie das Folgende nach Liebert: Milton. Hamburg 1860.

wie ihn gewiſſe Dichterlinge empfinden, viele Verſe hinzuſudeln, aber je größer die Anzahl der Geſetze, deſto geringer ihr Werth, aus einem Zügel werden ſie zum Fallſtrick; ſorge daher, daß die Vorſchriften, die Du als nöthig aufrecht erhältſt, ſowie die, welche Du zufügſt, nicht die Guten und Böſen unter das gleiche Joch beugen. Strafe das Verbrechen, aber verbiete nicht an ſich Erlaubtes, unter dem Vorwand, es könne gemißbraucht werden. Das Geſetz vermag nur das Laſter zu zügeln, die Freiheit allein iſt die Bildnerin der Tugend."

Er fordert endlich beſſere Sorge für die Erziehung der Jugend, von Staatswegen, ohne andere Gunſt und Parteilichkeit als für Wiſſen und Talent, Freiheit der Lehre, Freiheit der Preſſe. Auf dieſem Boden können die widerſtrebenden Kräfte, Lüge und Wahrheit, im Kampfe ſich meſſen, auf dieſem langſamen, ſicheren Wege gelangt man zum Zuſtande eines friedlichen Glückes. Solche Beſtrebungen und das Bemühen Aberglauben, Habſucht, Luxus zu bekämpfen, fügt er mahnend an die Adreſſe ſeiner Mitbürger hinzu, ſind werthvoller als Vermehrung der Einkünfte durch raffinirte Kunſtgriffe, Vergrößerung des Heeres und der Flotte, Ueberliſtung fremder Geſandten, Abſchließung ſchlauer Verträge und Bündniſſe.

So wagte es damals der erſte Schriftſteller der Nation vor ihrem erſten Staatsmann zu ſprechen.

Perſönliche Aeußerungen der Art, in welchen der Protektor ſich über den Sekretär ausgeſprochen hätte, beſitzen wir nicht, daß er aber ſeinen Werth vollauf erkannte, ſchließen wir aus ſeinem Verhalten gegen ihn und aus der Art, wie er ihn beſchäftigte. Als Cromwell das Protektorat erlangte, welches Milton ſtillſchweigend anerkannte, war über den Dichter bereits das ſchwere Leiden gekommen, das ſeine Geſtalt zu einer doppelt ehrwürdigen gemacht hat. Sein linkes Auge hatte längſt ſeine

Sehkraft eingebüßt, nun begann auch das Licht des rechten Auges zu erlöſchen. Unermüdlich beſchäftigt dem Gemeinwohl mit der Feder zu dienen, opferte er recht eigentlich dem Vaterlande, was der Menſch am ängſtlichſten hütet, was ihm doppelt theuer ſein mußte. Den Dichter, deſſen Schöpfungen die äußere Welt, Farben-Fülle und Formen-Schönheit wiederſpiegeln ſollen, begann eine undurchdringliche Nacht zu umhüllen. Oliver Cromwell verſtieß ihn deshalb nicht aus ſeinem Dienſt. Milton hatte ſchon früher, wie es ſcheint, in dem deutſchen Dichter Weckherlyn, einen Gehülfen gehabt. Unter Beigabe eines ſolchen konnte er auch jetzt noch, neben dem Staats-Sekretär Thurloe, mit Nutzen ſeine Talente für den Staat verwenden. Sein Geſchäftskreis ließ ſich verengen, man konnte ihn von der läſtigen Verpflichtung befreien, bei Konferenzen mit den Geſandten gegenwärtig zu ſein, und handelte es ſich darum, im Auftrag und nach Angabe des Protektors eine Depeſche abzufaſſen oder eine Denkſchrift auszuarbeiten, ſo mochte er ſie einem anderen in die Feder diktiren. Auf dieſe Weiſe ſind die berühmten Depeſchen des Jahres 1655 entſtanden, ſo großartig gedacht und geformt, wie nicht leicht ähnliche aus irgend einer Staats-Kanzlei jemals hervorgegangen ſein mögen, der ſchönſte Ausdruck des Zuſammenwirkens der beiden Männer, von denen der eine das Schwert, der andere die Feder für ſein Vaterland führte. Sie drehen ſich faſt ausſchließlich um die Angelegenheit der Waldenſer, welche für den Staatsmann, wie für den Dichter zur Herzensſache wurde, und deren Bekanntwerden in allen proteſtantiſchen Landen Europas mit einem Schrei der Entrüſtung und des Abſcheus aufgenommen wurde.

In einigen Piemonteſiſchen Alpenthälern lebte das arme Volk der Waldenſer, in ſeinem Glauben von ſeinen katholiſchen

Landsleuten geſchieden und von der Kirche als ketzeriſch betrachtet, der Herrſchaft der Herzöge von Savoyen unterworfen. Dieſe hatten den Waldenſern zu verſchiedenen Malen Privilegien eingeräumt, durch die ihre religiöſe Freiheit gewährleiſtet wurde, und es war gelungen, dieſe Privilegien durch alle Verfolgungen hindurch zu retten. Im Anfang des Jahres 1655 wurde aber ein Kampf gegen ſie eröffnet, der, abgeſehen vielleicht von der Iriſchen Revolution des Jahres 1641 und dem Aufruhr in den Cevennen, ſeines Gleichen in der neueren Geſchichte nicht hat. Die Römiſche Propaganda ſtellte ſich an die Spitze der Bewegung, und der Hof von Turin übernahm die gehorſame Ausführung ihrer Befehle. Den Waldenſern wurde die Wahl gelaſſen, den Katholicismus anzunehmen oder auszuwandern. Nur vier Gemeinden wurden ihnen zum Wohnen und zur Ausübung ihrer Religion angewieſen, auch hier ſollte die Meſſe täglich celebrirt, der Verſuch, einen Proteſtanten von der Abſchwörung ſeines Glaubens zurückzuhalten, mit dem Tode beſtraft werden. Mitten im Winter verließen zahlreiche Familien den heimiſchen Heerd, aber noch während Abgeſandte mit dem Hof von Turin unterhandelten, drang ein Heer von 15000 Mann in die Thäler ein, verbrannte 22 Dörfer und erfüllte die ganze Landſchaft mit Scenen unmenſchlicher Gräuel, wie ſie unſerm Gedächtniß nicht etwa in Geſtalt übertreibender Gerüchte, ſondern durch die glaubwürdigſten, in trocknen Zahlen redenden Dokumente überliefert worden ſind. Hunderte von Frauen und Kindern wurden verbrannt, hunderte von den Felſen in die Tiefe geſchleudert, ein großer Theil der ſtreitbaren Männer erlag im nutzloſen Kampfe. Die übrig Gebliebenen wandten ſich Hilfe ſuchend an Cromwell, deſſen Name bis in dieſe einſamen Thäler ſeinen Weg gefunden hatte. Ihr Ruf fand in England ein Echo. Eine Sammlung,

welche hier für die Opfer des Fanatismus veranſtaltet wurde, ergab ſofort die Summe von beinahe 40000 £. Erſt kurz zuvor war der Admiral Blake im Mittelmeer mit einer anſehnlichen Flotte erſchienen und hatte, indem er alte Forderungen vorbrachte und ihre Gewährung erzwang, die Italiäniſchen Höfe und ſelbſt die päbſtliche Reſidenz in den größten Schrecken verſetzt. Auf's Neue wurde der Plan erwogen, die Flagge der Engliſchen Republik zum Schutze der Glaubensgenoſſen wehen zu laſſen, wurde die Drohung hörbar, Engliſche Truppen an der Küſte von Nizza zu landen. Gleichzeitig arbeitetete der Geſandte, welcher England bei der Eidgenoſſenſchaft vertrat, der berühmte Mathematiker John Pell, mit höchſtem Eifer daran, die reformirten Kantone zum Einſchreiten zu bewegen. Durch Frankreich zu Mazarin, nach Turin zum Herzog von Savoyen wurde Sir Samuel Morland geſchickt, wie Pell als Naturforſcher bedeutend. Er ſollte den mächtigen Miniſter zur Einwirkung auf den Savoyiſchen Herzog aufrufen und dieſem ſelbſt das Verwerfliche und die möglichen Folgen ſeines Vorgehens klar machen. Die Rede, mit der er ſich in Turin einführte, die Briefe des Protektors, die ihn unterſtützten, waren von keinem Geringeren verfaßt als von John Milton. Und von Milton's Hand rührten alle die Sendſchreiben, deren Abfaſſung der Protektor in einer beinahe fieberhaften diplomatiſchen Thätigkeit für die Sache der Waldenſer befahl. Faſt alle proteſtantiſchen Mächte, der König von Schweden, der König von Dänemark, die reformirten Kantone der Schweiz, die vereinigten Niederlande wurden zu gemeinſamer Thätigkeit aufgerufen. Bis zu Georg Rakoczi, dem Fürſten von Siebenbürgen, drang der Hilfe-Ruf, den Cromwell im Namen des geſammten Proteſtantismus erhob. Man hatte zuletzt die Genugthuung, durch Frankreichs Bemühungen den Leiden ein

Ziel geſetzt zu ſehen, deren Zeugen die Savoyiſchen Berge geweſen waren. — Für Milton's Feder konnte es kein geeigneteres Thema geben. Der ganze Schmerz und die ganze Entrüſtung über das Geſchehene findet ſich in ſeinen feurigen Worten ausgedrückt, ſeine Depeſchen ſind nur eine proſaiſche Uebertragung der Verſe, in denen er das Martyrium derer beklagt, deren Jammer aus ihren heimatlichen Thälern zum Himmel ſchreie. Und ſo ſtellte er überhaupt mit wahrer Begeiſterung ſein Talent zu Dienſten Oliver Cromwell's, ſobald deſſen Politik eine immer entſchiedenere Wendung gegen die Macht Spaniens nahm, die alte Feindin der Engliſchen See- und Handels-Größe. Das Kriegs-Manifeſt gegen Spanien, die Depeſchen, in welchen der Protektor die Proteſtanten des Kontinents ermahnt, von ihren Zwiſtigkeiten unter einander abzuſtehn und die ganze Kraft zum Kampfe gegen den einen Feind aufzuſparen: alle dieſe Aktenſtücke ſind von Milton verfaßt.

Wenn etwas die beiden Männer vereinigte, ſo war es dies proteſtantiſche Gemeingefühl. Cromwell erklärte ſeinem Parlament: „Die große Angelegenheit, mit welcher verglichen alle anderen nichts bedeuten, iſt zu wiſſen, ob die Chriſtliche Welt ganz und gar dem Pabſtthum unterworfen werden ſoll" und forderte ſeine Engländer auf, ſich um Luthers Pſalm: „Eine feſte Burg" als die gemeinſame Parole zu ſchaaren. Milton hatte von je mit jenem auserleſenen Kreiſe von Männern verkehrt, als deren Repräſentant der Schotte Dury gelten kann, deren Pläne auf eine Vereinigung, auf einen Bund wie der proteſtantiſchen Kirchen ſo aller akatholiſchen Mächte Europas abzielten.

In dieſen gemeinſamen Beſtrebungen ließen ſich beide Männer zu einer Inkonſequenz fortreißen, die ſich mit ihren übrigen Grundſätzen ſchlecht vertrug. Beide, Cromwell wie Milton,

waren Anhänger des Independentismus. Ueber die presbyterianiſche Engherzigkeit waren ſie beide erhaben. Sie wollten unbedingte religiöſe Toleranz für alle Sekten. Aber ſelbſt dieſe Geiſter vermochten nicht ſich zu der Höhe der Anſchauung zu erheben, auch den Katholizismus, als ſolchen, zu dulden. Denn noch immer erſchienen deſſen Anhänger beiden nicht als eine religiöſe, ſondern als eine politiſche Partei, deren Daſein den Beſtand des Staates gefährde. Weil die Iriſchen Aufrührer im engſten Zuſammenhang mit Rom geſtanden hatten, galt ihnen jeder als Landesfeind, der ſich zu derſelben Römiſchen Kirche bekannte. Was ſie ihren Gegnern vorwarfen, deſſen machten ſie ſelbſt ſich ſchuldig, nur auf anderem Wege. Spanien wollte den Proteſtanten nicht dulden, weil derjenige, welcher die Autorität des geiſtlichen Oberhauptes zu Rom läugne, ein Ketzer ſei, England wollte den Katholiken nicht dulden, weil derjenige, welcher die Autorität des geiſtlichen Oberhauptes in Rom anerkenne, ein ſtaatsgefährliches Subjekt ſei. Das Ergebniß war in beiden Fällen daſſelbe. Noch ein Mal wurde ein großartiger Verſuch gemacht, die Politik ausſchließlich vom religiöſen Geſichtspunkt aus zu leiten und die Parteien einzig um die Standarte des Glaubens zu ſchaaren. Aber die Nothwendigkeit der Allianz mit dem katholiſchen Frankreich nöthigte ſelbſt einen Cromwell dieſe ausgefahrenen Bahnen zu verlaſſen, an denen das Blut ſo vieler Religions-Kriege klebte. —

Wenn die beiden Männer in ihrer Beurtheilung der äußeren Politik und des Katholicismus übereinſtimmten, ſo hat man Grund anzunehmen, daß ſie in anderen Punkten nicht eines Sinnes waren. Man geht allerdings zu weit, wenn man behauptet, daß ein förmlicher Zwieſpalt zwiſchen Milton und ſeinem Amte beſtanden, und daß er deshalb ſeinen Abſchied ge-

nommen. Es exiſtiren noch lateiniſche Depeſchen, von Milton verfaßt, die ſogar über die Zeit Oliver Cromwell's hinausgehn und der kurzen Epoche der Regierung ſeines ſchwachen Sohnes Richard angehören. Unter denen, welche der Leiche des großen Staatsmannes und Kriegers folgten, figurirt nach einem alten Verzeichniß auch John Milton unter ſeinem Titel als Sekretär. Man legt vielleicht zu viel Gewicht darauf, daß er einem Bekannten, der ihn um ſeine Verwendung erſuchte, im Jahre 1657 antwortete: „Ich pflege keinen vertrauten Umgang mit denen, welche in Gunſt ſtehen und ziehe es vor, ruhig zu Hauſe zu bleiben."

Aber es gab in der That Gebiete, wo zwiſchen dem tiefen Denker und dem leitenden Staatsmann ein Zuſammengehn nicht möglich war. Die independentiſche Geſinnung des einen war doch von der des anderen weſentlich verſchieden. In Milton wird ſie zur Ahnung des zukünftigen Verhältniſſes von Staat und Kirche, wie es ſich allmählich mit Entſchiedenheit jenſeits des Oceans verwirklichte, in Cromwell greift ſie beinahe auf die Ideale einer fernen Vergangenheit zurück, welche dem Weſen der modernen Zeit nicht entſprechen. Milton will dem Staat einen großen Theil von dem geben, was ſich bis dahin die Kirche angemaßt hatte und den kirchlichen Gemeinden auf ihrem ſehr beſchränkten Territorium Freiheit gewähren, wie jedem Verein in geſetzlichen Schranken. Ihm war, da es mehrere Religionen gab, der Staat religionslos und die Kirche, deren Einheit längſt gebrochen war, keine Staats-Anſtalt. Cromwell, ſo weit entfernt er von irgend welchem dogmatiſchen Zwange war, wollte dem Staate ſelbſt doch kirchliche Aufgaben zuweiſen, einen Gottes-Staat errichten, welchem die Verehrung Gottes in Leben und Lehre als Ziel geſteckt wäre.

Wenn daher das kleine Parlament jeder Gemeinde die Wahl der Geiſtlichen übertrug, wie es ſchon 1525 die zwölf Artikel der Bauern gefordert hatten, wenn es das Präſentations- und Berufungs-Recht der Patrone völlig beſeitigen, wenn es die erzwungenen Zehnten jeder Art aufheben wollte, wenn dies Parlament zuerſt, vor mehr als zwei Jahrhunderten, als die einzig geſetzlich gültige Form der Eheſchließung die bürgerliche vor dem Friedensrichter der Grafſchaft feſtſetzte, ſo konnte Milton dem jubelnd beiſtimmen. Das waren ſeine eignen Gedanken. Ganz ähnliche Ideen ſprach er in den Schriften aus, die er unmittelbar vor der Wiederherſtellung des Königthums erſcheinen ließ: Beſeitigung des Kirchen-Guts, aus welchem Volks-Schulen und öffentliche Bücher-Sammlungen gegründet werden ſollten, Abſchaffung der Zehnten, der Gebühren für Heirathen und Begräbniſſe, Ueberweiſung der Ausführung dieſer Akte an die bürgerliche Gewalt, Wahl und Beſoldung des Geiſtlichen durch die Gemeinde, wodurch allein die Heuchelei vermieden werde und die Heiligkeit der Religion gewinne. Dieſen Ideen iſt er bis zum Ende treu geblieben.

Cromwell dagegen löſte jenes Parlament der Heiligen auf, er führte viele ſeiner Beſchlüſſe nicht durch, er ernannte von Staats wegen eine Kommiſſion zur Prüfung der Pfarrer, beſtimmte Fragen wurden ihnen vorgelegt über die Zeiten, Tag und Stunde der Wiedergeburt, Auffaſſung der Prädeſtination, Gewißheit der Gnade; ihr Wiſſen, ihr ſittlicher Wandel wurde geprüft, von dem Ausfall dieſes Examens hing das Verbleiben im Amte, der Bezug der Beſoldung ab. — Das konnte nicht nach Milton's Sinne ſein. Regierungen wechſeln und mit ihnen die Handhabung ſolcher Geſetze. Was Cromwell heute mit Milde ausführte, hatte geſtern die Tyrannei William Lauds

ausgemacht und wurde morgen die Despotie Karls II. und Jakobs II.

Und überhaupt der Geſammt-Charakter der inneren Politik Cromwell's mußte den freiheitliebenden Dichter mit Schmerz erfüllen. Von ſo vielen Parteien bekämpft, von Feinden umlauert, bei jedem Schritte gereizt und perſönlich gefährdet, wurde die Regierung des Protektors immer gewaltſamer. Parlament auf Parlament wurde aufgelöſt, das Land ſtand unter der Herrſchaft des Säbels, das Geſetz wandelte ſich in das Standrecht um. Ein geiſtvoller Schriftſteller hat die Vermuthung geäußert, kein anderer als der Urheber dieſer Gewalt-Akte habe Modell geſeſſen zum Satan im „Verlorenen Paradieſe": Oliver Cromwell ſelbſt. Es iſt etwas Beſtechendes in dieſer Idee. Das überaus Kraftvolle, Beherrſchende, Selbſtbewußte, das titanenhafte ſich Aufbäumen in dem Tyrannen der Hölle, jenem wunderbarſten Geſchöpf der Milton'ſchen Phantaſie: Das Alles waren Züge, die ſich in Cromwell vorfanden. Wenn der Satan beſtändig mit Freiheit athmenden Reden ſeine diktatoriſche Gewalt rechtfertigt, wenn er als ein Despot im Namen der Freiheit erſcheint, wenn er ſich zur Entſchuldigung ſeines Thuns beruft auf den Staats-Zweck, auf die Nothwendigkeit, „den Rechtsgrund der Tyrannen", wie der Dichter zufügt, ſo glaubt man oft den gewaltigen Protektor ſelber, ſogar nach dem Wortlaut ſeiner Reden wiederzuerkennen. Aber, will man ein Mal die frei ſchaffende Einbildungskraft des Poeten in dieſer Weiſe feſſeln, ſo gab es doch auch andere zeitgenöſſiſche, hiſtoriſche Perſönlichkeiten, deren Andenken wie von ſelbſt ſich aufdrängte. Wo war ein beſſeres Urbild des Despoten, des Liſtigen, des noch im Sturze Vornehmen und Feſſelnden zu finden als in Karl I.? Wer hieß mit mehr Recht ein ſchlauer Heuchler, ein

Verräther der Freiheit, „der nach Ehre ſtrebt um Schändliches“, als Monk, der Wiederherſteller der Monarchie? Mag immerhin Einiges der Helden- und Herrſcherkraft Cromwell's auf die Geſtalt des Satan übertragen ſein, daß mit dieſem eine Satyre des Protektors gegeben ſein ſollte, iſt nicht zu erweiſen.

Wir wiſſen nicht, wie Milton in jener ſpäteren Zeit über Cromwell gedacht hat, es wurde gefährlich über die Epoche der Republik ſich zu äußern, und Milton ſchwieg daher. Aber damals, als die Stuarts zurückgekehrt waren, die nichts vergeſſen und nichts gelernt hatten, als am königlichen Hofe zu Whitehall Scham und Zucht unbekannte Begriffe waren, als England zum Vaſallen des Auslandes herabſank, „in argen Tagen, unter böſen Zungen, blind, einſam, von Gefahren rings umdroht“, wie hätte der Dichter nicht mit Wehmuth an die Helden-Geſtalt zurückdenken wollen, die England ſo groß gemacht, in der ſich die ſittliche Hoheit des Puritanismus ausgeprägt hatte. Mochten ſie ſich in Vielem getrennt geſehn haben, mochte der idealiſtiſche Schriftſteller ſo manches Mittel mißbilligen, deſſen der praktiſche Staatsmann nicht entrathen zu können glaubte: in den wichtigſten Zielen, im tiefſten Kerne des Denkens und Strebens waren ſie einig. Gegen denſelben Feind hatten ſie geſtritten, deſſelben Vaterlandes Ehre und Ruhm wollten ſie in aller Welt erhöhen, mit demſelben Haß hatten ſie prieſterliche Anmaßung und Gewaltſamkeit verfolgt, ſie ſtanden auf gleichem geiſtigen Grund und Boden.

Cromwell war kein König, er hatte die ſeltene Größe, ſich vom Glanz des Purpurs, vom Schimmer des goldenen Reifs, der ihm entgegengetragen wurde, nicht blenden zu laſſen. Aber wenn königlich herrſchen gleich viel bedeutet wie mit Einſicht und Kraft, ſo war dieſer einfache Engliſche Landadlige eine

fürſtlichere Erſcheinung als die meiſten Monarchen ſeiner Zeit und das Wort des Dichters:

Es ſoll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menſchheit Höhen

es wird ſich auch auf den Bund dieſer beiden Männer übertragen laſſen, deſſen die Geſchichte immer mit ſtolzer Freude gedenken wird.

(711)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtraße 17a.

Ueber

die Landespferdezucht

im Regierungsbezirk Gumbinnen.

Vortrag gehalten im Gumbinner Handwerkerverein und im dortigen landwirthschaftlichen Kreisverein 1865

von

J. P. Frentzel.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

„Das Roß, es ſtampfet auf den Boden, und iſt freudig mit Kraft, und ziehet aus den Geharniſchten entgegen. Es ſpottet der Furcht und erſchrickt nicht, und fliehet vor dem Schwerdte nicht, wenngleich wider daſſelbe klinget der Köcher, und glänzet beide Spieß und Lanze. Es zittert und tobet, und ſcharret in die Erde, und achtet nicht der Trompete Hall. Wenn die Trompete klinget, ſpricht es: Hui! und riechet den Streit von ferne."

Wie ſchon in den älteſten Zeiten die Dichter der Hebräer das Pferd feierten, uns ein Zeichen, wie es dort geachtet und geliebt war, ſo finden wir es auch in viel ſpäterer, wenngleich für die Geſchichte Litthauens faſt ebenſo dunkler, ſagenhafter Zeit hier geliebt und geachtet. Aus Wulfſtan's des Engländers Reiſebericht über Preußen, aus dem Ende des 9. Jahrhunderts, erfahren wir, daß die alten Preußen große Liebhaber von Pferderennen waren, daß es Sitte war, die bewegliche Hinterlaſſenſchaft von Verſtorbenen faſt ganz als Prämien zu Rennen von etwa einer deutſchen Meile und weiter auszuſetzen und daß daher ſchnelle und ausdauernde Pferde ſehr geſucht und hochgeſchätzt wurden. Hartknoch in ſeiner Chronik theilt uns nach den Angaben eines weit ältern Chronikſchreibers, Peter von Duisburg, mit, daß es bei den alten Preußen Regel war, daß das Samland zu einem Kriege 4000 berittene Streiter, Sudauen 6000

ſtellen mußte, und daß es faſt keine Landſchaft gab, die unter 2000 Reiter ſtellte. Es gab aber außer den beiden genannten Landſchaften noch 9. Danach zu urtheilen, muß die Pferdezucht ſchon damals in Preußen ſtark verbreitet geweſen ſein. Wir wiſſen weiter, daß zur Zeit der deutſchen Ordensritter aus einzelnen Ordensgeſtüten, ſo wie ſpäter aus den herzoglichen, kurfürſtlichen und königlichen Geſtüten in Preußen gezogene Pferde im Auslande ſehr geſchätzt waren und, wenn ſie auch keinen rechten Handelsartikel bildeten, doch von auswärtigen Potentaten gerne als Geſchenk genommen wurden, ja ſogar oft dahin geſtrebt wurde, ſolche Geſchenke zu erhalten. Auch einzelne preußiſche Privatgeſtüte lieferten im Ausland geſchätzte und gut bezahlte Produkte.

Will man indeſſen von der jetzigen Landespferdezucht Preußens reden, ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß alle dieſe frühern Leiſtungen wenig oder gar nicht auf die eigenthümliche Entwickelung und Bildung des Stammes gewirkt haben und ſie nur in ſo weit in Betracht kommen, daß durch ſie die Paſſion für das Pferd und deſſen Zucht in der Bevölkerung vom Vater auf Sohn forterbte und ſo einen Boden vorbereitete, auf dem eine Landespferdezucht entſtehen konnte, die ohne Paſſion der Bewohner für das Pferd in keinem Lande der Welt möglich iſt. Wenn auch die Jahre von 1735 bis 1786 für die Entwickelung unſeres Pferdeſtammes ſehr wichtig und vorbereitend waren, ſo beginnt doch die eigentliche Entwickelung deſſelben und die Geſchichte dieſer nun mit Rieſenſchritten vorgehenden Entwickelung erſt mit dem Jahre 1786. Was weiter zurück liegt, mag für den Forſcher geſchichtliches Intereſſe haben, für den Züchter wohl nur in ſo weit, als die Ergebniſſe dieſes Forſchens ihm deutlich zeigen werden, daß noch ſo rühmliche Beſtrebungen und Leiſtunger Einzelner in Ländern eine gute Landespferdezucht nicht her-

vorrufen können. Die Landespferdezucht entsteht durch die Paſſion der Bewohner für das Pferd. Sie kann nur gedeihen, wenn durch dieſe Paſſion Zuchtthiere ſo häufig vorhanden ſind, daß durch ihre Zahl ohne Schwierigkeit für den einzelnen Züchter und vielleicht demſelben ſogar unbewußt die nahe Inzucht vermieden wird, ſie kann nur eine gute werden, wenn zu der Paſſion der Bewohner für die Zucht und der dadurch erzeugten großen Zahl wenn auch nur mittelmäßiger Stuten noch das Vorhandenſein guter Vaterthiere in Maſſe hinzutritt. Sie iſt in Oſtpreußen nur entſtanden durch Trakehnen und ſein 1787 gegründetes Landgeſtüt. Dennoch werden wir hier, eben der Geſchichte der Pferdezucht wegen, auch auf die Vorgänge derſelben im vorigen Jahrhundert bis 1787 zurückgehen müſſen, ſie waren immer, wie ich bemerkt, vorbereitend für unſre jetzige Zucht.

1725 war es als Friedrich Wilhelm I. den Befehl gab, die jetzt Trakehnen und ſeine Vorwerke bildenden Ländereien, damals Sumpf und Strauch, zu entwäſſern, um daſelbſt die verſchiedenen königlichen Geſtüte aus Ragnit, Schreitlaugken, Budupönen, Inſterburg, Batriken, Balga, Brandenburg und Koppelbude hinzubringen und mit dem ſchon in Guddin befindlichen Staatsgeſtüt zu vereinigen. 1726 begann die Entwäſſerung und ſchon 1732 erhielt das neu gegründete Stut-Amt Trakehnen mit den Vorwerken Bajohrgallen, Jonasthal, Jodßlauken, Guddin, Kalpakin, Gurdßen und Birkenwalde die erwähnten königlichen Geſtüte, in Summa 1101 Köpfe ſtark mit 513 Mutterſtuten Den erwähnten Vorwerken kamen ſpäter noch dazu: 1788 Mattuſchkehmen, 1815 Danzkehmen, 1819 Taukeniſchken und 1829 Burgsdorfhof, die jetzt mit jenen zuſammen das Hauptgeſtüt Trakehnen bilden.

Die Oekonomie in dem neu gegründeten Stut-Amt wurde durch einen Amtmann, das Geſtüt ſeparat verwaltet; doch hatte

die letztere Verwaltung bis zum Jahre 1787 keinen rechten Zug. Die Direktoren derſelben (von 1746 bis 1780 der Oberpräſident von Domhardt) wohnten nicht in Trakehnen; natürlich war alſo das Directorat ein nur dem Namen nach geführtes und die Geſchäfte wurden durch die verſchiedenen Vorwerksvorſteher, Stutmeiſter genannt, beſorgt, die nach verſchiedenen Anſichten paarten und züchteten. Von einheitlicher Leitung der Zucht war keine Rede und konnte ſo ſelbſtverſtändlich auch keine ſein. Landſtallmeiſter von Brauchitſch, 1787—89, war der erſte Geſtütverwalter, der in Trakehnen ſelbſt wohnte. Ihm folgten

1789—1814 Landſtallmeiſter von Below,
1814—1843 „ „ von Burgsdorf,
1843—1844 „ „ von Mülheim,
1844—1847 „ „ Max,
1847—1864 „ „ von Schwichow,
von 1864 „ „ von Daſſel.

Bis zum Jahr 1789 erhielt Trakehnen keine fremde Stuten, es wurde mit den alten Geſtütſtuten fortgezüchtet. Im Jahre 1740 hatte das Geſtüt 368 Stuten zur Pferde- und 19 zur Maulthierzucht. In dieſer Zeit d. h. von 1732 bis 1786 wurden in Trakehnen 356 Hengſte benutzt, bis zum Jahre 1762 zum Theil ohne Namen und ſpäter ſtets dieſelben Namen ſich vielfältig wiederholend. Von 32 Hengſten, die bis 1749 in's Geſtüt kamen, waren:

19 ohne Angabe der Regiſter woher,
5 Engländer,
5 Roſenburger,
1 Barbe,
1 Neapolitaner,
1 Trakehner, ein Rappe mit Namen Katt, den der große Friedrich, der 1739 das Stut-Amt Trakehnen von

ſeinem Vater zum Geſchenke erhalten hatte, bei ſeiner erſten Anweſenheit als Kronprinz ſo taufte. Er ſoll damals das beſte Pferd Trakehnens geweſen ſein, und wollte der Kronprinz mit dieſer Taufe wohl das Andenken ſeines unglücklichen Jugendgefährten ehren. Unter den 19 ohne Angabe der Abſtammung befinden ſich 8 mit dem Namen Roſenburger und den Beinamen: „der plumpe, große, ſchöne, lange Kopf, dicke, magere“ ꝛc., wahrſcheinlich Kinder eines Roſenburger, in Trakehnen gezogen. — Wer aber waren überhaupt die Roſenburger? In den Akten iſt darüber, wo Roſenburg lag, nichts zu finden; alle Recherchen danach, wo es lag, wie verſchieden ich ſie auch anſtellte, ſind vergebens geweſen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach muß Roſenburg wohl ein Vorwerk des Ansbachſchen Geſtüts zu Triesdorf geweſen ſein, dann aber, wenn dieſe Annahme richtig, muß dieſes Vorwerk wohl ſpäter einen andern Namen erhalten haben.[1])

Ueber den Geſchmack in Beziehung auf Abzeichen der Pferde iſt es bemerkenswerth, daß bis 1748 die Zahl der Hengſte ohne Abzeichen, in Trakehnen, denen mit ſolchen gleichkam. Dann nahmen die Abzeichen zu, ſo daß nach 1770 nur noch viele Rappen ohne Abzeichen, alle andern Farben faſt nur mit ſolchen einrangirt wurden. Von 1777 bis 1786 aber ſind von 63 einrangirten Hengſten nur noch 3 Rappen und 6 andersfarbige ohne Abzeichen.

Von preußiſchen Privatgeſtüten wurden für Trakehnen in dieſer Zeit Hengſte angekauft:

in den 40er Jahren aus Georgenburg, Ragnit, Schlobitten;

in den 50er Jahren aus Barten, Ragnit, Heinrichswalde, Grumbkowkeiten, Czychen;

in den 60er Jahren aus Georgenburg, Kiauten und durch die freundliche Fürſorge der ruſſiſchen Regierung, die damals Preußen beſetzt hatte, für recht hohen Preis aus dem gräf-

lich Kaiſerlingſchen Geſtüt zu Rautenburg einige Thiere, die aber nach dem Abzug der Ruſſen ſofort als unbrauchbar ausrangirt wurden,

in den 70er Jahren aus Worienen.

Von den 356 Hengſten, die bis 1786 in Trakehnen benutzt wurden, waren:

in Trakehnen gezogen	185
Böhmen, erbeutetete Thiere, nicht viel werth und wenig benutzt	39
ganz ohne Angabe des Urſprungs	36
in Preußen erzogen	31
Engländer	15
Roſenburger	14
Dänen	10
aus Berlin, ohne weitere Bezeichnung	5
Spanier	3
Neapolitaner	2
Orientalen	1
Perſer	1
Barbe	1
Egypter	1
Bulgare	1
Schleſier	1
Summa	356 Stück.

Unter dieſen ſind 3, auf die am häufigſten der Stammbaum der im Hauptgeſtüt benutzten Hengſte zurückgeht und die unbedingt ſehr viel, vielleicht am meiſten genützt haben:

1. Perſianer, Schimmel, Perſer, wurde benutzt von 1739 bis 1747, wurde vom Präſidenten von Lesgewang den 10. Auguſt 1739, zwanzig Jahr alt erkauft und 1748 an den Amtsrath Stenzler für 20 Thaler verkauft.

2. Spinola, Blauſcheck, benutzt von 1764 bis 1780, wurde aus dem Georgenburger Geſtüt angekauft, war ein Abkömmling des vorigen.

3. Pitt, kirſchbraun, Bläſſe, rechte vordere Köthe weiß gefleckt, benutzt von 1764 bis 1771, wurde 1764 in England erkauft, aus der Wettläufer-Raſſe, wie die Akten ſagen. Privatnachrichten aus der Provinz behaupten, Pitt habe vorher im Geſtüt des Herrn von Schön in Schreitlaugken geſtanden und ſei von da gegen einen in Trakehnen gezogenen Hengſt nach Trakehnen vertauſcht worden; dem widerſprechen die Trakehner Akten ganz beſtimmt, und ſcheint der in Schreitlaugken geſtandene Pitt, ein Thier gleichen Namens, aber ſpäter aus England eingeführt, in den 70er Jahren nach Trakehnen gekommen zu ſein.

Die früher erwähnten erbeuteten Böhmen werden als ganz ſonderbare, nichtsnutzige Thiere beſchrieben. Sie ſollen hochbeinig, flachgerippt, aber ohne Ausnahme dadurch verſchieden von andren Pferden geweſen ſein, daß ihre Kopfſtellung wie bei manchen lange mit Kandarre gerittenen Thieren war d. h. vollſtändig am Halſe oben ſo gebogen, daß der Unterkiefer beinahe den Hals berührte. Dabei waren ſie aber nicht im Stande, dem Kopf eine andere Stellung zu geben, ſie waren durch Natur oder Kunſt (ſagen wir lieber durch wahrſcheinliche Verſtümmelung) vollſtändig ſteif im Genick und mußte ihnen das Heu in den Krippen gegeben werden, da ſie nicht im Stande waren, es aus den Raufen zu nehmen.

Mit dieſen verſchiedenen Hengſten war bunt durch einander gezüchtet worden, ohne irgend einer Raſſe den Vorzug zu geben, nur gegen die nichtsnutzigen Böhmen fand eine Oppoſition ſtatt. Wie Zufall oder Laune der vorgeſetzten Beamten dieſe Hengſte ins Geſtüt brachten, ſo wurden ſie benutzt, und es war ſo 1786

in Trakehnen ein Stutengemiſch entſtanden, das neben vielen ſchlechten auch viele gute und einige der edelſten und beſten Stuten enthielt.

Zufall oder Laune habe ich geſagt und kam der Zufall zur Laune, ſo kamen manchmal ganz närriſche Dinge zum Vorſchein. So verfügte einſt ein Vorgeſetzter aus Berlin und es war dies ein als Hippologe bekannter, um die vaterländiſche Pferdezucht hochverdienter Mann, es ſollten Kühe mit Trakehner Hengſten gepaart werden. Umſonſt war die Vorſtellung, das würde wohl unausführbar ſein, es hieß von Berlin zurück: „ich habe ein ſo gezüchtetes Thier in einer Menagerie in Heſſen geſehen, es hat mir gefallen, und ich will, daß auch Trakehnen ſolche Thiere züchte.“ Punktum!

Das wäre ungefähr von Trakehnen zu erwähnen geweſen als das, war ich früher als vorbereitend für unſre jetzige Pferdezucht im Regierungsbezirk Gumbinnen im vorigen Jahrhundert bezeichnet habe. Sehen wir uns jetzt um, wie die Pferdezucht bei den Bauern, auf den Gütern in jener Zeit beſchaffen war.

Beginnen wir mit den Pferden der Bauern, der kleinen Beſitzer, mit der eigentlichen Landespferdezucht in jenem Bezirk. Wir finden dort 3 Raſſen vor, von der Veredlung noch ganz fern gehalten.

Erſtens in den maſuriſchen Kreiſen und in dem nördlichſten Theile des Regierungsbezirks nach dem Memler Kreiſe zu das jetzt mit dem Namen maſuriſche Pferd bezeichnete und bekannte Pferd. Dieſe Thiere waren meiſtens breit, 4 Fuß 3 Zoll bis höchſtens ausnahmsweiſe 4 Fuß 10 Zoll groß, rund gerippt, gut geſchloſſen, kurz- und verhältnißmäßig ſtarkbeinig, mit kurzem unedlem, mitunter ſehr gut angeſetztem Halſe, oft aber auch beinahe ganz ohne Hals, mit gutem, förderndem, etwas hohem Gange, vorne faſt ohne Ausnahme bügelnd.

Zweitens die Niederungs-Raſſe in der Tilſiter Niederung. Nach damaligen Begriffen große Thiere von 4 Fuß 10 Zoll bis 5 Fuß 2 Zoll groß, in einzelnen Exemplaren auch mitunter bedeutend größer, gut rund gerippt, mit unedlen ſchwammigen Beinen, abſchüſſiger Croupe, faſt durchweg mit Ramsköpfen, oft mit Rattenſchwänzen. Um Kuckermeſe in der Niederung waren die größeſten und ſtärkſten Thiere dieſer Gattung hauptſächlich zu finden.

Die dritte Landraſſe endlich war die ſchlechteſte und elendeſte und hatte ihren Sitz in dem zwiſchen der Niederung und den maſuriſchen Kreiſen gelegenen Theil des Regierungsbezirks, wo jetzt gerade die edelſten und beſten preußiſchen Pferde zu finden ſind. Der Spottname „kleine Litthauer" kennzeichnete die Voreltern der Thiere, denen jetzt mit Stolz die Bezeichnung litthauiſches oder preußiſches Pferd beigelegt wird. Dieſe kleinen Litthauer waren Pferde in faſt allen Formen, aber klein und nur zu häufig zu flach gerippt und zu lang gefeſſelt. Wahrſcheinlich waren dieſe Thiere aus der erſt bezeichneten Raſſe und Paarung mit größeren Hengſten aus der bezeichneten zweiten Landraſſe oder vielleicht auch mit edleren Hengſten einzelner größerer Beſitzer, ohne den erhaltenen Füllen genügende Wartung und Futter zukommen zu laſſen, entſtanden. Es war eine ziemlich ſchlimme Geſellſchaft.

Mit der Pferdezucht der größeren Beſitzer ſah es im vorigen Jahrhundert nicht ſo ſchlimm aus als mit der der Bauern, es beweiſen das ja ſchon die Namen der angeführten Privatgeſtüte, aus denen Hengſte für Trakehnen angeſchafft waren. Dennoch möchte ich bezweifeln, daß noch jetzt eines jener genannten Geſtüte in Preußen, fortzüchtend mit dem alten Material, als bedeutendes, renommirtes Geſtüt fortbeſteht. Eines allerdings exiſtirt noch, leider aber nicht in Preußen, ſondern zu Gielgu-

diſchken im ruſſiſchen Polen. Bei Spinola nannte ich oben das Georgenburger, bei Pitt das Schreitlaugker Geſtüt. In beiden Orten befinden ſich jetzt ſehr renommirte Geſtüte des Regierungsbezirks Gumbinnen; es wird alſo nöthig, auf dieſelben hier zurück zu kommen, damit es nicht ſcheine, als habe ich jene Behauptung des nicht Fortbeſtehens jener alten Geſtüte leicht und unbegründet hingeworfen.

Das Georgenburger Geſtüt, aus welchem Spinola gekauft wurde, war im Beſitz der Familie von Keudell und wurde, beſtehend aus 35 Mutterſtuten, im Jahre 1799 durch den Amtsrath Theodor von Keudell von Georgenburg nach Gielgudiſchken, an der Memel belegen, jetzt im ruſſiſchen Polen, damals preußiſch, verlegt, und gehen die Stammbäume vieler der dortigen Mutterſtuten auf die Stuten Cyany, Puppe, Bella und Aruja (letztere eine Ukrainerin), die ſchon in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Georgenburg ſtanden, zurück. Das jetzige Georgenburger Geſtüt, mit vollem Recht als eins der erſten Privatgeſtüte, wenn nicht als das erſte, im Regierungsbezirk Gumbinnen zu bezeichnen, im Beſitz des Herrn von Simpſon, iſt durch den Vater des jetzigen Beſitzers vor 50 Jahren in Plicken gegründet und vor 30 und einigen Jahren nach Georgenburg übergeſiedelt. Seine aus etwa 10 bis 12 engliſchen Vollblutſtuten und 30 bis 35 Stuten,[2]) größtentheils Trakehner Abkunft, beſtehende Mutterheerde erlangte ihre Ausgeglichenheit hauptſächlich durch Benutzung der beiden engliſchen Vollbluthengſte Gomez und Jung Gomez. Auch im engliſchen Vollblut iſt bei der Züchtung, ohne die Rückſicht auf Leiſtung ganz aus den Augen zu laſſen, ſtets noch mehr Rückſicht auf untadelhaftes Exterieur genommen worden, ſo daß ſich die Vollbluthengſte dieſes Geſtüts namentlich zur Züchtung von kräftigen, ſtarken Halblutpferden eignen. Mit dem alten Georgenburger Geſtüt

hat es nur in ſo fern Zuſammenhang, als einige Mutterſtuten Abkömmlinge der im Anfang der 40er Jahre aus Gielgudiſchken erkauften Stute Jadarra alias Gielgutta ſind, die ihren Stamm auf die 1778 in Georgenburg gezogene Stute Habicht vom Alexander aus der Louiſe zurückführt.

Das alte Schreitlaugker Geſtüt, gegründet 1740 durch den Kriegsrath von Schön in Abſteinen, und etwa 20 Jahre ſpäter nach Schreitlaugken verlegt, erlangte einen großen Ruf, kam aber nach 1793, als der Beſitzer das Unglück hatte zu erblinden, allmälig in Verfall und wurde 1801 aufgelöſt. Die Stuten gingen nach Stanaitſchen, Blumberg, Blokinnen, und iſt die letzte, mir bekannte, in gerader Linie aus jenem Geſtüt herſtammende Stute 1864 in Blumberg bei Gumbinnen geſtorben. Das jetzige Schreitlaugker durch Herrn Dreßler (Großvater des jetzigen Beſitzers) gegründete Geſtüt wurde aus Trakehner und Döhnhoffſtädter Stuten gebildet und verdankte ſeine ſchon vor etwa 30 Jahren ſehr hervortretende Ausgeglichenheit der langen Benutzung des Hengſtes Tankred, 1817 geboren vom Heliotrop aus der Trakehner Stute Hulda, dieſe vom Turkmainatti aus der engliſchen Vollblutſtute Corde. Heliotrop in Trakehnen war der Sohn des Herod, eines national-engliſchen Halbbluthengſtes und der Bambine von Bambo (einem gemiſchten Vollbluthengſt) aus der engliſchen Vollblutſtute Violet.

Solcher Geſtalt etwa war die Pferdezucht im Regierungsbezirk Gumbinnen, als in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts beim Oberpräſidenten von Domhardt auf Anregung des Kriegsraths Wlömer (Litthauen kann dieſem Mann für dieſe ſeine eigenſte Idee nicht genug danken)[3]) der Gedanke entſtand, in Litthauen ein Landgeſtüt zu gründen. Zwar genehmigte König Friedrich II. ſeine Anträge nicht, indem er bemerkte, er ſei zu alt dazu und wolle das ſeinem Nachfolger überlaſſen;

dennoch unternahm Domhardt, durch Wlömer dazu angetrieben, die Sache auf eigne Verantwortung heimlich und verfügte, daß 10 Hengste des Stut-Amts Trakehnen (es wurden nachher durch Wlömer 11 aufgestellt und dazu benutzt) theils ausgemusterte alte Thiere, theils junge einhüftige, die für den Marstall unverwendbar waren, zur Paarung mit Landstuten 1779 verwendet werden sollten.

Die Namen dieser ersten 11 Hengste des heimlich beginnenden litthauischen Landgestüts, das sich mit Stolz jetzt das erste der preußischen Landgestüte nennt, waren: Arrack, Berlock, Blitz, Bravo, Cato, Gallant, Pistol, Skies, Sprunk, Tarrock und Tybo. —

Diese 11 Hengste erzeugten im ersten Jahr 58 Füllen, und war Domhardt damit so zufrieden, daß er ferner erst weiter heimlich, dann zwar ohne ausdrückliche Genehmigung, aber mit Wissen des Königs jährlich bis 1787 incl., als bis zur eigentlichen, staatlich anerkannten Gründung des litthauischen Landgestüts, 20 Hengste verwenden ließ. Der Andrang zu diesen Thieren wurde bald sehr groß, besonders nachdem ein Bauer in Groß-Warningken bei Pillkallen einen 3jährigen von einem Landgestüthengst gezogenen Hengst 1783 für 100 Thaler verkauft hatte, etwa das Achtfache des damaligen gewöhnlichen Preises für ein Bauernpferd. — Graf Lindenau war inzwischen Oberstallmeister geworden und hatte darauf gewirkt, daß der Kriegsrath von Brauchitsch 1787 zum Landstallmeister von Litthauen ernannt wurde. Die Gründung des litthauischen Landgestüts war beschlossene Sache. 1788 im Frühjahr sollten zum ersten Mal die litthauischen Stuten zu den angekauften Landgestüthengsten geführt werden. Die Bauerstuten wurden gemustert, die bessern mit den Buchstaben L. G. (Landgestüt) gebrannt und die Besitzer solcher Stuten verpflichtet, sie den königlichen Landgestüthengsten zuzuführen. Das gab viel böses Blut. Um Trakehnen herum kannten die

Bauern ſchon den Nutzen, der ihnen aus Benutzung der königlichen Hengſte entſprang und drängte man ſich dort dazu, damit die Stuten angenommen würden, nicht ſo in entferntern Gegenden. Und was war damals entfernt? War ja doch erſt ſeit nicht zu langer Zeit durch Friedrich II. die Leibeigenſchaft aufgehoben worden und das Gebundenſein an die Scholle, eigentlich alſo noch die halbe Leibeigenſchaft beſtand für den Scharwerksbauer noch immer fort und ſollte noch beinahe 2 Jahrzehnte fort beſtehen. Unter ſolchen Umſtänden war die Verwandtſchaft der Bauern in der Regel nur in benachbarten Dörfern zu finden, einen andern Trieb zum Reiſen als eben die Verwandten zu beſuchen hatten die Leute nicht und 6 Meilen war oft ungeheuer entfernt und eine den ſo weit abwohnenden Bauern ganz fremde Gegend. So zeigten ſich denn die Bauern faſt überall widerwillig und man kann wohl ſagen, es gab damals in Oſtpreußen keinen verhaßteren Mann als Graf Lindenau und wurden zum Spott die mit L. G. gebrannten Pferde Lindenau Graf genannt. Dieſer letztere ging aber unbehindert gleichgiltig gegen Haß und Liebe ſeinen Weg ruhig fort, Gutes in der Landespferdezucht zu ſtiften, wenn auch oft mit zu ſanguiniſchem Hoffen. So verfügte er (das Papier war damals wie jetzt geduldig, und Erfahrung, wie viel Procente an brauchbaren Vaterthieren eine Stutenheerde höchſtens liefern konnte, fehlte noch dem ſonſt verdienten Geſtütmann, auch waren die Anforderungen an ein Vaterthier noch nicht ſo hoch als ſpäter), daß fortan Trakehnen jährlich 100 Hengſte für die preußiſchen Landgeſtüte liefern ſollte, was natürlich nie aus der Aufzucht geſchehen konnte. 1787 bis 1789 wurde der Bau der 4 Marſtälle für das litthauiſche Landgeſtüt zu Trakehnen, Ragnit, Inſterburg und Oletzko ausgeführt und dieſe Ställe nach und nach mit 270 Hengſten beſetzt. Doch bald, ſchon 1807, ſollte die junge aufblühende Pferdezucht in ihrer Entwickelung gehemmt

werden. Die unglückliche Lage unſeres Vaterlandes zwang zu Reduktionen; einige Landgeſtüte, denn nach der Gründung des litthauiſchen Landgeſtüts war die andrer preußiſcher Landgeſtüte raſch gefolgt, gingen ganz ein, von dem litthauiſchen wurde das Etabliſſement zu Ragnit verkauft, das zu Oletzko verpachtet und nur der Trakehner und Inſterburger Stall blieben. Später wurde Oletzko wieder beſetzt, ging aber 1824 ein und Gudwallen trat an ſeine Stelle. Von 1828 bis 1834 war auch im Trakehner Vorwerk Jonasthal ein eigner Stall für Hengſte des litthauiſchen Landgeſtüts. Nach 1834 und bis auf den heutigen Tag hat das litthauiſche Landgeſtüt 3 Ställe:

zu Trakehnen,
zu Inſterburg und
zu Gudwallen,

mit je 80 Hengſten und werden jährlich in Jonasthal die in Trakehnen für die Landgeſtüte überhaupt gezogenen Remonten (circa 40 bis 70 Stück) aufgeſtellt, und vierjährig nur im Bereich des litthauiſchen Landgeſtüts benutzt, ſo weit ſie zur Benutzung brauchbar ſind. Mit geringen Ausnahmen werden und ſind dieſe Ställe, die alſo ſeit länger als 70 Jahren die Vaterpferde enthalten haben, die unſrige jetzige Landespferdezucht gebildet, aus Trakehnen remontirt. Die kleinen Pferdezüchter des Regierungsbezirks Gumbinnen ziehen einen Hengſt Trakehner Abkunft bei Weitem einem angekauften vor. Das Vertrauen auf erbfehlerfreie Vererbung iſt größer bei Trakehner Hengſten, als bei ſolchen, die im Privatbeſitz gezüchtet ſind, und wohl mit Recht, da Jeder, der den Hengſt benutzt, beim Trakehner weiß, daß ſeine Mütter durch viele Generationen ſicher erbfehlerfrei gezüchtet ſind. Auf eine genauere Geſchichte der Landgeſtütſtälle einzugehen (auf die Zucht der in ihnen aufgeſtellten Hengſte komme ich ſpäter zurück) dürfte hier nicht am Platze ſein; wer

ſich dafür intereſſirt, dem ſei das Werk „zur Geſchichte des litthauiſchen Landgeſtüts von Hauptmann Gräfe, Berlin, bei Guſtav Boſſelmann, 1862“ empfohlen.

Sehen wir uns nun in der Provinz um, wie die Veredlung durch die Hengſte des Landgeſtüts, alſo der Trakehner Hengſte, gewirkt hat, und betrachten jene Gegenden, in denen vor 80 Jahren die oben angeführten 3 Landraſſen ſtanden. Erſt nach Maſuren. Da finden wir, daß die Einwirkung auf dieſe früher zuerſt angeführte Landraſſe mitunter keine günſtige geweſen iſt, wenigſtens nicht in den bergigen, ſandigen, dürftigen Gegenden. Nur ſelten ſieht man gute Exemplare des alten, guten, zu manchen Leiſtungen bei geringem Futter geeigneten Schlages. Meiſtens ſind die noch zahlreich vorhandenen Individuen deſſelben verkommene Exemplare, bei denen es unverkennbar, daß wohl oft die guten, aber für den Schlag und die Gegend (mit zu knapper Weide und zu kargem Futter für die Aufzucht) zu großen Hengſte, oft auch der Unverſtand, verkümmerte, halbgroße litthauiſche Hengſte ſtatt der allerdings kleineren, aber ſicher beſſeren maſuriſchen zu benutzen, das Ihrige zur Verſchlechterung der Raſſe beigetragen haben. Dieſen Umſtand hatte der landwirthſchaftliche Centralverein für Litthauen und Maſuren wohl erkannt, und da ihm vom Staate jede Beihilfe zur Erhaltung der alten maſuriſchen Raſſe abgeſchlagen wurde, weil der Staat bei Unterſtützung der Pferdezucht das Ziel verfolge, Soldatenpferde zu ſchaffen, eine Unterſtützung zur Erhaltung der kleinen maſuriſchen Raſſe aber von dieſem Ziel ablenken würde, ſo beſchloß er am 16. Mai 1854, achthundert Thaler aus ſeinen Mitteln herzugeben, um in 2 maſuriſchen Kreiſen Hengſte der alten maſuriſchen Raſſe, oder doch in der Form ähnliche, aufzuſtellen. Es ſind denn auch 3 bis 10 ſolcher Hengſte jährlich, jetzt leider nur noch 3, aufgeſtellt worden, zum Theil in Maſuren ſelbſt erkauft, zum

Theil im Wilnaer und Suwalker Gouvernement in Rußland, und ein kleiner, knapp 4 Fuß 10 Zoll großer, gemischter Vollbluthengst, von rein orientalischer Mutter und englischem Vater, ein kurzbeiniges, festes, in Tarputschen von Herrn von Saucken gezogenes Thier. Diese Versuche sind, so weit sie die Qualität der erzielten Nachzucht betreffen, gelungen zu nennen, namentlich ist die Nachzucht des Ball, eines masurischen Hengstes, so gut ausgefallen, als es nur zu wünschen war; als fehlgeschlagen sind sie aber doch zu bezeichnen, weil dem Verein Geldmittel nicht nur zur Erweiterung, sondern auch zur Fortsetzung der Maaßregel fehlen und eben auch in Folge der geringen Mittel die Thiere zum Theil schlecht gehalten, nur wenig Nachzucht gaben, diese wenige gute Nachzucht aber bei der nicht gerade seltenen Nachfrage nach guten masurischen Pferden größtentheils für gute Preise verkauft wird und nicht der Pferdezucht Masurens verbleibt. Es wäre zu wünschen, daß der Staat sein Augenmerk auf die Erhaltung, resp. Veredelung dieser kleinen Rasse richtete, da in den bergigen, sandigen Theilen Masurens, in der sandigen Gegend um Memel und Heidekrug, eine Pferderasse nur klein sein kann, wenn sie eine gute bleiben soll. Auch möchten bei einer Mobilmachung zu manchen Trainzwecken diese kleinen, bei geringem Futter und schlechter Pflege verhältnißmäßig sehr viel leistenden Thiere wohl gut zu verwenden sein. — In vielen bessern Gegenden Masurens hat die Veredlung durch die Hengste des Landgestüts so segensreich gewirkt, wie es sogleich von der Rasse im Herzen Litthauens berichtet werden wird. Da ist wie in Litthauen der alte Landschlag viel bessern, edlern Thieren gewichen.

Die zweite Landrasse in der Tilsiter Niederung ist gänzlich verschwunden, und nur sehr selten erinnert ein einzelnes Individuum der jetzt dort vorhandenen Rasse in einzelnen Partien an

die Formen ſeiner Voreltern. Der Ramskopf und die Thiere, die ihn trugen, ſind gänzlich fort und an ihre Stelle ſind mehr oder weniger edle Pferde getreten, die man bald als ſtarken edlen Reitſchlag, bald als leichten Wagenſchlag bezeichnen kann, je nachdem eben das verwendete edle Vaterblut die ſchwammigen Beine der Voreltern in ganz oder minder trockne Beine verwandelt hat. —

Die dritte alte Landraſſe endlich, die ſchlechteſte, die der kleinen ſchlechten Litthauer, iſt von der Erde verſchwunden. Statt ihrer finden wir in den Kreiſen zwiſchen der Memel und Maſuren einen edlen Schlag Pferde, die man als Reitſchlag, bald leichter, bald ſchwerer, bald ſchwer bezeichnen muß, ſelten als leichten Wagenſchlag, denn wenn auch ſehr viele dieſer Thiere als leichtere Wagenpferde ſehr zu gebrauchen ſind und auch als ſolche gern gebraucht werden, ſo berechtigt doch ihre ganze edle Form, Haltung und Gang ſie dazu auch dann, auf den Namen ſchwerer Reitſchlag Anſpruch zu machen.

Man ſieht alſo, mit Ausnahme der ſchlechteren Gegenden, in den maſuriſchen Gegenden und um Heidekrug iſt in den übrigen Theilen des Gumbinner Regierungsbezirks, wo überhaupt mehr Pferdezucht getrieben wird, der Einfluß des Landgeſtüts in den letzten 80 Jahren, in denen es beſteht, ein ganz ungeheurer geweſen. Die alten ſchlechten Pferde ſind verſchwunden und an ihre Stelle iſt ein edler Schlag getreten, den man einen Theils als leichten Wagenſchlag, mitunter ſchweren Reitſchlag, andern Theils als ſchweren und leichten Reitſchlag, mitunter leichten Wagenſchlag bezeichnen kann. Dieſer Schlag hat ſeit 80 Jahren die Hengſte des Landgeſtüts zu Vätern, dieſe aber waren größtentheils Trakehner oder, wenn angekauft, was ſelten geſchah, größtentheils Söhne von Trakehnern. Wo aber nicht Landgeſtüthengſte benutzt wurden, waren die Hengſte im Privatbeſitz faſt auch nur

Söhne von Trakehner Hengſten, ſehr häufig auch ſolcher Stuten. Es wird alſo nöthig ſein, da wir ſchon geſehen haben, wie Trakehnen vor Gründung des Landgeſtüts beſchaffen war, zu ſehen, wie nun in den letzten 80 Jahren in Trakehnen gezüchtet iſt, um genau den Urſprung und die Art der Väter der jetzigen Landespferdezucht kennen zu lernen, denn die Geſchichte der Züchtung Trakehnens iſt ja eben auch die Geſchichte der Züchtung der Landraſſe, deren Väter unmittelbar oder mittelbar Abkömmlinge Trakehnens waren.

Als 1786 Graf Lindenau Oberſtallmeiſter wurde, begann, wie für die Pferdezucht des ganzen Landes, durch die erwähnte Vornahme der Gründung von Landgeſtüten, ſo auch für die Zucht des Hauptgeſtüts Trakehnens eine neue Aera, 1787 unternahm der ſachverſtändige Mann die Muſterung des Geſtüts. Von 28 Hengſten des Hauptgeſtüts wurden 25 als ungenügend den geſtellten Anforderungen ſogleich ausgemuſtert, von den 381 Mutterſtuten 144; zum Theil wegen Spaths und Haſenhacken, zum Theil wegen andrer Erbfehler, zum Theil als nicht rund gerippt genug und zu feinknochig. Trakehnen ſollte fortan nicht nur Pferde für den Obermarſtall ziehen und baare Einnahmen geben; es ſollte hauptſächlich Thiere für die neu gebildeten Landgeſtüte liefern. Nur lauteres Gold an Vaterpferden, ſeien ſie Engländer, Orientalen oder andrer Raſſe, ſollte fortan benutzt werden. So lautete der Ausſpruch des Grafen Lindenau. Es wurden die Stuten in 4 Heerden getheilt, die in 5 Vorwerken untergebracht wurden. In Gurdßen wurden die Rappen, in Kalpakin die Braunen, in Guddin die Füchſe des Wagenſchlages, in Trakehnen und Bajohrgallen das Reitgeſtüt ohne Rückſicht auf Farbe eingeſtellt. Bajohrgallen wurde zwar nach der Rückkehr des geflüchteten Geſtüts 1810 zum Füllenhof gemacht, doch 1819 wieder ſeiner Beſtimmung zurückgegeben und nun das Reitgeſtüt ſo

getheilt, daß die leichteren Stuten in Trakehnen, die ſchwereren in Bajohrgallen eingeſtellt wurden. In Bajohrgallen ſollten, wie die Verhandlungen aus jener Zeit beſagen, Hunters gezüchtet werden, und ſteht jetzt dort die Elite der Stuten Trakehnens, durchweg Thiere des ſtärkſten Reitſchlages. So ſtehen die Heerden bis auf den heutigen Tag, doch dürfte jetzt, mit wenigen Ausnahmen, faſt jedes in den Wagenſchlägen gezüchtete Thier auch auf die Bezeichnung als ſchweres Reitpferd Anſpruch machen dürfen. Von den Herren Landſtallmeiſtern von Brauchitſch und ſpäter von Below verlangte Graf Lindenau beſtimmt, daß mehr gleiche Form in die verſchiedenen Heerden gebracht würde. 1805 wurde die Zahl der Trakehner Zucht ſehr vermindert, da die Scharwerksaufhebung das Halten von Arbeitsvieh nothwendig machte, und wenn auch nach Trakehnen geflüchtete Thiere des Friedrich-Wilhelms-Geſtüt zu Neuſtadt an der Doſſe, das in Qualität damals viel höher als Trakehnen ſtand, manch gutes Blut nach Trakehnen brachten, ſo ging doch an Quantität auch vieles wieder verloren bei der Flucht des Trakehner Geſtüts im December 1806 nach Rußland in die Gegend von Szawlen, ſo daß nach Rückkehr des Geſtüts die Zahl der Mutterſtuten nur auf 180 feſtgeſetzt werden konnte. Die Flucht des Geſtüts 1813 nach Schleſien, wie vorher 1810 die Wiederbeſetzung des Friedrich-Wilhelm-Geſtüts theils mit den nach Trakehnen geflüchteten, theils aber mit den beſten Trakehner Stuten, im Ganzen mit 44, wie die Abgabe der Hengſte Allahor (auf dieſen komme ich ſpäter näher zu ſprechen) und Arthur dahin, war auch kein Segen für Trakehnen. So übernahm 1814 Herr von Burgsdorf als Landſtallmeiſter die Leitung des Geſtüts mit der ſchon gehobenen Zahl von 210 Stuten. Er fand, ſehr natürlich unter ſo für's Geſtüt unglücklich vergangener Zeit, trotz der eifrigen Bemühungen des Herrn von Below, daß noch wenig von Lindenau's Wunſch,

einigermaaßen gleiche Form bei den Stuten hervorzubringen, erreicht war. Mit Thatkraft, Sachkenntniß und beſtem Willen übernahm er die Leitung und hat Unglaubliches geleiſtet. Zwar ſchwankte während ſeiner Leitung ſeine Anſicht mehrmals, und gab er erſt den Orientalen, dann den Engländern, dann wieder den Orientalen und ſchließlich den Engländern als Vaterpferden den Vorzug, wie man aus der Art, wie er die Stuten den Hengſten zutheilen ließ, deutlich erſehen kann; dennoch ſcheint ſeine zeitweilige Vorliebe nie ſeinen richtigen Blick beim Einrangiren getrübt zu haben. Er hat ſtets mehr Nachkommen von Engländern auch in der Zeit einrangirt, in der ſeine Vorliebe für Orientalen ihn mehr Paarungen der beſſern Stuten mit Orientalen vornehmen ließ, und mit ſicherm Auge hielt er ſeinen Grundſatz feſt, nicht nur von Erbfehlern freie, ſondern auch nur in ihrer ganzen Erſcheinung gute Thiere zur Zucht zu benutzen. Von ſeinem Liebling, dem Orientalen Nedjed, rangirte er allerdings in den erſten 6 Jahren, nach Ankunft des Hengſtes, in der zweiten Periode ſeiner Vorliebe für Orientalen, 26 Töchter ein, in den letzten 7 Jahren aber nur noch 2 und manche der früher einrangirten wurden ausrangirt. Dem Hauptgeſtüt hat alſo dieſes ſein Schwanken gar nicht oder doch nur wenig in ſo weit geſchadet, als eben ſehr vorzügliche Stuten für einige Jahre keine zur Einrangirung brauchbare Stuten lieferten. Jedenfalls muß man hiebei der Pflichttreue des Herrn von Burgsdorf die vollſte Anerkennung zollen. Iſt es doch ſchon nicht leicht einen Irrthum, in dem man befangen geweſen und in Folge deſſen man Vieles mit Liebe gethan und es warm gepflegt hat, einzugeſtehen, durch das Leben, durch die Erfahrung von dieſem Thun als einem Irrthum überzeugt zu werden, wie viel ſchwerer iſt es noch, eine öffentlich begangene, öffentlich vertheidigte, den Untergebenen genau bekannte Maaßregel, nachdem man ſie als eine

ſchlechte erkannt hat, offen und ehrlich als eine ſolche nicht nur ſich einzugeſtehen, ſondern auch durch rückſichtsloſes Entgegenarbeiten gegen die weitern ſchlechten Folgen dieſer Maaßregel, ſeinen begangenen Irrthum öffentlich zu bekennen, während bei nur etwas geringerer Pflichttreue es leicht möglich war, ſich nicht als im Irrthum befangen geweſen zu ſein darzuſtellen, den ganzen Irrthum zu vertuſchen. Um ſo größer muß uns der Mann in dieſem Falle erſcheinen, wenn man bedenkt, wie er durch ſeine Zeit und ſeine Zeitgenoſſen verwöhnt war. Er war gewiſſermaaßen der Alleinherrſcher des Regierungsbezirks Gumbinnen, nicht nur die Herren Rittergutsbeſitzer, nein auch der Herr Regierungspräſident ſtanden mit gezogener Kopfbedeckung vor ihm, er war durch dieſe Huldigungen ſo verwöhnt, daß er ſeine Stellung oft gänzlich verkannte. Mag eine verbürgte Anekdote hier Platz greifen. Ein Brauereibeſitzer Gumbinnens, ein Herr Ehmer, brauchte Gerſte und fuhr nach Trakehnen, nachzufragen, ob dort welche verkäuflich ſei. Er fuhr an der Thür des Herrn Landſtallmeiſter in raſchem Tempo vor. Dieſer ſaß mit einigen Gutsbeſitzern und Beamten im Vorderzimmer und warf ſein Haupt unwillig empor, als er das Vorfahren des Wagens bemerkte; natürlich auch maaßloſes, aber ſtilles Erſtaunen bei den meiſten Anweſenden ob ſolch kühner That, denn die Herren Rittergutsbeſitzer jener Zeit pflegten am Kruge vorzufahren, oder auf dem Hofe zu halten und zu Fuß ſich der Wohnung des Herrn Landſtallmeiſters zu nahen. Ehmer wird gemeldet. Was will er, fährt Burgsdorf ſeinen Diener an. Dieſer geht heraus und kommt mit der Nachricht wieder, Herr Ehmer wolle Gerſte kaufen. Keine da, iſt die lakoniſche Antwort und als der Diener mit dieſem Beſcheid abtritt, wendet ſich Burgsdorf zu den Anweſenden mit den Worten: „Was denkt ſich der Menſch, fährt mir hier vor, als wenn er mir Tra-

kehnen abkaufen will." Sicherlich kein hübſches Zeichen von Burgdorf's Charakter, aber da er einmal ſo war, nicht nur durch eigne Schuld, ſondern durch eben ſo große Schuld ſeiner Zeitgenoſſen, und, werfen wir auch auf dieſe nicht zu ſehr den Stein, durch ſeine und ihre Zeit, ſo müſſen wir um ſo mehr die Größe ſeiner Pflichttreue anerkennen, die ſelbſt den Stolz überwand. Während ſeiner Leitung des Geſtüts wurde Geld zum Ankauf von Hengſten oft hergegeben, auch 1817 fremdes Stutenblut eingeführt, engliſches, orientaliſches, auch ruſſiſches, letzteres aber gleich wieder ausgemerzt; auch wurde das Geſtüt 1815 dadurch vergrößert, daß das Maulthiergeſtüt in Birkenwalde aufgelöſt und die Stuten dem Hauptgeſtüt einverleibt wurden. Dieſer Erwerb für's Hauptgeſtüt war nicht ſo gering anzuſchlagen, als man vielleicht denken könnte. Gewiß waren die in's Maulthiergeſtüt abgegebenen Stuten nach damaliger Anſicht nicht die beſten Stuten, es ſcheint aber doch, als wenn es ſtets ſehr ſtarke geweſen ſind. Wenigſtens äußert ſich ein noch lebender, einige 90 Jahr alter Stutmeiſter Leder ſtets beim Anblick einer recht maſſenhaften Stute: „Das wäre eine Stute für's Maulthiergeſtüt geweſen," und die Nachkommen der Gonorilla, der einzigen Stute des Maulthiergeſtüts, die noch directe weibliche Nachkommen in Trakehnen hat, gehören zu den ſtärkeren Thieren Trakehnens. Gonorilla hatte 1810, 1812 und noch 1815 Maulthiere gebracht, brachte 1816 die Stute Fury von Guſtav, einem Halbbluthengſte von 5 Fuß 3 Zoll Größe und von dieſer Stute ſtammen die Stuten Dogda, Doralice, Donabella, Darioletta, Delphine, Datura, Doloſa, Deducta und Delta, deren ſich diejenigen Herren, die in den letzten 10 Jahren Trakehnen gemuſtert haben, als ſtarke, breite, gängige Thiere erinnern werden. Dieſe Nachzucht hat dem Hauptgeſtüt Trakehnen viel genützt und ihm namentlich die Hengſte Delos, Djalma, Danilo und dem Friedrich-Wilhelm-

Geſtüt den Hengſt Deltura geliefert. Ueberhaupt ſcheint auf ſo beſondere Stärke und Größe, der zu Liebe man jetzt manchen anderen geringen Mangel überſieht, früher viel weniger Rückſicht genommen zu ſein. Bezeichnend bleibt es, daß Eurydamus oder, wie er in den erſten Regiſtern ſtets genannt iſt, Eurydamas, Rappe, 1833 geboren, vom Prätor aus der Gabrielle, 5 Fuß 9 Zoll groß, von 1837 bis 1847 im Obermarſtall zu Berlin und dann bis 1852 als Vaterpferd in Trakehnen benutzt und ſpäter noch im Gielgudiſchker Gebiet bei ſeiner Geburt für ein ſolch ſchlecht Füllen gehalten wurde, daß er im Herbſt 1833 gar nicht mit dem Geſtütbrande gebrannt wurde.

Nach von Burgsdorf wurde 1843 Herr von Mühlheim Landſtallmeiſter. Er blieb es nur ein Jahr, und ihm folgte bis 1847 Herr Landſtallmeiſter Max. Ich glaube, jeder Litthauer wird mit mir übereinſtimmen, wenn ich ſage, Gott ſei Dank, nur auf dieſe kurze Zeit, und doch war dieſe Zeit lang genug, um ſeinem Nachfolger, dem Herrn Landſtallmeiſter von Schwichow, vollauf zu thun zu geben, den dem Geſtüt durch Unkenntniß und böſen Willen, ſagen wir geradezu Fälſchungen, ſeines Vorgängers zugefügten Schaden für folgende Zeiten nicht nachwirkend zu machen.

Was nun die Zucht unter Herrn Stallmeiſter von Schwichow betrifft, der von 1847 bis 64 Dirigent des Geſtüts blieb, ſo iſt es keine Frage, daß er dem engliſchen Blute den Vorzug gegeben hat. Mir hat es geſchienen, daß er vor Allem Anfangs ſich beſtrebte, erſt in den ſchönen, edlen, gegen jetzt leichteren, von Erbfehlern freien, mit untadelhaften Beinen verſehenen Trakehner Stamm mehr Maſſe, Stärke, Größe und im Oberkörper mehr die Verhältniſſe hineinzubringen, ohne die ein Engländer ein Pferd nicht ſchön findet, d. h. lange tiefe Schulter, lange Croupe und verhältnißmäßig kurzer Rücken.

Nach dem ihm dieſes, und namentlich das erſtere ſchon in den erſten 12 Jahren ſeines Wirkens durch darauf gezielte Paarung und bedeutend ſtärkere Fütterung der Aufzucht auffallend gelungen war, ſchien es mir, als ob er in der letzten Zeit wieder neben den ſchönen Verhältniſſen des Oberkörpers auch mehr Gewicht legte auf Schönheit des Kopfes, Schweifes und Halſes und dieſes bei den Paarungen berückſichtigte. Mit einem Worte Herr Landſtallmeiſter von Schwichow kannte die Charybdis und Scylla der Pferdezucht: „Viel Maſſe zu gemein, viel Adel zu fein", ſehr wohl und wußte ſeine Paarungen ſo einzurichten, daß er zwiſchen beiden glücklich durchſteuerte. Leider erfolgte nach überſtandener ſchwerer Krankheit ſeine Penſionirung plötzlich und zu früh für die Wünſche der litthauiſchen Pferdezüchter. Herr Landſtallmeiſter von Daſſel, der jetzige Dirigent des Geſtüts, als tüchtiger Pferdekenner bekannt, berechtigt indeſſen zu der Hoffnung, daß die Trakehner Züchtung nach denſelben Grundſätzen wie unter von Schwichow fortgeleitet werden wird. Allerdings ſtutzt jetzt die Provinz, da drei unedle möglichſt ſchwere franzöſiſche Hengſte nach Trakehnen gebracht ſind; indeſſen heißt es, daß ſie fürs Hauptgeſtüt nur ausnahmsweiſe hauptſächlich zu Experimenten im Landgeſtüt benutzt werden ſollen. Dieſes Experiment, viel mehr Breite und Maſſe in unſeren litthauiſchen Pferdeſtamm hineinzubringen, wird ſicher fehlſchlagen, wie ſchon manche frühere, auf die ich ſpäter zurückkomme, fehlgeſchlagen ſind. Die Zahl der Stuten in Trakehnen iſt in letzter Zeit möglich egal, ſtets einige über 300 geweſen. Darunter iſt die der engliſchen Vollblutſtuten ſeit 1830 allmälig vermehrt worden, und wenn auch Trakehnen darunter nicht Stuten beſitzt, die als Rennpferde ſehr hoch ſtehen, ſo haben viele von ihnen, und namentlich die durch mehre Generationen in Trakehnen gezüchteten, doch als Mütter von Landbeſchälern einen hohen Werth.

Das Vertrauen des litthauiſchen Pferdezüchters auf Vererbung eines fehlerfreien Exterieurs iſt bei Hengſten, deren Mütter ſchon durch mehrere Generationen in Trakehnen gezogen ſind, mit Recht viel größer als bei denen von angekauften Stuten. Im Ganzen ſieht der litthauiſche Pferdezüchter daher wohl ungern friſche Stuten in Trakehnen einführen und dadurch die Zahl der von alten Geſtütſtuten ſtammenden Mütter vermindert werden.

Was nun die ſeit 1800 in Trakehnen benutzten Hengſte betrifft, ſo behaupte ich, daß in Trakehnen ſtets mehr engliſches Blut zur Bildung des Geſtüts benutzt iſt als orientaliſches. Ich weiß, daß es, und namentlich hier in der Heimathprovinz des Trakehner Geſtüts, noch Viele giebt, die dieſe Behauptung für falſch erklären werden, die bei ihrem, wenn ich ſo ſagen darf, mit der Muttermilch eingeſogenen Glauben verharren, Araber, nur Araber haben Trakehnen brillant gemacht, ſeine ganze Schönheit und Pracht beruhe auf Leiſtungen der früheren Araber, und müſſe, wenn dieſe nicht wieder zahlreich angewendet werden, erlöſchen. Gewiß iſt der gute, ſchöne Orientale ein ſchönes Pferd und könnte auch in Trakehnen, wenn er da wäre und vorſichtig gepaart würde, ſehr nützlich verwendet werden. Iſt er aber nicht vorhanden, und daß er ſchwer zu finden, beweiſt die Erfahrung, da von den vielen ſeit 1786 benutzten Vollblut-Orientalen, 45 an der Zahl, nur eigentlich 3: Turkmainatti, Bagdadli und Nedjed, von denen der erſte noch bezweifelter, und wohl nur Orientale auf dem Papier iſt, brauchbar waren, ſo wird Trakehnen das, was es iſt, auch ohne ihn bleiben, eben ſo gut wie es das, was es iſt, auch ohne ſein großes Zuthun geworden iſt, und um ſo mehr, da die jetzt in letzter Zeit ſtärker benutzten gemiſchten Vollbluthengſte den beſten

Orientalen wohl an Schönheit erreichen, an Größe, Stärke und ſchöner Schulterlage ihn bei Weitem übertreffen.

Auf die 3 ſoeben genannten Orientalen muß ich noch näher zurückkommen. Ich habe Turkmainatti einen bezweifelten Orientalen, einen Orientalen auf dem Papier genannt. Ich meine hier iſt der Ort zu erwähnen, was mein verſtorbener, verehrter Lehrer, Herr Profeſſor Naumann, mir und vielen ſeiner Zuhörer, die ihm näher ſtanden, nicht einmal, ſondern oft und als ganz beſtimmt erzählt hat. Das Friedrich-Wilhelmgeſtüt war neu gegründet, es war beſetzt mit hochedeln engliſchen Vollblutſtuten und nun ſollte auch ein hervorragender orientaliſcher Hengſt für daſſelbe angeſchafft werden. Die öſterreichiſche Regierung unternahm es, den Ankauf eines ſolchen für Preußen zu beſorgen, und es wurde angezeigt, daß in Damaskus ein Hengſt Turkmainatti angekauft, in Wien eingetroffen ſei und von Preußen abgeholt werden könnte. Naumann wurde hingeſchickt, denſelben zu übernehmen. Er fand dort einen guten braunen Hengſt, 5 Fuß 2 Zoll groß, der ihm nach Größe, Stärke und Figur nicht Vollblutorientale zu ſein ſchien. Bald erfuhr er denn auch unter der Hand von Leuten, die beim Kauf und Transport mitgeweſen waren, daß dem ſo ſei, daß das Thier beſtimmt nicht aus Arabien oder der Türkei, ſondern aus Rußland nach Damask gebracht worden ſei, und daß es wahrſcheinlich aus dem orlowſchen Geſtüt ſtamme. Er verweigerte alſo die Annahme und berichtete darüber nach Berlin. Inzwiſchen war dem Fürſten Kaunitz, dem damaligen allmächtigen Miniſter Oeſterreichs, die Sache ſehr unangenehm geworden, um ſo mehr, behauptete Naumann, weil er wohl einſah, daß bei nur einiger genauer Unterſuchung die Abkunft Turkmainatti's ſicher feſtgeſtellt werden konnte und der zum Ankauf benutzte höhere öſterreichiſche Beamte arg compromittirt werden würde. Fürſt Kaunitz that es alſo ſelbſt, oder

bewirkte, daß die Regierung es that, kurz Turkmainatti wurde Friedrich Wilhelm II. zum Geſchenk übermittelt. Nach dem Sprüchwort: „einem geſchenkten Gaul ſieht man nicht ins Maul", und weil der Hengſt dem Könige Friedrich Wilhelm II. ſehr gefiel und er ihn nicht in der Abkunft herabgeſetzt ſehen wollte, auch wohl dem Fürſten Kaunitz zu Liebe, bekam Naumann den Befehl, nichts weiter über Ankauf und Abſtammung des Hengſtes nachzuſpüren und zu verlautbaren. So iſt Turkmainatti, wie ich geſagt, bis heute Vollblut Orientale auf dem Papier geblieben, und bei allen weitern Berechnungen, auf die ich noch kommen werde, habe ich ihn auch als Vollblut-Orientalen angenommen.

Was nun Bagdadly und Nedjed anbelangt, ſo iſt es keine Frage, daß ſie als Orientalen ſehr genützt haben. Wenn ich auch früher aus der Zeit der Verwaltung Burgsdorf anführte, wie er Nedjed zuerſt ſehr, nachher vorſichtig benutzte, was thatſächlich feſtſteht, ſo bleibe ich dabei, auch er hat genützt. Allerdings muß ich zugeben, daß mein Liebling von allen Orientalen der Perſer Bagdadli war und iſt und behaupte ich, daß das Geſtüt von ſeiner Tochter Vega ganz hervorragende Stuten beſitzt, wohl die beſten, in deren Adern orientaliſches Blut fließt. Eine Linie derſelben hat auch noch Nedjedblut in ſich, doch will mir bedünken, dieſe ſei die weniger bedeutende. Der Wahrheit die Ehre zu geben, muß aber auch hier das Urtheil eines ſicher competenteren Richters, als ich es bin, des Landſtallmeiſters von Schwichow, angeführt werden, der der Nachzucht des Araber Nedjed vor der Bagdadly's den Vorzug gab. Er behauptete, aus Bagdadly's Nachzucht kämen häufig noch flache, etwas hochbeinige Thiere heraus, bei auch ganz hervorragend guten, aus Nedjed's faſt nur gute, wenn auch häufig zu kleine Thiere.

Sicher ſind gute Orientalen, vorſichtig benutzt, zu vielen

Zwecken gute Vaterpferde, aber wo hernehmen? Ich bleibe aber aber doch dabei, daß,

erſtens in Trakehnen ſtets engliſch Blut mehr zur Bildung des Geſtüts benutzt iſt, als orientaliſches, zweitens orientaliſches Blut noch immer zur Erhaltung des Geſtüts ſo ſtark oder ſtärker benutzt wird als früher, drittens engliſches Blut mehr genützt hat als orientaliſches.

Allerdings glaube ich, daß meine zweite Behauptung, die jetzt noch wahr iſt, nach 10 bis 20 Jahren geſtellt, nicht mehr wahr ſein können wird, denn die in Trakehnen gezogenen reinen Orientalen ſind für die dortigen Stuten der engen Verwandtſchaft wegen nicht gut mehr zu benutzen, alle Verſuche aber, aus dem Orient oder von Würtemberg her, wie z. B. mit Dſchingis Chan brauchbare orientaliſche Vaterpferde zu beziehen, ſind geſcheitert und die reine orientaliſche Zucht in Trakehnen wird untergehen müſſen und ſomit auch die Verwendung orientaliſchen Blutes für die Halbblutſtuten.

Jetzt zum Beweiſe meiner Behauptungen. Trakehnen beſitzt augenblicklich mit den in dieſem Jahre einrangirten jungen Stuten (die Ausrangirung der alten iſt noch nicht erfolgt) 329 Stuten. In dem Manuſcript eines Trakehner Stutbuchs, das ich aus den dortigen Akten zuſammengeſtellt habe, habe ich die Stuten Trakehnen's, die ſich im Jahre 1801 dort befanden, oder bald darauf aus dem Friedrich-Wilhelmgeſtüt dahin kamen, indem ich bei ihrer Abſtammung bis 1786 zurückging, in 320 Familien getheilt. Jede im Geſtüt 1786 befindlich geweſene oder bis 1801 zugekommene Stute nahm ich als Stammmutter, als mögliche Begründerin einer Familie an. Später ſind mit den in den letzten Jahren ans Würtemberg angekauften 2 orientaliſchen und 4 engliſchen Vollblutſtuten, die noch keine einrangirten Töchter im Geſtüt haben können, noch

53 Familienmütter zugekommen, ſo daß in Summa 373 Familiennummern zu zählen ſind. Nennen wir der Kürze wegen die aus den erſten 320 Familien ſtammenden Thiere das alte Geſtüt, die aus den letzten 53 reſpective 47 ſtammenden (6 Stuten, wie bemerkt, haben noch keine Nachzucht) das neue Geſtüt. Das Stutbuch ergiebt nun, ebenſo die in der Fühlingſchen zu Glogau erſcheinenden neuen landwirthſchaftlichen Zeitung Jahrgang 1864 veröffentlichten Stammtafeln des Trakehner Geſtüts, daß im alten Geſtüt nur noch 42, im neuen nur 13 Familien durch directe weibliche Nachkommen vertreten ſind. Zum Beweiſe meiner Behauptung wird es nun nöthig ſein nachzuweiſen, wie die Stuten dieſer 42 alten und 13 neuen Familien die erſtern ſeit 1786 bei letztern ſeit Eintritt der Stammmütter ins Geſtüt gezüchtet ſind. Um nun bei Angabe der Zahlen den Bezug auf meine Behauptungen leicht verſtändlich zu machen, habe ich die Hengſte in folgende Klaſſen gebracht:

1. Halbblut, über deſſen Größe keine Nachricht iſt,
2. kleines Halbblut bis 5 Fuß 2 Zoll groß, alſo anzunehmen, daß bei ihm viel orientaliſches Blut verwendet worden iſt,
3. mittel Halbblut über 5 Fuß 2 bis 4 Zoll groß, bei dem ſchon mehr engliſch Blut als verwendet anzuſehen iſt,
4. groß Halbblut über 5 Fuß 4 Zoll groß, alſo vorzugsweiſe mit engliſchem Blut gezogen,
5. engliſch Vollblut,
6. orientaliſch Vollblut,
7. gemiſcht Vollblut,
8. gemiſcht Vollblut mit engliſchem Vollblut als Mutter,
9. gemiſcht Vollblut mit orientaliſch Vollblut als Mutter,
10. Thiere unbekannter Abſtammung [4]) und Größe.

329 Stuten haben wir, wie ich früher anführte, im Geſtüt, davon kommen 6, die noch keine Nachzucht haben, nicht in Be-

tracht, bleiben 323 Stuten. Davon gehören 270 Stuten dem alten Geſtüt, 53 dem neuen Geſtüt an. Zählt man deren Voreltern zurück vom alten Geſtüt bis 1786, vom neuen bis zum Eintritt der Stammmütter ins Geſtüt, ſo findet man, daß incl. der jetzt lebenden Stuten 783 nöthig waren, das jetzige Geſtüt herzuſtellen, und zwar 686 Stück für das alte, 97 für das neue Geſtüt. Um nun zu ſehen, wie die Züchtung vor ſich gegangen iſt, werden wir uns klar machen müſſen, was für Hengſte dazu verwendet worden ſind, und wir finden, es waren:

die Väter	I. ſämmtlicher 783 Stuten	II. der 686 Stuten des alten Geſtüts	III. der 97 des neuen Geſtüts
H.	26½	26½	keine
k. H.	45	45	keine
m. H.	107	105	2
g. H.	280	275	5
e. V.	205	142	63
o. V.	52½	41½	11
g. V.	29	19	10
g. V. M. e.	28	25	3
g. V. M. o.	keine	keine	keine
unbk.	10	7	3

Ich bemerke, daß ich in den Fällen, in denen 2 Hengſte benutzt wurden, für jeden ½ angenommen habe, und daß, wenn man in dem neuen Geſtüt in Erwägung zieht, daß mehr als die Hälfte der Stammmütter der Familien, von 13 nämlich 8, e. V. Familien ſind (im alten Geſtüt keine einzige), in denen eben nur e. V. verwendet wurde und man dieſe 8 Familien abrechnet, man finden wird, daß für das Halbblutgeſtüt, und das iſt ja die Hauptſache in Trakehnen, nicht mehr e. V. als früher, o. V. aber verhältnißmäßig mehr als früher benutzt iſt.

Nun könnte allerdings Jemand behaupten, dieſe Rechnung

genüge nicht, der Hengſt, der der Vater einer Stute ſei, müſſe ſo oft gezählt werden, als ſie lebende weibliche Nachkommen im Geſtüt habe, denn er ſei in jeder vertreten, dann würde ſich zeigen, daß doch mehr orientaliſch Blut in Trakehnen ſei. Stellen wir auch hierauf Rechnung an und zählen wir die Väter, Großväter ꝛc. jeder einzelnen Stute zurück bis 1786, ſo ergiebt ſich, daß waren:

die Väter der Stuten und ihrer Vormütter	I. im ganzen Geſtüt	II. im alten Geſtüt	III. im neuen Geſtüt
H.	191½	191½	keine
k. H.	168	168	keine
m. H.	451	448	3
g. H.	551	542	9
e. V.	389	280	109
o. V.	213½	161½	52
g. V.	39	26	13
g. V. M. e.	58	50	8
g. V. M. o.	keine	keine	keine
unbk.	53	46	7

Allerdings iſt hier das Verhältniß für das orientaliſche Blut etwas günſtiger, als bei der früheren Rechnung, aber es iſt eben zu berückſichtigen, daß viele Stuten der orientaliſchen Vollbluthengſte Bayan, Niſchti, Yemen und Turkmainatti gleich Anfangs ins Geſtüt kamen, die nun oft gezählt ſind und keine einzige eines engliſchen Vollbluthengſtes, denn ich habe, damit mir kein Vorwurf der Parteilichkeit für meine Behauptung gemacht werden kann, entſchieden zu Gunſten des orientaliſchen Blutes gerechnet. Ich habe Williams, der in den Regiſtern als aus der engliſchen Wettläuferraſſe angegeben iſt, nicht als engliſch Vollblut gerechnet, weil er nicht im Stutbuch als Vollblut nachzuweiſen iſt, ich habe aber als orientaliſch Vollblut auch alle zweifelhaften Thiere angenommen,

z. B. Merkur in Triesdorf, der nur nebenbei als Türke bezeichnet iſt, wenn ſie in dem allgemeinen Geſtütbuch auch nicht als Vollblutthiere orientaliſchen Blutes verzeichnet ſind= — Trotz alledem beſtätigt ſich doch noch immer unzweifelhaft meine Behauptung, daß weit mehr engliſches Blut als orientaliſches benutzt worden iſt. Meine erſte Behauptung iſt alſo bewieſen.

Um nun auch feſtzuſtellen, daß jetzt noch immer ſo viel orientaliſch Blut benutzt wird als früher zur Einrangirung in's Geſtüt, und daß namentlich nach Abgang des Landſtallmeiſters von Burgsdorf und unter Landſtallmeiſter von Schwichow dieſes gegen früher nicht abgenommen hat, wollen wir die Väter der Stuten beſonders zuſammenſtellen, die, im Geſtüt einrangirt, noch Nachzucht haben und geboren ſind:

die Väter waren	von 1830–1839 unter v. Burgsdorf	von 1840—1849 3 J. u. v. Burgsdorf 1 J. u. v. Mühlheim 3 J. u. Max 3 J. u. v. Schwichow.	von 1850–1860 unt. v. Schwichow
H.	keine	keine	keine
k. H.	4	keine	2
m. H.	10	17	20
g. H.	31	72	136
e. V.	32	55	82
o. V.	6	1	7
g. V.	keine	1	15
g. V. M. e.	6	keine	keine
g. V. M. o.	keine	keine	keine
unbk.	2	keine	keine

Somit wäre auch meine zweite Behauptung bewieſen.

Es bleibt nun noch zu beweiſen, daß orientaliſch Blut weniger genützt hat, als engliſches. Betrachten wir die Hengſte, die ſeit 1786 nicht nur zur Bildung des Stutenſtammes, ſondern

überhaupt während der Zeit, daß er entſtand, benutzt ſind, ſo zählen wir 535 Hengſte. Davon haben 5 noch keine erwachſene Nachzucht, 20 ſind Probierhengſte, die nur für Arbeitsſtuten, oder durch Zufall benutzt ſind, bleiben 510 Hengſte, zu denen nun noch 15 kommen deren Töchter in Trakehnen eingeführt ſind. Sehen wir nun, welcher Gattung dieſe Hengſte angehören, wie viele von ihnen Stuten oder deren Vormütter dem Geſtüt geliefert haben, und wie viele es ſind, deren weibliche Nachzucht ausrangirt iſt, ſo finden wir:

Hengſte waren Gattung	Zahl	Zahl derer, die Stuten geliefert haben	Zahl derer, deren weibliche Nachzucht ausrangirt iſt.
H.	83	21	62
k. H.	81	23	58
m. H.	106	43	63
g. H.	97	55	42
e. V.	78	48	30
o. V.	45	20	25
g. V.	18	6	12
g. V. M. e.	15	10	5
g. V. M. o.	2	keine	2
Summa	525	226	299

Ich glaube nun, daß jeder unparteiiſche Mann den Satz zugeben wird, daß im Allgemeinen die Gattung der Hengſte am meiſten genützt hat, von welchen die meiſten Individuen brauchbare Nachzucht lieferten und umgekehrt, und daß ſomit auch meine dritte Behauptung bewieſen iſt.

Auf dieſen Punkt der Benutzung des engliſchen und orientaliſchen Blutes in Trakehnen bin ich deßhalb ſo ſpeciell eingegangen, weil das Vorurtheil, Araber hätten nur und nur allein Trakehnen groß gemacht, zu ſehr eingewurzelt iſt. Dazu ein

Beitrag. Faſt allgemein hört man von Beſichtigern des Trakehner Geſtüts, daß die Fuchsſtutenheerde am beſten gefalle. Hat nun auch die Bajohrgaller Heerde hervorragendere Thiere als Guddin, ſo gebe ich gern zu, daß der Geſammteindruck, den die ganze Heerde giebt, bei Guddin dem oberflächlichen Beſchauer entſchieden der beſte ſein kann. Noch ganz kürzlich hörte ich nun von einem Beſchauer dieſer Heerde: „Ich gebe zu, Ihre Rechnung wird für geſammt Trakehnen richtig ſein, aber hier, hier, ſehen Sie die beſte Heerde an, da iſt ſicher mehr orientaliſch Blut darin als in der andern.“ — Sieht man aber die Abſtammung der 42 Guddiner Stuten durch und läßt eine Familie unberückſichtigt, da es nicht feſtſteht, ob Delue ein Araber oder Podhorski ein Pole der Vater der Stammmutter iſt, ja die Wahrſcheinlichkeit für letztern ſpricht, ſo findet man, daß nur 5 Stuten: Coſtarika, Lonny, Lubinka, Tranka und Terefina jede ein Mal einen orientaliſchen Vollbluthengſt in ihrem Stammbaum hat, wogegen bei 31 Stuten 41 engliſche Vollbluthengſte in den Stammbäumen vorkommen und 7 gemiſchte Vollbluthengſte, deren Mütter engliſche Vollblutſtuten waren. Dieſe Heerde gerade hat das wenigſte orientaliſche Blut. Nicht wenig hat zur Befeſtigung des Irrthumes, die Araber hätten hauptſächlich in Trakehnen genützt, der in der Feſtgabe für die Theilnehmer der Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe zu Königsberg 1862 enthaltene Aufſatz über Trakehnen von Herrn von Bujak-Meduniſchken beigetragen. Es iſt dieſer Aufſatz eine durch und durch leichte Arbeit, die ebenſo, wie ſie thatſächliche Widerſprüche und falſche weltgeſchichtliche Angaben enthält, auch pferdezuchtgeſchichtich Irrthum an Irrthum reiht.

Meine Behauptung, daß man in Trakehnen ſicher ſei, von Erbfehlern frei gezüchtete Thiere zu finden, will ich durch ein Beiſpiel begründen, das eben beweiſet, wie ſorgſam ſtets die

Dirigenten gewacht haben, eine ganze Nachzucht und ganze Familien verſchwinden zu laſſen, wenn gewiſſe Mängel in der oder denſelben ſich oft wiederholten. 1799 kam Meteor, ein Sohn Turkmainattis und der Cheſtes (engliſche Vollblutſtute), nach Trakehnen, von dem 28 Töchter einrangirt wurden. Meteor ſoll ein hervorragend ſchönes Thier geweſen ſein, der ſchönſte Sohn Turkmainattis. So beſchreibt ihn auch von Burgsdorf in einer Randbemerkung im Hengſtregiſter, tadelt aber ſeinen Widerrüſt und in Folge deſſen ſeinen Gang vorne (eine Bemerkung, die noch bei einigen Söhnen Turkmainattis vorkommt). Der fehlerhafte Gang vorne wiederholte ſich bei den ſpäteren Nachkommen oft und da noch dazukam, daß Meteor ſelbſt ſpäter wegen eines bedeutenden Augenfehlers ausrangirt werden mußte, ſo iſt heute von allen einrangirten 28 Töchtern auch nicht eine Stute direkter weiblicher Nachkommenſchaft mehr in Trakehnen vorhanden, von den von denſelben gezüchtigten Hengſten iſt der ſtolze Roderich, der einſt ſo fromm war, daß ihn die Königin Louiſe ritt und der 1817 wegen zu böſen Charakters getödtet werden mußte, der einzige, von dem ſich weibliche Nachkommen und zwar 7 im Geſtüt befinden.

Ich habe ſo verſucht, ein Bild der Züchtung Trakehnens zu geben und habe behauptet, der ſchöne, leiſtungsfähige litthauiſche Pferdeſchlag der kleinen Beſitzer ſei nun ebenſo gezüchtet wie Trakehnen, da ſtets die Väter dieſes Schlages die Kinder Trakehnens geweſen ſind. Ich weiß ſehr wohl, daß wenn auch in dieſem Schlage ſehr gute hervorragende und hochhervorragende Thiere in Maſſe zu finden ſind, er ſich doch mit den Trakehner Pferden im Exterieur und Schönheit im Durchſchnitt nicht vergleichen kann, denn hier in Trakehnen wurde ſtets das Beſte vom Guten an Vater- und Mutter-Thieren zur Fortpflanzung des Geſtüts benutzt, während der Bauer nur leider zu oft das

Stutfüllen für ſich behielt, das ihm keiner abkaufen wollte; aber dasſelbe Blut, das in den Adern der Trakehner fließt, fließt auch in den Adern unſerer Litthauer und dasſelbe Blut, das jene leiſtungsfähig gemacht hat, hat auch dieſe leiſtungsfähig gemacht. Hier werde ich wieder beweiſen müſſen. Ich weiß, meine Widerſacher, die blinden Verehrer nur des orientaliſchen Blutes, welche predigen ohne zu unterſuchen, ſind zahlreich wie Sand am Meer. Meine Behauptungen in Bezug auf die Züchtung in Trakehnen ſind unwiderlegbar, ſie baſiren auf Akten und Zahlen, nun aber ſoll die Züchtung im Lande anders geweſen ſein. — Wenn auch die Orientalen, ſagen jene Herren, nicht im Hauptgeſtüt dauernd einrangirt wurden, denn das geben wir jetzt zu, daß dort mehr Engländer als Orientalen benutzt ſind, ſo waren doch in Maſſe ihre Söhne und Töchter zeitweiſe da, die ins Landgeſtüt gingen oder Kinder dahin brachten und unſern Landſchlag gut und reich machten, daher iſt ja auch unſer Landſchlag kleiner als die Trakehner. Daß dieſe letzte Folgerung eine ganz willkürliche iſt und kaum der Widerlegung bedarf, wird wohl jeder einſehen, der unparteiiſch ſein will und weiß, wie die Aufzucht in Trakehnen, wie dieſelbe größtentheils bei den Bauern gefüttert wird, aber verſuche ich jetzt auch den Beweis, daß im Landgeſtüt auch weit mehr engliſch Blut aus Trakehnen hingekommen iſt als orientaliſches. Die Herren haben ja recht, die Orientalen, die da waren, gingen ins Landgeſtüt, aber ſie vergeſſen, daß eben die Dirigenten des Geſtüts, die mehr Engländer für's Hauptgeſtüt einrangirten, nachdem ſie ſich von dem größern Nutzen dieſer Thiere überzeugt hatten, auch die Engländer und ihre Töchter überhaupt mehr benutzten und daher immer auch zur Einrangirung ins Landgeſtüt, die ja viel größer als die im Hauptgeſtüt war, wieder mehr, weit mehr Thiere mit engliſchem Blut als mit orientaliſchem da waren und ſo das Verhältniß dasſelbe blieb.

Meinen Beweis zu führen, werden wir nachſehen müſſen von 1800 ab bis in die zwanziger Jahre, denn ſpäter ſtanden entſchieden mehr Engländer als Orientalen im Hauptgeſtüt, wie die eingeführten Hengſte engliſch Voll- und Halbblut und orientaliſch Vollblut benutzt ſind, wie viel Zuchſtuten überhaupt ſie lieferten, ohne, wie es bei den früheren Berechnungen geſchah, Rückſicht darauf zu nehmen ob von dieſen noch Nachzucht im Geſtüt iſt, aber wohl mit Rückſicht darauf, wie viel Jahre dieſelben als Zuchtſtuten benutzt wurden, denn gerade aus dieſer Jahreszahl kann man auf die Zahl der fürs Landgeſtüt gezüchteten Hengſte ſchließen. Alſo:

Von 1799 bis 1817 kamen 17 Söhne Turkmainattis ins Geſtüt. Dieſe Hengſte nützten viel fürs Haupt- wie Landgeſtüt,

ſie wurden benutzt Jahre:	waren Stück:	lieferten Zuchtſtuten:	die als Zuchtſtuten benutzt wurde
95	17	141	946

Von dieſen Hengſten war nur einer, Arnim, der Sohn einer nicht engliſchen Mutter, von welchem auch keine Stute einrangirt iſt, 5 waren Söhne engliſcher Halbblutſtuten, die zu der obigen Zahl 20 Stuten lieferten, 11 aber ſämmtlich Söhne engliſcher Vollblutſtuten, von denen 121 Stuten ins Geſtüt kamen. Den Hauptnutzen haben unter ihnen 3 Thiere gebracht:

ſie heißen:	Die Mutter engliſch Vollblut hieß:	lieferten Stuten zur Zucht:	die benutzt wurden Jahre:
Meteor	Cheſtes	28	115
Allahor	Miß Croke	25	230
Corplatz	Caroline	31	228
	3 Hengſte lieferte	84	573

Man ſieht, die erſte Benutzung der Söhne Turkmainattis war der Anfang der Benutzung reichlichen engliſchen Blutes.

Es befanden ſich 1800 4 Vollblut-Orientalen in Trakehnen, dieſelben hießen:

	wurden benutzt Jahre:	lieferten Zuchtſtuten:	die benutzt wurden Jahre:
Delue	11	15	144
Dſchulfi	6	3	14
Beneſacher	11	6	51
Gemen	3	7	43
4 Hengſte	31	31	252

Ferner befanden ſich 1800 drei engliſche Halbbluthengſte, in England erkauft, in Trakehnen und einer kam gleich darauf hinzu

	wurden benutzt Jahre:	lieferten Zuchtſtuten:	die benutzt wurden Jahre:
Blank Bolton	4	9	35
Strubberg	3	2	16
Ormond	14	24	171
John Bull	6	13	118
4 Hengſte	27	48	340

Einige Jahre ſpäter kam noch der engliſche Halbbluthengſt Oronocco nach Trakehnen,

wurde benutzt Jahre:	lieferte Zuchtſtuten:	die benutzt wurden Jahre:
12	47	482

alſo lieferte er faſt das Doppelte an Zuchtjahren und ſo wohl auch an Nachzucht für die Landgeſtüte, als alle 4 Vollblutorientalen zuſammen.

Nach der Anſchaffung des Oronocco 1806 kamen bis 1818 keine angekauften Hengſte nach Trakehnen, 1818, 19 und 20 aber erfolgten folgende Ankäufe:

I. 8 orientaliſche Vollbluthengſte

dieſe heißen:	wurden benutzt Jahre:	lieferten Zuchtſtuten:	die benutzt wurden Jahre
Bagdadly	20	33	313
Teheran	8	15	96
Eminlick	11	10	93
Kiurd Arab	8	5	62
Oglan	13	5	29
Delyſadehr	2	2	18
Kaſeh	3	4	43
Altin	3	9	75
8 Hengſte	73	83	729

II. 4 engliſche Vollbluthengſte:

dieſe heißen:	wurden benutzt Jahre:	lieferten Zuchtſtuten	die benutzt wurden Jahre:
Blackamoor	10	52	569
Scrapall	15	40	383
Amber	8	14	119
Mungo	4	4	33
4 Hengſte	37	110	1109

III. 3 engliſche Halbbluthengſte:

dieſe heißen:	wurden benutzt Jahre:	lieferten Zuchtſtuten:	die benutzt wurden Jahre:
Trafalgar	8	20	132
Driver	12	45	396
Pretender	13	32	334
3 Hengſte	33	97	862

Bald nachher, 1822, kam der engliſche Vollbluthengſt the Cryer ins Geſtüt,

er wurde benutzt	lieferte	die benutzt
Jahre:	Zuchtstuten:	wurden Jahre:
20	40	285

und sein Blut wird als leistungfähig sehr geschätzt

Es stehen, lassen wir die Turkmainatti Kinder fort, die doch mehr englisch als orientalisch waren, doch noch 2,93 Zuchtjahre englischem Blute 981 orientalischen Blutes gegenüber, die fürs Landgestüt Hengste lieferten und so hätte ich bewiesen, daß die Landstuten Ostpreußens ungefähr ebenso wie die Trakehnens gezüchtet sind.

Ein Versuch, in den 40er und Anfang der 50er Jahre gemacht, sowohl die Trakehner- wie die Landrasse massenhaft und stärker durch Beimischung von unedlem Blut aus massenhaften starken Vaterthieren zu machen, ist als vollständig mißlungen zu bezeichnen. Die aus England eingeführten starken, schweren Yorkshire-Hengste haben nicht nur nichts genützt, sondern geschadet in Privatgestüten, geschadet, wo sie bei Stuten des Landschlages angewendet wurde, geschadet in Trakehnen, wo der schon erwähnte King William bei so guten Stuten ganz Unglaubliches an schlechter Nachzucht geleistet hat. Ihr Blut ist wohl bis auf den letzten Tropfen verschwunden. Die Nachzucht hatte die unedlen Formen, schwammigen Beine und oft auch die Größe der Väter angenommen, ohne die Breite und massigen Formen mit zu bekommen. Auch die Nachzucht der eingeführen Stuten solchen Schlages ist verschwunden, weder rein gezogen, noch gemischt schien sie für diese Gegend geeignet. Es scheint, als wenn der lange Winter und dadurch herbeigeführte kurze Weidegang oder kurze Grünfütterung und lange trockne Fütterung sehr gut ein Pferd herstellen läßt, was rasch und leistungsfähiger ist, ja leistungsfähiger als Thiere mit massigeren Formen, daß aber diese zuzugesellen das hiesige Klima nicht leicht erlaubt oder bei unsern verhältnißmäßig

recht edlen Stuten doch nicht durch Beimiſchung von Blut unedler Hengſte, ſondern höchſtens durch unverhältnißmäßig ſtarkes, gutes Futter, namentlich Winterfutter, in den erſten 3 Wintern des Lebensalters der jungen Thiere. Der landwirthſchaftliche Centralverein für Litthauen und Maſuren hat ſich nach allen dieſen Erfahrungen am 31. Mai 1859, an welchem Tage faſt alle bedeutenden Pferdezüchter der Provinz, durch die bevorſtehende Debatte angeregt, anweſend waren, ganz entſchieden gegen die Einführung von Suffolks, Clevelands, Percherons und ähnliche ſchwere Pferderaſſen in unſere Provinz ausgeſprochen und ſeine Anſicht dem landwirthſchaftlichen Miniſterio in einer Denkſchrift mitgetheilt.

Habe ich nun geſchildert, wie die Züchtung in Trakehnen, wie die im Lande mit den eigentlichen Landesſtuten, den Stuten im Beſitz von Bauern oder kleineren Pferdezüchtern vor ſich gegangen iſt, ſo bleibt nun noch übrig, auf die Züchtung in den Privatgeſtüten zu kommen. Natürlich werde ich bei der Maſſe von Geſtüten, die im Regierungsbezirk vorhanden ſind, nur ſehr kurz und oberflächlich berichten können, weil einmal, bei aller Paſſion für Pferdezucht, es doch unmöglich iſt, alle Geſtüte zu kennen, geſchweige denn die Geſchichte ihres Fortſchrittes, und anderntheils der Raum zu beſchränkt iſt, auch nur der Geſchichte aller mir bekannten Geſtüte ſpeciell zu erwähnen.

Die Privatzucht in den Geſtüten hat den geſchilderten Leiſtungen in dem Staatsgeſtüte nicht nachgeſtanden, ſie iſt in den meiſten Fällen mit demſelben Blut und nach ähnlichen Grundſätzen wie in Trakehnen vorgegangen; wo grundſätzliche Abweichungen ſtattgefunden haben, die mir bekannt ſind, ſoll ſpäter erwähnt werden, und hat in einigen Geſtüten eine Höhe erlangt, die es erlaubt, dreiſt ihr Stutenmaterial an die Seite der beſten Trakehner Stutenheerde, der Bajohrgaller, zu ſtellen.

Engliſches Vollblut, und zwar in ganz ausgezeichneten

Exemplaren, wurde ſchon im Anfang dieſes Jahrhunderts durch Herrn von Farrenheid-Angerapp, etwa 30 Jahre ſpäter durch Herrn von Simpſon-Georgenburg und durch einen oſtpreußiſchen Aktienverein eingeführt. Das Angerapper Geſtüt iſt jetzt an einen Sohn und zwei Schwiegerſöhne des Herrn von Farrenheid, in Angerapp, Dombrowken und Meduniſchken übergegangen. Ich meine, die engliſche Vollblutzucht in allen 3 Geſtüten hat ſich nicht auf der alten Höhe erhalten können. Neben dem Vollblut züchten aber alle 3 Geſtüte gutes Halbblut. Vom Georgenburger Geſtüt habe ich ſchon im Eingang geſprochen. Die Nachzucht der Stuten, die durch den Aktienverein eingeführt wurden, wie die der Georgenburger und Angerapper Vollblutſtuten, hat ſich über die ganze Provinz ausgebreitet. Das Geſtüt des Herrn von Saucken-Julienfelde, aus 15 bis 20 Mutterſtuten beſtehend, iſt, ſo weit mir bekannt, das einzige, das nur engliſch Vollblut züchtet. Herr Graf von Lehndorf zu Steinort dürfte wohl das beſte Rennblut (in der Provinz) in ſeiner Vollblutzucht haben. In vielen Halbblutgeſtüten wird außer genannten noch nebenbei Vollblut gezüchtet.

Alle die Halbblutgeſtüte, die ganz oder mehr oder minder nach Trakehner Grundſätzen züchten, hier anzuführen, bin ich nicht im Stande, ſie dehnen ſich eben über den ganzen Regierungsbezirk aus.

Hervorheben will ich nur noch, daß zwei der bedeutendſten Züchter, wenn nicht geradezu die bedeutendſten, Herr von Simpſon-Georgenburg vorzugsweiſe beſtrebt iſt, engliſches Blut direct ſeiner Stutenheerde durch möglichſte Benutzung engliſcher Vollbluthengſte zuzuführen, wogegen Herr von Neumann-Spirgupöhnen und Weedern umgekehrt möglichſt Halbbluthengſte benutzt. — Zu bemerken wäre hier noch, daß Herr von Neumann-Weedern in ſeiner ſchönen Stutenheerde zu Röſeningken nur Füchſe, Herr

von Simpſon-Georgenburg nur Braune zu züchten beabſichtigen und Herr Werner in Muhlack, allerdings nicht im, ſondern nur nahe am Regierungsbezirk Gumbinnen im Kreiſe Raſtenburg, nur Rappſtuten in ſeinem Geſtüt hat. Die Heerden ſind in dieſen 3 Geſtüten ſehr ausgeglichen und die Farbe möglichſt conſtant geworden.

In den Geſtüten der Herren von Saucken-Tarputſchen, von Plehwe-Dwariſchken und Heidenreich, früher Girrehliſchken, jetzt Lasdinehlen, iſt eine von der Trakehner Züchtung abweichende Richtung verfolgt worden. Es iſt in denſelben mehr orientaliſches Blut als in Trakehnen benutzt. Der verſtorbene Herr von Saucken-Tarputſchen war der letzte litthauiſche Pferdezüchter, der in den 40er Jahren in Verbindung mit zwei andern Züchtern, Herrn Ammon-Althof-Inſterburg und von Farrenheid-Angerapp zwei ſehr werthvolle National-Vollblut-Araber, Basra und Zarif, nach Litthauen brachte, ſo wie auch eine national-arabiſche Vollblutſtute. Später wurden noch 3 ſolcher Hengſte eingeführt, doch gingen ſie in den Regierungsbezirk Königsberg und ſollen möglichſt unbedeutend geweſen ſein. Der jetzige Herr von Saucken-Tarputſchen, Sohn des erwähnten Herrn, hat in letzterer Zeit ſeine leichten, edlen Pferde auch mit ſtärkern Halbbluthengſten gepaart. Herr von Plehwe-Dwariſchken hat vorzugsweiſe in Trakehnen gezogene Landbeſchäler, die orientaliſch Vollblut waren, oder doch Thiere mit vorwiegend orientaliſchem Blut benutzt. Herr Heidenreich, der neben einigen orientaliſchen Vollblutſtuten, die größten und ſtärkſten Stuten dieſer 3 Geſtüte hat, hat dieſe Stärke und möglichſte Ausgeglichenheit ſeiner Zucht einem Zarif-Sohne aus einer Geſtütſtute des eingegangenen, im königlichen Remonte-Depot Kattenau befindlich geweſenen Geſtüts zu danken. Dieſer Hengſt hat auch die Schimmelfarbe in ſeinem Geſtüt ziemlich vertreten gemacht.

Wie auch gezüchtet wird, dem ruhigen Beobachter kann es nicht entgehen, daß faſt bei allen Züchtern die Rentabilität dem Ruhme, Gutes zu züchten, untergeordnet wird, wenn auch natürlich dieſelbe dabei nicht ganz außer Acht gelaſſen wird, ja nicht ganz außer Acht gelaſſen werden kann bei dem Vermögenszuſtande und nach dem vernünftigen praktiſchen Sinne der meiſten Beſitzer.

Wenn es auch nicht fortzuleugnen iſt, daß die Paſſion für Pferdezucht mitunter manchen guten Theil der Rente bei der Pferdezucht für dieſe ſelbſt verwenden und aufgehen heißt, daß die befriedigte Paſſion einen Theil der Rente vertritt und vertreten muß, ſo iſt es doch noch weniger fortzuleugnen, daß ganz ohne Paſſion und Kenntniß dafür die Pferdezucht wohl nie Rente abwerfen kann und untergehen muß. Wo Kinder im Dorf, wenn ein junges Pferd vorgeführt wird, ſich ſcheu zurückziehen und kommt ja ein junger wiehernder Hengſt vor, im höchſten Schrecken die Flucht ergreifen, da iſt keine Gegend, in der eine wirkliche Landespferdezucht gedeihen kann; wo aber Knaben und Mädchen, trotz allen Verbots, wenn die Eltern zur Kirche ſind, den Roßgarten auf- und dort die Knaben die jungen Pferde zu beſteigen verſuchen, die Schweſtern aber neugierig und ermunternd zuſchauen, da wird die Landespferdezucht gedeihen, da mag der Staat mit ſeiner Hilfe eintreten, da werden die verwendeten Staatsmittel nicht fortgeworfen ſein, ſondern Segen bringen. Nehme man den durch Generationen den Bewohnern Litthauens eingeimpften Sinn für Pferde und Pferdezucht, und die an ſich nicht brillante Rente aus der Pferdezucht und mit ihr die Zucht werden verſchwinden. Nur wo, wie in Litthauen, Paſſion für das Pferd vorhanden iſt, kann ſeine Zucht gedeihen.

Nachtrag.

Neun Jahre ſind vergangen, ſeit der vorſtehende Vortrag gehalten wurde. Meine Prophezeiung, daß bald mit der Benutzung orientaliſchen Blutes in Trakehnen, aus Mangel an ſolchem, wird eingehalten werden müſſen, iſt eingetroffen. Der letzte eigen gezogne Orientale Igor iſt wegen Alters ausrangirt, die Verſuche mit einem kleinen aus Würtemberg erkauften orientaliſchen Vollblutſchimmel Hügel blieben hinter jeder Erwartung zurück, ebenſo mit den kleinen Orientalen Sardus und Divan. Die gemiſchten Vollbluthengſte Ganges, Inſpector, Nobelmann ſind auch eingegangen und nicht erſetzt und, wie vorher geſagt, das orientaliſche Blut iſt knapp geworden oder fehlt beinahe ganz. Dagegen ſind edle, ſchöne engliſche Vollblutthiere angeſchafft worden, Lelio, der inzwiſchen wieder eingegangen, aus Frankreich, Ruſtik, Falkirk, Marsworth und andre aus England, Adonis aus dem gräflich Renardſchen Geſtüt aus Deutſchland. Der Verſuch mit den 1864 angeſchafften 3 Franzoſen, deren erwähnt wurde, die von engliſchem Vater aus normanniſchen Stuten gezogen waren, iſt geſcheitert in Trakehnen wie mit den Landſtuten. Der Verſuch war berechtigter als der mit den ſchweren engliſchen unedlen Raſſen früher, da unbedingt im Knochenbau, in den Längenverhältniſſen des ganzen Knochengerüſtes das unedle franzöſiſche Pferd dem edlen engliſchen mehr homogen iſt, als die unedlen, ſchweren, engliſchen Raſſen. Sicher wird aus den unedlen franzöſiſchen Pferden nach Benutzung engliſchen Vollblutes durch mehre Generationen ein ſehr gutes brauchbares Pferd entſtehen, für jetzt noch iſt es zu unedel für unſre hochedlen Trakehner, für unſre edlen Landſtuten. Es wird immer ſchwerer, die paſſenderen Vaterthiere zu finden, je edler das zur Zucht vorhandene Stutenmaterial iſt. Herr von Simpſon-Georgenburg verſuchte

in dieſer Zeit 4 normanniſche, aber ſchon durch mehre Generationen mit engliſchen Vollbluthengſten gezüchtete Stuten einzuführen. Er hat mit ihnen und ſeinen Vollbluthengſten weiter gezüchtet und namentlich eine recht gute Stute erzielt, aber mir ſcheint nicht beſſer, oder vielleicht auch nicht ſo gut als ſolche aus ſeinem Stutenmaterial. Noch einige Generationen weiter gezüchtet, werden die Franzoſen vielleicht dem edlen alten Georgenburger Halbblut-Stutenmaterial ebenbürtig ſein. Herr von Daſſel ſteht noch immer an der Spitze des Trakehner Geſtütes, und, wollte es den Litthauern auch ſcheinen, daß die erſten Jahrgänge ſeiner Zucht gegen die des Herrn von Schwichow abfielen, ſehr abfielen, ſo mag die noch fehlende nöthige Erfahrung für Zucht, unbedingt auch wohl Zufall daran Schuld geweſen ſein; jetzt ſtehen dieſe Jahrgänge wieder in ihrem alten Glanze da. Die engliſchen Vollblutſtuten Trakehnens ſind in dieſer Zeit nach Graditz übergewandert. Dieſe Beſtimmung der oberſten Geſtütbehörde muß als eine zweckmäßige anerkannt werden. Schon in der Conflikt-zeit im Abgeordnetenhauſe war in der betreffenden Commiſſion dem Miniſterio vorgeworfen worden, daß es ſeine Kräfte zerſplittere, wenn das Vollblut an mehren Orten ſtehe. Die Hauptgeſtüte ſeien dazu da, Hengſte für die Landgeſtüte zu ziehen; da es nun leichter ſei, aus derſelben Stutenzahl mehr brauchbare Halbbluthengſte als Vollbluthengſte zu erzielen, frage es ſich, ob es überhaupt nicht beſſer ſei, nur Halbblutpferde mit Benutzung des edelſten beſten angekauften Vollblutes zu erziehen, und die theurere Vollblutzucht reichen Privatleuten zu überlaſſen, bei denen befriedigte Paſſion einen Theil der Rente oder auch die ganze ausmachen könnte; wolle aber der Staat Vollblut ziehen, ſo habe es nur Sinn, wenn alle Vollblutſtuten an einem Orte unter ſachverſtändigem Dirigenten vereinigt ſtänden, wenn das edelſte Blut in Leiſtung und Exterieur zur Züchtung dieſes Stammes

benutzt und so allmälig ein preußisch-englisches Vollblut geschaffen würde, das dem englischen ebenbürtig in den Leistungen, bedeutender als dieses in der Vererbung eines guten, fehlerfreien Exterieurs sei. — Diesen Weg hat die preußische Gestütsbehörde jetzt beschritten. Unter sehr sachverständiger Leitung des Landstallmeisters Grafen George Lehndorf, der sicher das Exterieur bei der Züchtung auch sehr berücksichtigen wird, stehn sämmtliche Staats-Vollblutstuten jetzt in Graditz, die nöthigen Staatsmittel zur Anschaffung edler Stuten wie Vaterthiere sind hergegeben worden und hoffen wir, daß diese Maaßregel zum Segen und Ruhme unsrer vaterländischen Pferdezucht einschlage.

Inzwischen haben drei Kriege der Leistungsfähigkeit des ostpreußischen Pferdes einen Weltruf verschafft und günstig auf Anordnungen in Bezug auf das litthauische Landgestüt gewirkt. In früheren Zeiten wurden die jungen Trakehner Hengste in 6 bis 9 Abtheilungen getheilt und 3 davon in die 3 Ställe des litthauischen Landgestüts, die andren in andre Landgestüte verloset, doch hatte der Dirigent des litthauischen Landgestüts das Recht, vorne weg die 3 besten Thiere als Wahlpferde für das litthauische Landgestüt zu nehmen. Dieses Recht wurde Litthauen genommen als Herr von der Brincken Landstallmeister im Friedrich-Wilhelms-Gestüt und beim Mangel eines Ober-Landstallmeisters leider der technische Rath im Ministerio in Bezug auf Gestütangelegenheiten war. Umsonst war alles Vorstellen und Bitten, man möge doch das Beste da lassen, wo es am meisten nützen kann, umsonst eine Petition des landwirthschaftlichen Centralvereins an den verstorbenen König, in der der einzige scheinbar stichhaltige Grund des Ministeriums: „der ganze Staat trüge mit seinen Abgaben bei, Trakehnen zu erhalten, der ganze Staat hätte ein Recht auf seine Produkte, nicht Litthauen vorzugsweise", einfach damit widerlegt wurde, daß Litthauen und gerade seine

Landwirthſchaft z. B. eine ſehr große Summe an Eiſenzöllen an den Staat bezahlten, von der es gar keinen Vortheil habe, daß es aber andren Provinzen dieſen Vortheil gönne, man möchte ihm aber auch ſeine Wahlpferde laſſen, die hier viel, in andren Provinzen aber nur geringeren Nutzen bringen könnten, umſonſt war es, daß Friedrich Wilhelm IV. ſein Gewicht für Gewährung der Bitte einzulegen verſprach, Herr von der Brincken, war es Eigenſinn oder gänzlich mangelndes Verſtändniß für die Pferdezucht (was dieſer Herr wohl gründlich bei ſeiner Leitung des Friedrich-Wilhelm-Geſtüts leider zur Genüge bewieſen hat), genug er wußte die Gewährung der Bitte Litthauens ſtets zu hintertreiben. Jetzt liegt die Sache anders. Wie geſagt, 3 Kriege haben die Leiſtungsfähigkeit des oſtpreußiſchen Pferdes über alle Frage geſtellt, und an maaßgebender Stelle iſt der richtige Grundſatz anerkannt worden, die edelſten, beſten Hengſte nur da zu verwenden, wo ſie den meiſten Nutzen bringen können, d. h. da, wo die edelſten, beſten Stuten vorhanden ſind. Minder gute Hengſte leiſten auf unedlen Stuten doch noch immer Ungeheures in Bezug auf Veredlung. Es iſt beſtimmt worden, daß jetzt eine Commiſſion, beſtehend aus 2 Landgeſtüt-Beamten, doch nicht litthauiſchen, einem Vertreter des Kriegsminiſterii und einem Delegirten des landwirthſchaftlichen Centralvereins für Litthauen und Maſuren mit dem Oberlandſtallmeiſter als Vorſitzenden die jungen Hengſte Trakehnens muſtre, und zwar, erſtens diejenigen 3jährigen Thiere beſtimme, die brauchbar ſind und als Remonten, im nächſten Jahr, alle im Bereich des litthauiſchen Landgeſtüts ein Jahr benutzt werden ſollen, zweitens diejenigen 4jährigen Hengſte bezeichne, die brauchbar und gut für's litthauiſche Landgeſtüt in daſſelbe einrangirt werden ſollen, drittens diejenigen, die, wenn auch nicht für Litthauen, doch noch für andre Landgeſtüte Nutzen bringen können, und viertens endlich die ausmuſtre,

die zur Zucht untauglich sind. Dabei ist dem Vorsitzenden das Recht vorbehalten, auch als brauchbar bezeichnete Thiere, wenn sie ihm nicht genügen, auszumustern. Früher rangirte der Landstallmeister die von ihm gezüchteten Thiere ein und es kamen so wirklich manchmal nicht ganz brauchbare Thiere ins Landgestüt, denn bei der größten Pflichttreue ist es doch möglich, menschlich und verzeihlich, daß der Züchter Vorliebe für die von ihm gezüchteten Thiere habe; jeder Vater, sagt man ja, lobe seine Kinder. Mit Einführung der oben erwähnten Commission ist nicht nur dieser Uebelstand beseitigt, sondern Litthauen auch wieder die Benutzung der besten Trakehner Hengste gesichert worden. Man sehe nicht neidisch in andren Provinzen auf diese Maaßregel. Erstens versorgt der Bereich des litthauischen Landgestüts ja die deutsche Armee mit dem größten Theil der nöthigen Remonten und dann gestehen wir Litthauer ja gerne zu, daß wir bevorzugt sind bei der Einrangirung der Thiere in das Landgestüt dagegen vergesse man nicht, daß Litthauen den geringsten Zuschuß vom Staate braucht, um sein Landgestüt, das größte von allen, zu erhalten, es in der That also doch eigentlich nicht bevorzugt ist, da alles doch auf's Geld ankommt. Der Staatsetat pro 1874 ist nach dem Bedarf von 1873 festgestellt und danach ergiebt sich, daß

in dem Landgestüt	besetzt mit Hengsten	Zuschuß im Ganzen nöthig ist		also jeder Hengst Zuschuß verlangt	
Litthauisches	300	41	Thlr.	0,13	Thlr.
Westpreußisches	105	12,261	"	116,77	"
Brandenburgisches	160	17,713	"	110,70	"
Posensches	165	18,566	"	112,52	"
Schlesisches	160	12,009	"	75,05	"
Sächsisches	80	10,384	"	129,80	"
Schleswig-Holsteinsches	60	5,375	"	89,58	"

Hannoverſches	220	36,810	Thlr.	167,31	Thlr.
Weſtfäliſches	75	14,015	„	186,86	„
Heſſen-Naſſauiſches	110	27,696	„	251,78	„
Rheiniſches	50	13,270	„	265,40	„

Zahlen ſprechen und ich meine, auch der Laie wird daraus ſchließen können, daß die Thiere in Litthauen am meiſten benutzt werden und ſo, ganz abgeſehen von dem richtigen Zuchtgrundſatz, das Beſte mit dem Beſten zu paaren, ſchon in der Stückzahl am meiſten in Litthauen leiſten müſſen. Sollte aber ein Sachverſtändiger dagegen Einwand erheben wollen und ſagen, das ſtehe noch nicht feſt, im Gegentheil wahrſcheinlich würden in Litthauen die Hengſte überſetzt und verhältnißmäßig die wenigſten Füllen geboren, ſo mag den auch der amtliche Nachweis beruhigen, daß bis heute noch von den Hengſten des litthauiſchen Landgeſtüts die meiſten Füllen erzeugt werden. In den 10 Jahren von 1855 bis 64 erzeugte jeder Hengſt des litthauiſchen Landgeſtüts durchſchnittlich 36 Füllen, die lebendig geboren wurden, dann folgte das ſchleſiſche Landgeſtüt mit 29½ Füllen und den Reigen ſchloß das weſtfäliſche Landgeſtüt mit 16⅝ Füllen pro Hengſt. —

Weiter iſt noch beſtimmt worden, daß das litthauiſche Landgeſtüt für ſeine Ställe ſelbſtändige unmittelbar dem Oberlandſtallmeiſter untergeordnete Dirigenten erhält und ſo die Verwaltung der Hauptgeſtüte von denen der Landgeſtüte getrennt wird. Es könnte ſcheinen, daß dieſe Maaßregel jetzt, nachdem die erwähnte Commiſſion bei Einrangirung der Hengſte in's Landgeſtüt thätig iſt, unnütz wäre, immerhin aber wird ſie noch ihr Gutes haben, bei Beurtheilung der Leiſtungen der Thiere aus Staatszucht im Vergleich mit den Leiſtungen der aus Privatzucht angekauften. —

Der Trakehner Stall des litthauiſchen Landgeſtüts iſt zum

Eingehen beſtimmt, da man, und mit Recht, das Wirken zweier von einander unabhängigen Dirigenten auf einem Hofe für nicht heilſam hält, ſagt doch ein altes Sprüchwort ſchon: „zwei Hähne auf einem Miſt taugen nicht.“ Die Landgeſtüt-Ställe in Inſterburg und Gudwallen ſollten dafür vergrößert werden. Inzwiſchen ſind die Vergrößerungsbauten in Gudwallen inhibirt worden und man hat das Project aufgenommen, einen dritten Stall in Raſtenburg aufzuſtellen und in der Art für den jetzigen Bereich des litthauiſchen Landgeſtüts 100 Hengſte mehr zu verwenden, daß 40 Hengſte und mit ihnen der nordweſtliche Theil des alten Bereichs, wo ſie ſtationirt waren, an das weſtpreußiſche Landgeſtüt übergehen und die Zahl der Hengſte für das litthauiſche Landgeſtüt auf 360 feſtgeſetzt wird. Hoffen wir Litthauer, das Abgeordnetenhaus werde zu dieſem ſicher zweckmäßigen und nützlichen Project Ja und Amen ſagen, um ſo mehr, da der nöthige Staatszuſchuß auf die Dauer unbedeutend ſein wird.[5])

So glaube ich, hätte ich nachgeholt, was etwa über das Trakehner Hauptgeſtüt und litthauiſche Landgeſtüt mit Bezug auf die letzten 10 Jahre zu ſagen geweſen wäre. Die eigentliche Landespferdezucht mit den Stuten der Bauern und kleinen Beſitzer bekam in dem unglücklichen Nothſtandjahr 1867 einen argen Stoß. Manche edle, ſehr werthvolle Zuchtſtute und gute Stuten in Maſſe wurden verkauft, um das nöthige Brod- und Saatgetreide zu kaufen. Wie mit einem Schlage die Zahl der zur Zucht benutzten Stuten abnahm, beweiſet am beſten der Zuſchuß, den 2 Jahre nach dem Nothſtandsjahr 1869 die Hengſte des litthauiſchen Landgeſtüts verlangten; es war dieſes pro Kopf 39¼ Thaler, während ſie in 10 Jahren von 55 bis 64 nur 9⅓ Thaler pro Kopf durchſchnittlich verlangt hatten. Gott ſei Dank, dieſe Noth iſt vergeſſen. Gute Erndten haben unſern Bauernſtand ſo gekräftigt, daß die alte Zahl der Zuchtſtuten nicht nur

wieder vorhanden, ſondern überſchritten iſt; das beweiſet ja auch der Umſtand, daß, wie angeführt, 1873 pro Kopf des litthauiſchen Landgeſtüts nur noch 0,13 Thlr. oder nicht voll 4 Groſchen Zuſchuß nöthig war. Daß die Qualität der Stuten aber nicht gelitten hat, davon kann ſich jeder früher mit den Verhältniſſen der Landespferdezucht in Litthauen vertraut geweſene auf der jährlich ſtattfindenden Thierſchau des landwirthſchaftlichen Centralvereins für Litthauen und Maſuren überzeugen.

So wäre endlich nur noch nachzuholen, was in letzter Zeit ſich in der größeren Privatzucht in den Geſtüten zugetragen hat. Viele Geſtüte, wie das Tarputſcher, ſind ein-, manche in andre Hände übergegangen. Man würde aber irren, wollte man deßhalb annehmen, die Pferdezucht Litthauens ſei im Abnehmen begriffen. Iſt doch früher gezeigt worden, wie von den berühmteren Geſtüten des vorigen Jahrhunderts nicht ein einziges mehr beſteht und dennoch fehlt es Litthauen nicht an jetzt berühmten Geſtüten. Das eine löſet ſich auf, das andre entſteht; ſo iſt auch in dieſen Jahren bei Herrn Rauſchning-Pieragienen ein Geſtüt entſtanden, deſſen Mutterheerde 14 Vollblutſtuten und etwa 25 bis 30 Halbblutſtuten zählt, unter den erſten hochedles Rennblut und die meiſten von dieſen Stuten dabei auch von hervorragend ſchönem untadelhaftem Exterieur.

Möge Litthauens Pferdezucht weiter blühen und gedeihen und mögen unſre Mitbürger in andren Landestheilen nicht neidiſch auf das ſehen, was Litthauen in dieſer Branche vorzugsweiſe vor andern Provinzen vom Staate erhält. Wir geben gerne zu, daß wir bei den Einrangirungen in's Landgeſtüt bevorzugt ſind, bevorzugt ſind in Zahl wie Güte der Thiere, aber dieſe große Zahl Thiere braucht faſt nichts zu ihrer Unterhaltung, ſie unterhalten ſich beinahe von ſelbſt, während andre Landestheile dazu großen Zuſchuſſes, wie oben angeführt, bedürfen, und das

eben beweiſet, daß dieſe große Zahl guter Thiere auch eben am rechten Platze verwendet werden und wirklichen Nutzen bringen. Steht es doch feſt, daß Litthauen im Stande wäre, faſt allein den Bedarf an Remonten für das deutſche Heer zu liefern und daß, da in Hannover auch die Neigung iſt, gleiche Thiere wie in Lithauen zu ziehen, dieſe beiden Provinzen unbedingt im Stande wären, das ganze deutſche Heer mit den nöthigen Remonten zu verſehen.

Hier will ich nun abſchweifen von der Zucht Litthauens und nur zum Schluß einige Fragen aufwerfen, die ſich auf die ganze vaterländiſche Pferdezucht beziehen.

Iſt bei der Staatsunterſtützung für die Landespferdezucht der Vortheil der Pferde producirenden Landestheile mit dem ſolcher, die Pferde conſumiren, nicht zu vereinigen?

Könnte der Staat die Unterſtützung der Zucht von Kriegspferden nicht auf Oſtpreußen und Hannover beſchränken und in andren Provinzen, die produciren wollen, die Landgeſtüte mit ſolchen Hengſten beſetzen, die Producte für die Pferde conſumirenden Landestheile liefern würden?

Iſt es nicht nützlich Gegenden zu beſtimmen, in welchen Arbeitspferde für die Landwirthſchaft, Gegenden, in denen Thiere kälteſten Blutes, ſchwerſter Maſſe für Fabrik- und Laſt-Fuhrweſen gezüchtet werden ſollen?

Würde die Zucht ſolcher Raſſen in den beſtimmten Gegenden nicht bald heimiſch werden, wenn in dieſen Gegenden ohne Ausnahme nur Hengſte ſolcher Raſſe vom Staate auf die Stationen geſchickt würden, ohne das Murren einzelner Züchter, die ſich dieſer Zuchtrichtung nicht fügen wollen, zu beachten?

Hat Rußland nicht ſchon uns auf dieſem Wege ein Beiſpiel gegeben, wenn auch nur in ſeiner Abſicht Kriegspferde zu

ziehen, indem es leichte, ſchwere Reit- und Zugpferde in verſchiedenen Provinzen zu ziehen verſucht?

Würde, wenn der Staat ſolchen Weg in Bezug auf Gebrauchspferde beſchritte, es denkbar ſein, daß ihm hiezu die Mittel nicht mit Freuden bewilligt werden ſollten?

Seebad Cranz, im Juli 1874. J. P. Frentzel.

Anmerkungen.

[1]) Ich wünſchte, dieſe Mittheilung möchte veranlaſſen, daß mir von einem beſſer Unterrichteten gütigſt eine genaue Nachricht über Roſenburg zuginge.

[2]) Die Mutterheerde iſt inzwiſchen vergrößert worden.

[3]) Praktiſch ließe ſich dieſer Dank wohl an jetzt in ſehr gedrückten Verhältniſſen lebenden Nachkommen des Kriegsrath Wlömer bethätigen.

[4]) Dieſe Bezeichnungen ſollen fernerhin durch folgende Abkürzungen ausgedrückt werden: 1. H. — 2 k. H. — 3. m. H. — 4. g. H. — 5. e. V. — 6. o. V. — 7. g. V. — 8. g. V. M. e. — 6. g. V M. o. — 10. unbk.

[5]) Inzwiſchen weiſet der Etat pro 1875 ſchon nach, daß jeder Hengſt im litthauiſchen Landgeſtüt einen kleinen Ueberſchuß von etwa 1½ Mark einbringt.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

Die

Heilkünſtler des alten Roms

und ihre bürgerliche Stellung.

Von

Prof. Gottfried Ritter von Rittershain.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Um unſeren Vortrag nicht ungebührlich auszudehnen, wollen wir jede Einleitung bei Seite laſſen und uns im Geiſte flugs auf den Boden des alten Italiens verſetzen.

Ein Arzt, Namens Asklepiades, gebürtig von Bithynien, ein Grieche alſo, begibt ſich auf ſeine auf römiſchem Gebiete bereits erworbene Villegiatur [1]) und gewahrt am Wege einen von einer großen Zahl Leidtragender gefolgten Leichenzug. Da ihm Niemand über den Betrauerten befriedigende Auskunft gibt, tritt er näher und betrachtet den Körper, welchen die ermüdeten Träger, um auszuruhen, für einen Augenblick niedergelaſſen haben. Dabei bemerkt er einige Spuren des Lebens an demſelben. Raſch entſchloſſen rief er: „Der Menſch lebt!“ ließ die Fackeln und die Todtenfeuer auslöſchen, den Scheiterhaufen zerſtören und das Leichenmahl von der Grabesſtätte zum häuslichen Tiſche übertragen. Die Menge murrte, — ein Theil ſchenkte dem Ausſpruche des Arztes Glauben, der andere verhöhnte die mediciniſche Wiſſenſchaft. Die Anverwandten ſahen ob der durchkreuzten Erbſchaftshoffnung verdroſſen drein und mit Mühe erwirkte Asklepiades einen kurzen Aufſchub des

Leichenbegängniſſes, um im nächſten Hauſe einige — wie es ſcheint, erfolgreiche — Belebungsverſuche vorzunehmen. Dieſe Todtenerweckung imponirte. Auf römiſchem Gebiete galt Asklepiades für den Fürſten der Aerzte,[2]) er genoß der Freundſchaft der angeſehenſten Männer ſeiner Zeit, eines L. Craſſus, O. Mucius und M. Antonius; ja noch weiter drang der Glanz ſeines Namens, und der mächtige König von Pontus Mithridates berief Asklepiades an ſeinen Hof, welche Ehre der letztere ebenſo höflich als ſelbſtbewußt und ſeine perſönliche Freiheit werth achtend mit der Ueberſendung einiger ſeiner Werke ablehnte.

Bloß wenige Fragmente dieſer ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit gelangten zu der Kenntniß einer ſpäteren Zeit. Nur zahlreiche Citate in dem uns erhaltenen Buche des Celſus, ſowie daſelbſt und bei Galen erwähnte Titel größerer Abhandlungen, endlich einzelne Fragmente der in attiſchem Griechiſch verfaßten Commentare einzelner Bücher des Hippocrates[3]) geben uns Kunde von der wiſſenſchaftlichen Bedeutung des Mannes. Daß dieſelbe für ſeine Zeit keine gewöhnliche geweſen ſein mochte, iſt allerdings mehr als wahrſcheinlich, — doch genügt hier vor allem das hervorzuheben, daß Asklepiades ſeinerzeit ein weit berühmter Mann — und Arzt war!

Freund und Feind machen ſeiner ausführlicher Erwähnung, um ihn in den Himmel zu erheben oder in den Pfuhl der Gemeinheit herabzuziehen. Wenn eine ſolche Ehre, gleichviel in welcher Richtung einem Arzte widerfährt dann iſt man allerdings und zu allen Zeiten berechtigt von ihm zu behaupten, daß er jedenfalls als Arzt oder als Menſch ein bedeutender Mann geweſen ſein müſſe.

Es gab ja damals weder mediciniſche oder naturwiſſenſchaftliche Fachjournale, noch eine allgemeine Verbreitung der ſpärlichen

Schriften eines oder des anderen Forschers — wie jetzt, wo die Früchte des Fleißes auf solchem Gebiete durch die Presse sammt den Namen ihrer Erzeuger der Kenntniß der Nachwelt bewahrt werden. Was uns von Geisteswerken aus jener Zeit erhalten blieb, sind zumeist Schriften historischen und philosophischen, oratorischen und sprachkundlichen Inhaltes oder Dichtungen, — kurz Werke, die für den überwiegend größten Theil der gebildeten Bevölkerung jenes Interesse boten, welches ärztliche Schriften damals wie jetzt nur innerhalb des beschränkten Kreises der Fachgenossen beanspruchen können.

Pflegen doch auch heutzutage weder die Geschichte im Allgemeinen, noch die Chroniken der laufenden Ereignisse, die politischen Tagesblätter sich mit ärztlichen Angelegenheiten oder gar mit einzelnen Aerzten viel zu beschäftigen. In den politischen Journalen finden wir, was Aerzte anbelangt, in der Regel nur die Namen der Inseratenritter oder der Verstorbenen oder solcher, von denen die Tageshistorie irgend ein amüsantes Scandalhistörchen, etwa eine verweigerte Hilfeleistung oder, wenn das nicht, so doch einen Unglücksfall, einen Kunstfehler oder wohl gar eine Auszeichnung bringen kann. Es ist dieß auch sehr natürlich, da der Arzt weit weniger als z. B. der Rechtsgelehrte in seinem Berufe mit dem Gange der politischen Welt- oder Tagesbegebenheiten in Berührung gebracht wird. Höchstens in seiner Eigenschaft als ärztlicher Rathgeber dieser oder jener hohen Persönlichkeit wird seiner hie und da als Arzt gedacht. — Werden Aerzte von der Regierung — zu höheren Posten in ihrem Dienste — sei es auch zur Leitung von Medicinalangelegenheiten berufen, oder spielen sie sonst in politischen Vertretungen und Bewegungen eine Rolle: so geschieht dieß gewiß meist ohne spezielle Beziehung zu ihrer eigentlichen Berufsthätigkeit, ja

gewöhnlich mit theilweiſem oder vollſtändigem Aufgeben derſelben.

Aehnlich wie mit Schriften hiſtoriſchen Inhaltes verhält es ſich, was die Aerzte anbelangt, mit philoſophiſchen oder dichteriſchen Werken. So nahe Philoſophie, Naturforſchung und Heilwiſſenſchaft einander ſtehen, die Beſchäftigung eines in ſeinem Berufe thätigen Arztes iſt meiſt zu zeitraubend und anſtrengend, um ihm Zeit und Kraft übrig zu laſſen, ſich auch auf jenen anderen verwandten Gebieten einen Namen zu machen, weil dieß wiederum eine beinahe oder ganz ausſchließliche Zuwendung, das Einſetzen ſeiner vollen Kraft erheiſchen würde.

Von den Philoſophen und Naturforſchern des Alterthums dürften in der That nicht wenige entweder früher Aerzte geweſen oder es ſpäter geworden ſein. Indeß wird auch in ſolchen Fällen mit ſehr wenigen Ausnahmen niemals von dem Arzte, ſondern eben nur von dem Philoſophen geſprochen; und iſt daher, weil es dazumal noch keinen Doctorstitel der Medicin gab, der unverwiſchlich dem einmal als Heilkünſtler anerkannten Manne anklebt, wie ſpäter und jetzt, — oft recht ſchwer zu ſagen, ob der Mann ein Arzt war oder nicht. Zudem wollen wir uns nicht ſo ſehr damit befaſſen, welche wiſſenſchaftliche Thätigkeit die alten Aerzte in ihrem eigenen oder einem anderen Fache entwickelten, ſondern vielmehr damit, welche ihre Lage und ihre bürgerliche Stellung als Aerzte in jenen Zeiten waren.

Ein Bild dieſer Verhältniſſe zu geben, iſt nicht leicht. Schon aus den eben vorausgeſchickten Bemerkungen läßt ſich entnehmen, daß in den ohnehin nur ſpärlichen Ueberreſten der Literatur des Alterthums, die uns aus der Sündfluth der Barbarei gerettet wurden, — gerade über die Stellung und

über die bürgerlichen Verhältniſſe der Aerzte im alten Rom eine nur kärgliche Ausbeute zu erhoffen sei. Flüchtige Erwähnungen eines oder des anderen Arztes in Briefen, in Reden vor dem Gerichte, in den Werken der römiſchen Encyklopädiſten, in ſatyriſchen und dramatiſchen Dichtungen, dann die alten Geſetzſammlungen und vor Allem die nicht ſo leicht verwüſtbaren Zeugen der Vergangenheit: die in Stein oder Metall gegrabenen Inſchriften verſchiedener Art und die Stempel oder Firmen alter Aerzte, die ſind es, welche die mühſam zu beſchaffenden Fragmente liefern, aus welchen ein in engem Rahmen gefaßtes Moſaikbild vorgeführt werden ſoll.

II.

Kehren wir zurück zu dem Manne, den wir bei der Belebung eines Scheintodten antrafen. — Ich ſagte: Asklepiades war der berühmteſte Arzt ſeiner Zeit in Rom; — ſein Vorgehen bei der geſchilderten Scene hat auch einen ziemlich ſtarken Beigeſchmack von jener Art anſtändigen Schwindels, ohne welchen noch heutzutage ſelbſt der Arzt ſolider Bildung ſelten zu großem Rufe bei der Menge gelangt, mit welchem ſich aber auch der Flachkopf mitunter einen weit verbreiteten Namen und großes Vertrauen im Publicum zu verſchaffen vermag. Der kluge Anſtand, den er bei dieſer Gelegenheit kundgab, die Würde, mit welcher er auftrat, die Ruhe und Autorität, die er dabei der zum Theile aufgeregten, zum Theile ſchon murrenden Menge gegenüber bewahrte, verliehen dem Vorfalle nahezu den Glanz einer wirklichen Todtenerweckung.

Der Mann kannte ſeine Zeit und die Römer; er war auch dazu angethan, ſie ſelbſt auf ſeinem beſcheidenen Gebiete als Arzt zu beherrſchen. Auch aus anderen Begebenheiten ſeines

Lebens, ja aus ſeiner ganzen ärztlichen Laufbahn geht dieß hervor. Nicht wenig dürften ihn hiezu zwei Umſtände befähigt haben: Asklepiades war erſtens ein Grieche, und zweitens Philoſoph und Redner, ehe er ſich der Medicin zuwandte, von welcher er eben einen größeren materiellen Gewinn erhoffte und erzielte, als von ſeinem früheren Berufe.

Daß Asklepiades ein Grieche war, iſt, abgeſehen von ſeinem griechiſchen und von vielen Aerzten Griechenlands früher und ſpäter angenommenen Namen, ſchon deshalb ſelbſtverſtändlich, weil er ein Arzt war. Jahrhunderte lang und weit über die Zeit des Asklepiades hinaus gab es faſt keine anderen als griechiſche Aerzte in Rom. Rom war aber weder die Wiege noch die Pflanzſtätte von Kunſt und Wiſſenſchaft. Die beſiegten Griechen wurden die Ueberwinder ihrer Sieger auf dem Gebiete geiſtiger Cultur, und ſelbſt die Glanzprodukte der Blüthezeit der römiſchen Dichtung im auguſteiſchen Zeitalter ſind im Grunde nur Früchte griechiſcher Bildung, griechiſcher Philoſophie und griechiſcher äſthetiſcher Auffaſſung in römiſchem Gewande. Im geiſtigen wie im Verkehrsleben ſpielten die Griechen in Rom beiläufig dieſelbe Rolle, wie die Franzoſen im vorigen Jahrhunderte in England und noch mehr in Deutſchland. Das Schöne und Gute, die Errungenſchaften einer Jahrhunderte lang vorangeeilten wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Entwicklung, einer faſt in alle Schichten der Bevölkerung gedrungenen durch die tägliche Anſchauung vollendeter Kunſtgebilde, durch die Vernehmung der erhabenſten Dichterſchöpfungen, der ausgezeichnetſten Redner genährten und durch ſyſtematiſchen Unterricht veredelten äſthetiſchen Bildung, — ſie faßten nach und nach nicht minder feſten Fuß auf dem bisher ſtarren Boden des römiſchen Lebens, als ſo manche Schatten-

ſeite des luxuriöſen leichtlebigen Völkchens. — Griechiſche Sitten oder beſſer geſagt griechiſche Manieren gehörten eine ſehr lange Zeit in Rom geradeſo zum guten Tone, und wurden ebenſo für unentbehrlich bei Jedem gehalten, der auf eine höhere Bildung Anſpruch machen wollte, als im vorigen und zum Theile noch in dieſem Jahrhunderte die franzöſiſchen. — Griechiſche Erzieher für die ariſtokratiſche Jugend oder für die Söhne der Vermögenden, welche es der Ariſtokratie gleich zu thun wünſchten, waren dazumal ein ebenſo, ja vielleicht noch unentbehrlicheres Bedürfniß als franzöſiſche Hofmeiſter, Bonnen und Gouvernanten in unſeren Tagen und noch weit mehr im vorigen Jahrhunderte.

Daß man damals ſo wie jetzt die dem Volke eigenthümliche glatte Außenſeite, die feine ruhig höfliche Manier, welche von dem ungelenken, rauhen Benehmen ſelbſt beſſer unterrichteter Landsleute ſo vortheilhaft abſtach, häufig genug für ausreichende Beweiſe tieferer Bildung hielt, daß man oft mit der glatten Schale auch ſchon den Kern zu beſitzen wähnte, daß man ſich daran genügen ließ das Aeußere nachzuäffen, etwas holprig griechiſch zu parliren, griechiſche Formen in Ornamenten, Meubeln und Gefäßen anzubringen, und nun die echte griechiſche — ſo wie ſpäter die echte franzöſiſche Bildung zu beſitzen glaubte, — iſt leicht begreiflich. Der reiche Emporkömmling wünſcht zu allen Zeiten ſeine Sprößlinge auf eine Stufe der Bildung zu bringen, welche ſie in ihrem äußeren Benehmen, in der Achtung, welcher ſie ſich in der Geſellſchaft erfreuen, gleichſtellen ſoll dem Nachwuchſe edler Geſchlechter, deren Reichthume der ſeinige gleichkömmt oder ihn wohl überflügelt hat. Es fehlt dabei in der Regel nur eine Kleinigkeit, das Urtheil über den Umfang und die Art der zu einer ſolchen Gleichſtellung nöthigen

inneren Ausbildung, ſo wie noch weit mehr jenes über den inneren Werth derjenigen, welchen das Erziehungswerk anvertraut wird. Es gehörte aber einmal zur Mode. Die Abfälle griechiſcher Nation, die Hefe griechiſcher Pädagogen und Philoſophen, ja ſelbſt ganz kenntnißloſe Leute, ſie fanden ihrer Zeit in dem durch das Zuſammenſtrömen der Schätze nahezu der ganzen bewohnten Erde reich gewordenen Rom ſo gut ihre Rechnung wie in ſpäteren Tagen abgewirthſchaftete franzöſiſche Lakaien, Stubenmädchen ꝛc. als Hofmeiſter, Gouvernanten und Bonnen bei uns. Das wird um ſo leichter begreiflich, wenn man bedenkt, daß die römiſchen Schulen noch ziemlich lange in die Cäſarenzeit hinaus auf einer beſcheidenen Stufe von Mittelmäßigkeit ſtanden, und daß die älteſte bekannte höhere Unterrichtsanſtalt in Rom, das von Nero beiläufig im Jahre 60 nach Chriſtus Geburt begründete Gymnaſium war. Das Verlangen nach höherer wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Ausbildung konnte nur durch den Beſuch griechiſcher Akademien befriedigt werden. Der Unterricht beſchränkte ſich in Rom meiſt blos auf das unumgänglich Nöthige und war nicht ſelten die Erwerbsquelle von Veteranen. Ganz treffend wird das von Horaz charakteriſirt in folgender Stelle ſeiner Dichtkunſt:[4])

Ihm (dem Griechen) ward Geiſt, ihm wurde des Ausdrucks zierliche Rundung
Von der Camöne verliehn, nach Lob nur war er begierig.
Aber die Buben in Rom? was lernen ſie? lange Tabellen
Wie man in hundert Theile das Aß theilt! Junger Albinus,
Sag' mal, fünf Zwölftheile um noch ein Zwölftel vermindert,
Was bleibt Reſt? Du weißt es gewiß. Vier Pfennige. Richtig.
Sicher biſt vor Betrug. Doch jetzt adddire das Zwölftel.
Was wird dann? Ein Sechſer. Was meint Ihr, wenn ſich die Seele
So dem Schacher ergibt, ſind dann wohl Lieder zu hoffen,
Die des cypreſſenen Schreins und Cedernöles ſich lohnen?

Moritz Schmidt.

(778)

Wozu ich das Alles anführe, wird man fragen, da ich doch von den Heilkünſtlern Roms ſprechen will? Meine Antwort lautet: — um die Unwahrſcheinlichkeit, wenn nicht Unmöglichkeit darzuthun, daß es in den Zeiten der Republik und ſelbſt der erſten Kaiſer ein Inſtitut in Rom gegeben haben konnte, welches einen, ſei es auch nur entfernten Anſpruch auf den Namen einer mediciniſchen Schule hätte machen dürfen.

In der That geſchieht die erſte Erwähnung der Begründung einer Art von mediciniſcher Schule von dem Biographen des Kaiſers Alexander Severus, wo nur einfach geſagt wird, daß dieſer Kaiſer nebſt Rhetoren, Grammatikern u. And. auch Medicinern [5]) — (und es läßt ſich dabei wol denken, daß nicht Allen und Jedem, ſondern nur den zum Lehren Befugten oder Beſtimmten) — Jahresgehalte und Hörſäle, ſo wie Schüler aus der Reihe der Freigeborenen anwies, welche je nach ihrer Armuth auch vom Staate, vielleicht in der Art unſerer Stipendiſten unterſtützt wurden.

Ein Volk, das allem Idealen ſo ferne ſtand, wie das altrömiſche, deſſen ganzes Streben ſich auf Machtvergrößerung concentrirte, bei welchem zumeiſt Gewalt Geſetz, und das Geſetz ſeinerſeits häufig ein gewaltthätiges war, — erſcheint wenig geeignet dazu, ſowohl im eigenen Schoße die Keime der Künſte des Friedens und jene der forſchenden Wiſſenſchaft zu erzeugen, als die von außen zugeführten Pfropfreiſer höherer Cultur zu ſchneller und gedeihlicher Entwicklung zu fördern. Mir ſcheint Schiller [6]) in einem ſeiner kleineren hiſtoriſchen Aufſätze den Griechen unbedingt Unrecht zu thun, wenn er ſie mit den Römern völlig gleich ſtellt, indem er ſagt: „Griechenland und Rom konnten höchſtens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer ſchönſten

Epoche, erhob ſich nie zu vortrefflichen Menſchen.“ Der Vorrang Griechenlands vor Rom, was Ausbildung und Werthſchätzung der Kunſt und des Künſtlers, der Wiſſenſchaft und ihres Jüngers anbelangt, iſt niemals beſtritten worden. Eben ſo unzweifelhaft aber dürfte es ſein, daß eine ſo hohe Stufe humaner Cultur wie jene, welche das griechiſche Volk ſchon in früher Zeit vor allen anderen Nationen auszeichnet und uns jetzt noch mit Bewunderung erfüllt, nur unter den begünſtigenden Verhältniſſen einer bürgerlichen Freiheit erklommen werden konnte, welche auch der Anerkennung der Rechte des Menſchen als ſolchen, der allgemeinen Menſchenfreiheit nicht ſo ſehr im Wege ſtand, wie die politiſchen Glaubensſätze der ſtarren Republicaner Roms. Die Römer haben auf dem ganzen großen Schauplatze ihrer Herrſchaft nichts mehr übrig gelaſſen, als römiſche Bürger und römiſche Sklaven; die erſteren mit ungeheueren Vorrechten, die letzteren vor dem Geſetze lange Zeit und zwar bis zu Conſtantin dem Großen, ganz oder faſt rechtlos. Auch die Griechen hatten ihre Sklaven, doch zumeiſt in einer Anzahl und in einer Stellung, welche jener der Arbeiter und Dienſtboten der Wolhabenden der Neuzeit ziemlich gleich kömmt, — der reiche Römer dagegen beherrſchte mitunter einen rieſigen Sklavenſtaat zu Hunderten und Tauſenden zählend — mit unumſchränkter Macht! Erſt mit dem Eindringen griechiſcher Cultur, mit der Verminderung der eingeborenen bürgerlichen Bevölkerung durch Eroberungs- und Bürgerkriege, ſo wie durch politiſche Morde — änderte ſich allmälig die Lage der Sklaven und wurden nicht nur geſetzliche Beſchränkungen der Willkühr ihres Beſitzers geſchaffen, ſondern auch den Begabten und Klugen (wol auch vielen feinen Betrügern) unter ihnen der Weg zur Macht über ihre Gebieter, ſo wie zur Erwerbung von

Reichthum und bürgerlicher Freiheit gebahnt. Nur so läßt es sich auch begreifen, daß Talent, Kunst und Wissen in Griechenland, weil in der Masse des Volkes werthgeschätzt, zu staunenswerther Entwicklung und Leistung gekommen waren, ehe sich in Rom die ersten Spuren davon bemerken ließen, und daß Rom darin auch später trotz seiner Macht und Größe dieses sein Vorbild niemals erreichte.

In Griechenland so wie allerorts und bei allen Nationen verschwimmen die ersten Anfänge der Medicin mit dem religiösen Cultus des Volkes. Gewisse bereits angenommene Gottheiten, wie z. B. die Isis, Serapis der Aegypter, Apollo, Minerva der Griechen und Römer, für Damen Diana, — werden mit besonderen Berechtigungeu ausgestattet die menschlichen Gebrechen zu heilen, oder es werden aus den auftauchenden Begriffen der Gesundheit, des physischen Wohlseins oder des Todes und der Krankheit (Hygieaia, Sanitas, Libitina ꝛc.) Gottheiten geschaffen, die man um Beistand oder um Nachsicht anflehte. Die Vermittler dieses so wie anderen Aberglaubens sind Priester, welche einerseits die Opfergaben der Gläubigen zu verwerthen wissen, andererseits unter göttlicher Firma und in dem Gewande göttlichen Wortes ärztlichen Rath ertheilen. Mitunter wurden die fabulösen ersten Heilkünstler selbst zu mythischen Persönlichkeiten, zu Gottheiten zweiten Ranges erhoben, es wurde ihnen geopfert und ebenso durch Priester unter ihrer Firma curirt. Obenan steht in dieser Beziehung Aeskulap, griechisch Ἀσκληπιός, welchem später selbst ein göttlicher Ursprung und die zweifelhafte Ehre angedichtet wurde, ein bei Gelegenheit einer leichtfertigen Liebesaffaire erzeugter Sohn des Sonnengottes Apollo zu sein. Nachgerade wurden wiederum seine Söhne Podaleirios und Machaon, deren ärztliche Thätigkeit schon mit den Homer'schen Helden

zuſammenfällt, zu Göttern erhoben, ſo wie Hygieia, die Göttin der Geſundheit ihm als Tochter beigegeben. Es mußte der Aberglaube das Dungmittel jenes Feldes abgeben, auf welchem ſich zunächſt auf dem Wege einfacher Beobachtung, ſpäter durch die Bemühung der ärztlichen Prieſter in der Concurenz, welche die vielen heiligen Tempel in Griechenland, namentlich aber jene des Aeskulap einander machten, — als Sieger hervorzugehen und ſich damit eine ſteigend beſſere Exiſtenz zu verſchaffen, — endlich die Keime und Anfänge einer wiſſenſchaftlichen, ſyſtematiſchen Forſchung und Ausübung der Heilkunſt ausbilden ſollten. Vergleicht man die ungemeine Macht der Geheimnißthuerei und des Wunderbaren ſelbſt auf die gebildeten oder doch dafür geltenden Menſchen der Gegenwart, — kann man es wohl begreifen, um wie viel mehr eine in ihrer Cultur noch auf relativ niedriger Stufe ſtehende Bevölkerung faſt Alles blos von übermenſchlicher und übernatürlicher Kraft erwartete. Nur bei äußeren Leiden, bei Verwundungen im Kampfe, wo die Wirkung der geleiſteten Hilfe eine augenfällige, eine ſchnell eintretende iſt, da konnte die ärztliche Kunſt früher als die Erkrankungen anderer Art der myſtiſchen Hülle, der Vorſpiegelung göttlicher Eingebung und göttlicher Vermittlung entbehren.

Es iſt ſomit ein weiterer glänzender Beweis für die hohe Bildungsſtufe des griechiſchen Volkes, das lange früher, ehe die Römer auch nur entfernt daran *dachten*, daß es außer den Göttern und ihren Prieſtern Aerzte geben könnte, griechiſche Aerzte den Prieſtertrug *von* ſich werfen, — als Aerzte ohne den leiſeſten Anſtrich von Myſtik und Charlatanismus aufzutreten wagen, und in der That für *ſich*, für *ihren Beruf* und für *ihren Stand* in allen Kreiſen der Bevölkerung die ehrendſte Anerkennung gewinnen konnten. So weit es uns be-

kannt iſt, wurde dieſe Grenze durch einen Sprößling der Familie der Asklepiaden, der Nachkommen und Prieſter des Aesculap — Hippokrates überſchritten, und die Feſſel, welche die Wunderſpielerei für die freie Entwicklung der ärztlichen Wiſſenſchaft bildete, abgeworfen. Wir können uns mit dieſem großen Manne, deſſen klare Auffaſſung und Objectivität ebenſo ſehr wie ſeine unbeſchränkte Wahrheitsliebe und Ehrenhaftigkeit ihm die Bewunderung der Mit- und Nachwelt verſchafften, heute nicht beſchäftigen. Nur ſo viel ſei geſagt, daß nicht nur in den ſicher von ihm herrührenden, ſondern auch in den ihm vielleicht fälſchlich zugeſchriebenen Schriften ein Schatz von Erfahrungen und von ſyſtematiſch zurechtgelegten Beobachtungen angehäuft iſt, welche der Einzelne weder zu ſammeln, noch ohne vorangegangene Fachbildung in ſolcher Art zu verwerthen vermocht hätte. Es kann kaum irgend einem Zweifel unterliegen, daß die griechiſchen Prieſtercollegien des Aeskulap und namentlich das berühmteſte derſelben, jenes zu Kos, dem Hippokrates angehörte, wirkliche ärztliche Schulen für diejenigen geweſen ſein müſſen, welche ein ſolches Prieſtercollegium zum Erſatze der in ſeinem Perſonalſtande entſtandenen Lücken heranzog.

Nicht weniger vielleicht beſtanden eine ſyſtematiſche Pflege und ein geregelter Unterricht an den Gymnaſien, den ganz vortrefflich eingerichteten Schulen der Griechen für allerhand Leibesübungen, beſſer geſagt, für die leibliche Erziehung ihrer Jugend. — Es mußten jene ſowol, welche dieſe Uebungen zu leiten, als jene, deren ärztliche, namentlich chirurgiſche Hilfe bei unglücklichen Zufällen oder plötzlichen Erkrankungen der Uebenden nöthig wurde, für dieſen ihren Beruf befähigt gemacht und unterrichtet worden ſein. Auch manche Andeutungen der griechiſchen Hiſtoriker machen es unzweifelhaft, daß nicht bloß die Prieſter

der Heiltempel, ſondern auch die Gymnaſiarchen und Gymnaſten der Bevölkerung als Aerzte beiſtanden, im Kriege als Feldärzte verwendet wurden ꝛc. Hippokrates und deſſen Schriften ſind nur das älteſte uns erhaltene Monument der freien, vom dichten Nebel des Aberglaubens erlöſten, den Augen Sämmtlicher, ſo da ſehen und urtheilen konnten, offen gegebenen Ausübung ärztlicher Kunſt. Die hohe Achtung, welche Hippokrates ſo wie deſſen Jünger in Griechenland genoſſen, zeigt nicht minder, wie die wahrlich nicht zu gering anzuſchlagenden Fortſchritte, welche die Naturforſchung im Geleite der Philoſophie zu jener Zeit in Griechenland machte, für die verhältnißmäßig hohe — und frühzeitig erreichte Stufe der geiſtigen Cultur der Griechen. Hippokrates ſelbſt wurde beiläufig um das Jahr 460 vor Chriſtus oder im Jahre 294 nach der Begründung Roms geboren, Ariſtoteles, deſſen Kenntniſſe und Forſchungen im Bereiche der Naturwiſſenſchaft vielleicht jetzt allzu wenig beachtet werden, 354 vor Chr und 370 nach der Erbauung Roms. Philoſophie und, zum nicht geringen Theile auf ſie geſtützt, die Medicin ſtanden alſo in Griechenland bereits auf einem hohen Standpunkte der Entwicklung, ehe Rom an irgend etwas Anderes zu denken begann als an Krieg zur eigenen Vertheidigung, noch häufiger jedoch zur eigenen Machtvergrößerung und zur Vernichtung des Gegners.

So ſpät als im Jahre 535 n. Erb. Roms, alſo 200 Jahre nach Hippokrates finden wir Archagathus als den erſten griechiſchen Arzt angeführt, der nach Rom überſiedelte, um dort ſeine Kunſt auszuüben. Weder er noch ſeine dann immer zahlreicheren Nachzügler griechiſcher Aerzte fanden in Rom namentlich unter den Gebildeten beſonderen Anklang. Trotzdem ſcheint es nicht recht wahrſcheinlich, daß Rom früher gar keine Aerzte, ja ſelbſt, daß es keine griechiſchen Aerzte beſeſſen haben ſollte. —

Zu feindſelig und beſtimmt gegen alle Medicin und gegen alle Griechen trat der alte Cato — der Mann eiſernen Körpers und Geiſtes — ſchon 65 Jahre vor der Ankunft des Archagathus auf, als daß man nicht vorausſetzen müßte, daß unangenehme Erfahrungen oder der Gegenſatz, in welchem ſich Catos' Anſichten mit dem Gebahren, mit den Lehren und der Nationalität von zu ſeiner Zeit eingewanderten Fremdlingen befanden, dieſe hohe Erbitterung des alten rauhen Mannes hervorgerufen haben. Schon daß er ſelbſt ein altes Kräuterbuch, ein Commentarium, beſaß, nach welchem er ſich und ſeinen Haushalt zu behandeln für ausreichend fand, jeden Arzt dagegen für überflüſſig und für ein Bedürfniß hielt, welches er unter die Ausgeburten verweichlichenden Luxus zählte, — beweiſet, daß bereits vor Archagathus eine Art ärztlicher Behandlung gang und gebe war, welche zwar zumeiſt von den wenigen bevorzugten Römern, welche ſich ein gewiſſes encyklopädiſches Wiſſen angeeignet haben, im engeren Kreiſe der Familie und Freunde geübt wurde, mitunter jedoch auch erwerbsmäßig von Leuten, die ſich dieſem Berufe förmlich widmeten und zumeiſt wenn nicht durchaus Griechen waren, betrieben worden ſein mochte.

Zu jener Zeit aber, in welcher Archagathus nach Rom auswanderte, und eine immer wachſende Menge von Vertretern aller Künſte und Gewerbe, Philoſophen und Redekünſtlern nebſt den Aerzten nach Rom zu ſtrömen begann, weil der Bedarf nach ihnen dort zu ſteigen anfing und der wachſende Reichthum Roms andererſeits reichen Gewinn verſprach, — zu jener Zeit war mit dem Verluſte der Freiheit auch die Blüthezeit des griechiſchen Volkes, ſowie griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft längſt vorüber. Es iſt ferner nicht wahrſcheinlich, daß gerade die angeſehenſten Perſönlichkeiten und die vorzüglichſten Charaktere

unter den Aerzten Griechenlands nach Rom zu überſiedeln ſich bewogen gefühlt hätten. Es mochten ſogar mitunter recht verkommene Individuen, unbrauchbare Gehilfen von Aerzten, ja ſelbſt Nichtärzte in Rom ihr Glück auf dieſem Wege verſucht und trotz aller Unkenntniß durch Verſchmitztheit und Reclame, ſo wie durch Beſchwindelung Leichtgläubiger gefunden haben. In Rom blieb nämlich bis in die ſpäteſten Zeiten die Ausübung der ärztlichen Kunſt ein freies Gewerbe: an keinerlei Beweiſe der dazu erlangten Tüchtigkeit von Seite desjenigen, der ſich damit befaſſen wollte, geknüpft. In Griechenland dagegen ſcheint die Berechtigung zur Ausübung der Heilkunſt wenigſtens als Regel von einer bei einzelnen Aerzten oder in den ärztlichen Collegien, die an die Stelle der Prieſtercollegien getreten waren, oder an den Gymnaſien erhaltenen Unterweiſung und nachgewieſenen Befähigung abhängig geweſen, ſo wie als Gewerbe unter einem gewiſſen behördlichen Schutze geſtanden zu ſein. So waren z. B. in Athen Sklaven und Frauen vom Studium der Heilkunde ausgeſchloſſen, obwohl letztere ſpäter hinzugelaſſen wurden. Ein Mädchen, Namens Agnodice, umging nämlich das Geſetz, indem ſie männliche Kleidung trug und bei einem Arzte, Namens Hierophilus, als Zögling eintrat. Als der geheimgehaltene Umſtand ſpäter durch eine Frau, die ihre Hilfe von ſich wies, weil ſie Agnodicen für einen Mann hielt, unter den Frauen bekannt wurde, bedienten ſich nun die letzteren, namentlich bei Geburtsanläſſen faſt ausſchließlich der Hilfe dieſes weiblichen Arztes. Die übrigen Aerzte traten deshalb klagbar gegen dieſen Collegen auf und beinzchtigten ihn, reſp. ſie, allerlei Verführungskünſte zur Erwerbung dieſer allgemeinen Gunſt der Frauen gebraucht zu aben. Auch war der Aëropag ſchon ihm Begriffe, Agnodice, obgleich ſie ihr Geſchlecht auch ihm bekannt gemacht

hatte, auf Grund des obigen Verbotes zu verurtheilen. Da kamen die Weiber über die Richter und riefen: „Ihr seid unsere Gatten nicht, Ihr seid unsere Feinde, weil ihr diejenige, so uns Heil brachte, verurtheilt!“ — Der weibliche Einfluß erwies sich bei dieser Gelegenheit wie so oft in späterer Zeit mächtiger als die Standhaftigkeit der weisen Richter. — Das Gesetz wurde richtig dahin abgeändert, daß es auch freigeborenen Weibern bewilliget wurde — die Heilkunde zu studieren und auszuüben.

Damit jedoch, daß die Griechen in Rom in die Mode kamen, die Einheimischen verdrängten und sich bereicherten, wurde die patriotische Reaction sehr bald wachgerufen, und spießbürgerlicher Neid wie moralische Entrüstung der rauhen Republicaner wußten bald nichts als Böses von den Fremdlingen zu erzählen; ja sie griffen, namentlich was die griechischen Aerzte anbelangt, begierig jede Anekdote auf, welche den Stand und die Nation in den Augen der Menge herabzusetzen vermochte.

Selbst diejenigen, welche die wissenschaftlichen Errungenschaften der griechischen Medicin schätzten und sammelten, wie Plinius der Aeltere, verachteten die ausübenden Aerzte, welche von ihrer Praxis lebten, und haßten die Griechen, welche in dieser Eigenschaft nach Rom kamen. Daher kömmt es auch, daß selbst in den späteren Jahrhunderten nur wenige freigeborene und römische Bürger mit der Arzneikunde sich befaßten. So sagt Plinius in seinem großen Sammelwerke (XXIX c. 1. 8.): „Nur diese Kunst auszuüben, hat der römische Ernst noch nicht Gefallen gefunden, nur äußerst wenige Quiriten haben sich bisher damit befaßt, und diese selbst übergingen so ziemlich vollständig in's griechische Lager.“

Der Mangel jeder Verantwortlichkeit vor dem Gesetze er-

öffnete überdies auch die Schleußen jeglicher Verläumdung über das Haupt der griechiſchen Aerzte. Man ſchenkt noch jetzt ſo gerne ein willig Ohr jedem kleinen Klatſche, der über irgend einen vermeintlichen oder wirklichen Kunſtfehler oder über eine beliebige Schlechtigkeit eines Arztes berichtet, — um wie viel mehr alſo damals, wo ſolche liebevolle Berichte auf den fruchtbaren Boden grimmigen Neides und Nationalhaſſes fielen.

„Es gibt kein Geſetz" — klagt der genannte Encyklopädiſt Plinius —, welches die Unwiſſenheit ſtraft, keinen Fall exemplariſcher Ahndung derſelben. Sie (die Aerzte) lernen auf unſere Gefahr, ihre Experimente laufen auf Todesfälle hinaus, und nur der Mediciner erfreut ſich der größten Strafloſigkeit hinſichtlich des Verbrechens des Todtſchlages." — Plinius aber, der ſo ſpricht, beendete ſein Werk im Jahre 77 nach Chriſti Geburt.

Der Verfall republikaniſcher Strenge in der Handhabung beſchränkender Geſetze, führte in Rom wegen des Abganges des *inneren*, nicht des von Furcht vor grauſamer Strafe getragenen moraliſchen Haltes zu einem Sittenverfalle, deſſen furchtbar hoher Grad und ſchleunige Zunahme zum Theile die Schrecken bürgerlicher Zerwürfniſſe und die Parteiſchlächterei, wie man die römiſchen Bürgerkriege wohl bezeichnen kann, begünſtigte, theils wiederum von dieſen letzteren in hohem Maße gefördert wurde. Zu den zahlreichen Giftmorden aus Haß, Erbſchaftsgelüſten oder Parteiintereſſe, auf welchem Wege man den Geſetzen in Folge der mangelhaften Unterſuchungsmethoden und gerichtlichen Procedur am leichteſten Hohn ſprechen konnte, — brauchte man Gehilfen der That, welche einerſeits mit der Giftmiſchung vertraut waren, andererſeits in ihrer Stellung am meiſten Gelegenheit hatten, ohne

beſonderes Aufſehen zu erregen, Mißliebige im Intereſſe ihrer Auftragsgeber auf ſolche Art aus der Welt zu ſchaffen.

Dazu war der Auswurf der feilen Individuen, welche meiſt ſehr mit Unrecht ſich den Namen eines Arztes anmaßten und zugleich mit der Menge griechiſcher Gaukler und Sophiſten Rom überſchwemmten, wohl ſehr geeignet, aber kaum ausreichend. Der römiſche Sklave, der vor dem Geſetze rechtloſe Beſitz ſeines Herrn, deſſen Leben vollſtändig in die Hand des letzteren gegeben war, — dieſer erwies ſich als ein noch weit gefügigeres Werkzeug für ſolche Zwecke. Die armen Quiriten, deren Anzahl überdieß durch die Bürgerkriege immer mehr verringert und durch überfluthende Maſſen nach Rom zuziehender Fremdlinge erdrückt wurde, — waren meiſt zu ſtolz und zu träge ſich mit mühſamen Studien zu befaſſen. Sie zogen die berufsfreie Abhängigkeit von reichen Patronen, den geſchäftigen Müßiggang als Clienten, ja die erniedrigendſte Behandlung, welche ſie dabei erfuhren, vor und entbehrten auch größtentheils aller Kunſtfertigkeit oder ſonſtigen Befähigung, welche ſie dem Patrone in dieſer oder jener Richtung unentbehrlich gemacht hätte. Dafür waren eben die induſtriöſen Fremdlinge — alſo meiſt Griechen und die Sklaven da. Ganz natürlich gab es unter der zuweilen ganz enormen Anzahl der Sklaven des Haushaltes eines reichen, beſonders eines zugleich gebildeten römiſchen Großen, auch ſolche, die eine beſondere Befähigung beſaßen, und welche ihr Herr ſorgfältig unterrichten ließ, um ſie dann wie z. B. Cicero ſeinen Tiro als brauchbare Gehilfen für literariſche Arbeiten und als Vertraute zu benutzen, und — die dann wohl auch als Freunde geſchätzt wurden. Nicht wenige davon ließ man zu Aerzten heranbilden, um ſie wenn auch nicht gerade für die eigene Perſon, ſo doch für die Sklavenfamilie, welche als veräußerliches Gut ein be-

deutendes Capital repräſentirte, als ärztliche Rathgeber, mitunter aber auch, wie ich früher erwähnte, zur Durchführung ruchloſer Gräuelthaten zu verwenden.

III.

Daß nun ſolche Sklaven, welche zu Aerzten avancirten, in der Regel keine beſonders gründlichen Studien durchgemacht haben mochten, dieß dürfte wohl ſchon deshalb anzunehmen ſein, weil es eben in Rom keine Unterrichtsanſtalten für Aerzte gab. Mag ſein, daß einer oder der andere ungewöhnlich Begabte unter ihnen es ſpäter durch eigenes Studium und beobachtende Erfahrung etwas weiter bringen mochte. Im Allgemeinen jedoch dürften die ſo erzogenen Sklavenärzte, ſelbſt wenn ſie von den Aerzten jener Zeit, wie es mitunter geſchah, in der Abſicht ſie als Gehilfen zu benützen unterrichtet wurden, zu keiner beſonderen Stufe ärztlicher Kunſt gelangt ſein, ſchon deshalb, weil ihnen dazu die nöthige Vorbildung fehlte.

Solcher Art Sklaven dienten je nach ihrer Befähigung als Hausärzte, wurden zur Bereitung von Liebestränken und Giften benutzt, wie Cicero[7]) einen ſolchen ſchaudererregenden Fall in ſeiner Vertheidigungsrede des Cluentius ſchildert; ſie mußten wol auch z. B. durch Eröffnung der Blutadern Henkersdienſte verrichten. Als Erwerbsquelle ihres Eigenthümers durften ſie jedoch nur dann benutzt werden, wenn dieſer ſelbſt Arzt war. War in reichen Häuſern die Zahl der servi medici oder der unfreien Aerzte eine anſehnliche, ſo wurden ſie der Aufſicht eines „suprapositus medicorum“ unterſtellt. Eine Verordnung des Kaiſers Juſtinian[8]) beſtimmt ſogar einen gewiſſen Werth eines ſolchen ärztlichen Sklaven oder einer unfreien Wehmutter, — in welcher Schätzung dieſelben beiſpielsweiſe bei Erbſchaftsverhand-

lungen angeſetzt werden ſollen, und werden dieſe ſo befähigten Perſonen einander gleich auf 60 Solidi, alſo beiläufig 60 Ducaten taxirt. Zweifellos repräſentirten aber trotz dieſer taratoriſchen Beſtimmung die ärztlich gebildeten Sklaven oder Sklavinnen je nach ihrer Befähigung und Geſchicklichkeit, ſo wie auch nach ihrer Beliebtheit ſehr verſchiedene Werthe. Eben ſo leicht begreiflich iſt es, daß man tüchtigen Aerzten unter den Sklaven nur ungern ihre Freiheit gab. War der Herr ſelbſt Arzt, mochte dieſe Freigebung auf noch größere Schwierigkeiten ſtoßen, weil er die Concurrenz des Freigewordenen fürchtete. Hiezu muß jedoch bemerkt werden, daß ſelbſt der Freigelaſſene in Rom nicht zu allen Zeiten mit der Manumissio die vollen bürgerlichen Rechte und vollſtändige perſönliche Unabhängigkeit erwarb. Bis auf Juſtinian bedurfte es hiezu noch eines weiteren Aktes, um ihn zum ingenuus, zum völlig freien, zu machen. Der Libertus blieb vielmehr noch immer in einem Verhältniß zu ſeinem ehemaligen Herrn, das der Leibeigenſchaft ſpäterer Zeiten ſehr analog war. Er mußte ſeinem Patronus noch immer als Client aufwarten, er war verpflichtet, demſelben etwa wie der Sohn ſeinen Eltern beizuſtehen, wenn dieſer Patron in Armuth gerieth; der Patronus hatte unter Umſtänden, wenn z. B. der Libertus mehr als 100000 Seſtertien beſaß, rechtlichen Anſpruch auf einen beſtimmten Erbtheil, gleichviel ob der Verſtorbene ein Teſtament hinterlaſſen hat oder nicht. Der Libertus, welcher ſeinen Pflichten gegen den Patron, alſo gegen ſeinen unumſchränkten Gebieter nicht nachkam, undankbar war, wurde ſtrenge geſtraft, und es iſt ſomit leicht zu begreifen, daß häufiger wohl dieſe Art nomineller, im Grunde jedoch noch ſehr beſchränkter Freiheit, die ſich mehr auf das Befugniß der Anlegung äußerer Zeichen derſelben, des Tragens eines Hutes, der gewöhnlichen und nicht

der, den Sklaven kennzeichnenden Tracht erſtreckte, als die vollſtändige Unabhängigkeit den verdienten oder ſich loskaufenden Sklaven gewährt wurde. Trotzdem nun nicht zu entdecken iſt, daß zu der Gewährung der vollen, unbeſchränkten perſönlichen Freiheit irgend welche von den bei der gewöhnlichen Freiſprechung üblichen verſchiedenen Formalitäten in Anwendung gekommen wären, erhellt das Beſtehen verſchiedener Grade erlangter Freiheit ſchon aus der ſich wohl unterſcheidenden äußern Stellung der verſchiedenen Freigelaſſenen. Zu conſtatiren iſt, daß Freigelaſſener und Sklave in den Jahrhunderten der Kaiſer — von Auguſt bis Juſtinian — was Aerzte anbelangt wohl keine ſehr differente Bedeutung hatten. Schon in der Familie mag jedoch die Lage des heilkundigen Sklaven, der das Vertrauen ſeines Herrn oder ſeiner Herrin beſaß eine weit günſtigere geweſen ſein als jene anderer Sklaven. Hatten doch er oder ſie die (Wehmutter nämlich) in wichtigen Momenten unter der Form ärztlichen Rathes ihren Gebietern zu befehlen, — und wirklich oder eingebildet erfolgreiche Hilfeleiſtungen riefen gewiß damals ſo wie jetzt — ein wenn gleich mitunter ſchnell vorübergehendes Dankgefühl, ſo wie die Achtung der Befähigung zu ſolchem Liebesdienſte wach. Noch günſtiger dürfte im Allgemeinen die Stellung der ſogenannten servi publici, Sklaven im Dienſte des Staates gegenüber den Sklaven der Privaten geweſen ſein. Von dieſen, welchen es, wenn ſie Aerzte waren, oblag die im Dienſte der Regierung ſtehenden Sklaven zu behandeln, erwarben ſich manche ganz coloſſale Reichthümer und wurden überdieß mit ihrer vollſtändigen Freiwerdung belohnt. Auguſtus ſelbſt belohnte ſeinen Freigelaſſenen Antonius Muſa für ſeine Herſtellung durch die von letzterem entgegen früheren ärztlichen Rathgebern durchgeführte Kaltwaſſerbehandlung mit der Ingenuität, mit dem

Bürgerrechte, Auszeichnungen und Geſchenken aller Art und ein Guttheil der ariſtokratiſchen Welt Roms, ſo auch Horaz, der in dieſe Kreiſe durch ſeine geiſtige Bedeutung einbezogen wurde — huldigte der Heilmethode und ihrem Ausüber Muſa in Folge des Beiſpiels des Cäſars. So wie Muſa wurden auch andere zum Theil dem Stande der Freigelaſſenen angehörende und entſproſſene Aerzte Leibärzte einzelner Cäſaren, ja ſchon früher wird ein ſolcher als Arzt und Freund Julius Cäſars angeführt.

Sehen wir ab von dem Worte Sklaven, welches ohnehin in unſerer Zeit einen ziemlich weit von jenem des Alterthums abweichenden Begriff hat, — und ſtellen wir dafür Dienſtboten und Bedienſtete ein: ſo dürfte ſich die Stellung der gebunden lebenden Aerzte Roms nicht mehr als ſo außerordentlich verſchieden herausſtellen von jener unſerer beſtellten Aerzte in großen Familien, oder von jener mancher Leibärzte, oder von jener unſerer öffentlichen Armenärzte oder ſelbſt Medicinalbeamten. Eines hatten noch die Sklavenärzte des alten Roms vielleicht voraus: ſie durften *geſetzlich* in ihrer Mittagsruhe nicht geſtört und nicht verhalten werden, während ihrer Sieſta behufs Behandlung der andern Sklaven aufzuſtehen, wie Suetonius in der Biographie des Kaiſers Claudianus anführt. Das iſt nicht *viel*, aber doch etwas! Daß die Großen des Reiches ſo wie jetzt ſich auf ihren Reiſen und im Kriege vorzugsweiſe von dieſen ihnen leibeigenen Aerzten begleiten ließen, iſt ganz natürlich und ebenſo, daß wenn ein Hiſtoriker in die ſeltene Gelegenheit kömmt, des ärztlichen Begleiters der hiſtoriſchen Perſon zu erwähnen, deren Thaten oder Geſchichte er erzählt, — dieſer Begleiter nahezu *ausſchließlich* ein Sklave oder Freigelaſſener dieſes Herrn war.

Sonderbar genug bewog dieſer Umſtand einige lederne Alterthumsforſcher und Philologen, welche dem ärztlichen Stande nicht

recht hold waren, dazu, weitläufige Abhandlungen darüber zu ſchreiben, daß im römiſchen Staate alle Aerzte Sklaven oder Freigelaſſene waren. Noch ſonderbarer fühlten ſich wieder die Aerzte und ihre Freunde höchlichſt indignirt über eine ſolche Zumuthung und verfochten in nicht weniger umfangreichen Abhandlungen das Gegentheil; als ob dem ärztlichen Berufe, Gott weis, welche Schmach damit angethan worden wäre, wenn ſeine Vertreter im alten Rom in der That lauter Sklaven und Leibeigene geweſen wären; als ob in einem Staate, deſſen Hauptzweck der Krieg und deſſen Gewalthaber Kriegführende ſind, jene, ſo Kunſt und Wiſſenſchaft üben, nicht immer zurückſtehen müßten gegen die Combattanten — ſo wie beiläufig geſagt noch jetzt die Militärärzte im Heere —; als ob dort, wo eben die Gewalt für Geſetz gilt, die von der Gewalt Bedrückten für ſchuldig an ihrem Schickſale und was ihren inneren Werth anbelangt — ſchon deshalb für unwürdig der Achtung der Mit- und Nachwelt erachtet werden müßten!! Trotzdem ſich über dieſe Frage von England ausgehend ein mitunter ſehr erbittert geführter Gelehrtenſtreit zu Beginn des vorigen Jahrhunderts entwickelte, — der ſolche Dimenſionen annahm, daß die einfachen Titel der einzelnen Streitſchriften mehrere Bogen füllen würden, — iſt dieſe Frage an ſich völlig bedeutungslos. Es läßt ſich nicht beſtreiten, daß conform dem bürgerlichen Leben und dem geiſtigen Entwicklungsgange des römiſchen Volkes die meiſten römiſchen Aerzte Sklaven oder Freigelaſſene waren; es läßt ſich aber andererſeits ebenſo wenig in Abrede ſtellen, daß das geſetzlich frei gegebene Gewerbe eines Arztes eben auch von ſehr vielen, meiſt eingewanderten freien Aerzten, wenn ſie gleich nicht immer römiſche Bürger waren, geübt wurde. Freie oder unfreie Aerzte ſtanden jedoch in Rom — das iſt gewiß — in Folge

der ihrem Anſehen und ihrer Stellung wenig günſtigen ſocialen Verhältniſſe — vielleicht auch in Folge ihres durchſchnittlich geringen inneren Werthes wenigſtens anfänglich als Stand auf einer viel niedrigeren Stufe der Achtung —, wol auch der Achtungswürdigkeit als ſeiner Zeit in Griechenland.

Einzelne wurden immer, ſchon zur Zeit des Sinkens der Republik, noch mehr unter den Cäſaren theils durch Berühmtheit im Volke, theils durch die Gunſt der Machthaber erhoben und ausgezeichnet; ſo Asklepiades ſelbſt, deſſen ich Eingang erwähnte und der dem Laufe der Begebenheiten nach etwa 20 Jahre vor Cicero wirkte. Was ſonſt dem Stande an Begünſtigungen zugeſtanden wurde, geſchah meiſt aus Gunſt für den Einzelnen, ſo wie Auguſt für ſeine ſchon gedachte Heilung von hartnäckigen rheumatiſchen Leiden dem Muſa nicht bloß den Ring als Zeichen der Nobilität verlieh — welches Emblem ſich bis auf die Doctors-Promotionen der Neuzeit forterhielt: ſondern auch allen Aerzten des Landes — und darunter kann man doch wohl nur freie Aerzte verſtehen — die Immunität oder Befreiung von gewiſſen bürgerlichen Laſten zuerkannte. In den vollen Genuß der Immunität gelangten die Aerzte erſt unter Hadrian, J. 133 n. Chriſtus; ſehr frühe wurde dieſelbe auch deren Witwen und Kindern zuerkannt. Um den Vortheil würdigen zu können, welchen die Betreffenden von einer ſolchen Immunität oder Befreiung hatten, müſſen wir der Laſten gedenken, von welchen ſie damit erlöſt wurden. Dieſe waren onera patrimonialia und personalia und beſtanden entweder in Abgaben an Geld oder Naturalien, die auf dem Grundbeſitz hafteten, oder in perſönlichen, körperlichen wie geiſtigen Leiſtungen, — endlich in der Verpflichtung der gaſtlichen Aufnahme von Soldaten oder Beamten, welche in Staatsgeſchäften reiſten. Auch befreite die Immunität

von der Militärpflicht, von der Verpflichtung das Geschäft oder Amt eines Vormundes, eines Gymnasiarchen, Aedilen (welche Ehrenämter meist viel Geld kosteten), eines Priesters ꝛc. zu übernehmen, (diese Befreiung war nur eine facultative), von dem Onus zum Ankaufe der für den Staat erforderlichen Vorräthe an Getreide, Oel und Wein beisteuern zu müssen ꝛc.[9])

Diese ursprünglich allen Aerzten ertheilte Immunität wurde von Antonius Pius (138—161 p. Chr. n.) wahrscheinlich des Mißbrauchs halber, der, um die Vortheile der Immunität zu erangen, mit dem Titel Medicus getriebeu wurde, auf eine gewisse Anzahl derselben eingeschränkt; er ordnete an, daß in jeder Stadt je nach ihrer Größe nur fünf, sieben, höchstens zehn Aerzte und zwar nicht so sehr in Anbetracht ihres Berufes, als in Berücksichtigung ihrer Stellung im Dienste des Staates und in jenem der Gemeinde der Immunität theilhaftig werden durften, und zwar nur für so lange als sie solche Stellen bekleideten.

In ihrem Heimathsorte thätige Aerzte genossen ebenfalls die Immunität, nicht aber wenn sie diesen Ort verließen. Ausnahmsweise jedoch durften hervorragende Aerzte auch an fremden Orten unter die Immunes aufgenommen werden. Dieses Vorrecht theilten die Aerzte mit den im Staats- oder Stadtdienste angestellten Rhetoren, Grammatikern (ist zu verstehen Lehrern) u. s. w. Alexander Severus bestimmte für solche Staatsdiener auch Besoldungen; und auf diese überging dann auch der früher blos für die Leibärzte der Kaiser gebrauchte Titel „Archiater.“ Man nannte sie Archiatri populares gegenüber den Hofärzten, welche seit Alexander Severus Archiatri palatinales hießen. Der erste, welcher den Titel Archiater erhielt, war Nero's Leibarzt Andromachus der Vater. Er so wie die meisten Leibärzte der Kaiser waren Griechen. Von den sieben Archiatern des

Kaiſer-Palaſtes, neben welchen noch ſehr zahlreiche Spezialiſten angeſtellt geweſen zu ſein ſcheinen, iſt wahrſcheinlich bloß einer der eigentliche Leibarzt geweſen, und nur dieſer bezog eine baare Beſoldung, die übrigen Naturalien: wie Getreide, Oel ꝛc. Das Titelchen war aber an ſich ganz nett und darf ſich kühn den zahlreichen Titulaturen der Gegenwart, wie: Medicinalrath, Geh. Medicinalrath, Geh. Ober-Medicinalrath, Sanitätsrath, Kaiſ. Rath, Regierungsrath, Hofrath ꝛc. an die Seite ſtellen, um ſo mehr, als es kein Titel ohne Mittel war. Ja ſelbſt abgeſehen von reellen Einkünften war derſelbe mit Vortheilen anderer Art verbunden, die nicht zu verachten waren und auch den außerhalb des kaiſerlichen Hofhaltes angeſtellten Archiatern zu Gute kamen.[10]) Wenn der von öffentlichen Aemtern ohnehin befreite Archiater auch die Wahl zu einer ſolchen beſchwerlichen Ehrenwürde ablehnte, erhielt er deſſenungeachtet das der eigenen Perſonen, welche Aemter dieſer Art wirklich bekleidet haben, gebürende Ehrenzeugniß, womit der Anſpruch auf höhere Ehren und Privilegien verbunden war. Der Archiater durfte bloß vor ein kaiſerliches Gericht berufen werden; Beleidigungen der eigenen Perſon, welchen die Archiatri populares nicht ſelten ausgeſetzt geweſen ſein mochten, wurden mit einer Buße von 100,000 Nummi oder Seſterzien beſtraft. War der Beleidiger ein Sklave: ſo wurde er geprügelt, beging er die ſtrafbare Handlung auf Geheiß ſeines Herrn, ſo zahlte dieſer 10,000 Nummi und der Sklave wurde als Pfand für die Zahlung zurückbehalten. Wurde ein Archiater zum Senator erwählt, ſo war er nicht verpflichtet die „glebalis collatio“ betitelte Abgabe zu zahlen, welche die Senatoren von ihrem Grundbeſitze zu entrichten hatten.

Der Titel war demnach nicht bloß Ehrenzeichen, ſondern

er verband zugleich wichtige Vortheile mit einer ehrenvollen Stellung.

Man darf jedoch nicht glauben, daß die Aerzte des alten Roms nicht auch an leeren Titeln ihre Freude gehabt und ſolche nicht geſucht hätten. Man ließ ihnen auch nicht bloß dieſe Freude, ſondern man ließ ihnen dieſelbe nicht ſelten theuer erkaufen. Ein ſolcher eifrig begehrter Titel war der „Vir perfectissimus“, „vollkommenſter“ oder „vortrefflichſter Mann“. Der Titel iſt allenfalls eben ſo viel werth als das aus dem Mittelalter für die Doctoren der Medicin heutzutage noch bewahrte Titelchen: Vir celeberrimus: berühmteſter Mann, das an Fadheit der alten Auszeichnung gewiß nicht nachſteht.

Nebſt dieſen höheren ärztlichen Beamten oder Würdeträgern gab es aber im alten Rom noch eine große Menge im Dienſte der Gemeinden oder ſelbſt von Privatunternehmern, für Pfündlerhäuſer, für die Wettrennen im Circus, für die Kampfſpiele der Gladiatoren angeſtellte freie und unfreie Aerzte. Es iſt auch leicht begreiflich, daß dieſelben in Berückſichtigung der häufigen Verletzungen beim Kampfe oder Rennen, ſo wie wegen verſchiedener Zufälle in Folge des Gedränges wohl ſehr häufig nöthig waren. Von der Exiſtenz ſolcher Aerzte, wie auch von Flotten- und Militärärzten geben uns meiſt nur Inſchriften Auskunft.

Feldärzte gab es ſchon in Griechenland. Die römiſchen Heere, welche auf ihren Eroberungszügen in die entfernteſten und unwirthlichſten Regionen geriethen, — lange in den einmal occupirten Ländern ausharrten, ſo daß ihre Lager Städten glichen, ja nicht ſelten zu Städte wurden, die noch heute in ihrem Namen einen ſolchen Urſprung erkennen laſſen, — bedurften deßhalb einer größeren Zahl ärztlicher Begleiter, ja eines dem Bedürfniſſe gemäß organiſirten ärztlichen Stabes. Zahlreiche uns erhaltene Inſchriften

liefern auch den Beweis dafür, daß der Legio ihre Regimentsärzte, medici legionum, den einzelnen Centurien und Cohorten der verschiedenen Truppenarten ihre Bataillons- und Unterärzte zugewiesen waren. Doch bestand eine solche systematische Zutheilung von Feldärzten erst in späterer Zeit. Da findet sich auch bei der Reiterei eine Art von Sanitätscompagnie (διπόταται:). Jeder Abtheilung von 300 bis 400 Mann wurden 8 bis 10 Unbewaffnete beigegeben, welche in Abständen von 200 Fuß den Kämpfenden folgten[11]). Ihre Pferde waren auf der linken Seite des Sattels mit 2 Steigbügeln versehen; ferner führten sie Wasserflaschen bei sich, um Ohnmächtigen beizustehen. Für jeden Geretteten erhielten sie ein Goldstück. Außerdem sollten sie an Stellen, wo die ersten Zusammenstöße und Kämpfe stattgefunden haben, wie das Kampffeld wechselte, die Waffen der Gebliebenen und Verwundeten auffammeln, damit die Fechtenden nicht abstiegen, um zu plündern. Dafür erhielten sie einen Antheil der Beute. — Man könnte da wohl meinen, daß dieses lucrative Geschäft oft Anlaß gegeben haben dürfte, die armen Verwundeten recht lange auf Hilfe warten zu lassen.

Wir haben uns nun (vielleicht allzulange) mit den öffentlich oder privat angestellten Aerzten beschäftiget, — es ist Zeit, daß wir auch über die Verhältnisse der übrigen in Stadt- und Landbezirken ihren Beruf in unabhängiger Weise ausübenden Aerzte etwas erfahren. Durch lange Zeit war der äußere Modus der ärztlichen Praxis jenem bei den Griechen völlig gleich, da es doch zumeist Griechen von Geburt waren, welche sie betrieben. Häufig wurden die beiden Hauptzweige der Heilkunst Medicin und Chirurgie von den griechischen Aerzten zugleich ausgeübt; außerdem bereiteten sie auch ihre Arzneimittel selbst. Bei schwer Erkrankten statteten sie ihre Besuche in den Wohnungen der letz-

teren ab; die leichteren kamen zu ihnen in ihre Ordinationsanſtalt: *ἰατρεῖον* genannt, welche Räumlichkeit zugleich als Badeanſtalt, Apotheke und chirurgiſche Werkſtatt diente und ſo ziemlich unſeren bis vor Kurzem beſtandenen, nun zu einfachen Raſirwohl auch Haarſchneideſtuben herabgeſunkenen chirurgiſchen Officinen analog geweſen ſein mochten. In der Beſorgung der, nöthigen Hilfeleiſtungen wurden die Aerzte von ihren Gehilfen und Schülern unterſtützt. Sie ſelbſt hafteten aber für eine Vernachläſſigung zum Schadenerſatze, z. B. für den hiedurch oder in Folge eines Kunſtfehlers geſtorbenen Sklaven, deſſen Werth dem Beſitzer ſeitens des Arztes zu erſetzen war. Trotzdem war ihre Verantwortlichkeit namentlich bei den Römern im Allgemeinen eine beſchränkte, häufig eine bloß formelle, illuſoriſche.

Da es nun auch keine Prüfungen, keine Nothwendigkeit der Beibringung von Beweiſen der erlangten ärztlichen Ausbildung gab, weil das ärztliche Gewerbe, wie erwähnt, ganz frei gegeben war: ſo drängten ſich viele Unberufene, beſonders aus den unteren Ständen zur Ausübung der Kunſt, die im Falle des Gelingens ſehr einträglich war. Schuſter, Schmiede und Handwerker aller Art gaben, wie Galen berichtet, ihr Handwerk auf und wurden Aerzte, wie denn auch umgekehrt Aerzte, denen es als ſolchen nicht glückte, mitunter das Leichenträger- oder Gladiatorenhandwerk ergriffen. Unter ſolchen Pfuſchern nahmen die pharmacopolae, nicht etwa den Apothekern der Jetztzeit, ſondern den Quackſalbern, Bereitern von Salben und Zaubermitteln, Liebestränken einer ſpätern Zeit zu vergleichen, einen hohen Rang ein. Galen warnt ſolche Herrn Collegen — ironiſch auf ihren Mangel an Bildung hinweiſend — im Geſpräche mit gebildeten Patienten, ſich ja nicht durch Sprachfehler zu verrathen. Der Zudrang ſteigerte ſich, ſeit Theſſalus, der urſprünglich Lehrling

ſeines Vaters, eines Webers, geweſen, nichts deſto weniger aber als Arzt unter Nero den ungewöhnlichſten Erfolg hatte, erklärte, daß ein halbes Jahr zur Erwerbung der mediciniſchen Kenntniſſe hinreiche, welche man für die Praxis brauche. Der Unterricht ſcheint in der Art unſerer Polikliniken ertheilt worden zu ſein. So erzählt der Spötter Martial, der Arzt Symmachus habe ihn in Begleitung von hundert Schülern beſucht und durch die Berührung von 100 eiskalten Händen habe er das Fieber, das er noch nicht hatte, erſt bekommen. [12])

Nebſt den die Heilkunde im Allgemeinen betreibenden wirklichen oder ſo genannten Aerzten gab es aber auch bei den Römern eine wahre Unzahl von Spezialiſten, von welchen die Augenärzte die allerzahlreichſten waren. Selbſt die Heere ſcheinen von einer Anzahl ſolcher Spezialkünſtler gefolgt oder wenigſtens mit den von ihnen fabricirten Salben und Augenwäſſern in großer Menge verſehen geweſen zu ſein. Wo immer in Deutſchland, England und anderswo Ueberbleibſel römiſcher Lager aufgefunden wurden, entdeckte man auch immer die den Büchschen oder Fläſchchen, in welchen das Medicament verwahrt war, beigebundenen Stempel der römiſchen Augenärzte, und der ſehr verdiente Philolog und Alterthumsforſcher Grotefend fand es für nicht unlohnend, eine ganze Sammlung der bekannt gewordenen metallenen Firmen von Augenärzten zu veröffentlichen.

Nebſt dieſer an ſich, wenn ſie auf wiſſenſchaftlicher Baſis betrieben worden wäre, ganz berechtigten Spezialität gab es aber auch Leute, die ein Geſchäft daraus machten, Wimpern auszuziehen, Zähne zu reißen oder zu erſetzen, Brandwunden aus der Haut gebrandmarkter Sklaven zu entfernen, Brüche zu curiren, Steinoperationen zu verrichten — im Grunde Spezialiſten, wie ſich noch jetzt welche annonciren, mit der Verſchiedenheit freilich,

daß ſie im Allgemeinen nichts weniger als Aerzte waren. Nichtsdeſtoweniger hießen und nannten ſich aber alle ſolche Leutchen auch Aerzte. Dieſer Titel wurde übrigens in Rom auch ganz officiell den Wehmüttern beigelegt, wie dieß zahlreiche erhaltene Grabſchriften beweiſen. Sie wurden oft einfach „medica“ titulirt und dürften ſich auch vielfach mit Frauenkrankheiten überhaupt beſchäftigt haben.

Unter ſolchen Umſtänden konnte, wie Friedländer richtig bemerkt, zwiſchen Handwerk und Kunſt, wir möchten lieber ſagen zwiſchen dem einfachen Charlatane und dem charlataniſirenden Arzte kaum eine ſcharfe Grenze gezogen werden. So weit würde es — nebenbei geſagt — endlich auch bei uns durch die völlige Freigebung der Ausübung der ärztlichen Kunſt kommen.

Trotzdem ging es aber im Allgemeinen den Aerzten, abgeſehen von den Ehren und hohen Stellungen, welche ein Theil von ihnen, wie wir ſahen, erlangte — auch materiell in der Regel nicht ſchlecht. Es waren ſo wie jetzt nicht immer gerade die Würdigſten, welche Reichthümer erwarben, ſondern meiſt diejenigen, welche ganz ohne Rückſicht auf ihr wirkliches oder vermeintliches Wiſſen, Land und Leute wol kennend, ſich die Schwachheiten der letzteren zu Nutze machend, mit ihnen entſprechend umzugehen verſtanden, ſo wie ſich auch Manches gefallen ließen, was ein achtbarer Arzt ſich nicht gefallen laſſen kann oder mag. Das verſtanden nun die Griechen, wie der Eingangs erwähnte Asklepiades, ganz beſonders gut. Das ärztliche Honorar für einen ärztlichen Beſuch betrug in gewöhnlichen Fällen etwas mehr als 1 Nummus = 1½ Frank. Dagegen erreichten die Honorare und Beſtallungen welche berühmten Aerzten bezahlt wurden, eine oft enorme Höhe. Toute comme chez nous! nur daß in unſern Tagen ein Abſtand zwiſchen dem mehr oder weniger be-

rühmten Ärzte nach innerer Werthſchätzung oft gar nicht beſteht, gewiß jedoch immer ein unvergleichlich geringerer iſt als zwiſchen dem fürchterlichen ärztlichen Proletarier und dem achtungswerthen gebildeten Arzte in Rom. Wie Plinius erzählt, erhielt der Waſſerarzt Charmis 200,000 Seſterzien (13,000 Thaler) für die Behandlung eines Kranken. Die kaiſerlichen Leibärzte hatten gewöhnlich einen Gehalt von 20,000 Thalern gegen 300,000 Seſterzien. Unter Claudius (54 n. Chr. G.) rechnete Stertinius, aufgefordert kaiſerlicher Leibarzt zu werden, es ſich zum Verdienſte an, daß er bloß das Doppelte verlangte, weil ihm ſeine Praxis erwieſenermaßen mehr als 600,000 Seſterzien, alſo mehr als 40,000 Thaler, einbrachte. Der Bruder dieſes Stertinius erhielt von Claudius ein gleiches Gehalt, und obwol beide ihr Vermögen durch große Bauten zur Verſchönerung von Neapel ſtark in Anſpruch nahmen, hinterließ doch jeder 30 Millionen Seſterzien (beiläufig 2 Millionen Thaler oder 3 Millionen Gulden).

Trotz allem dieſen, was wir Erſtaunliches über die von Einzelnen unter den Aerzten bei den Römern erworbenen Reichthümer und Ehren erfahren: finden wir aber doch, daß es der Beruf ſelbſt, der ärztliche Stand in Rom nicht einmal zu jener allgemeinen Achtung gebracht hat, welcher ſich derſelbe in der Blüthezeit Griechenlands bei den Griechen erfreute.

Es konnte unter ſolchen Verhältniſſen, wie ich ſie zu ſchildern verſuchte, auch nicht anders kommen. Der Vorzug und die Beachtung, welche ſich der Einzelne erwarb, galten eben nur immer der Perſon, und ſeine Standesgenoſſen bildeten vielmehr die dunkle Folie, von welcher ſein Glanz um ſo greller abſtach. Eine Rückwirkung auf die Hebung der Achtung des Berufes

und der Berufsgenoſſen in den Augen der Menge konnten ſie nicht haben.

Von einem Corporationsgeiſte, von einer Verbindung der gleichberechtigten Vertreter einer und derſelben Kunſt oder Wiſſenſchaft konnte unter dieſen Umſtänden kaum die Rede ſein. Dazu fehlte die Schule, welche für alle einen gleichartigen Ausgangspunkt für ihre ſpätere Wirkſamkeit, eine gleichartige Baſis ihrer ärztlichen Laufbahn und Bildung geboten hätte. Dazu fehlte den römiſchen Aerzten wie den Römern überhaupt die Achtung der menſchlichen Freiheit als ſolcher; — die gemeine Geſinnung, welche Zwang und Rechtloſigkeit dem Sklaven, dem Leibeigenen einflößten, ſie ſchlug zurück in den Charakter des römiſchen Volkes und verdarb ihn ſelbſt bei den Edelſten desſelben. Wer Menſchenrechte nicht zu achten, wer menſchliche Freiheit nicht unverkürzt zu lieben vermag, bei dem iſt auch eine ſolche Liebe zum Menſchen nicht denkbar, um ihn zu bewegen Opfer an Zeit, Muße und Geſundheit zum Wohle eines Fremdſtehenden nur deshalb zu bringen, weil es eben ein Menſch — ein leidender Menſch iſt, der ihrer bedarf! Die Motive der römiſchen Aerzte mußten wenigſtens bei der überwiegenden Mehrzahl derſelben andere ſein. Gewinnſucht mußte den Angelpunkt, das Ziel ihres Strebens bilden —; und weil ſie egoiſtiſch bis zum Aeußerſten geweſen ſein mochten, waren auch ihre äußeren materiellen Erfolge größer als jene der Aerzte der Gegenwart, trotzdem ſie in ihrem inneren Werthe, die Ausgezeichnetſten unter ihnen nicht ausgenommen, weit unter jenem der überwiegendſten Mehrheit der modernen Aerzte aller gebildeten Länder und Völker ſtanden.

Der ſteigende Despotismus der Kaiſerzeit beförderte die Entartung der Sitten wohl noch mehr, und mit der Fäulniß,

welche das öffentliche und das Familienleben Roms vergiftete, ſank auch der moraliſche Halt ſeiner Aerzte, — der ohnehin nicht ſonderlich hoch ſtand, auf den niederſten Punkt! Angeſehen von ihrer oft unglaublichen Unwiſſenheit, wie ſie Galen und Scribonius Largus — alſo Aerzte ſelbſt — ſchildern, ſagt der erſtere von ihnen: „Zwiſchen Räubern und Aerzten iſt kein anderer Unterſchied, als daß jene im Gebirge, dieſe in Rom ihre Miſſethaten begehen.“ Galen ſpricht da freilich nur von Rom ſelbſt und äußert wiederholt ein ſehnliches Verlangen nach einem kleinen Orte, um ruhig und unangefochten in beſcheidenen aber reinlichen Verhältniſſen leben zu können; was er indeß trotzdem nicht ausführte.[13])

Mit dieſem für ſeine Collegen nicht ſonderlich ehrenvollen Ausſpruche des berühmten Galen wollen wir für dieſes Mal Abſchied nehmen von den Aerzten Roms. So dürftig und unvollſtändig die Schilderung der ärztlichen Zuſtände iſt, mit welcher ich die Geduld der Leſer auf die Probe zu ſetzen wagte, eine Wahrnehmung dürften ſie doch als Leſefrucht mit ſich nehmen, nämlich die, daß es ohne innere Weihe, ohne Wiſſensdrang, ohne freie Geſinnung und Werthſchätzung menſchlicher Freiheit keine berufstreuen und perſönlich achtungswerthen Ärzte, noch weniger aber einen ärztlichen Stand geben könne, der als Geſammtheit ſeinem Berufe Ehre macht. Sie werden aber vielleicht auch einſehen gelernt haben, daß andererſeits dieſer Stand ſich nur dort in der Mehrzahl ſeiner Mitglieder achtungswürdig erweiſen und erhalten könne, wo derſelbe die verdiente ehrende Anerkennung preiswürdigen Strebens und Leiſtens in der Achtung finden kann, die dem Stande und dem Einzelnen als Angehörigem dieſes Standes von Seite des Volkes und der Regierung gezollt wird.

Soll der Arzt und der ärztliche Stand das ſein und bleiben, was er ſein ſoll und zum Theil ſchon iſt, der treueſte und opferwilligſte Gehilfe der Regierung in der Erfüllung ihrer Pflicht für das Geſundheitswohl der Staatsbürger Sorge zu tragen, — dann darf man ihn auch nicht immer mit ſeiner Bereitwilligkeit zu helfen, mit ſeinen durch Sachkenntniß gereiften Warnungen und Rathſchlägen wie den Bettler vor der Pforte ſtehen laſſen oder abweiſen, weil man die Anzeichen der verkündeten drohenden Gefahr nicht zu erkennen vermag, und deshalb jedes Opfer ſcheut, ihr vorzubeugen, ſo lange es noch möglich wäre, ſie zu dämmen, — und weil man erſt dann, wenn der eingetretene Schade zu mächtig geworden iſt, um nicht ſelbſt den Kurzſichtigſten ins Auge zu ſchlagen, die Aerzte zum Helfen zu commandiren pflegt, wenn menſchliche Hilfe bereits zu ſpät kommt. Mit einem Worte, wenn der ärztliche Stand ſeine wohlthätige Beſtimmung im Gemeinweſen recht erfüllen ſoll, dann muß man ihm auch auf Grund ſeines Fachwiſſens im Staate wie in der Gemeinde den gebührenden Antheil an der Beſtimmung und Durchführung der als nothwendig erkannten Maßregeln geben, ihn nicht immer bloß als freiwilligen oder gezwungenen Rathgeber betrachten und die Annahme oder Verwerfung ſo wie die Durchführung des hie und da beliebten Vorſchlages ausſchließlich in die Hände von Leuten legen, welche von allem Uebrigen mehr verſtehen und wiſſen, als von der Medicin und Geſundheitspflege — nicht im alten Rom! — o nein! bei **uns**!

Anmerkungen.

[1]) L. Apuleius Florida Lib. IV. num. XIX.

[2]) Raynaud A. G. M. de Asclepiade Bithynio medico ac philosopho. Paris 1862. Cicero de orat. I. 14.

[3]) Ch. G. Gumpert. Asklepiadis Bithyni fragmenta. Vimar 1794.

[4]) Hor. ars poetica 323.

[5]) Lampridius cap. 44. Rhetoribus, grammaticis, medicis, mathematicis etc. salaria instituit et auditoria decrevit et discipulos cum annonis pauperum filios modo ingenuos dari iussit. (a. 222 bis 235 p. Chr. n.)

[6]) „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter."

[7]) Cicero Varro I. 16, 4.

[8]) Codex VI. tit. 43 1,3.

[9]) Digest. XXVII tit. 1. De excusationibus.

[10]) Codex III tit. 14.

[11]) Maurici: ars militaris. lib. II. c. 8.

[12]) Martialis V. 9.

In Symmachum:

„Languebam: sed tu comitatus protinus ad me
Venisti centum, Symmache discipulis.
Centum me tetigere manus Aquilone gelatae;
Non habui febrem, Symmache nunc habeo."

Unwohl fühlte ich mich, da kamſt Du Symmachus eilig,
Hundert Schüler mit Dir, von dem Nordwind erſtarrt
Taſten an mir herum die hundert eiſigen Hände,
Fieber hatt' ich noch keins, Symmachus jetzt iſt es da!

[13]) Methodus medendi lib. I.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

(21)

Klytia.

Von

Dr. Wilhelm Mannhardt.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Wäre es unter uns Sitte, kulturhiſtoriſche Feſttage zu feiern ſo hätte von Rechtswegen auch der Tag Beachtung finden müſſen,[1]) an welchem der Cichorienkaffee das hundertjährige Jubiläum ſeiner Fabrikation in deutſchen Landen beging, der Cichorienkaffee, welcher als Bahnbrecher und Begleiter der levantiſchen Kaffeebohne eine ſo große Umwandlung der häuslichen Lebensgewohnheiten unſeres Volkes bis in die niedrigſte Hütte hinein erzeugt hat.[2]) Doch um dieſe Ehre würde ihn ſchon ein weit verbreitetes Vorurtheil in den Cirkeln der ſogenannten feinen Welt betrogen haben. Gleichwohl giebt es mehr als einen Standpunkt, von dem aus die vielgeſcholtene Cichorie achtungswerth erſcheint und ich möchte es unternehmen meine Zuhörer auf eine Ausſicht zu führen, welche uns das vaterländiſche Hausgetränk, das dem gemeinen Bewußtſein als der Inbegriff und das Symbol der Nüchternheit gilt, umſtrahlt von dem Zauber zarteſter dichteriſcher Gedanken und gleichſam verwandelt in das Herzblut der holdſeligſten aller Prinzeſſinnen zeigen wird. An die Cichorienpflanze knüpft ſich eine Mythe, welche von Deutſchland bis Indien von Volk zu Volk reichend auf das ſinnigſte ein feines Verſtändniß der Natur mit den köſtlichſten Schätzen des Gemüthes verbindet.

Man muß nur einmal ein Cichorienfeld in ſeiner Blüthe beobachtet haben, um nachzuempfinden, wie die empfängliche

Seele des einfachen und unſchuldigen Naturmenſchen beim Anblicke dieſes Gewächſes ahnungsvoll erregt wird. Ich ſtand im Juni hinter dem Baumgarten der Pächterin, deren ſelbſtgefertigtes Gebäck und trefflicher Kaffee mir ſo eben trefflich gemundet, auf dem Rücken der Hügelkette, von wo aus mit einem Blicke die weite Meeresbucht und der geſchlängelte Lauf des Stromes, der ſich in ſie ergießt, die alte thurmreiche Stadt und dahinter eine lachende Ebene mit Dörfern und Flecken ſichtbar wird. Die wolkenfreie Luft ſpiegelte ſich in See und Strom, uns zur Seite aber blickte ein Acker voll großer Blumen, wie blaue Sterne anzuſehen, die ihr Antlitz alleſammt, wie ein einſtimmiger Chor, der ſcheidenden Sonne zukehrten, als wollten ſie ſagen: Verweile doch noch und ſteige zu uns hernieder, die wir die Farbe deines Himmels tragen. Unfern am Raine blühte, der Gartencichorie (cichorium sativum) in allem ähnlich, größtentheils ebenfalls blau, in wenigen Exemplaren auch weiß, ihre noch unveredelte wild aufgewachſene Schweſter (cichorium intybus). Aber beſonders an dieſer hatten die langen faſt blattloſen Stengel, die aus der Wurzel hervorſprießenden, ſtruppigen zerſchlitzten Blätter, die an der einzelſtehenden Pflanze mehr in die Augen fielen, andererſeits auch wieder etwas Geſpenſtiſches an ſich, und der Eindruck, den ſie in meiner Seele hervorriefen, war der der Unruhe und Zerriſſenheit, faſt möchte ich ſagen, eines herben Herzeleides.

„Dieſes von meiner eigenen Hand gepflegte Stück", bemerkte die Pächterin, „iſt mir ein lieber und werthvoller Beſitz; ich ſelbſt verfertige daraus jenes Getränk, das Sie vorhin nicht ſo würzlos fanden, und die wilde Sippſchaft der Feldcichorien, oder wie wir lieber ſagen, der Wegwarten da drüben, erinnert mich immer, wie vieles Nützliche und Brauchbare am Wege liegt und

nur darauf harrt, daß der Menſch es aufnehme und in ſeinem Dienſte adele und erziehe."

Es wäre ein merkwürdiges Zeugniß für eine ſozuſagen prophetiſche Begabung des ſprachbildenden Geiſtes, wenn die unwillkürliche Wortdeutung der guten Pächterin Grund hätte. Da aber ſchon vor mindeſtens 5 Jahrhunderten der Name Wegewarte für die Pflanze in Brauch war, wer hätte damals vorausſehen wollen, daß einſt ein von Werlhof für Frau v. Randow verſchriebenes Recept zu einer nützlichen Verwerthung der Wurzel im großartigſten Maßſtabe den Anſtoß geben ſollte? Wir ſchlagen alſo andere Pfade ein, um den Sinn jenes auffälligen Wortes zu ergründen, und ſuchen zunächſt Belehrung in einem Wortſchatz der Mutterſprache. Da Grimm noch nicht bis zum Buchſtaben W hinauskam, fragen wir den alten Heinſius (1822), doch der gewährt nur die Auskunft, daß die Feldcichorie in den verſchiedenen Landſchaften des Vaterlandes unter verſchiedenen Benennungen bekannt ſei: „Wegewarte, Wegeleuchte, Wegeweis, Sonnenwende, Sonnenwirbel, Sonnenwedel, Sonnenkraut, Hindlauft, Hindläufte, verfluchte Jungfer". — Die wuchernde Ueberfülle einheimiſcher Pflanzennamen, welche die genauere Kenntniß der deutſchen Flora vor Linné ſo außerordentlich erſchwerte, iſt nicht überall auf die gleichen Urſachen zurückzuführen, in dieſem Falle jedoch wage ich dreiſt die Behauptung, daß ſie nur verſchiedene Seiten eines und deſſelben Gedankens darſtellen, den der Anblick des Gewächſes hervorrief. Zur guten Stunde fällt mir ein, daß unſer Volk ſich ſeit alter Zeit eine halbvergeſſene geheimnißvolle Geſchichte in die Ohren raunt, welche einmal mit der Wegewarte ſich zugetragen haben ſoll. Alle Wegewarten — ſo heißt es — ſeien verwunſchene Menſchen, die vielen blauen waren böſe, die ſeltneren weißen aber gute Leute. Andere aber wiſſen die Geſchichte beſſer. Ein altes Volkslied, das ſich

unter den Bewohnern des ſogenannten Kuhländchens unweit Oderau in Oeſterreichiſch-Schleſien erhielt, erzählt, wie ein Mädchen ſieben Jahre um den Geliebten weinte, der in der Schlacht gefallen war, und als man ſie dann bereden wollte, einem Andern hold zu ſein, erwiderte ſie:

Eh wenn ich laß das Weinen ſtehn,
Will ich lieber auf die Wegſcheid' gehn,
Will dort 'ne Feldblum' werden.[3])

In der bairiſchen Oberpfalz können wir in den Spinnſtuben noch ausführlicheren Bericht erlauſchen. Es gab einmal eine Prinzeſſin, holdſeliger als alle andern Jungfrauen und glücklich in der Liebe ihres Bräutigams, dem keiner an Schönheit gleichkam. Aber der Ungetreue verließ ſie und ſie ſaß da, vergoß Thränen und härmte ſich Tag und Nacht. Ihre Mägde ſuchten ſie zu tröſten und weinten mit ihr, da der Zuſpruch nichts half. Denn ſie liebten ihre Herrin über alle Maßen. Als nun das edle Königskind vor Gram ſchon dem Tode ganz nahe kam, ſprach es: „Ich wünſchte wohl zu ſterben und doch möchte ich nicht ſterben, damit ich meinen Herzallerliebſten allüberall ſehen könne." „Auch wir" — ſagten die Dienerinnen — „möchten ſterben und doch nicht ſterben, damit er uns auf allen Wegen ſehe." Der liebe Gott im Himmel hörte ihre Seufzer und ſprach: „Wohlan, euer Wunſch ſoll euch erfüllt ſein. Ich will euch in Blumen verwandeln. Du, Prinzeſſin, ſollſt mit Deinem weißen Kleide jedesmal dort ſtehen, wo Dein Geliebter vorübergeht, und ihr, o Mädchen, ſollt in eurem blauen Gewande an allen Wegen ſtehen, daß er euch überall ſehe." Daher nennt man dieſe Blumen Wegewarten.[4]) Wie mannigfache Geſtalten auch dieſe Sage im Gedächtniſſe des Volkes annimmt, darin ſtimmen doch alle Ueberlieferungen überein, daß eine Frau, Gattin oder Jungfrau, in hingebender Treue nach dem fernen Gemahl

oder Bräutigam ausſchaute, ſelbſt dann, wenn die Treue auf falſcher Fährte geht, wie wahrſcheinlich in der einfachen Märe, welche im Jahre 1411 der Dichter Hans Vintler aus dem Munde tiroliſcher Landleute ſchöpfte:

Viele bezeugen, die Wegewart
Sei geweſen ein' Fraue zart
Und warte ihr's Buhlen noch mit Schmerzen.[5])

Wie aber das verzauberte Königskind und ihr Geliebter, dem keiner an Schönheit glich, geheißen waren, darüber iſt jede Sage verklungen.

Doch die treue Hüterin ſo vieler Werthſtücke des nationalen Gedankenſchatzes von ſeinen erſten Anfängen an, die Sprache, verräth dem redlichen Sucher noch manches tiefe Geheimniß, zu dem ſchon viele Geſchlechter der Menſchen den Schlüſſel verloren hatten. Warum die Cichorie Wegewarte, im Schweizerdeutſch Weglnëge (die auf den Weg hinausſchauende), warum ſie verwünſchte Jungfer heißt, wiſſen wir nun; war ſie aber nicht auch Sonnenkraut benannt? Sprechender noch ſind die Ausdrücke Sonnenwende, Sonnenwirbel (vom alten Zeitwort wirbeln, ſich im Kreiſe herumdrehen), Sonnenwedel (von wedeln, in unruhiger Bewegung ſein). Sie ſtellen uns mit maleriſchen Zügen das Bild der ſchmachtenden Schönen vor Augen, wie ſie unabläſſig ihr Antlitz der Sonne zukehrt, ſo bald dieſe morgens am hohen Himmel emporſteigt und das Köpfchen ſich ausreckt, herumdreht und wendet, immer dem Laufe des ſtrahlenden Geſtirnes von Oſten nach Weſten folgend. Dem Landmann iſt wohlbekannt und der wiſſenſchaftliche Naturbeobachter beſtätigt es, daß unſere Pflanze wirklich ihren Blüthenkelch mit Sonnenaufgang öffnet und Abends feſt in ſich zuſammenſchließt, während der Tagesſtunden aber mit ſtets veränderter Richtung jedesmal nach der Seite ſich hinneigt, wo das goldene Himmelsauge ſichtbar iſt.

Weiß doch ſchon der älteſte deutſche Botaniker, jener biedere Prieſter zu Regensburg Conrad v. Megenberg (1309—81) von der Blume cicorea, Sonnenwirbel zu melden „diu praitt ſich ûf gegen der ſunnen ûfgang", und aus ſeinen lateiniſchen Vorgängern, die wahrſcheinlich franzöſiſche Vulgärbenennungen in die lateiniſche Gelehrtenſprache umſetzten, hatte er gelernt, daß ſie nicht allein Solsequium, Sonnenfolge, ſondern auch Sponsa Solis, d. h. Épouse du Soleil, Braut des Sonnengottes genannt wurde.[6]) Da hätten wir alſo den flüchtigen, ungetreuen Bräutigam eingefangen. Dein Incognito, goldlockiger Sonnenjüngling iſt enthüllt und Alles ſinnvoll und klar, warum die verzauberte Geliebte noch immer an der Feldſcheide nach Dir die Aeuglein ſich ausguckt, warum die holde Fürſtenmaid in ihrem weißen Gewande dort ſteht, wo Du täglich vorüberwandelſt, und ihre blaugekleideten Dienerinnen von Dir auf allen Wegen geſehen werden.

Der lieblichſte Duft deutſcheu Gemüthslebens ſtrömt uns anheimelnd aus dieſen Sagen, wahrhaft anmuthigen Blüthen des unbewuſt dichtenden Volksgeiſtes entgegen und wohl darf man ſchließen, daß die Generation edeldenkend und feinfühlend war, unter welcher ſie zuerſt im Schwange gingen. Dieſelbe deckt wohl lange der bemooſte Hügel, da ſeit Jahrhunderten bereits den Weitererzählenden der wahre Zuſammenhang der Ueberlieferung aus dem Gedächtniſſe entſchwunden war. Und in der That, es fehlt nicht an Merkzeichen, daß wir in jenen Sagen nur die Trümmer einer Mythe vor uns haben, welche ſchon damals die Seelen unſerer Vorväter bewegte, als ſie noch in keine engere Beziehung zu der römiſchen und chriſtlichen Cultur getreten waren, und von ihnen in vollſtändigeren Liedern mag beſungen ſein. Zwar in ſolchen Dingen läßt ſich ſelten etwas ganz Gewiſſes ſagen, aber einigermaßen wird es doch das Ver-

ſtändniß der Sache fördern, wenn ich darauf hinweiſe, daß in Folge jenes Mythus unſere Blume zu einem Vorbild ſteter und hingebendſter Liebe geworden iſt. Ein älteres deutſches Buch „die Bedeutung der Blumen" lehrt: „Wer Wegeweiswurzeln bei ſich trägt, der wünſcht, daß er auf alle Tugenden hingewieſen werde, die ſeiner Liebſten gefällig ſind. Wem es aber von ſeiner Liebſten geboten wird, der ſoll bedenken, daß er immer auf dem rechten Wege ſei und ſich durch nichts ablenken laſſe, ſein Herz und Gemüth mit ganzem Wollen nach ſeiner Liebſten kehre, wie auch die Wegweiſe ſich allzeit kehret gegen die Sonne." [7]) Iſt es erſtaunlich, daß einem ſolchen Kraute die wunderbarſten Eigenſchaften zugeſchrieben wurden? Die Wurzel der Wegewarte, zumal der ſeltneren weißblühenden, ſoll die Kraft haben, wenn man ein Stückchen davon in der Taſche trägt, alle Bande und Feſſeln zu ſprengen, Dornen und Pfeilſpitzen aus der Haut zu ziehen, ja ſelbſt ſtichfeſt und unſichtbar zu machen, vor allem aber die Liebe aller derjenigen Perſonen zu erwecken, welche man damit berührt. Sie muß jedoch um die Zeit der Sommerſonnenwende, zu Jacobi (25. Juli) oder am St. Peter- und Paulstage (29. Juli), wann die Sonne am heißeſten erglüht, Mittags zwiſchen 11—12 oder um 2 Uhr mit einem Goldſtück oder einem Hirſchgeweih heimlich und ſtillſchweigend und ohne daß die bloße Hand ihr zu nahe käme, ausgegraben werden. In Franken faßt man die Pflanze in ehrerbietiger Scheu mit einem weißen Tuche an, indeß man ſie mit einem Geldſtücke aus der Erde löſt. Von den Schweizern erzählt Philo im Jahre 1675 in ſeiner Magiologia, daß ſie am Tage Johannis des Täufers (25. Juni) morgens vor Sonnenaufgang knieend die Wurzel mit Golde berühren und in der Kraft des Schwertes des Judas Makabäus herfürgraben, ſolche wider alles Unglück bei ſich zu tragen. Glück in allem Thun und Laſſen hat, nach Ausſage

der Schwaben, wer die weiße Cichorienblume findet, doch ſoll er ſie ſogleich an einen Stab feſtbinden, ſonſt „geht ſie durch“ und iſt am andern Morgen verſchwunden[8]). Sind das nicht herrliche Gleichniſſe für die Zaubermacht der Liebe, wie für ihre zarte Natur, die keine rauhe und fremde Berührung duldet, für ihr Glück, das gebannt und feſtgehalten ſein will, damit es nicht über Nacht entfliege? Zur vollſten Entfaltung und Wirkſamkeit dieſer magiſchen Kräfte gehört es, daß Neigung Gegenliebe finde, daß die angebetete Sonne herniederſteige zum ſehnenden Herzen, und nur der wahrhaft Liebende und Geliebte mag es wagen, die Seele des Mädchens zu löſen aus den mütterlichem Boden, in dem ſie bis dahin feſtgewurzelt haftete. Doch waren dieſe Beziehungen augenſcheinlich nicht die älteſten, noch die urſprünglichſten; vielmehr ſind ſie vermittelt durch den Glauben, daß die Kraft der das Gefängniß der Nacht und die Feſſeln des Winters ſprengenden Sonne in die Pflanze, die ſich ihr zuwende, übergegangen ſei. Die Wärme, welche die liebe Sonne ausſtrahlt, verglich man und ſtellte man gleich der Empfindung, welche der Liebe ſüßer Wahnſinn hervorruft, jener Gluth die, dem Morgenroth bei Sonnenaufgang gleich, als holde Schamröthe beim Begegnen des Geliebten auf den Wangen der Jungfrau ſpielt, und welche oft Noth und Tod beſiegend die Schranken der mächtigſten Hinderniſſe durchbricht.[9]) Den Spuren dieſer Entwickelungsgeſchichte der Vorſtellung begegnen wir in der runden Scheibe des Goldſtücks und in dem Hirſchgeweih, mit denen allein die Pflanze berührt werden darf; beide waren poetiſche oder richtiger mythologiſche Ausdrücke, jenes für die goldne Scheibe,[10]) dieſes für die Strahlen der Sonne. Eine auf Island bald nach der Bekehrung zum Chriſtenthum im Jahre 1000 verfaßte Viſion, das Sonnenlied, kennt noch die heidniſche Vorſtellung von dem Sonnenhirſche (Sólarhiörtr), deſſen Füße (die

Strahlen) auf dem Felde ſtehen, indeß er ſeine Hörner in den Himmel erhebt;[11]) und nach der Edda führt Freyr, der lichte Gott der milden Frühlingsluft, der über Regen und Sonnenſchein waltet[12]) nnd dem die holde Göttin der Liebe Freyja als Schweſter verbunden iſt, ein Hirſchgeweih als Waffe, mit der er den brüllenden Rieſen der Winterſtürme Beli bekämpft.[13]) Sollte es bei dieſer Sachlage[14]) eine vorſchnelle Behauptung ſein, daß jene Vorſchrift über das Ausgraben der Wurzel, welche heutzutage freilich zu gedankenloſem Aberglauben erſtarrt iſt, in einer Periode entſtanden ſein müſſe, als die ererbte uralte Religion und Mythologie noch ſo lebendig war, daß man in dem Horn des Hirſches ein irdiſches Abbild des Sonnenhirſches in Händen zu haben glaubte, dem darum alle jene wunderſamen Kräfte einwohnten, welche dem leuchteuden Geſtirne ſelbſt zukommen? Mindeſtens ſtimmt dieſe Annahme mit den geſichertſten Erfahrungen der Mythenforſchung überein und ließe ſich durch Hunderte von gleichartigen Fällen unterſtützen. Und jetzt mit einem Mal wird uns auch der Name Hindlauft, Lauf, Wettlauf mit der Hindin, d. i. der Soune, verſtändlich. Man vergleiche nur die Wörter Zeitlauft, weitläuftig, Brautlauft (Wettlauf um die Braut oder mit der Braut, Hochzeit). Gemeint iſt die Eigenſchaft der Pflanze, mit ihren Bewegungen den Lauf des Tagesgeſtirns zu begleiten.

In dieſer Verbildlichung als Hindin an Stelle des Hirſchbocks offenbart ſich die uralte Neigung unſerer Sprache, der Sonne vorwiegend weibliches Geſchlecht zuzuſchreiben, und man könnte daher einen ſcheinbaren Vorwand gegen die Heimatberechtigung der Wegewartſage entnehmen wollen. Allein in Wahrheit nur einen ſcheinbaren, denn in unſern älteren Dialecten, dem Gothiſchen ſowol als Althochdeutſchen, läuft neben der Auffaſſung der Sonne als weibliches Weſen auch eine männliche her;

ſelbſt im Mittelhochdeutſchen hörte man noch bisweilen das Masculinum der sunne, des sunnen. Erſt die Neuzeit hat dieſen langen Kampf um das Daſein endgiltig zu Gunſten des ſchöneren Geſchlechtes entſchieden, und da die mythiſche Perſonification der Naturerſcheinungen und das grammatiſche Geſchlecht ihrer ſprachlichen Bezeichnungeu in Wechſelwirkung ſtehen, ſo hat ſich die Volksphantaſie durchaus entwöhnt, die Frau Sonne als Mann zu denken. Dies war die Urſache, weshalb der Bräutigam unſerer Sage in Vergeſſenheit gerieth. In eine wie frühe Jugendperiode des germaniſchen Stammes aber mag derſelbe zurückweiſen, da der Herr Sonne auch in jene älteſten Mundarten nur noch als ein Ueberbleibſel einer noch ferner abliegenden Kulturepoche hereinragt? Wer erfreute ſich nun nicht des Zeugniſſes, daß die Mythe von der Wegwarte ein durchaus nationales Gewächs aus den Zeiten der noch ungebrochenen Volkskraft iſt, nicht ein Lehngut in ſpäteren Jahrhunderten aus der Literatur der Nachbarn herbeigeholt!

Und dennoch — dieſe Allgegenwart iſt eine der räthſelhaften Eigenſchaften des Mythus — begegnet uns die nämliche Erzählung bei mehr als einem Volke wieder, das ebenfalls gegründete Anſprüche darauf erheben darf, ſie unter ſeine älteſten geiſtigen Erbſchätze zu rechnen. Voller tönt hier noch die Ueberlieferung und was die deutſche Sage nur errathen ließ, wird zur klaren und deutlichen Anſchauung.

Wir hängen uns ein Wunſchmäntelchen um, das uns mit Gedankenſchnelle an die Ufer der Donau verſetzt. Leiſe und ungeſehen treten wir ein in die Hütte eines wallachiſchen Landmannes weit hinten in Siebenbirgen. Da ſitzt die fleißige Wirthin und ſteppt einen weißen Linnenſchleier mit blauem und rothem Garne, und die blühenden Töchter verſpinnen um's liebe Leben ſelbſtgeſchorene Wolle zur künftigen Ausſteuer. Ge-

ſang verkürzt die ſchleichenden Stunden. „Nun ſoll die Maica auch etwas ſingen," ruft die Jüngſte: „bitte, bitte, das Lied, das Du ſo oft von Deiner Großmutter hörteſt, als Du noch Kind warſt, wie die Sonne (soare, Masc.) um die ſchöne Blumenkönigin freite." Und das Mütterchen hebt eine alte Weiſe an:

Einſt luſtwandelnd her und hin
Ging die Blumenkönigin
An dem Blumenraine.
Schüttelte die holde Frau
Von den Blüthen ab den Thau,
Wuſch darin ihr Antlitz.

Niemand ward ſie dort gewahr,
Nur der heilige Soar;
Liebesgluth erfaßt ihn,
Und er ſchickt zur Erdenfern'
Abendſtern und Morgenſtern,
Um für ihn zu werben.

Vor die Blumenkönigin
Traten mit dem Gruß ſie hin:
„Segen Dir zur Arbeit!"
Lange ſchweigt ſie, dankt nicht gleich.
Endlich ſagt ſie: „Setzet Euch
„Her zu uns, ihr Boten."

Doch ſie ſprachen: „Nimmermehr
„Setzen ſäumig wir uns her,
„Kamen nicht um's Sitzen.
„Als Brautwerber ſind wir hier,
„Dich verloben wollen wir
„Dem heiligen Soare."

Drauf die Blumenkön'gin ſpricht:
„Nein, fürwahr, ich nehm' ihn nicht!
„Er iſt ja ein Wand'rer,
„Welcher ohne eignen Heerd
„Tags ſtets über Dörfer fährt,
„Nachts ſtets über Waſſer." —

Alſo mit betrübtem Blick
Kehren zu Soar zurück
Seine beiden Boten;
Und ihm, der ſogleich ſie fragt,
Was die Königin geſagt,
Bringen ſie die Antwort:

„Sie verſchmäht Dich, ſagte: Nicht
„Mag ich ihn, da ihm gebricht
„Eine Heimathſtätte,
„Denn er wandert fort und fort
„An dem Tag von Ort zu Ort,
„In der Nacht zum Meere."

Alſo jene. Zornig war
Da der heilige Soar,
Redet dieſe Worte:
„Laß ſie ſchalten; bald in Schmerz
„Wird vergehn ihr ſtolzes Herz,
„Weil ſie mich verſchmähte.

„Denn noch, eh' ſie es gedacht,
„Hab' den Zauber ich vollbracht,
„Der ſie umgeſtaltet,
„Eine blaue Wegewart
„Werde ſie, die ſehnend harrt
„Immerdar der Sonne.

„Steig' ich morgens ſtrahlend auf,
„Zu beginnen meinen Lauf,
„Blüh' ſie auf in Wonne;
„Tauch' ich Abends in die Fluth,
„Um zu ruhn in ſtiller Hut,
„Welke ſie und traure!“ [15])

Dieſes in edler Einfachheit ſchöne Volkslied iſt mit ganz unbedeutenden Abweichungen in verſchiedenen Theilen Rumäniens verbreitet und wird in den Spinnſtuben des Gebirges auch wohl von den Bänkelſängern (poveschtitor), die aus Märchenerzählen ein Gewerbe machen, vorgetragen. Hört man mitunter ſtatt der Cichorea die Sonnenblume nennen, ſo meint doch das Volk damit ebenfalls nur die blaue Wegewarte, die ja auch in Deutſchland Sonnenkraut heißt, oder es verſteht darunter nur fälſchlich, vermöge einer leicht erklärbaren Uebertragung, die hochſtämmige Sonnenroſe unſerer Gärten (Helianthus), die zwar in hervorſtechendem Grade ebenfalls die Eigenheit beſitzt, ihre große Blüthenkrone nach dem jedesmaligen Stande der Sonne zu drehen, aber erſt ſeit zwei Jahrhunderten aus ihrem amerikaniſchen Vaterlande Peru und Mexiko nach Europa eingeführt iſt. Denn nicht zweifelhaft bleibt es, daß der Soareſang als kein ſo modernes Erzeugniß, vielmehr als ein Nachhall der Volksdichtung altitaliſcher Bauern zu betrachten ſei, ja, daß er ſeinem Urſtoffe nach in jene Tage zurückreiche, als Kaiſer Auguſtus durch maſſenhafte Anſiedlung römiſcher Koloniſten in dem 29 v. Chr. eroberten Möſien, die Grundlage der heutigen rumäniſchen Nationalität ſchuf.[16]) Während damals der Zerſetzungsproceß des antiken Heidenthums in den ſtädtiſchen Bevölkerungen beinahe ſchon bis zum letzten Stadium der Auflöſung vorgeſchritten war, nahm der überall conſervativere Ackersmann noch den frommen und ungebrochenen Glauben an die ländlichen Gottheiten in die neuen Sitze mit ſich und die wallachiſchen und moldauiſchen Nachkommen, ließen ſich dieſelben ſelbſt durch das Chriſtenthum nicht völlig entreißen. Noch heute ſind ſie auf das innigſte überzeugt, daß

einige Tage nach der Geburt, die unſichtbaren Schiedsrichterinnen Urſitorile (die Parzen) an der Wiege zuſammenkommen und das Schickſal des Kindes entſcheiden. Noch zeigen ſie in Feld und Wald die Stätten, wo die in den Wolken mit einem großen Gefolge von Feen und Zauberinnen jagende Dina (Diana) über Nacht zu tanzen pflege. Ebenſo unverbrüchlich ſchwören ſie auf das Daſein der Blumenkönigin, Domna Florilor, wiſſen für gewiß, daß dieſer gute Genius über die Menſchen Macht habe und daß man ihn ſich durch Zauberſprüche (Diskantitſche) geneigt machen könne.[17]) Siehe, da iſt ſie, die liebliche Göttin, die Jungfrau oder Mutter Flora, welcher ſchon die Sabiner den Maimonat zueigneten, ſie, die der Römer in allem wirkſam dachte, was da blüht in Feld und Wald, Weinberg und Olivenpflanzung „in der Blume des Weins, der im Faſſe ſich regt, im Honig, dem Auszug aller feinſten Stoffe des Blumenkelchs, wie in der Blüthe der Jugend und des fröhlichen Lebensgenuſſes, „„ſo lange die Roſe blüht.““[18])

Die bis auf den einzigen Umſtand, daß der Sonnengott ſelbſt als ein Heiliger angeredet wird, vollkommene Abweſenheit jeder Beimiſchung chriſtlicher Legende, welche in den epiſchen Rhapſodien der Rumänen mit der Naturſymbolik gemeinhin zu einer reizvollen Miſchung zu verſchmelzen pflegt,[19]) drückt dem Soareliede das Gepräge höchſter Alterthümlichkeit auf, und wenn wir nicht mehr ergründen können, in welcher Epoche es in ſeine jetzige poetiſche Form gegoſſen ſei, ſo dürfen wir mit um ſo größerer Zuverſicht den Anzeichen trauen, daß die zu Grunde liegende Sage bereits am Heerde ſabiniſcher oder latiniſcher Landleute erklang. Denn auch im alten Italien hieß die wilde Cichorie mit einheimiſchem Namen erraticum, das herumirrende Gewächs, oder Ambula, Ambubeja, die Umläuferin, und von Markt zu Markt ziehende Zauberer oder Quackſalber prieſen dieſes Kraut als allüberwäl-

tigend (pankration) und boten den Saft ſeiner Wurzel mit der Verſicherung aus, daß es jeden, der ſich damit ſalbe, beliebt mache und kräftige, jeden Herzenswunſch leichter zu erreichen.[20]) Auf dieſem Wege gelangte die Wegewarte um ihrer mythiſchen Wunderkräfte willen in die Medicin des Mittelalters und ſchließlich in die Hände jenes Arztes, der den Kaffee erfand.

Auch in Griechenland wußten bereits die Zeitgenoſſen Alexanders des Großen von unſerm Mythus zu ſagen und zu ſingen. Doch nicht unmittelbar das beſcheidene und anſpruchsloſe Feldblümchen vermag ich der Lethe zu entreißen, das wohl einmal in den geſegneten Thälern von Tempe und Arkadien zu Hauſe war, ſondern nur die prachtvolle Zierpflanze, welche eine verfeinerte Kunſt daraus zu ziehen verſtand, mit andern Worten, die helleniſche Ausgeſtaltung der Sage lernen wir aus der ſpäteren Bearbeitung eines römiſchen Kunſtdichters kennen.

Es öffnet ſich vor uns der glänzende Salon eines vornehmen Hauſes in der kaiſerlichen Roma. Nach luculliſchem Mahle haben ſich die Gäſte in ein anderes Zimmer zurückgezogen und beſprechen, von Auguſtus der Beſchäftigung mit den ernſteren Angelegenheiten des politiſchen Lebens entwöhnt, die neueſten Erzeugniſſe der modiſchen Literatur, indeß bekränzte Knaben aufs Neue die Trinkſchalen füllen. Vor 8 Tagen erſt iſt vom Ufer des Schwarzen Meeres das langerwartete Manuſcript der Metamorphoſen des Ovidius Naſo, des vielberedeten Dichters eingetroffen, der die lüſternen Verſe ſeiner „Kunſt zu lieben“ und die Mitwiſſenſchaft einer myſteriöſen Hofgeſchichte in der Verbannung büßen muß. Der Gaſtgeber war ſo glücklich, eine der erſten Abſchriften brühwarm aus der Verlagshandlung zu erhalten und giebt unter allgemeinem Beifall einige Stellen zum Beſten. Was nur die Fabelwelt der Griechen an Hiſtörchen von wunderbaren Verwandlungen aufzuweiſen hatte, hat der

Poet an einen fortlaufenden Faden gereiht. Aber nicht ſowohl das Intereſſe des Stoffes feſſelt die Aufmerkſamkeit der aufgeklärten, über jeden Köhlerglauben lächelnden Zuhörer, ſondern der Wohllaut der Verſe, die oft pikante, der Sinnlichkeit ſchmeichelnde Darſtellung, häufig genug jedoch auch der noch friſche Reiz echter und wahrer Poeſie. Denn die neue Dichterſchule beutete die Schätze Griechenlands aus; zum Theil vor Jahrhunderten ſchon hatte der Bienenfleiß der Gelehrten zu Alexandria und Pergamus, unter denen in vorderſter Reihe Nikander aus Kolophon 150 vor Chriſto zu nennen iſt, aus der älteren Literatur der Hellenen dieſe Geſchichten zuſammengeleſen, welchen Ovid zuweilen ein prachtvolles Staatsgewand umhing, zuweilen ziemlich unverfälſcht den urſprünglichen Character bewahrte. „Hört nun, Ihr Freunde“, ſagt der Hausherr, „noch eine Probe der göttlichen Dichtung, und wahrlich, die letzte iſt nicht die ſchlechteſte.“ Und nun wickelt er eine Rolle auf und lieſt, wie Helios, der allſehende Sonnengott, der ſchönen Klytia hold war und zu ihr täglich zu ſeliger Umarmung ſich herabließ. Aber Aphrodite zürnt ihm, weil er ihre galanten Zuſammenkünfte mit Ares belauſchte und dem Gelächter des ganzen Olympos preisgab. Darum muß ihn des Eros Geſchoß mit neuem Pfeile verwunden. Fern im Morgenlande herrſcht Orchamos aus Babylons uraltem Königsgeſchlecht nnd eine Tochter Leukothoë gebar ihm die Gattin Eurynome, des wohlgeruchzeugenden Arabiens ſchönſte Sproſſin. So weit aber dieſe alle anderen Frauen an Schönheit übertraf, ſo weit überſtrahlte Leukothoë, zur Jungfrau erblühend, die Mutter. Helios ſah ſie, und vergeſſen waren alle Nymphen und Erdenkinder, für die er jemals empfunden hatte, Klymene und Kirke und ſelbſt die zarte Klytia, die trotz aller Verſchmähung nur um ſo mehr nach ſeiner Nähe ſchmachtete. Der alle Lande mit ſeinen Gluthen erwärmt, entbrannte ſelbſt in

noch ungekanntem Feuer. Nur Leukothoë blickte er an, nur auf dem Mädchen ruhte ſein Strahlenauge, das der Welt gehört. Frühzeitiger erſchien er morgens am Himmel, ſpäter tauchte er Abends in die Fluthen, im Anſchauen ſich vergeſſend verlängerte er die kurzen Tage des Winters. Unter heſperiſchem Himmel liegt die Wieſe, wo die Roſſe des Sonnenwagens ambroſiſche Kräuter weiden und ausgeſchirrt Abends ihre ermüdeten Glieder für das künftige Tagewerk ſtärken. Einſt, als ſie hier ſchon himmliſches Futter graſten und die Nacht ihren Wechſellauf begann, trat der Gott unter der Mutter Eurynome Geſtalt in das Gemach, wo Leukothoë zwiſchen zweimal zwölf dienenden Mägden die Spindel drehte. Als Mutter küßte er die geliebte Tochter und hieß die Mägde hinausgehen: „Entfernet euch und laſſet mich insgeheim ein Wort mit meinem Kinde reden.“ Sie gehorchten, und als er nun ohne Zeugen der Jungfrau gegenüberſtand, ſprach er: „Ich bin der Gott, der die Länge des Jahres abmißt, der Alles ſieht und Alles ſichtbar macht, das Auge der Welt; wiſſe, ich liebe Dich!“ Leukothoë erſchrak; die Spindel entglitt den nachlaſſenden Fingern, aber auch die Furcht ſtand ihr ſchön. Länger hielt er ſich nicht, im vollen Glanze ſeiner wahren Geſtalt ſtand er plötzlich vor ihr; und nur zu bald glaubte ſie, von dieſer himmliſchen Schönheit beſiegt, ſeinen heißen Schwüren. Doch das Glück der Nebenbuhlerin erregte Klytias Neid, denn inbrünſtig hatte Helios ſie geliebt, und von namenloſer Eiferſucht getrieben, verrieth ſie dem Vater die Entehrung der Tochter. Zornig brauſte Orchamos auf. Er hört nicht auf die flehende Leukothoë, die umſonſt ihre Arme zur Sonne emporſtreckt, lebendig begräbt ſie der Unmenſch und thürmt einen Hügel Sandes über ihr auf. Wohl neigte Helios ſich herab und durchdrang mit der Gluth ſeiner Blicke den Hügel, aber ſelbſt dieſe vermochten nicht in den ſchönen Leichnam

die Wärme des Lebens zurückzurufen. Da beſprengte er unter lauten Klagen das Grab mit olympiſchem Nectar: Trotz alledem, ſagte er, ſollſt Du zum Himmel emporſteigen. Und ſiehe, vom Nectar getränkt, zerfloß der Körper und netzte die Erde mit Wohlgerüchen, das Sprößlein einer Pflanze wurzelte am Boden, trieb und wuchs und durchbrach endlich als Weihrauchſtaude mit ſeinem Wipfel den Hügel. Zu Klytia aber, der früheren Geliebten, mochte immerhin ihre Liebe die Eiferſucht und die Eiferſucht den Verrath entſchuldigen, kehrte der Urheber des Lichtes nimmermehr zurück, ſein Herz war für ſie auf immer erkaltet. Von Stund an verzehrte ſie der Gram über ihre Unbeſonnenheit. Sie floh den Reigen der Nymphen; leidverſenkt ſaß ſie Tag und Nacht mit aufgelöſtem Haar auf kalter bloßer Erde, neun Tage enthielt ſie ſich der Speiſe und lebte von hellem Thau und ihren eigenen Thränen. Beſtändig ſchaute ſie empor in das Antlitz des über ſie hinwandelnden Gottes, bis — ſo geht die Sage — ihre Glieder am Boden feſthafteten, ein Theil ihrer Todtenfarbe in ein blaſſes Kraut, ein Theil aber in Roth überging und eine veilchenähnliche Blume ihr Angeſicht bedeckte. Auch im Erdreich wurzelnd wendet ſie ſich noch immer unaufhörlich nach ihrem Helios hin und auch verwandelt bewahrt ſie ihre Liebe.[21])

Fein und geiſtvoll war der Einfall, die Kinder zweier Welten, die exotiſche Weihrauchpflanze Arabiens und ein unſcheinbares veilchenblaues Feldblümchen Europas als Nebenbuhlerinnen um die Gunſt des Sonnengottes einander gegenüber zu ſtellen. Durch dieſen Gegenſatz mochte der Dichter bei ſeinen Zeitgenoſſen eine ähnliche Wirkung hervorbringen, wie H. Heine durch ſein berühmtes Lied vom Fichtenbaum und der Palme. Dennoch mußte es ſelbſt der vollendeten Meiſterſchaft eines Ovid mißlingen, die Nähte zu verdecken, mit denen in obiger Dichtung zwei zwar

ähnliche und verwandte, aber urſprünglich unabhängige und ſelbſtändige Erzählungen aneinandergereiht ſind.

Kaum je war ein Grieche bis in das Innere von Saba vorgedrungen, deſſen Königin einſt die Weisheit Salomos verehrte, noch keiner hatte dort zwiſchen unzugänglichen Felswänden die Haine beſucht, von deren Bäumen — wie die Rede ging — um die Hundstage jenes dem Sonnengotte heilige Harz herabtropfte, das nach Leib und Seele reinigender Vorbereitung mit religiöſer Scheu geſammelt, zunächſt in den Sonnentempel gebracht wurde und von dort als ein überaus koſtbarer Handelsartikel auf den Weltmarkt kam, um als Weihrauch mit lieblichem Wolgeruch von den Altären der Götter aufzuſteigen.“[1]) Nur dunkle Gerüchte, widerſprechende Angaben über die Natur und das Ausſehen des Gewächſes waren zu den helleniſchen Kaufleuten in den aſiatiſchen Küſtenſtädten gelangt, bevor die letzten Lyderkönige es auch bei Sardes anbauten; aber das Myſterium ſeines Urſprungs unter der heißen Sonne des Wendekreiſes beſchäftigte um ſo lebhafter die Einbildungskraft. So entſtand das Märchen, das einen Theil der ovidiſchen Schilderung bildet. Die Weihrauchpflanze — ſo wird es zu Anfang gelautet haben — war eine Nymphe, welche der Sonnengott liebte. Aber dieſe Liebe ward ihr verderblich, es welkt und ſtirbt ja die Pflanzenwelt durch die verzehrenden Gluten des tropiſchen Hochſommers. Ihr Vater, der Wind, der König der Wüſte (Orchamos iſt ein Appellativ und bedeutet nichts anders als Anführer, Herrſcher) thürmt Haufen Landes über der Leiche auf, aber des Gottes Blicke dringen hindurch, er gießt den himmliſchen Nectar warmer Regengüſſe über die Erſtorbene aus und aus der Gruft erhebt ſie ſich düfteverbreitend zu neuem Leben. Wenn ſomit das uralte, niemals ausgeſungene Thema der Dichtung, das jährliche Vergehen und Wiedererſtehen der Pflanzenwelt in friſchen morgen-

ländiſchen Localfarben den Inhalt dieſer Geſchichte ausmachte, ſo war andererſeits in der damit verknüpften Klytiaſage ein ganz anderer Ideenkreis verkörpert, der ſich vielmehr auf den täglichen Umlauf des Sonnengottes bezog. Dürfte man mit einiger Sicherheit annehmen, daß der Name Leukothoë d. h. die ſchimmernde Läuferin, vom römiſchen Dichter, oder wer ſonſt zuerſt die beiden Erzählungen in einander verwebte, nicht dem orientaliſchen Märchen, ſondern der helleniſchen Sage entlehnt ſei, ſo ließe ſich nach Ausſcheidung aller Zuthaten für die letztere nicht ohne Wahrſcheinlichkeit dieſe Grundform herſtellen. Klytia, die göttliche Jungfrau, die man ſo oft im Geſpräche des Volkes rühmend erwähnen hört — dies beſagt ihr Name und nichts hindert uns dabei, an die Blumengöttin des Frühlings zu denken — Klytia genoß die ſeligſten Stunden im Bunde mit Helios. Doch der Flatterhafte kehrt ſich von ihr ab um Leukothoës willen, der Mondgöttin, die den zwölf Monaten gebietend (die 24 Mägde ſind wol eine hyperboliſche Verdoppelung) weißſchimmernd über den nächtlichen Himmel eilt. Im Dunkel des Abends ſchleicht er zu ihr, unkenntlich, verwandelt, in der Geſtalt einer alten Frau, ihrer Mutter, der Nacht. Leukothoë, die Mondgöttin ſtirbt, nachdem er ſich ihr, wie Zeus der Semele, in ſeiner wahren Geſtalt gezeigt hat, beim Anbruche des Tages. Fern bleibt er dennoch der verlaſſenen Klytia, die in ſehnender Herzensangſt unabläſſig zu dem droben Wandelnden emporſchaut und in jene Blume verwandelt wird, welche noch immer mit ihren Bewegungen nach dem Laufe des Tagesgeſtirns ſich richtet. Die Auffaſſung der nächtlichen oder winterlichen Verdunkelung des Sonnengottes als eine Verkappung oder Vermummung, kehrt in vielen andern mythiſchen Erzählungen z. B. in jenen Märchen, die der Geſchichte von Amor und Pſyche bei Apulejus verwandt ſind, ſo wie in vielen anderen wieder, in

denen der Held ſeine goldenen Haare unter ſchwarzer Kappe bergend im ſchmutzigen Gewande eines Küchenjungen oder Gärtnerburſchen auf dem Königsſchloſſe dient.

Einen Einwand gegen die von uns verſuchte Wiederherſtellung der griechiſchen Volkserzählung dürfte man auch nicht etwa daraus entnehmen, daß der Hellene Sonne und Mond gemeinhin in geſchwiſterlichem Verhältniß ſich dachte, denn in ſolchen poetiſchen Auffaſſungen pflegt der Volksgeiſt zu ſchwanken, wie das deutſche Beiſpiel des Herrn und der Frau Sonne uns lehrte; und nicht nur in der Mythologie anderer Völker begegnen uns jene Beiden als ein freilich meiſtens zänkiſches Ehepaar — den Letten galten ſie für die Eltern der Sterne — ſondern ſelbſt der Grieche wußte auch ſonſt von der Neigung des Helios zur Perſeis, d. i. der Mondgöttin Hekate zu berichten. Daß Helios um Leukothoës willen am Himmel verweilt, verräth die übertreibende Phantaſie eines echten volksthümlichen Märchenerzählers. Gradeſo heißt es in dem ſchönen ſiebenbirgiſchen Märchen von den beiden Goldkindern, daß die Sonne auf ihrem Tagesgange ſtehen blieb, ſich nicht ſatt ſehen konnte und ſieben Tage nicht unterging, um die lieblichen Knaben mit den goldenen Haaren zu bewundern. Noch mehr klingt es an, wenn im bulgariſchen Liede von der Heirath der Sonne (Masc.) mit der ſchönen Grozdanka erzählt wird, daß Prinz Sonne, als er die Schöne ſah, von Zauber gefeſſelt drei Tage und drei Nächte bebte und in liebender Sehnſucht vom Himmel zu verſchwinden verſäumte.

Welches Kraut Ovid im Sinn hatte, wird ſich ſchwer ausmachen laſſen. Die Ausleger denken an diejenige Pflanze mit bläulicher Blüthe, die der Grieche Heliotrop, Sonnenwende, der Lateiner Solago, Sonnenwirbel nannte, weil man — wie Plinius ſagte — an ihr das Wunder beſtaunte, daß ſie ſelbſt bei nebligem Tage zur Sonne aufſchaut, mit ihr ſtündlich im Kreis-

laufe herumgeht: und ſo große Liebe zu dem Geſtirne bezeigt, daß ſie Nächtens gleichſam aus Sehnſucht ſich zuſammenzieht[23]); allein die Blüthen der beiden Pflanzen, in welchen neuere Reiſende, wie Sibthorp und Fraas, dieſe Sonnenwende der Alten wiedererkannten, nämlich ein unſerm peruaniſchen moſchusduftenden Gartenheliotrop verwandtes Gewächs und das einer ganz andern Claſſe angehörige Croton Tinctorium, franz. Tournesol, entſprechen Ovids Beſchreibung nicht, ebenſowenig das Kraut Sonnenſchau, Helioscop, eine Art Wolfsmilch, noch die Lupine, die dem Landmann ſelbſt bei bewölktem Himmel die Tagesſtunde verkünden ſoll. Am zutreffendſten wäre das ſogenannte Alpenveilchen, eine rothe veilchenförmige Blume, wenn es feſtſtünde, daß auch dieſe Pflanze jene — wie die Alten ſagen — göttliche Eigenſchaft beſitze. Möglicherweiſe hatte urſprünglich auch die antike Mythe die Cichorie im Sinne und erſt Ovid deutete die in ſeiner Vorlage genannte blaue Blume in ein veilchenartiges Gewächs um, oder es haftete dieſelbe Sage an mehreren Pflanzen, der Italiener nennt noch heute eine Caltha Sposa del Sole.

Die Analyſe der römiſchen Dichtung hat uns vorbereitet, auch die Hauptzüge des ſlaviſchen Mythus zu entziffern, der (wie das orientaliſche Märchen von der Weihrauchsſtaude) um das Jahresgeſchick der Pflanze ſich bewegt, jedoch abweichend von den im bisherigen Laufe unſerer Betrachtung beobachteten Beiſpielen, an eine beſtimmte Lokalität angeknüpft iſt.[24]) Zwei mähriſche Berge umſpinnt die Epheuranke jenes Mythus; das Waldrevier des 4300 Fuß hohen Altvaters an der Grenze nach Schleſien und die Kuppe des zehn Meilen öſtlicher gelegenen Kotaucz, im Kreiſe Prerau mit einer tiefen geheimnißreichen Höhle, die der Volksglaube für den Sitz ſchädlicher Dämonen hielt, und einer Halde, welche noch im 17. Jahrhundert

nach uraltem Väterbrauch als Stätte einer tanzreichen Frühlingsfeier am Himmelfahrtstage diente[25]). So aber lautet die Erzählung: Drüben im Altvaterwalde wohnte der Zauberer Batir (d. i. Altvater, Ahnherr, vgl czch. bata, Vater, slavon. Batja, Ahnherr, lith. battis, battuźis, Väterchen) mit seiner holden Tochter Czekanka (d. i. die Harrende von czch. czekam, ich warte). Der Mann, welchem sie ihr Herz zu ewigem Eigenthum übergeben hatte, Wrawanec (d. i. Lärmmacher von czch. wrawiti, lärmen, tosen) wurde von einem Nebenbuhler ermordet; da erfaßte sie ein namenloser Schmerz und sie tödtete sich über dem Grabhügel des Geliebten. Sterbend ist sie in die blaue Wegewarte (czekanka) verwandelt worden. Wuthentbrannt schüttete Kotaucz (d. h. czch. kotaucz Kreis, Scheibe, Rad), so hieß der Mörder, einen Ameisenhaufen über der Blume aus,[26]) die kleinen Thiere aber verfolgten ihn, bis er sich in eine Schlucht des nach ihm benannten Berges stürzte. Es bedarf nur eines geringen Nachdenkens, um einzusehen, daß in der uns überlieferten Form dieser Erzählung von den Berichterstattern die ursprüngliche Reihenfolge der Namen vertauscht ist. Altvater, dies war der ältere und richtige Zusammenhang, hatte eine Tochter, die von Kotaucz geliebt wird, und ihn wieder liebt. Die Liebende ist die wolbekannte Cichorienpflanze, ihr Buhle aber, dieser Herr Kreis oder Scheibe (offenbar eine Personification der Sonnenscheibe oder des Sonnenrades als männlicher Heros), wird von seinem Nebenbuhler Wrawanec, dem Brüller[27]) d. h. dem lärmenden stürmereichen Herbste den Berg hinuntergestürzt. Ueber seinem Grabe stirbt ihm nach die in Treue ihm anhangende Jungfrau. In der That sinkt ja das Licht der Sonne von Mittsommer an von seiner höchsten Höhe gleichsam bergab hinunter, was bei der Sonnewendfeier (am 23. Juni) an vielen Orten sinnbildlich durch den Volksgebrauch

ausgedrückt wird, feurige, d. h. in Brand geſteckte Scheiben oder Räder, Abbilder der Sonne, aus Holz oder Stroh erſt hoch im Bogen in die Luft und dann einen Berg hinab zu treiben. Von dieſer Zeit an iſt dann auch die Blume der Brautwerbung herbſtlicher Mächte verfallen, ſie welkt und ſtirbt endlich, wenn der Winter beginnt, oder mythiſch ausgedrückt auf dem Grabe ihres Geliebten, des ſommerlichen Sonnenheros.

Doch auch dieſe nunmehr erſchloſſene Form der Sage beruhigt unſer kritiſches Gewiſſen noch nicht. Es muß eine ältere vorausgegangeu ſein, welche den Namen Czekanka d. h. die Harrende motivirte. Nicht des Todten harrt man, deſſen Grab man kennt, ſondern des Lebenden, der davonziehend ein treues Herz daheim ließ. Ergänzen alſo muß unſere Phantaſie auch den ſlaviſchen Mythus durch den Zug, daß Kotaucz von ſeiner Czekauka in die Ferne zog; treulich erwartete ſie ihn, bis ſie entdeckte, daß er von des Wrawanec Mörderhand getödtet ſei, der an ſeiner Stelle ſie umworben. Im Frühling und Sommer iſt der Sonnenball der Pflanze Bräutigam, aber wenn die Tage abnehmen, die Sonne in die Ferne geht, dann buhlt der Herbſtwind um der Pflanze Gunſt. Kommt aber der Zeitpunkt, in welchem die Sonne ſo ſchwach wird, daß ſie ſo zuſagen geſtorben, von dem Nebenbuhler getödtet erſcheint, dann haucht auch die treue Pflanze ihr Leben aus. Auch der Mörder, der Dämon des Herbſtes und Winters findet ſein Ende im Frühling, wenn die Sonne die längeren Tage zurückbringt. Dies etwa war, in die Sprache des gemeinen Lebens überſetzt, der Gedanke, den die alte czechiſche Czekaukaſage zum Inhalt hatte, ehe die Aehnlichkeit der Bergnamen Altvater und Kotaucz Veranlaſſung wurde, ihren Schauplatz an dieſe dem Gemüthe des mähriſchen Volkes ſo werthen Orte zu verlegen. Hiemit aber vollzog ſich unwillkürlich und von ſelbſt der ſchon ange-

deutete Rollentauſch der handelnden Perſönlichkeiten in der Sage. Da der Berg Kotaucz (der wahrſcheinlich von ſeiner Geſtalt den Namen hatte) als die Wohnſtadt ſchädlicher Dämonen galt, welche von Zeit zu Zeit daraus hervorbrachen, bis ſie frommer Zauberſpruch den Berg hinabſtürzte und in die Hölle bannte, und da die fröhlichen Chorreigen auf dem Gipfel zu Himmelfahrt wie ein jubelndes Siegesfeſt ſich anließen, entſtand der Glaube, daß hier im Frühling jener winterliche Dämon hinabgeſtürzt, daß er Kotaucz geheißen, ſein Gegner Wrawanec aber der wahre Geliebte der Czekanka geweſen ſei.

Hat die ſlaviſche Lokalſage wieder die Cichorienpflanze zum Mittelpunkt, ſo iſt es die Tulaſiſtaude, das heilige Ocymum aus dem Geſchlechte der Münze, welcher die friſche und lebendige Sitte der Gegenwart in Indien ein Liebesverhältniß mit dem Sonnengott zuſchreibt. Alljährlich ladet der Herſcher von Agra Hunderttauſende von Gäſten zu einem feierlichen Vermählungsfeſte ein. Ein glänzender Zug bewegt ſich dann dem Haine zu, in deſſen Mitte die heilige Tulaſiſtaude wächſt. Acht Elephanten ſchreiten voran, zwölfhundert Kameele und viertauſend Roſſe folgen, prächtig aufgeſchirrt und ſämmtlich beritten. Der Hauptelephant trägt ein Sâlagrâm d. h. einen Kieſelſtein, auf welchem ein verſteinertes Ammonshorn abgedrückt iſt, das von dem Inder — wie von dem Germanen das Hirſchgeweih — als ein Abbild der Sonne heilig gehalten wird. Von den oberſten Prieſtern umgeben, ſtattet der heilige Kieſel der kleinen Strauchgöttin den Bräutigamsbeſuch ab; bald folgt die Vermählung; unter allem Pompe und mit jedem Brauche einer menſchlichen Hochzeitsfeier giebt der Brahmane das Sonnenbild und die Pflanze zuſammen. Hernach werden Braut und Bräutigam unter feierlichen Bittgeſängen in den Tempel gebracht, um dort bis zur nächſten Jahres-
it auszuruhen. Ein üppiges Mahl vollendet die Feier. Der

Radſcha bewirthet alte geladenen Gäſte; man kann ſich den Aufwand denken.[28]) Fragt man nach der Urſache dieſer ſeltſamen Ceremonie, ſo erfährt man, daß in den Poren des Ammonshorns Viſchnu ſelber ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen habe; den ſeine jetzigen Anbeter unter den Hindus freilich als das höchſte Weſen, als den Allgott verehren, der aber — und dies gewährt auch für jenen Brauch den Beweis höchſten Alterthums — in der indiſchen Urzeit als der Sonnengott geglaubt wurde, welcher mit drei Schritten (Aufgang, Höhepunkt und Niedergang) die Welt durchmißt und daher noch heute in der populären Darſtellung den goldenen Diskus, die Sonnenſcheibe, als Waffe ſchwingt.[29]) Die Tulaſipflanze ſoll die Verwandlung einer Frucht- oder Blumengöttin Tulaſi ſein; — oder der Lakſchmi, der Gemahlin Viſchnus, der Göttin der Schönheit, des Glücks und der Anmuth, ohne welche Menſchen und Thiere auf der Erde verſchmachten, Teiche und Brunnen austrocknen und die Bodenfrüchte verdorren würden. Sie ſelbſt führt auch den Beinamen Tulaſi und trägt die indiſche Sonnenblume in der Hand.[30]) Noch anders erzählt man, jener Brauch rühre daher, weil einmal in die Tulaſiſtaude die Sîtâ verwandelt wurde, welche einſt König Dſchanaka als neugebornes Mägdlein in einer Ackerfurche fand und erzog. Dieſe Angabe enthält aber nur mit anderen Worten denſelben Gedanken wie das Vorige. Denn Sîtâ und der herrliche Held Râma, ihr Gemahl, galten dem Vâlmiki, dem Verfaſſer des Epos Râmâyana oder dem Vervollſtändiger deſſelben als die Götter Lakſchmî und Viſchnu ſelber, die Menſchenleib und Menſchenloos auf ſich genommen hatten, um die Welt von großem Verderben zu erretten.[31]) Es fehlt dem indiſchen Brauche eine Beziehung auf die Entfernung des liebenden Sonnengottes, aber übereinſtimmend mit dem Soareliede iſt der bedeutſame Zug, daß die Göttin der Schönheit und Anmuth, der Genius der Blütenwelt

ſelbſt in dem Gewächſe ſich verkörperte. Und faſt ſcheint es, als habe in dieſem einen Satze — Flora, des Helios Braut — die Einfalt kindlichen Gemüthes vorahnend ausgeſprochen, was die langſamer nachſchreitende Wiſſenſchaft erſt in unſerem Jahrhundert als ein allgemeines Lebensgeſetz der Pflanzen erkannte. Alle Pflanzen werden vom Lichte angezogen, ſtreben ihm entgegen, aber unendlich verſchieden, weil bedingt durch die Structur der Zellgewebe, äußert ſich dieſes Dürſten nach Licht, am auffälligſten bei ſolchen Gewächſen, deren Stengel ſo geartet ſind, daß ſie ſich auf ſich ſelbſt drehen können, um ihre Blumen grade der Wirkung der Sonnenſtrahlen auszuſetzen, ſo daß ſie denſelben in ihrem Tageslaufe folgen. Da an ihnen die Beobachtung des Naturmenſchen zunächſt haftete, wurden ſie Träger der Sage, die über ſich ſelbſt auf die Ahnung eines viel weiter ausgedehnten Naturgeſetzes hinweiſt.

Doch eines Zuges aus tieferem Schachte bedarf es, um begreiflich zu machen, wie dieſe Sage überhaupt entſtehen konnte. Laſſen wir auch die ſchwierige Frage ruhen, ob und in welcher Form ſie von Deutſchen, Römern, Griechen und Slaven bereits aus deren aſiatiſcher Urheimat nach Europa mitgebracht wurde, oder ob und wann ſie als Lehngut von Volk zu Volk wanderte, ſicher iſt doch, daß ihre erſten Keime ſelbſt über das Zeitalter Alexanders des Großen weit zurückliegen, ja uns gradezu in die früheſte Kindheit unſeres Geſchlechtes verſetzen. Ungeübt in der vergleichenden Prüfung der ſie umgebenden Dinge der Außenwelt war die Urmenſchheit — wie noch unſere Kinder — jeden Augenblick in Gefahr, aus leichten Aehnlichkeiten auf gleiche Urſachen der Erſcheinungen zurückzuſchließen. Der gemüthliche Eindruck, dieſe Summe von Nervenreizen und ſeeliſchen Empfindungen, den die Dinge hervorriefen, ward häufig beſtimmend für die begriffliche Seite der Vorſtellungen. Der Donner erregt

den Wilden ähnlich wie das Geräuſch einer Kriegstrommel, oder das polternde Gezänk eines Menſchen. Sogleich, und mit Nothwendigkeit ſchließt er: Da iſt eine große Himmelspauke, da ſchilt der große Vater. In ähnlicher Weiſe wurde der gemüthliche Eindruck, den die Pflanzenwelt auf den kindlichen Beſchauer übte, ſchöpferiſch für ſeine Begriffsbildung. So unbegreiflich es uns Modernen klingen mag, hat es in Wahrheit einmal eine Zeit gegeben, in der man keinen begrifflichen Unterſchied zwiſchen einer Pflanze und einem Menſchen zu machen wußte. Wem wäre eine mehrfache Analogie zwiſchen dem Menſchen und der Pflanze entgangen? „Nicht mehr an die ſtarre todte Form gebannt, wie der Stein, äußert ſie ein Leben, dem unſern entſprechend, ein Wachsthum, ſich Nähren, Entfalten, Blühen, Abnehmen, Vergehen. Sie iſt ein lebendig individuelles Weſen.“ Nur auf der oberſten Schöpfungsſtufe, der menſchlichen, wieder offenbart ſich der Gegenſatz der Entwickelungsperioden ſo rein. Der Menſch geht auf wie eine Blume und fället ab, ſagt Hiob. Die einfüßige Pflanze ſteht, und der Zweifüßler, der Menſch, geht aufgerichtet gen Himmel ſtrebend, des vielfüßigen Thieres Antlitz beugt ſich abwärts, der Erde zu. Die Knospen gleichen Häuptern und wenn die Blume aufgeht, ſo iſt es, als ob ſie ein Auge aufſchlage, ſie ſcheint, wie aus einem Schlummer, in dem ſie befangen war, zu erwachen. Aus Duft und Farbe entſpringt der Reiz, der uns in der Blume wie das ewig Weibliche anmuthet und im Weibe etwas Blumenhaftes ahnen läßt. Nicht allein Jean Paul nennt die Frauen beſeelte Blumen, nicht allein unſere älteren Dichter rufen die Geliebte mit innigſtem Koſewort zarte Blume, ſüße Roſe, Maienblüthe, o Du liebe Sonnenblume; ſchon dem Salomo des hohen Liedes iſt ſeine Sulamith die Blume zu Saron und die Roſe im Thal. Zum Feſte keuſcher Vermählung ſchmückt ſich die Blume mit der Pracht

ihrer Farben, wie eine Braut und das Herz öffnet ſich wie im Mai die Knospe ſpringt. Das ſind nicht verſtandesmäßige Reflexionen, das ſind urſprüngliche Eindrücke und Empfindungen, ſo alt als die Menſchheit ſelbſt. Dem Urmenſchen, dem unglaublich wenige Merkmale genügten, um einen Begriffsinhalt zu bilden, erwuchs daraus unmittelbar die Vorſtellung, die Pflanze iſt ein Weib und das Weib eine Pflanze; Bäume galten den älteſten Germanen, Griechen, Römern und Perſern nachweislich als die Ahnmütter der Menſchen.[32]) Und miteins lieh die Einbildungskraft des Anſchauenden der Pflanze Empfindungen und Leidenſchaften der eigenen Bruſt, Haß und Liebe, Freude und Schmerz; die Pflanze lebte nicht allein, ſondern erlebte auch, was ſie lebte. Jacob Grimm hat einmal die feine Bemerkung gemacht, wie verwandt Sonne und Blume das urſprüngliche Gefühl berührten. Auch in der Sonne blickt ein Auge hernieder, und die Sprache läßt mit denſelben Worten das Licht wie die Blume hervortreten. „Nicht anders ſteigt und dringt die Blüthe, wie der Tag, die Blüthe bricht auf, der Morgen bricht an.“[33]) Mit um ſo ſicherer Nothwendigkeit mußte, als man die Eigenſchaft jener nach der Sonne ſich drehenden Pflanzen bemerkte, die Ueberzeugung ſich aufdrängen: Die Blumenjungfrau liebt den Sonnengott, liebt ihn mit ganzer Gluth der Seele, ſchmerzlich bewegt ſchaut ſie zu dem ewig fernen und doch ewig nahen empor und blickt ihm trauernd nach, wenn er hinter den Bergen verſchwindet. Und eben darum, weil man in der Pflanze ein wirkliches Weib erſchaute, konnte man wähnen, daß alle Wundermacht des liebenden Gemüthes, die man im Menſchenleben empfand oder wahrnahm, ſich in ihr entfalte, ja in ganz einziger Weiſe, in höchſt geſteigertem Grade rege und wirke. Denn der Menſch, auch der Liebende, hat noch hundert andere Leidenſchaften, Affecte und Beſchäftigungen, aber die der Sonne zu-

gewandte Blumenjungfrau thut nichts anderes, ihr ganzes Daſein erſchöpft ſich in Befriedigung dieſes einen Triebes der Seele. Daher ward auch die Ueberzeugung möglich, daß ſie von der Fülle der in ihr lebendigen und durch den Kuß der geliebten Sonne von ihr eingeſogenen Kräfte auf andere übertragen könne und indem der Menſch von ihr eine übernatürliche Einwirkung, Hilfe und Förderung für ſein Glück und ſeine ſüßeſten Hoffnungen erwartete, ward ſie zu einem Gegenſtande frommer Scheu und Andacht, ward ſie in die Sitte, den Kultus und die Religion des Volkes verflochten, die ihm „ein unbegreifliches Heiligthum iſt voll Seligmachung". Davon liegen uns im deutſchen und römiſchen Aberglauben von der Cichorie, ſowie in dem indiſchen Vermählungsbrauche bedeutſame Ueberbleibſel vor. Doch jede Täuſchung zerrinnt. Allmählich wurde man inne, und mußte man bei fortſchreitender Entwicklung durch einen Bruch des Bewußtſeins inne werden, daß das Weib keine Pflanze, die Pflanze kein Weib ſei. Es bildeten ſich die Anfänge eines botaniſchen Begriffs,[34]) aber der Gefühlsinhalt der alten Vorſtellung blieb, und ſo leichten Kaufes ließ ſich die ältere Auffaſſung nicht verdrängen. Die Erfahrung lehrt, daß wo nur immer von den Streichen der ſiegreich vordringenden Vernunft ein bis dahin feſtgewurzelter Glaube zum Rückzuge gezwungen wird, derſelbe immer noch mit Hilfe eines Compromiſſes ein Stück des verlornen Bodens zu behaupten ſucht. Jetzt hieß es entweder: Die Pflanze iſt zwar ein Gewächs, das iſt unſtreitig, aber in ihr wohnt unſichtbar die Seele eines göttlichen Weibes. Eine Dryas lebt in jedem Baum. Oder: die Pflanze war einmal eine Nymphe, wurde aber in das Kraut verzaubert. Von wem denn? fragte die Neugier. Natürlich von dem Sonnengott, nach dem ſie ſich die Aeuglein ausguckt. Und da nun von einer ein einzigmal, an einem einzelnen Zeitpunkte geſchehenen

Begebenheit die Rede war, erforderte die Folgerichtigkeit, daß auch der täglich wiederholte Naturvorgang des Scheidens der Sonne in ein einmaliges Ereigniß verwandelt wurde. Helios hat einmal die Klytia geliebt, aber er wandte ſich von ihr und hat ſie treulos verlaſſen. So entſtand unſer Mythus — wie alle Mythen — als Ueberzeugung, als ein Stück des Glaubens von dem Weſen der Dinge, durch ein Zuſammenwirken von Gefühl, Anſchauung, und kindlichen Vernunftſchlüſſen.[35]) Aus einer vermeintlich objectiven, vermeintlich der Wirklichkeit entſprechenden Auffaſſung des gegenſeitigen Verhältniſſes zweier Naturerſcheinungen wurde eine angeblich hiſtoriſche Erzählung, und was in Wahrheit der Ausfluß einer Naturnothwendigkeit war, ward als freie That vollbewußter Perſönlichkeiten gekennzeichnet. Wo dann (wie ſpäter in dem deutſchen Volke) vergeſſen wurde, daß die handelnden Perſonen göttliche Weſen ſeien, erblaßte der Mythus zur bloßen Sage, zum Märchen.

Jeder weitere Fortſchritt in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts ſtrebt zur Abſtreifung der mythiſchen Denkweiſe, zur Auflöſung der Mythen hin. Doch ein Reſt bleibt für die Dauer. An die Stelle der Identität tritt die Vergleichung:

Du biſt wie eine Blume,
So hold, ſo ſchön, ſo rein.

Häufig alſo ſind ſolche Vergleiche aus dem Urgeſtein zertrümmerter Mythen entſtandene Sandkörnchen, die doch noch immer mehr oder minder die Gefühlswärme der urſprünglichen mythiſchen Anſchauung durchdringt. Aus ihnen, oder geradezu aus denſelben Urelementen ſchafft in ſpäteren Zeitaltern die Kunſt vielfach mit Abſicht und Freiheit neue Geſtalten, welche den Schöpfungen des unbewußt wirkenden Volksgeiſtes zum Verwechſeln ähnlich ſehen, gleichſam Neuſchöpfungen des Mythus ſind. Und auch jene Erzählungen gehen, ſelbſt wenn der Glaube an

ſie erloſch, nicht ganz unter, der Fluß der Tradition nimmt ſie in ſein Bette auf, trägt ſie fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, ſchleift ſie ab und überliefert ſie dem Dichter und bildenden Künſtler als brauchbare Gegenſtände für ihre Gebilde. Nur noch zu formen haben ſie dann dieſe von plutoniſcher Gewalt der Urzeit erzeugten Diamanten. Nur auszuprägen und mit beſtimmten Werthzeichen zu verſehen haben ſie dieſe Barren des Gedankens, deren der Urmenſch im Drange der erwachenden Seelennatur eine ſo reiche Fülle aus edelſter Miſchung zuſammenſchmolz.

Indem die mythenbildende Phantaſie ein tägliches oder jährliches Geſchehen in der Natur in die einmalige Handlung göttlicher Perſönlichkeiten umbildete, hat ſie den allgemeinen Naturvorgang individualiſirt, zugleich aber in ihrer Darſtellung die Beziehung der göttlichen Weſen wiederum verallgemeinert, inſofern ſie darin eine allgemein menſchliche Empfindung ſich abſpiegeln ließ, in unſerem Falle die auch bei der Trennung und im tiefſten Schmerze beharrende Liebestreue, ein ewiges Aufſchauen und Sehnen nach oben zu unerreichten Idealen, das parallel läuft jener Wendung der Pflanze zur ewig fernen Sonne hin. Dieſe Treue, dieſer Schmerz ſind die Angelpunkte, um welche das Bemühen des Dichters und des Bildhauers ſich dreht, wenn ſie einen Klytiamythus zum Gegenſtande ihres Kunſtwerks machen. Denn nicht eine Erklärung von der Natur der Sonnenwendblume wollen ſie geben; ihre Aufgabe iſt es eine Idee, ein allgemeines menſchliches Lebensverhältniß durch das Schöne, durch ein angenehmes Sinnliche darzuſtellen und derart in einer Geſtalt zu verkörpern, daß wir anſchauend oder hörend den unendlichen Werth deſſelben empfinden. Indem ſie uns in einer Frauengeſtalt den Liebesſchmerz, die ſehnende Trauer als etwas Göttliches, als einen Zug der göttlichen Ebenbildlichkeit aufweiſen,

zeigen ſie uns die hohe Bedeutung dieſer Seite der Menſchennatur. Nicht können, noch wollen ſie einen gleichen Schmerz, eine gleiche Sehnſucht in uns erregen; aber genießen laſſen ſie uns ſolche als etwas unendlich Koſtbares, Ewiges. Zur Veranſchaulichung ſeiner Idee ſucht der Künſtler uns entweder ein ideales Weib vorzuführen, gleichſam das Weib ſchlechthin, wie es ſich darſtellen würde, wenn wir aus den Tauſenden einzelner Perſönlichkeiten des wirklichen Lebens den gemeinſamen Grundtypus herausleſen und alle anderen Gedanken und Leidenſchaften aus demſelben entfernen könnten, mit Ausnahme des einen Complexes von Gemüthsbewegungen, den das Kunſtwerk darſtellen ſoll. Oder er greift als Vorbild aus dem wirklichen Leben ſolche vereinzelte Momente auf, wo eine edle und ſchöne Frauengeſtalt ſo ſehr von dem Schmerze um das Scheiden eines hohen Gegenſtandes hingenommen iſt, daß darüber in ihr nahezu jede andere Empfindung entſchlummerte. In Bezug auf alle dieſe Anforderungen bringt der Mythus dem Künſtler eine faſt vollendete Vorarbeit entgegen. Denn hier iſt ja ſchon Gefühl in Geſtalt verkörpert, hier iſt eine göttliche Jungfrau, eine Nymphe; hier iſt ein Weib, die Klytia, deren ganze Gefühlswelt aufgeht in der einen Leidenſchaft. Und ſo wird denn die Sage aus dem nämlichen Grunde, der ſie den Heiden zum Gegenſtande der Religion und des Kultus machen konnte, auch zu einem geeigneten Stoffe des Kunſtwerks. Mit Nothwendigkeit jedoch tritt jetzt in dem Verhältniß der urſprünglichen Beſtandtheile des Mythus, Weib und Blume, eine Verſchiebung ein derart, daß nicht mehr auf der Blume der Ton ruht, vielmehr hat nun das Weib den Hauptaccent, ja faſt den einzigen Accent. Die Blume dient nur noch als ſymboliſche Hülle, als Gleichniß. Wie vortheilhaft auch immer, nothwendig iſt dem Künſtler freilich die Vorarbeit der Sage nicht, um die Idee der Liebesſehnſucht auszudrücken und

ſeine freien Gebilde werden häufig der Schöpfung des mythenbildenden Geiſtes ſehr ähnlich ſich geſtalten, ſo zu ſagen als moderne Neuſchöpfungen derſelben erſcheinen, doch erreichen ſie niemals die unmittelbare Anſchaulichkeit, ſinnliche Faßbarkeit und Geſtaltungsfülle, wie ſie denjenigen Kunſtwerken eigen iſt, welche die Idee erſt in der vermittelten Form der ſo zu ſagen organiſchen Verkörperung des Mythus an ſich genommen und zur Grundlage ihrer Darſtellung gemacht haben. Wenige Hindeutungen werden hinreichen, um dieſe Behauptungen zu erhärten.

Wem wäre ſie nicht bekannt, jene ſchüchterne Mädchenſeele, deren Empfindungen Chamiſſo in „Frauenliebe und Leben" ſo innige Worte lieh? Ihrem Wege iſt die Erſcheinung eines Menſchen aufgegangen, in dem die höchſte Vorſtellung, die ſie ſich von Manneswerth und -Würde machen kann, Geſtalt gewinnt. Ein unbekanntes Etwas, eine Empfindung wie Licht und Wärme von ihm ausſtrahlend, berührt ſie:

Biſt mein Geliebter Du mir erſchienen?
Giebſt Du, o Sonne, mir Deinen Schein?

Die Offenbarung dieſer Erſcheinung war ſo plötzlich, ſo überwältigend, daß daneben, wie vor Sonnenglanz, jeder andere Eindruck verſchwindet:

Seit ich ihn geſehen,
Glaub' ich blind zu ſein.
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein.
Wie im wachen Traume
Schwebt ſein Bild mir vor.

Je höher ihre Einbildungskraft den Geliebten hebt, deſto größer erſcheint ihr der Abſtand, der ſie von ihm trennt, und dieſes Gefühl der Entfernung ſtimmt ihr nach Austauſch verlangendes Gemüth zur Wehmuth:

Er der Herrlichſte von Allen,
Wie ſo milde, wie ſo gut,
Holde Lippen, klares Auge,
Heller Sinn und feſter Muth.
So wie dort in blauer Tiefe
Hell und herrlich, jener Stern,
Alſo er an meinem Himmel
Hell und herrlich hoch und fern.
Wandle, wandle Deine Bahnen;
Nur betrachten Deinen Schein,
Nur in Demuth ihn betrachten,
Selig nur und traurig ſein![36])

Man könnte dieſes Gedicht als eine umgekehrte Reproduction des Klytiamythus bezeichnen. Trug dieſer die Idee in die Natur hinein, ſo verkörperte der Dichter die Idee durch die Natur. Auch er identificirte oder verband wenigſtens, wenn auch mit dem vollen Bewußtſein der Nichtrealität, die Vorſtellungen Sonne oder Geſtirn und Geliebter, weil beide den nahe verwandten Gefühlseindruck des Lichtes, der Wärme hervorbringen und erreicht dadurch, daß auch noch andere Empfindungsmomente, das ſich Nähern und nachherige Entfernen, die Unerreichbarkeit der Höhe des Abſtandes durch ſinnliche Darſtellung auf das Lebhafteſte wirkſam werden. Die Verwandtſchaft der liebenden Frauenſeele und der Blume deuten nur zart und leiſe die Worte an: Wie im wachen Traume ſchwebt ſein Bild mir vor. Denn Träumen iſt Pflanzenleben, jenes ſein Selbſt nicht mehr bewußte Leben, das wir als Vegetiren, Vegetation zu bezeichnen gewohnt ſind.

Noch eigentlicher eine poetiſche Neuſchöpfung des Klytiamythus iſt Geibels Gedicht in den Juniusliedern „die Sonnenblume". Auch er will das liebende Weib ſchildern und zwar ein ſolches, das ohne äußere Schönheit in herber Schale einen koſtbaren Kern in ſich trägt. Er leiht ihr die Geſtalt der Sonnenblume, welche die viel beſungenen, mit Ruhme in Duft und Anmuth

prangenden, von ſchmeichelnden Faltern umflatterten Roſen nicht beneidet.

Mir ſchafft es volle Gnüge
Von Himmelsthau getränkt
In meines Liebſten Züge
Zu ſchauen ſtill verſenkt.

Zum Sonnenjüngling richte
Das Haupt ich früh und ſpät,
Und nähre mich vom Lichte,
Das ſein Gelock umweht.

Mein Auge bleibt dem Hohen
Auch dann noch zugekehrt,
Wenn er mit heil'gen Lohen
Zuletzt mich ſelbſt verzehrt.[37])

Friedrich Rückert endlich in den „griechiſchen Tageszeiten" entnimmt den Gegenſtand ſeiner Dichtung der Klytiaſage ſelbſt. Dieſelbe eignet ſich vorzugsweiſe zur lyriſchen Behandlung — auch die epiſchen Bearbeitungen des rumäniſchen Volksdichters und Ovids neigen ſich ja entſchieden zur Lyrik hin — weil die Naturbedeutung der handelnden Perſonen noch zu klar und durchſichtig iſt, als daß man dieſe eine größere Reihe freier Thaten verrichten laſſen dürfte, welche außerhalb jenes Characters liegen. In allem, was Helios äußert nnd thut, muß man noch den Sonnengott, in Klytia die Blume erkennen. Will alſo der Dichter hier der Aufgabe aller Kunſt gerecht werden, uns den Werth des Reinmenſchlichen fühlen zu laſſen, ſo ſieht er ſich weniger auf Entfaltung von Thatkraft nach außen hin, als auf mannigfaltige Entwickelung und das Ausſprechen von Empfindungen angewieſen, er muß die pſychiſchen Beziehungen in ſo lebendige Erregung ſetzen, daß wir darüber die Naturgebundenheit des Helios nahezu vergeſſen, daß die Blume, wie man mit Benutzung eines ſchönen Wortes von Heinr. Heine ſagen könnte,

möglichſt vollſtändig von ihrem Pflanzenthum erlöſt, zur Seele und zum Character emporgeküßt werde. Rückert will in uns diejenige Stimmung hervorrufen, welche das abendliche Scheiden der Sonne, als der Quelle alles Lichtes und Lebens, nicht in dem einzelnen Menſchen, ſondern in der geſammten empfindenden Schöpfung erweckt; doch nur das Begrenzte iſt anſchaulich, und deshalb concentrirt, verdichtet er gleichſam als Summe die höchſte Gluth der Leidenſchaft, die Leidenſchaft der Menſchheit, in der individuellen Geſtalt und in der Rede der Klytia. Die Hyazinthe, einſt ein von Apoll mit dem Wurfe des Diskus d. h. der heißen Mittagsſonne zu Boden geſtreckter Jüngling, hat den Helios gebeten, ihr vollends den Tod zu geben:

Aber wie er will verüben
Mit dem Blick den Liebesmord,
Wird dagegen eiferſüchtig
Laut ein andres Blumenwort.

„Ihr nicht, ſondern mir die Strahlen,
„Ihr nicht, ſondern mir den Tod!
„Meine eiferſücht'gen Qualen
„Sieh', o glänzender Despot!

„Nebenbuhlerinnen dulden
„Lernt' ich niemals. — Weißt Du wohl,
„Wie Du Deine Liebeshulden
„Mir entzogeſt hoher Sol?

„Das Bewußtſein nicht entreißen
„Konnt' ein Tod mir. Weißt Du wohl?
„Klytia war ich geheißen
„Und Du wareſt mein Idol.

„Damals nur um Deine Strahlen,
„Als um ihres Lebens Pol,
„Drehte ſich in Liebesqualen
„Meine Seele hoher Sol.

„Und ich zürnte der Vergeudung
„Meines ſüßen Liebeshorts,
„Wenn Du Deine hellen Blicke
„Ließeſt lieben anderorts.

„Und ich bebte, wenn am Himmel
„Du Dein gold'nes Haupt nur bogſt,
„Daß Du mir entziehen würdeſt,
„Was Du endlich mir entzogſt.

„Weißt Du, wie Du meine Liebe
„Mit Leukothoë betrogſt,
„Leben, das aus Deinen Augen
„Ich nur ſog, aus ihren ſogſt?

„Ach was half es, daß ich einer
„Nebenbuhlin Dich entzog,
„Wenn ich ſelbſt dadurch auf ewig
„Mich um Deine Huld betrog?

„Seit dem Tag mit keinem Strahle
„Auf mich nieder ſah mein Gott,
„Wenn er über mir am Himmel
„Spornte ſeiner Roſſe Trott.

„Schmachtend zu Dir aufwärts blickt ich,
„Wenn Du aus dem Oſten flogſt,
„Schmachtend zu Dir aufwärts blickt ich,
„Wenn Du auf zum Mittag zogſt.

„Schmachtend aufwärts blickt ich, wenn Du
„Mit der Fahrt nach Weſten bogſt,
„Schmachtend aufwärts, bis Du wieder
„Glänzend aus dem Oſten flogſt.

„Wie Du ſtiegeſt, wie Du ſankeſt,
„Wie Du wieder neu Dich hobſt,
„Wie Du Deine Liebesfunken
„Ueber all' die Schöpfung ſtobſt.

„Ach, ich ſah, daß Du nur meinem
„Blick mit Wolken Dich umwobſt,
„Wie Du ſtiegeſt, wie du ſankeſt,
„Wie Du wieder neu Dich hobſt.

„Nun iſt Klytia verſchmachtet
„Und ich blüh' als Heliotrop,
„Zürnſt Du Deiner Sonnenwende,
„Daß zur Sonn' ihr Haupt ſie hob?

„Wie Du ſtets Dich ab mir wendeſt,
„Zu Dir wend' ich ſtets mich doch.
„Gieb, eh' Du ins Meer Dich ſenkeſt,
„Gieb den letzten Blick mir noch."

Und der Gott, der ſtets ihr zürnet,
Gab den letzten Blick ihr noch;
Und in's Meer dann ließ er tauchen
Seiner Roſſe Glanzgejoch.[38])

Wie verändert gegen den im Material der Sprache arbeitenden Dichter iſt die Stellung des in Erz oder Marmor ſeine Gebilde ausformenden Bildhauers, ſobald er die Klytiaſage zum Gegenſtand ſeiner Schöpfung machen will. Wenn die Poeſie, in der Zeitfolge ablaufend, die inneren Empfindungen ſelbſt unverhüllt ausſpricht und die Phantaſie des Hörers veranlaßt, aus den nacheinander gegebenen Zügen ſich allmählich ein Bild zu geſtalten, wirkt die Plaſtik durch ein ruhendes Nebeneinander, ſie zeigt uns die Geſtalt auf einmal, nur in der Oberfläche und Haltung des Körpers ſpiegelt ſich die innere Welt, und Leib und Seele müſſen hier wie aus einem Hauche geſchaffen ſein. Aber nur der Menſchenleib vermag rein und voll einen geiſtigen Inhalt auszudrücken, die Darſtellung jedes thieriſchen und vegetabiliſchen Lebens ſinkt in der Plaſtik mit gewiſſen Ausnahmen zum bloßen Beiwerk, zum Attribut hinab. Noch viel entſchiedener, als in der poetiſchen Darſtellung wird in dem Kunſtwerk des Bild-

hauers alſo das liebende Weib zur Hauptſache, die Blume zur Nebenſache werden. In doppelter Weiſe vermag er das Weib uns vorzuführen. Entweder zeigt er uns ein von ſeiner Phantaſie geſchaffenes Idealbild, oder das Porträt einer wirklichen Frau, welches ſich dazu eignet, an ihm die Idee der Klytiaſage deutlich und fühlbar zu machen. Nur den ſchönen Leib, den ſtummen Körper macht der Künſtler redend, in ihm muß ſich eine Energie des Liebesſchmerzes ausſprechen, welche erhaben wirkt. Die Linien des Antlitzes ſind die Hauptträger dieſer Empfindung, vorzüglich die Augen, die wir uns gen Himmel gerichtet denken dürfen, wenn es dem Bildhauer gelang, durch ein ſofort verſtändliches Merkmal den Gegenſtand ſeiner Schöpfung als die Klytia der Sage zu kennzeichnen. Aus dieſer fließt dann dem Beſchauer das Verſtändniß des Entſtehens und der voraufgegangenen Urſachen der in den Stein gebannten Bewegung zu, aus ihr ergänzt die Phantaſie ſofort den unabläſſig angeſchauten Sonnengott, wie beim betenden Knaben den Himmel, bei Thorwaldſens eben zum Schlage ausholenden Merkur den eingeſchläferten Argos. Wo dieſer die unmittelbare Anſchauung ergänzende pſychiſche Vorgang ſich nicht mit Nothwendigkeit vollzieht, darf uns der Künſtler die innere Empfindung ſeiner Figuren mit nichten als abhängig von einem außerhalb des Bildwerkes ſtehenden, dem Beſchauer unſichtbaren Gegenſtande zeigen. Wie ein griechiſcher Bildhauer der guten Zeit dieſe Aufgabe gelöſt hätte, wäre vermeſſen zu errathen, ſicherlich doch nicht anders als in einer Totalfigur, im lebensvollen Rhythmus eines ganzen Körpers, den der Seelenſchmerz in ſich zuſammenzieht und der doch voller Sehnſucht aufwärts ſtrebt. Doch die Geſammthaltung des Leibes, insbeſondere die flehend ausgeſtreckten Arme, würden vielleicht den Eindruck der Geſichtszüge vorbereitet und wirkſam unterſtützt, und uns aus dem harmoniſchen Ganzen die Herrlichkeit einer

Liebe gleichſam haben trinken laſſen, welche zwar in menſchlicher Verirrung zu Thaten der Eiferſucht führen kann, aber auch durch Noth und Tod Stand hält in Ewigkeit. Die Blume, zu welcher Klytia werden ſoll, wäre in älterer Zeit ganz als Beiwerk behandelt, oder nur leicht angedeutet und erſt die ſpätere Kunſt würde ſich darauf eingelaſſen haben, den Akt der Verwandlung ſelbſt darzuſtellen, ähnlich wie die in den Lorbeer verwandelte Daphne zuweilen dargeſtellt wird als aus dem Baume noch mit halbem Leibe hervorragend, oder Ampelos aus dem Weinſtock hervorwachſend. An und für ſich alſo wäre eine in einen Blumenkelch verſinkende Klytia weder gegen die Regeln der Kunſt, noch ohne Analogien in der Kunſtgeſchichte, nur müßte die Blume untrüglich als das in der Sage erwähnte Gewächs erkennbar, der Geſammtausdruck des menſchlichen Körpers auf die Ausſprache des dem Hohen und Fernen zugewandten Liebesleides gerichtet ſein.

So etwa denke ich mir eine Klytia. Doch wenn jemals ein antiker Künſtler eine ſolche modellirte, kein günſtiger Zufall hat ſein Werk bis auf unſere Tage erhalten. Denn die bekannte aus einem Blätterkelch aufragende Marmorbüſte des britiſchen Muſeums, welche zuerſt im vorigen Jahrhundert im Beſitze der fürſtlichen Familie Laurenzano auftauchte, iſt zwar antik und ein Kunſtwerk von nahezu vollendeter Schönheit, aber der von Charles Townley, ihrem früheren Beſitzer, ertheilte Name Klytia entſpricht nicht der Abſicht des Verfertigers. Sie iſt das Porträt einer vornehmen römiſchen Dame aus dem erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, von einem geſchickten griechiſchen Bildhauer in ſchmeichelnder Uebertreibung der Wirklichkeit gemeißelt. Der Blätterkelch, in welchen ihr Oberleib ſich verliert, hat nur den formellen Zweck, eine ſchöne Verbindung zwiſchen der Büſte und ihrer Baſis herzuſtellen. Genau dieſelbe Weiſe des Ornaments findet ſich bei einer ganzen Anzahl kleinerer Büſten und Sta-

tuetten aus Erz und Terracotta wieder; einige davon zeigen daſſelbe ſchilfartige oder lotosähnliche Blatt, wie die vermeintliche Klytia, andere Akanthusblätter, welche deutlich beweiſen, daß dieſer den Uebergang einer animaliſchen Geſtalt in architektoniſche Glieder vermittelnde Schmuck ſich einſt folgerichtig und organiſch aus der Blätterumkränzung des korinthiſchen Kapitells entwickelt hat. So ſagen uns die Archäologen, deren Arbeiten kürzlich durch E. Hübner in einer leſenswerthen Abhandlung zu vorläufigem Abſchluß gebracht ſind.[39]) Es trägt alſo der Blumenkelch, den Townley und ſeine Freunde irrthümlich für unſere peruaniſche, von ihnen ebenſo irrig mit dem Heliotrop der Alten für eins erklärte Sonnenroſe, Helianthus, hielten, in keiner Hinſicht den Character eines zur näheren Beſtimmung dienenden Attributes; auch ſonſt fehlt dem Bilduiß jedes attributive Beiwerk; wir vermiſſen die dem Mythus gemäße Stärke und Aktivität in dem zur Darſtellung gebrachten Gefühl; wir vermiſſen eine Veranſchaulichung der Beziehung zu dem himmliſchen Geliebten; wir können ſomit nicht einmal ſagen, daß beabſichtigt war, das Original des Porträts in einer Situation der Sage darzuſtellen.

Dennoch dünkt mich der große Kreis von Kunſtfreunden von einer richtigen Empfindung geleitet zu werden, wenn er ſich nur ſchwer und ungern zur Aufgabe der ihm liebgewordenen Benennung entſchließen will. Habe der Künſtler immerhin eine Darſtellung der Klytia nicht beabſichtigt, möge ihm ſogar die ovidiſche Dichtung ganz unbekannt geblieben ſein, ſo war ihm, dennoch darum zu thun, an dem Bildniß, das er uns vorführt eine Stimmung zur Anſchauung zu bringen, welche der in der Klytiaſage verkörperten Idee nahe verwandt iſt. Wir ſehen ein körperlich und geiſtig ſchönes Weib vor uns, ein wirkliches, aber idealiſirt, ſchmerzlich ſinnend in ſich verſenkt, ganz und aus-

ſchließlich erfüllt von der Erfahrung eines tiefſten Leides, in welches ſich zugleich ein Wonnegefühl miſcht. In einem edeln Gegenſtand fand ſie das Glück ihres Lebens. Noch liegt auf dieſem Geſichte der Sonnenſchein früheren Glückes, das auch geſchieden den Schmerz mit Seligkeit tränkt. Wie wohl erklärlich, wenn die zuerſt von Stuart Paole durch Vergleichung von Münztypen begründete Behauptung Recht behielte, daß Townleys Klytia die Züge der Antonia, der Gemahlin des Druſus trage, welche an Schönheit und Tugend aus der Sphäre einer Livia und Julia wie eine göttliche Erſcheinung hervorragte, und zu ihrem Gatten, dem hohen Helden der Germanenkriege, von deſſen Character das Volk die Wiederherſtellung der Freiheit hoffte, als zu einem in der Mitwelt einzig daſtehenden Ideal von Mannesgröße aufſchauen durfte. Als der kaum Dreißigjährige im Jahre 9 vor Chriſto plötzlich an dem Ufer der Elbe durch einen Sturz vom Pferde ſein Leben verlor, und ganz Italien um den Liebling trauernd ſeine Leiche von Stadt zu Stadt bis zum Grabe geleitete, da durchdrang jener Schmerz ihre Seele, der das Erbtheil ihres Lebens blieb, und den der Künſtler ſo zur Anſchauung brachte, daß wir daran in milder Verklärung die Tragik allgemeinen Menſchenlooſes empfinden. Möge übrigens dieſe Anlehnung an eine bekannte hiſtoriſche Perſönlichkeit ſich verhalten, wie es wolle, möge das Bildniß zuvor als Statue, oder ſofort als Bruſtbild componirt ſein, offenbar hatte derjenige, welcher kleineren Kunſtarbeiten den Blätterkelch als organiſchen Abſchluß der Büſte gegen den Sockel hin entlehnte, nicht allein ein feines Verſtändniß für künſtleriſche Gliederung, ſondern zur Wahl dieſes für größere Marmorwerke ganz beiſpiellos daſtehenden Ornamentes drängte ihn unzweifelhaft das richtige, wenn auch vielleicht unbewußt gebliebene Gefühl des Gleichniſſes eines in das Traumleben des Schmerzes verſunkenen Frauengemüths

mit der Pflanze. Der Blumenkelch, in den ſie hineinſinkt, iſt für die Büſte des trauernden Weibes die paſſendſte Baſis; denn dieſes ſelbſt iſt die Blume geworden, welche ſehnſüchtig nach der verlorenen Sonne ſich bangt.

Anmerkungen.

[1]) Vorſtehender Vortrag iſt am 13. März 1870 in der Aula des Danziger Gymnaſiums gehalten; aus dieſem Zeitpunkt erklärt ſich der harmloſe in der urſprünglichen Faſſung auf das beſtimmte Datum in der Zukunft gerichtete Scherz ſeines Einganges, der nach den gewaltigen Ereigniſſen des bald darauf unerwartet ausgebrochenen Krieges pſychologiſch unmöglich geweſen wäre. Aus einem den nämlichen Gegenſtand behandelnden Aufſatz von Carus Sterne in Weſtermanns Monatsheften Juli 1870 S. 428—444 habe ich mir erlaubt die Vermuthung aufzunehmen, daß die Blume der bei Ovid erhaltenen Sage auch die Cichorie geweſen ſei. Meinem Freunde Dr. Weidmann in Danzig verdanke ich einige Notizen und Bemerkungen, für den äſthetiſchen Theil benutzte ich neben Viſcher's und Lemkes Aeſthetik mehrere Aufſätze in Steinthals Zeitſchrift für Völkerpſychologie; der letzte Theil iſt nach dem Erſcheinen der ausführlichen Unterſuchungen des Profeſſor Hübner weſentlich gekürzt und umgearbeitet.

[2]) Die Herren Major von Hein und C. G. Förſter erhielten als die erſten Entrepreneurs am 1. October 1770 auf 6 Jahre ein ausſchließliches Privilegium für den Anbau der Cichorienpflanze und die Verarbeitung der geröſteten Wurzeln zum Kaffee in der Preuß. Monarchie. Sie errichteten in Berlin eine Fabrik, welche mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, trotz der patriotiſchen Hoffnung der Unternehmer, die auf der artigen Vignette ihres Fabricates einen deutſchen Mann hatten darſtellen laſſen, welcher Cichorienſamen ſät und mit den ſtolzen Worten: „Ohne euch geſund und reich!" mehrere Seeſchiffe zurückweiſt, die von den in weiterer Entfernung ſichtbaren Inſeln weſtindiſche Kaffeeballen herbeiführen.

[3]) J. G. Meinert, Alte deutſche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. 1. Bd. Wien und Hamburg, 1817. S. 5.

[4]) Fr. Panzer, Beitr z d. Mythologie, Bd. II, 1855, S. 204, 356.

[5]) Hans Vintler, Blume der Tugend, V. 7838—40. Vgl. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Aufl. Innsbruck 1871, S. 287.

[6]) K. v. Megenberg, 394, 19. Sunnenwerbel sponsa solis, Ringelkraut cicorea. In Italien heißt dagegen die caltha sposa del sole. J. Grimm, Ueber die Marcelliſchen Formeln 68. Kl. Schr. II, 171.

[7]) Bedeutung der Blumen Nr. 21. Perger, Deutſche Pflanzenſagen. Stuttgart und Oehringen, 1864, S. 127.

[8]) A. Wuttke, Volksaberglaube der Gegenwart, 2. Aufl. Berlin 1869, S. 102 § 139. E. Meier, Sagen, Sitten und Gebräuche a. Schwaben, Stuttg. 1852, S. 238—40, Nr. 264, 1—4. Baumgarten, Das Jahr und ſeine Tage, Linz 1860, S. 28. Zeitſchr. f. deutſche Mythologie III, 326. Ganz beſonders bemerke man die folgenden Zeugniſſe: Wer ohne Gebrauch der nackten Hand mit einem Stück Hirſchgeweih die Wegewarte an einem Apoſteltag ausgräbt, ſichert ſich die Liebe der Perſon, die er damit berührt. (Oeſtreich. Baumgarten a. a. O.) In Böhmen wurde die Wegewarte mit folgendem Spruche ausgegraben: Wenn Du die Kraft der Sonne beſitzeſt, womit Du regierſt und die Schönheiten Deines Krautes erſchließeſt, wenn Du ſie haſt und ihr folgſt, ſo beſchwöre ich Dich durch G. V. + G. S. + G. H. G. +, durch unſern Herrn Jeſus Chriſtus u. ſ. w., daß jedwedes Geſchöpf mit Dir berührt, ſogleich mit großer Liebe und Kraft ſich in mich verliebe und, wenn es auch von großer Noth umgeben iſt, doch luſtig mit mir lebe. Welche Feſſeln immer berührt werden, mögen zerbrechen und die Schlöſſer ſich öffnen. Gegen dieſes Alles nehme ich Dich, ich N. N., und dazu helfe mir u. ſ. w. Die ausgegrabene Wurzel behutſam mit einem weißen Tuche umwickelt in der Hand gehalten, ſoll dann die verlangte Macht haben. Časop. 1854. S. 545. V. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen I, Prag — Leipzig, 1864. S. 91, 639. Cf. Mannhardt Baumkult. S. 279.

[9]) Hier ſchlägt ein, was Max Müller (Eſſays II. 117) in Bezug auf ſeine (übrigens wohl unrichtige) Hypotheſe, daß der griechiſche Eros gleich dem indiſchen Sonnengotte Aruſha ſei, ſo ſchön ausführt: „Denken wir uns, wie Herzen dieſer Art in den urſprünglichſten Naturmenſchen plötzlich in Liebe erglühten, einem Gefühle, von dem ſie weder wußten,

woher es kam, noch wohin es ſie fortreißen mochte; einem Drange, dem ſie nicht einmal einen Namen zu geben wußten. Wenn ſie einen Namen dafür gebrauchten, wohin ſollten ſie blicken? War nicht die Liebe für ſie gleich einem Erwachen vom Schlafe? War ſie nicht gleich dem Morgen, der mit himmliſchem Glanze ſeine Strahlen über ihre Seelen warf, ihre Herzen mit einer brennenden Gluth durchdrang, ihr ganzes Sein klärte gleich einen roſigen Hauch, und die ganze Welt ringsrum mit einem neuen Lichte erhellt? War es ſo, dann konnte es nur einen Namen geben, um die Liebe zu nennen, dann gab es nur ein Gleichniß für den roſigen Hauch, der auf den Wangen der Geliebten das Morgenroth der Liebe verräth, es war das Erröthen des Tages, der Aufgang der Sonne. „Die Sonne iſt aufgegangen," ſo ſagten ſie, wo wir ſagen „ich liebe" „die Sonne iſt untergegangen," ſagten ſie, wo wir ſagen „ich habe geliebt!"

[10]) Wie die Sonne im Veda (R. V. 7, 63, 4) die weitblickende Goldſcheibe des Himmels heißt (Kuhn, Entwickelungsſtufen S. 139), ſo hörte ich einen alten Herrn beim Anblicke der untergehenden Sonne ſagen: „Seht ihr andern darin was ihr wollt, ich ſehe da einen Dukaten, der in den Geldkaſten fällt. Im Volksgebrauch begegnet uns die Sonne unter dem Bilde des Goldſtücks unverkennbar in der Sitte in Perigord, zur Sommerſonnenwende ein Goldſtück durch den Mund zu ziehen. De Nore, Mythes Coutumes et Traditions S. 149. Vgl. des Verfaſſers Baumkultus S. 180. 187.

[11]) Sólarljód 55. Sæmundar Edda udg. af. S. Bugge,, S. 366. Vgl. Simrock, Handbuch d. D. Mythologie, 2. Aufl. Bonn 1864, S. 353.

[12]) Vgl. L. Uhland, Odhin 2. Kap. Schriften, 6. Bd. Stuttgart 1868, S. 153 ff.

[13]) S. Völuspá 53. Bugge. — Kálfsvisa s. Sæmundar Edda udgiv af. S. Bugge 334. Skáldskaparm c. 58: In E. Arn. I, 483. — Freyr var vâpnlauss, er hann barðist við Belja ok drap hann með hjartarhorni. Freyr war waffenlos, als er mit Beli kämpfte und erſchlug ihn mit einem Hirſchhorn. Gylfaginning 37. Sn. E. Arn. I, 124. Finn Magnuſſen (Lexicon mythol. Havniae 1828 p. 30) ſucht die Erklärung dieſer Mythe abweichend in dem Umſtande, daß im März um die Frühlingstage und Nachtgleiche der Hirſch ſein Geweih ablegt.

[14]) Von dem Sonnenhirſch ſuchte K. Simrock in ſeinem Büchlein

Bertha die Spinnerin, 1853 S. 77 81 weitere Spuren zu erweiſen und A. Kuhn hat in Zachers Zeitſchrift f. d. Philologie. Bd. I. S. 89—119 in einem Aufſatze „Der Schuß des wilden Jägers auf den Sonnenhirſch“ mit einiger Wahrſcheinlichkeit einen Germanen, Indern und vielleicht auch Griechen gemeinſamen Mythus nachgewieſen, wonach der am Tage als goldgeweihiger Hirſch oder hirſchähnliche Antilope dahineilende Sonnengott von dem Gotte des Sturmes und der Nacht, dem Nachtjäger, verfolgt, und mit dem Pfeile erlegt wird. Dem Ausgraben der Wegewarte durch das Hirſchgeweih ſehr ähnlich iſt ein ſerbiſches Lied Talvj Volksl. d. Serben. 1. Aufl. II 55:

Fleht zu Gott ein junger Knabe:
Gieb o Gott mir goldne Hörner,
Gieb mir ſilbernes Geweihe,
Daß ich dieſe Kiefer ſpalte,
Daß ich ſehe was darinnen.
Gab das ſilberne Geweih ihm
Und er ſpaltete die Kiefer,
Saß ein junges Mädchen drinnen,
Das gleich einer Sonne ſtrahlte.

An einem andern Orte (über lettiſche Sonnenlieder, Zeitſchr. f. Ethnologie 1875 S. 285) habe ich dieſes Lied mit Mythen verſchiedener Völker zuſammengeſtellt, wonach die Sonne oder Sonnenſymbole (goldenes Fließ; Sterne der Sonnentochter u. ſ. w.) Nachts an Bäume aufgehängt ſind, oder von einer Eiche die Rede iſt, die zerſpalten wird und deren Blut (Abendroth? Morgenroth?) den Himmel roth färbt. Danach könnte im ſerbiſchen Liede ſehr wohl derſelbe Baum gemeint ſein, der Nachts die Jungfrau Sonnenhelle oder Morgenröthe umſchließt, welche Morgens vom Hirſchgeweih (den erſten pfeilartigen Lichtſtrahlen) des Sonnengottes aus ihrer Haft befreit wird. Lag etwa ein ähnlicher Mythus vom Ausgraben der vom Sonnengott geliebten Morgenröthe auch dem Aberglauben vom Ausgraben der Sonnenbraut Wegewarte zu Grunde und wurde erſt in zweiter Hand auf die Pflanze übertragen, da ſie ihr Geſicht der Sonne zuwendet?

[15]) J. C. Schuller, Ueber einige merkwürdige Volksſagen der Romänen, Hermannſtadt 1857, S. 14—16. Fr. Müller, Siebenbirgiſche Sagen, Kronſtadt 1857, S. 165, 215. Die letzte Strophe iſt von mir nach dem Proſatexte ergänzt; die ganze Ueberſetzung neu bearbeitet.

[16]) Die Rumänen ſtammen von den im 13. Jahrhundert aus Mö-

ſien (Serbien, Bulgarien) nach Dacien (Wallachei, Moldau, Siebenbirgen) ausgewanderten Nachkommen der romäniſchen Koloniſten ſüdlich der Donau. S. K. Rösler, Romäniſche Studien, Leipzig 1871.

[17]) S. L. Murgu, Widerlegung der Abhandlung: Erweis, daß die Wallachen nicht romäniſcher Abkunft ſind. Ofen 1830, S. 296. Cf. M. Tollhauſen, Bilder aus der Moldau, Didaskalia 1841, Nov. 25. Auch in Märchen hat die Domna Florilor Eingang gefunden. Ein junger Prinz, der in Begleitung des Helden Wiliſch Witiâſu die vom Drachen geraubte Königstochter ſucht, gelangt auf das Blumenfeld, das Reich der Douna Florilor. Da blühten tauſenderlei der ſchönſten Blumen, die alle flehentlich baten und riefen: „Nimm mich mit! nimm mich mit!“ Der Prinz, eingedenk einer Warnung ſeines getreuen Gefährten Wiliſch, bezwang ſein Verlangen nach den ſchönen Blumen; doch ſprang eine von ſelbſt auf ſeinen Hut. Da erſchien die Blumenkönigin, überſah das Feld, zählte ihre Blumen, und bemerkte, daß eine fehlte. Wie ſie dieſelbe auf des Prinzen Hut erblickte, kam ſie zornig herbei, zog ihr Schwert und wollte ihm den Kopf abhauen. Der Prinz zog für den Nothfall das ſeinige. Als aber die Blumenkönigin erfuhr, daß die Kecke ihm ohne ſein Zuthun auf den Hut geſprungen ſei, hieß ſie dieſelbe auf ihren Platz zurückkehren, und fortan dem jungen Mann freundlich geſinnt, nahm ſie den lebhafteſten Antheil an der Befreiung der geraubten Königstochter. A. Schott Wallachiſche Märchen, Stuttgart und Tübingen 1845, S. 146, 341. Vgl. noch Haltrich, Siebenbirg. Märch. Nr. 23 S. 121 das von einem in Jahresſchlaf liegenden Drachen gehütete Roſenmädchen.

[18]) L. Preller, Römiſche Mythologie, Berlin 1858. S. 378 ff.

[19]) Vgl. J. K. Schuller, Kolinde, eine Studie über romäniſche Weihnachtslieder, Hermannſtadt, 1860.

[20]) Plinius, hist. natur. XX, 8, 29, 30, Harduin II, 199, 7—15. Vgl. auch Böttticher, Baumkultus der Hellenen S. 274 ff. Saba war ein Theil von Hadramaut, ſein Hafen Kane zur Zeit Alexanders den Seefahrern um des Weihrauchs willen wohlbekannt, nicht aber das Innere.

[21]) Ovid, Metamorph. IV, 190—270.

[22]) Theophrast, histor. plant. IX, 4. Plinius, hist. natur. VI, 28, 32. Hard. I, 338, 1 C. XII, 14, 30—32. Hard. I, 663.

[23]) Plinius, hist. natur. XXI, 29. Hard. II. 274, 24.

[24]) Hormayr, Taſchenbuch für 1822. Wolny, Taſchenbuch für die Geſchichte Mährens, II, 249.

[25]) S. J. G. Stredowski, Sacra Moraviae historia. Solisbaci, 1710 p. 42.

[26]) Auch dieſer Zug der Erzählung erklärt ſich aus dem von Baumgarten a. a. O. mitgetheilten öſterreichiſchen Volksglauben: „Reißt man eine Wegewarte aus und ſteckt ſie in einen Ameiſenhaufen, ſo fließen alsbald Blutstropfen am Stengel hinab, doch muß man ſie, wagt man anders den Verſuch, in der Mittagsſtunde gepflückt haben. Es iſt aber ein Frevel, wenn man es thut.“ Perger, (Pflanzenſagen S. 127) weiſt aus Brunfels Kräuterbuch von 1531 S. 288 als Beobachtung nach, daß die Wegwartblume in einen Ameiſenhaufen geworfen, roth wie Blut werde und bemerkt, dies ſei eine chemiſche Wirkung der Ameiſenſäure, vermöge deren die blauen Blumen ſich ebenſo röthen wie Lackmuspapier.

[27]) Der Name Wrawanec, Brüller für den Dämon, mit welchem Kotaucz kämpft, entſpricht genau dem Namen Beli (von belja, boare, rugire, mugire) für den Gegner des Freyr. S. oben, Anm. 13.

[28]) S. J. Grimm, Frauennamen aus Blumen, 114. Kl. Schr. II, 377.

[29]) E. Wollheim da Fonſeca, Mythologie des alten Indiens, Berlin 1856, S. 38. 172. J. Muir, Original Sanskrit Texts, Vol. V, London 1872 S. 19.

[30]) Wollheim a. a. O 46. 82. 83. 167—72. Nach dem Kriyâyogasâras Kap. 23, v. 3. erlangt die ewige Seligkeit, wer aus Frömmigkeit eine Tulaſi pflanzt, zur Sommerzeit eine ſolche mit duftendem kühlen Waſſer beſprengt; wer in der Dämmerung an ihrem Fuß eine Lampe aufſtellt, geht von zehn Millionen Verwandten umgeben zum Palaſte Viſchnus. Dem Frevler, der ſie ausreißt, auch ohne es zu wollen und zu wiſſen, dem raubt der die Tulaſi liebende Nrihari (Viſchnu) ſofort Glück, Nachkommenſchaft und Leben. Dagegen ſind die Finger, welche heilige Tulaſiblätter zum Gottesdienſt für Nârayana (Viſchnu) aufſammeln, reichbeglückt. Man thut dies mit folgendem Gebete: „O Mutter Tulaſi, die Du dem Herzen Gowindas (Viſchnus) Freude verurſachſt, ich ſammle Dich zum Gottesdienſt für Nârayana. Ohne Dich, Glückſelige, iſt jedes Werk fruchtlos, daher, o Göttin Tulaſi pflücke ich Dich, ſei mir Gnade ſpendend. Weil mir im Herzen die Sorge, Dich zu pflücken liegt, ſei mild gegen mich, Weltmutter Tulaſi. Ich bete Dich an!“ Kein Zweig des Tulaſiſtrauches darf beim Sam-

meln erſchüttert werden, denn wenn ein Zweig der Göttin gebrochen wird, härmt ſich das Herz Viſchnus des Tulaſigatten.

[31]) Die Verwandlung der Sîtâ in die Tulaſî und ihre Gleichſetzung mit Lakſhmî gehört freilich erſt einer jüngeren von viſchnuitiſchen Tendenzen durchdrungenen Bearbeitung der Râmâſage an. Urſprünglich war Sîtâ (sulcus) eine ſchon zu vediſcher Zeit in volksthümlicher Verehrung ſtehende Perſonification der in der Ackerfurche waltenden vegetativen Kraft und ihr Geſelle Râma „ein den Ackerbau ſchützender, durch zeitweiſes Exil (den Winter etwa?) in ſeiner ſegnenden Thätigkeit, gehemmt gedachter Genius.“ S. A. Weber, Akad. Vorleſungen über Ind. Literaturgeſch. Berlin, 1852. S. 181. Derſelbe „Ueber das Râmâyana, Berlin, 1870, S. 7 ff. 59. Derſelbe über Omina und Portenta, Berlin 1859, S. 368 ff. Cf. Wollheim a. a. O. 53—58. Vgl. noch die auch wohl nur in den Namen abweichende Mittheilung Baſtians, der Menſch in der Geſchichte III 192: „Der Salagramakieſel wird auf die Toolſipflanze gelegt, worin die Aſche Brindas der treuen Frau Jalandſaras verwandelt iſt.“

[32]) Dem Altnorweger waren die erſten Menſchen Aſkr und Embla (d. i. Emla, wohl Metatheſis aus Elmja) aus zwei Bäumen, Eſche und Ulme (?), dem Iranier die Ureltern Maſchia und Maſchiana, aus der Reivaspflanze hervorgewachſen. Dem Hellenen entſproß eines der älteſten Menſchengeſchlechter aus Eſchen (ἐκ μελιᾶν), andern aus „Fels und Eiche“ (ἀπὸ ὀρυὸς καὶ ἀπὸ πέτρης). Der Italiener wußte von Urmenſchen, als einer gens duro robore nata; dem Phrygier waren die Kureten wie Pflanzen aus der Erde gewachſen.

[33]) J. Grimm, Frauennamen aus Blumen 109. Kl. Schr. II 370.

[34]) Sehr deutlich erhellt dieſe Stufe aus dem Krigâyogaſaras Kap. 24 v. 4 ff. (Wollheim a. a. O. 170) „die Tulaſî iſt ja eben die heilige Lakſchmis, die Gattin Bhagavâns, darum betrachten die Weiſen ſie nicht vom Standpunkte der Botanik aus. So wie ein Sterblicher auf Erden die Tulaſî andachtsvoll verehrt, ſo verehren ihn auch im Himmel Indra und die andern Götter.“

[35]) Nur eines fragt ſich bei unſerer Analyſe des Mythus, ob nicht etwa ſchon in ſehr alter, vorhiſtoriſcher Zeit mit demſelben ein anderer, deſſen handelnde Perſonen die Sonne und die Morgenröthe waren, zuſammengefloſſen ſei. Zu den oben in Anm. 14 namhaft gemachten Spuren füge ich noch die folgenden. Die Freiwerbung des Sonnengottes um die Domna Florilor durch Morgenſtern und Abendſtern im

rumäniſchen Liede könnte wohl den Gedanken rege machen, als ſei unter der Blumenfrau urſprünglich die roſenausſtreuende, blumenlachende Nymphe des Morgen- und Abendroths gemeint geweſen. Und auch in der ovidiſchen Erzählung ſchiebt ſich der in eine Blume verwandelten Geliebten des Sonnengottes leicht das Bild der holden Himmelsröthe unter, zu der er Abends niederſteigt, um ſie nach kurzer Friſt um der Mondgöttin willen zu verlaſſen. Ihre Eiferſucht bringt die Nebenbuhlerin morgens zu Fall, indem ſie dieſelbe veranlaßt, die unverhüllte Erſcheinung des Helios zu fordern, aber nicht ſoll die Morgenröthe des Gottes froh werden, er verläßt ſie und ſteigt am Himmel empor; ſehnſüchtig ſchaut ſie ihm nach, ſeinen Wendungen folgend, um am Abend im Weſten ihm das liebeglühende Antlitz entgegenzukehren. Lautete etwa ſo die urſprüngliche Faſſung der Erzählung, ſo wäre auf das paſſendſte der Gegenſatz der Nebenbuhlerinnen aus dem Zuſammenhange des Mythus ſelber erklärt; doch wie anſprechend dieſe Vermuthung ſein möge, ſchwerlich wird ſie ſich durch feſtere Beweiſe zur Gewißheit erheben laſſen und immerhin wird ſie nicht ausreichen, etwa durch die Annahme einer ſpäteren Verwechſelung der himmliſchen Roſen des Morgenroths mit einer irdiſchen Blume den an die Sonnwendblume geknüpften Mythus vollſtändig zu erklären. Denn überall heißt dieſe Blume blau oder weiß, nicht roth und es müßte deshalb, falls es mit jenen Spuren von der Morgenröthe überhaupt etwas iſt, einſt zwei ſelbſtſtändige Sagen von dem Liebesverhältniß der Sonne zur Morgenröthe und zur Sonnenblume gegeben haben, welche gewiſſe Aehnlichkeiten mit einander gemein hatten und deshalb mit einander, zuletzt auch noch mit dem orientaliſchen Märchen von der Weihrauchſtaude in eins verſchmolzen wurden.

[36]) A. Chamiſſo, Frauenliebe und Leben 2. Werke. Lpzg. 1852. Aufl. 5. III S. 9—10.

[37]) E. Geibel, Juniuslieder. Aufl. 19. Stuttg. 1871. S. 15.

[38]) F. v. Rückert, geſammelte Gedichte. Erlangen 1836. Bd. I. S. 15. Bauſteine zu einem Pantheon.

[39]) S. E. Hübner, Winckelmannsprogramm. Berlin 1873.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.

(22)

Nacht und Morgen

unter den Tropen.

Von

Dr. Franz Engel,
zu Röbel in Mecklenburg-Schwerin.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Weit dehnt ſich die heiße, waldbedeckte Tropenebene zu den Füßen der mächtigen Cordillere; Wipfel drängt ſich an Wipfel, gleich einer Meeresfläche liegt das grüne Laubzelt auf ſeinen Rieſenſtützen ausgeſpannt; geräuſchlos zieht ſich das Netz von Rinnſalen, das mit wilden Sprüngen und donnerndem Getöſe von den Gefällen des Gebirges herabſtürzt, unter dem tief niederhängenden, dichtbelaubten Gezweige zu einem großen Waſſerſtrange zuſammen; ſtill, dunkel und unbelebt bis auf den Grund, wie die undurchbrochene Dämmerung ſelber, welche ſchwül und brütend über der Einſamkeit des Waldes lagert, gleitet die unſichtbar bewegte, ſpiegelglatte Strömung durch das tiefe, ſchattendunkle Sammelbecken der fließenden Gewäſſer; nur die breite Stromfurche ſelbſt, in welche das Wirrſal der kleinen Waſſerfäden, der Bäche, Caño's und Nebenflüſſe ausmündet, und ſein gelichteter und gelüfteter Uferſaum nehmen den feurigen Strahl der Sonne und ein vielſtimmiges, mannigfach geſtaltetes und buntfarbiges Leben auf; — ſonſt aber wohnt athemloſe Stille rings umher.

Silberglänzend leuchten zu dieſen heißen, brodelnden Waldtiefen aus kalten lebloſen Höhen die ewigen Schneekronen der Cordillere nieder; gleich übereinander gewälzten erſtarrten Wellen thürmt ſie himmelſtürmend ihre Hügel und Berge auf, bald licht umgürtet von Gärten und Feldern, Weilern und Dörfern, bald eingehüllt in des Waldes dunklen Mantel, bald ſcharf und ſchroff hervortretend im nackten, grauen, wild geſchwungenen Felſenwurfe. Alle Lüfte, welche den Erdball umſpülen, und alle

Gebilde, welche unter dem Hauche des Süd und Nord ſeinem Schoße entſteigen, umathmen und überſchütten vom Scheitel bis zur Sohle dies Wunderland der Tropenberge: — und dennoch haftet ein unüberwindlicher Zauber an dem heißen, gluthäugigen Unterland, deſſen ſich ſelbſt der rauhe, unverzärtelte, von weicheren Regungen unberührte Halbbarbar nicht zu erwehren vermag.

Zwar fürchtet der feldbauende oder heerdenhütende Montañero in der abgekühlten Luft und dem Nebeldunkel ſeiner Berge die Tücke des Klima's und alle verführeriſchen Reize der magiſch lockenden Tierra caliente da unten zu ſeinen Füßen, denn er kennt die verderblichen Miasmen unter allem Duft und Schimmer, die bleichen, fahlen Schatten unter aller triefenden Fülle und Farbenpracht. Doch, — halb zieht's ihn hin, halb ſinkt er hin, — fliehend haftet die Ferſe an dem ſinnberückenden Boden, und widerſtrebend greift die Hand nach dem überträufenden Füllhorn der Tropenceres aus. Verlangend ſucht ſein Auge da oben auf der rauhen, nebelgrauen Alp wieder und wieder das gluthäugige Thal da unten, und endlich ſinnt er keine Flucht, keinen Widerſtand mehr, er betäubt die alte Vorſicht und Sinnesart; und wie einſt das goldblonde Geſchlecht des Manus unwiderſtehlichen Dranges voll über die rauhe Alp gen Italia's Lorbeer- und Orangegärten zog, ſo ſteigen Bochica's und Viracocha's lichte und dunkle Söhne mit Weib und Kind, Vieh und Hausrath von ihrer Bergesfriſche ſinnberückt zu der umſtrickenden Tierra caliente hinab.

Denn, wie das Auge der Geliebten, hängt ſich der helle warme Süd an die Seele des Menſchen feſt, und wer einmal in ſeinen Zauber hineingeſehen hat, der nimmer von ihm laſſen kann.

Leicht, wie auf Flügeln getragen, und von den heiterſten Stimmungsbildern angelacht, durchſtreift der Wandrer Berg und Thal der anmuthigen, von leichten, elaſtiſch hebenden Lüften umwehten Cordillere; wohin er ſeine Sohle ſetzt, da haftet ſie, wie

hervorgewachſen aus der kaum betretenen Scholle; wunderbar freundliche Klangfarben ziehen durch ſeine Seele auf den ewigen Frühlingshöhen und in den unvergänglichen „Thälern der armen Hirten", und laden ihn zum Raſten und Ruhen in idylliſcher Selbſtgenügſamkeit, zum ſtillen, einfachen, unverkünſtelten Lebensgenuſſe, zum Schlürfen der ganzen wonnigen Empfindung des Daſeins ein.

Doch auch zu dieſem Arkadien des ewigen Frühlings wallt der heiße, berückende Odem und Brodem der Tierra caliente hinan. Von der vorſpringenden Berglehne ſchweift das Auge über das roſige, flüſſige Gold, das lebenswarm und tiefgeſättigt auf dem dunklen Laubglanz der Wälder ſchwimmt; und gleitet weiter auf den ſilbernen Stromwellen die weite, goldduftige Ebene hinab, ausruhend hier auf prangenden Blumengehängen, hinabgezogen dort zu dem brennenden Auge der Paſſifloren und Waldroſen, die feurig und ſprühend aus dunklen Laubtiefen heraufglühen; purpurne Blumenlippen öffnen ſich den ſchlürfenden Sinnen zum Kuſſe. Weihrauch ſteigt aus leuchtenden Kelchen, aus allen duftenden Becken und Bronnen der Erde zur ſtrömenden Quelle des Lichts empor; um des Menſchen Haus und Hof, um Dorf und Stadt fluthet das heiterſte Himmelsblau und das heißeſte Athmoſphärengold, und von Fülle trieft, von ſchäumendem Leben wallt über das ganze, weitgeöffnete Thalbecken der Tropenerde; die Stille ſelbſt lebt, das ſtumme Weſen ſpricht, durch jeden Lufthauch weht, in jedem ſchwankenden Halme regt ſich eine liebkoſende Seele, ein athmender Geiſt.

Ungeſtüm greifen allumher unſichtbare Arme aus und ziehen Sinne und Seele mit unlöslichen Umſchlingungen feſt und feſter an die vollen, ſchwellenden Lebensbrüſte der Natur; an jedes Thales Spalt, in jedem aufgeſchloſſenen Grunde harrt Frau Venus ihres Tannhäuſer und lockt ihn mit ſüß ſchmeichelnder Geberde, mit feurigen Liebkoſungen zu ihrem Roſenlager nieder; und mit jedem Schritte tiefer hinab ſinkt der Wandrer, wie der

honignaſchende Falter, in das weiche, duftige Laub- und Blumenkiſſen der heißen Erde ein, mit benommenen Sinnen in ihrem duftbetäubenden Schoße zurückgehalten. Schwerer athmet die Bruſt, ſchwerer treibt das Blut durch Herz und Gehirn; fieberiſch erregt von aller Licht- und Farbengluth hier, beengt von Schatten, Grabesſtille und Einſamkeit dort, benommen von der ſchwülen, von Gerüchen überſättigten Atmosphäre, überſchüttet von überwältigenden Sinneneindrücken, von Nervenreizen und Geſtaltenwirrſal: — ſo ſchließt ſich über ihn der Zauber, der ihn eingefangen, wie über den betäubten Falter der Blumenkelch.

Schlaf- und traumtrunken durchdämmert er die vorgerückte Tageszeit, und nur unter der Morgen- und Abendkühle kommt er zum vollen Bewußtſein des Lebensgenuſſes; dann aber ſchlürft er ſchwelgend das Entzücken ringsum, die ganze Wolluſt des Daſeins ein. —

Geräuſchlos gleitet mein Einbaum über die unbewegte dunkle Marmorglätte des ſtummen, ſchattendunklen Waldgewäſſers; außer mir, dem weißen Fremdling des Landes, trägt der ſchmale, ſchwankende Nachen noch meine braunen, dienenden Wandergefährten und das nothwendigſte Gepäck; tief hangen, laubenartig umſchließend, die dichten Laubzweige des Ufergebüſches über die dunkelbraune, faſt ſchwarze Spiegelfläche des Caño's nieder; kein Lufthauch kräuſelt, kein Lichtſtrahl ſtreift Waſſer und Blatt; immer umhüllt uns daſſelbe Schweigen, das gleiche undurchbrochene Halbdunkel; der Ruderſchlag allein ſtört die Stille auf und weithin dringt ſein leichter, plätſchernder Schall als ein ungewöhnlich lautes, befremdendes Geräuſch; faſt erſchreckt ſtockt die Rede vor dem eignen Stimmenſchall, und ſelbſt der Athemzug ſcheint tönenden Widerhall in der Grabesſtille des Waldes zu finden.

Selten einmal huſcht, ohne ſichtbar zu werden, ein Vogel durch das Laubdickicht; kein lebendiges Geſchöpf bewegt und belebt die

ſtumme, regungsloſe, dunkle Fluth; in ihren ewigen Schatten verirrt ſich kein Schuppen- und Schalenthier, ſo voll auch das breite, aufgeſchloſſene, vom Strahl der Sonne geküßte Strombecken von vielgeſtaltigem, beweglichem Leben wimmeln mag. Dennoch ſtarrt hin und wieder ein ſchlanker Reiher, unbeweglich auf dem einen Stelzenbeine ruhend, in das beuteleere Waldgewäſſer, bis der Ruderſchlag ihn verwundert aus ſeiner tiefen Einſamkeit aufſcheucht; oder eine Wolke von Fledermäuſen hebt ſich aus dem modernden Baumſtumpfe auf, gegen welchen der Einbaum angeſtoßen, und flattert geräuſchlos, wie ein unheimlicher Spuk, im Kreiſe umher und lichtſcheu und ſchlaftrunken in die dumpfe Schlupfhöhle zurück.

Nun aber lichtet ſich der Wald, und wir treiben in das breite, offene Fahrwaſſer ein. Eine andere Rundſchau thut ſich auf. Licht ſtrömt in das Walddunkel ein, Sonnenſchein liegt auf den blinkenden Wellen, und um Inſel und Ufergeſchiebe zieht die raunende Strömung ihre Wellenringe. Aus allen Zweigen fallen luftig getragene Blatt- und Blumengehänge nieder, buntes Gefieder ſchillert durch die grünen Maſchen, Stimmen rufen hinüber und herüber und unter dem ſchweren Tritte und der ſchwebenden Laſt biegt und beugt ſich das dichte Ufergebüſch. Aus der klaren Tiefe des Waſſers tauchen funkelnde Floſſen und Schuppen auf, muntere Libellen vertändeln, auf- und abtanzend, das kurze Liebesleben, am purpurnen Blumenmunde hängt naſchend der himmelblaue Schmetterling, um honigſüße Palmenblüthen ſurrt der Juvel der Lüfte, der Colibri, — Licht, Luft, Farbe, Bewegung und Leben iſt eingekehrt in den ſtummen, regungsloſen Wald. —

Längſt ſchon ging die Sonne durch den Zenith; es melden ſich die Vorboten der ſchnell herabſinkenden Nacht; wir legen an ein weit vorgeſtrecktes, ſandiges Vorufer an; des beendeten Tagegewerkes froh und erfüllt von dem freudigen Vorgefühl der winkenden, gemächlichen Lagerraſt, ſpringen die halbnackten, muskel-

ſtraffen, dunkelhäutigen Waldgeſellen aus dem Canoë und pflocken es gegen die abtreibende Fluth feſt an's Land.

Ein munteres, geſchäftiges Leben und Treiben hebt an. Unter wuchtigen Meſſerſchnitten fallen die großen, ſchweren Vijaoblätter; ein kräftiger Ruck der Hand löſt den zähen Baſt oder etliche Ellen dünner, bindefeſter Lianen von Stamm und Zweigen; mit leichter Mühe ſind mehrere gabelförmige Stützen in den Sand getrieben und mit leichten Querſtangen verbunden, ſo daß in kürzeſter Zeit ein ſchützendes Blattzelt gegen den Nachtthau oder ein aufziehendes Unwetter fertig daſteht. Sodann ſpringt der Eine der rührigen Schaffner in das Boot zurück, wirft die Angel aus und zieht in wenigen Augenblicken einen Pampano und Vagre, — einen Lachs, Karpfen oder Wels nach dem andern aus dem überfüllten Waſſer herauf; ein Anderer ſchleicht mit der Flinte in den Buſch, und bald verkündet ein wohlgezielter, weithin ſchallender Schuß die Bereicherung der Feldküche mit einem zarten, wohlſchmeckenden Pauxi- oder Waldpfaubraten; ein Dritter ſammelt trocknes Holz am Strande auf und rührt eifrig die Hände am rauchenden Heerde für die ungeduldig erwartete Tafelrunde; und noch ein Vierter, der weiße Fremdling, richtet auf dem ebenen, weißen Flußſande ſeinen Arbeitstiſch her und nutzt ohne Zeitverluſt das kurze Tageslicht aus, um ſeine Sammlungen, Aufzeichnungen, Präparate und allſeitige Ausbeute einigermaßen zu ordnen und ſicher unterzubringen.

Tiefer neigt ſich im Weſten das ſinkende Geſtirn des Tages; zwar ſteht es ſcheinbar noch über dem Horizont, doch ſcheidet ſich der Umriß der feurigen Scheibe von Minute zu Minute ſchärfer von dem blauen Himmelsgrunde ab; jähe faſt iſt ſein Fall aus der halben Zenithhöhe in die Tiefe des Horizonts hinab. Schräge gleiten die gebrochenen Strahlen über die Erde, alle feſten Gegenſtände finden ihren verlorenen Schatten wieder, der in ſeiner Streckung und Dehnung genau wie der kreiſende Stundenzeiger auf dem Zifferblatte, die Zeit beſchreibt. Ungeblendet nimmt das

Auge den Feuerball auf, der ſein Wurfgeſchoß zu Boden ſenkt und die gewaltigen Strahlenpfeile umſchmilzt in die unſagbar ſchöne, himmelumlodernde Irisgluth, welche die Kraft des Auges nicht mehr überwältigt.

Je tiefer der Feuerball in das Abendroth unterſinkt, deſto reiner und unverſchleierter tritt die durchſichtige Klarheit der Atmosphäre aus dem heißen, flimmernden Gluthdunſte hervor, der unter dem Drucke der ſenkrechten Mittagsſtrahlen wie ein wolkiger Flor auf der Erde lag. Hinweggeſtreift iſt aller Dunſt und Glaſt, der die Schärfe der Linien und die volle Plaſtik der Formen verwiſchte; die Umriſſe aller feſten Körper ſcheiden ſich mit wunderbarer Zirkelſchärfe aus der umgebenden, dunſtfreien Atmosphäre ab; unverwiſcht treten die zarteſten Conturen des landſchaftlichen Reliefs aus der azurnen Himmelsfaſſung in den fernſten Geſichtskreis ein; kein Dunſthauch trübt mehr den Raum zwiſchen Pol und Pol.

Während nach und nach die öſtliche Himmelstiefe in immer dunkleres Blau untertaucht, lodert die Farbengluth an dem Abendfirmament immer feuriger auf; alle Regenbogenfarben wirft das Prisma der Tropenatmosphäre himmelentzündend aus dem gebrochenen Lichtſtrahl zurück; roſen- und dunkelblutrothe Gluthſtreifen ſchwimmen auf leuchtend-orangegelbem Grunde; das tief geſättigſte Gold ſtrömt in vollen Bächen in glühende Purpurbecken über; Blut und Feuer brennt und fluthet aus lodernder Tiefe herauf; der dunkelſte, aus tiefem Kern herausleuchtende Smaragd ſchmilzt in das zarteſte, duftigſte Meergrün, in den blaſſen Schimmer zerrinnender Waſſertropfen um; heiß aufſchäumender Metallgußgiſcht wallt und brodelt durch alle Abſtufungen feurigen Wiederſcheins bis in das letzte irrwiſchartige Aufflackern verlöſchender Lichtatome über. Alle Töne der Farbenſcala fließen neben- und durcheinander und gehen durch die zarteſten Nüancen übergangslos ineinander auf; ein leuchtender Farbenſtreif zerrinnt, ein Glanz verſchwimmt in den andern.

Weiches, ſanftes Leuchten neben ſprühend-brennender Gluth; milder Verklärungsſchimmer neben loderndem Weltenbrand.

So das tropiſche Abendglühen! — Keines Malers Pinſel nimmt die Farben, keines Dichters Wort die Kraft, ſolche Lebensgluth, ſolche ſeeliſche Durchleuchtung der Erſcheinung vor das ſinnliche Auge zu rufen, die alles bewußte und unbewußte, alles empfindende und empfundene, ſtumme Weſen der Natur durchdringt.

Endlich verzehrt ſich die leuchtende Farbenroſe in ihrer eignen Gluth; — ſo, wie über den zuſammenfallenden Brand die feurige Lohe noch einmal hoch emporſchlägt und allen Zuſammenſturz in ihre Flammen begräbt, bis ſie ſelber über dem verzehrten Heerd verlöſcht, überfluthet die aufwallende Flammenröthe endlich das ganze Farbenmeer und ſchlägt wie ein feurig Grab über die zerrinnende Iris zuſammen. Noch hoch über dem Horizonte ſinkt das königliche Geſtirn in ſeinen flammenden Purpur unter; alle Farben verblaſſen und verglimmen bei'm Wenden ſeines Angeſichts; lange aber noch leuchtet der Wiederſchein ſeines feurigen Auges über das Abendfirmament herauf; bis endlich noch ein letzter, roſiger Schimmer den Horizont umflackert und der erſte violette Schatten als Bote der Nacht ſcheu über die Erde geht.

Auch der violette Schatten wird farblos, falbe und grau, und ſeine wachſende Schwinge nimmt auch den letzten Roſenhauch vom Horizonte hinweg. Dennoch ſchwebt über der Tiefe, welche den Tag hinabgezogen, auch jetzt noch ein ſphäriſcher Glanz, den der Morgen der einen erwachenden Erdenwelt über den Abend der anderen, entſchlummernden Welt zurückeſtrahlt; — wie wohl die Seele, wenn ſie ihren Flug aus dem Körper nimmt, noch die ſtarren Züge des todten Antlitzes mit ihren zurückleuchtenden Strahlen verklärt.

Alle Wipfel und Gipfel erglänzen in dem feurigſten Farbenſchimmer; mit Roſen umkränzt, ragen die ehernen Stirnen

der Rieſenalp noch in die Region des Lichts hinauf, wenn ihr gigantiſcher Maſſenbau bereits in dunkelblaue Schatten verſunken ſteht; und wie droben im Oberland die Berg- und Hügelſpitzen, ſtreift der feurige Flügel der Abendröthe auch drunten im Unterland des Waldes Pforten und des Stromes glitzernde Wellen. In dem dunklen Laubfirniß der Rieſenwipfel ſpiegelt ſich das zauberiſche Spiel der Himmelsfarben, während ſich um die dichte geſchloſſene Maſſe dunkelviolette Schatten lagern; alles maleriſche Gewinde und Gehänge, das von den ſtolzen Capitälen bis zu dem raunenden Waſſer niederfällt, alles lockig umflatterte Gezweige und von Gipfel zu Gipfel ausgeſponnene Pflanzengewebe fängt mit ſeinen brennenden, lichtſchlürfenden Farben die heißen Strahlenblicke des ſcheidenden Tages auf. Leiſe zittern die Kronen der Palmen in dem leichten, kaum ſpürbar durch die ätherreine Atmoſphäre rieſelnden Strom der Lüfte, und von ihrem ſtraffen, glänzenden Blattſpiegel triefen Licht und Farben zu den dunklen Schatten nieder.

Das weite, in vollen und weichen Formen hervortretende Erdrelief liegt in einer Beleuchtung da, welche die glühendſte Phantaſie ſo zaubergleich nicht nachzuträumen vermag. Himmel und Erde lodern in Liebeswonnen zuſammen; der ganze Lebensinhalt, der höchſte Aufſchwung des Seins durchdringt und durchfüllt die Natur und offenbart mit überſinnlicher Kraft die ſeeliſche Durchfüllung der ſtofflichen Welt.

Von Dorf zu Dorf, von Weiler zu Weiler, wo immer nur Menſchen beieinander wohnen und das Zeichen des Kreuzes ſchlagen, ruft die Vesperglocke das zur Andacht geneigte Gemüth zum ſtillen Gebet; über Weg und Steg, über Berg und Thal, Wald und Flur klingt, wenn die Abendröthe den Himmel umlodert, der metallene Ruf, und es ſtockt der Schritt und jeder geſchäftige Gedanke ſchweigt; — über Erden geht das Abendgebet.

Mit dem gefüllten Kruge auf dem Haupte ſchreitet das

braune Mädchen aus der Waſſerſchlucht dem heimführenden Pfade zu; doch plötzlich raſtet der Fuß, die Hand hebt den Krug vom Haupte und ſetzt ihn nieder auf den flachen Stein, den die ſpritzende Welle netzt; denn durch das ſäuſelnde wilde Rohr, durch das flüſternde Tamarindenblatt klingt von der nahen Capelle her das Vespergeläut. Roſige Gluth umhaucht das lange, gelöſte Haar, die braune Stirn, des Auges dunkel ſchattende Wimper, — vom Scheitel bis zur Zehe die leicht verhüllte, betend raſtende Geſtalt. Verſteckt im Schilfe lauſcht der leichtfüßige Freund und Spielgefährte, und ſchon ſchüttelt er keck aus den ſchwankenden Rispenhalmen den ſilbernen Blüthenſtaub über des braunen Mädchens ſchwarzes Haar, — da ſtockt auch ſeine Hand mitten im kecken Spiele, und der lachende Mund flüſtert das Ave-Maria-Gebet. — Kaum aber verhallt der letzte Glockenſtoß, ſo greift die Hand wieder nach dem unterbrochenen Spiele aus, und die Lippen, die eben das Gebet gebannt, rufen nun ein lachend-neckiſch „Gute Nacht!“ und ſuchen in heißer Minne berauſchenden Kuß.

Und ſo auch raſtet der Wandrer auf ſeinem Gange, hält der Maulthiertreiber ſeine Thiere an, ſetzt der Laſtträger die Bürde nieder, und Alle ſtehen: — der Feldbauer, der Hirte, der Jäger und der reiſende Cavalier unter demſelben Gebote frommer Ehrfurcht und Scheu, entblößen das Haupt und beten in der gegebenen Formel zu dem Geiſte, der über den flammenden Höhen und Tiefen ſchwebt.

Und wo tief unten über der ſtillen Meeresbucht oder der breiten Strommündung der heiße Sonnentag in ſein Flammenbette unterſinkt, da kauert in ſeinem Baumkahne oder auf ſeinem einſamen Pfahlbaue der nackte, kupferrothe Mann, der kein Kreuz zu ſchlagen und nicht in gegebenen Formeln zu beten weiß; mit weitem, offenem Auge umfaßt er die loderude Abendgluth, und ſinnend und brütend betet auch der „Wilde“ zu dem Geiſte, den auch ſeine verlorene Seele fühlt.

In Dorf und Stadt und im einſamen Menſchenhorſte, — überall rings umher feiert das geſchäftige Thun; das Geſpräch verſtummt, die Geberde wechſelt, und Groß und Klein neigt, ſo lange die Vesperglocke klingt, in Stille das Haupt. Alle murmeln das gleiche Gebet, Alle ſchlagen daſſelbe Kreuz, — ſie, welche die Schöpfung aus verſchiedenem Schoße geboren und nach Herz und Nieren auseinandergelegt hat: — weiße, braune, ſchwarze, gelbe und miſchfarbige, nackte und bekleidete, ſittenloſe und geſittete, in Haß und Liebe verbundene und getrennte Menſchen; und da, wo kein Sacriſtan mehr das gemeinſame Geſetz und Zeichen hütet und den metallenen Ruf aufnimmt und weitergiebt, nimmt der Hirte, der Jäger, der Ackerbauer den Ruf der Vesper auf und trägt ihn mit dem Kuh- oder Muſchelhorne weiter von Berg zu Thal, von Thal zu Berg, durch alle einſamen Fernen fort, auf daß ein Jedes in ſeiner Lehre und Vorſtellungsweiſe die heilige Oracion begehe, wenn im Weltendome die Altäre brennen und lebensvolle Offenbarungen zündend zu dem Bewußtſein und der Empfindung des Menſchen reden.

Lehre und Beiſpiel geben den Aeußerungen des inneren Bewußtſeins, Vorſtellungs- und Empfindungslebens feſte Form und Regel; aber auch da, wo Lehre und Vorbild noch niemals formend und regelnd eingegriffen haben, ringt das aufgeſchloſſene, durchſtrahlte, ſtumme Weſen nach Ausdruck und Mittheilung; — Chriſten beten in gegebenen Formeln, in ſtummen Gedanken brütend beugen ſich die Heiden, wenn die Tropennatur ihren Sabbath hält und durch ihre Tag- und Nachtvermählung der Feſthymnus leuchtender Sphären weht.

Nicht Glockenklang, nicht Hornſtoß, noch irgend ſonſt ein künſtlich hervorgerufener Ton mehr trägt das Zeichen der Oracion dem Wanderlager am Waldſtrom zu; — aber auch hier legt um dieſelbe Stunde, wie in allem bewohnten Lande umher, entblößten Hauptes der Jäger ſeine Beute nieder, wirft der Fiſcher die

Angelruthe aus der Hand, läßt der Koch neben dem brodelnden Topfe die geſchäftigen Hände ruhen; — und mit gekreuzten Armen auch ſteht, von Andacht erfüllt, der nordiſche Fremdling unter die Oracion des heißen Süd gebeugt. Ja, von dem Genius der Schönheit und der Größe der Schöpfung noch mächtiger ergriffen, als jene urwüchſigen, für die edleren Naturgenüſſe wenig empfänglichen und in einem geiſtloſen Lehrmechanismus mehr abgerichteten, als unterrichteten Sinnesmenſchen, läßt er die feierlichen Eindrücke nur noch tiefer zu ſich eingehen und hütet mit dem Sabbath der ganzen Creatur zugleich den Sabbath ſeiner eigenen Seele.

Alle ſtummen Lippen, das ganze weite, große Auge der Schöpfung duften und glühen inbrunſtheiß zum Himmel auf, der ſich in überſinnlicher Pracht und Herrlichkeit gleichſam aufgethan hat über alles ſinnliche Schauen und ſeeliſche Empfinden. Nicht das Halleluja aller Davidsharfen und Prophetenzungen, noch das rauſchendſte Hochamt aller Menſchenprieſter zieht ſo mächtig himmelan, wie die Tropenabendfeier, welche die ſtumme Prieſterin Natur auf ihren geweihten Händen durch alle Sphären und Aeonen des Weltalls trägt! —

Wunderbar belebt, ſchlürfen alle athmenden Organe der Schöpfung neue Wolluſt des Daſeins ein; das matt und ſchlaff unter dem heißen Mittagsſonnenſtrahl zuſammengeſunkene Weſen erhebt ſich wieder aus ſeiner ſchlaf- und traumestrunkenen Verſunkenheit; ein kräftiger Herzſchlag treibt wieder durch alle Adern, die betäubten Sinne erwachen, die verſtummten Stimmen löſen ſich, die niedergedrückten Geſtalten regen und bewegen ſich. Von Bruſt und Schläfen fällt das ſchwere Joch der Strahlenſchleuderin; unter ihrer niedergleitenden Sohle weicht der lähmende Druck; wie der heiße, flimmernde Dunſt der Atmosphäre, löſt ſich der bleierne Alb aus dem Geblüte; von der Lebenswolluſt berauſchend erfaßt, tönt alle Creatur in jeder ihr gegebenen Stimme und Weiſe ihren Jubel und ihre Freude aus.

In den Lüften ſchwebt, in Buſch und Baum hüpft und ſchlüpft die bewegliche, bunt und glänzend gefiederte Welt; durch Wald und Feld geht einzeln und heerdenweiſe das an den feſten Boden gebundene Geſchöpf der tränkenden Quelle nach; durch den blinkenden Waſſerſpiegel rudert die ſchimmernde Floſſe; der Falter ſchlägt ſeine ſeidenglänzenden und ſammetweichen Fittige auseinander und fürchtet nicht mehr für den zarten Flaum den ſengenden Strahl; der Libellen tanzender Schwarm und das ganze geflügelte Heer der ephemeren Exiſtenzen badet die metalliſch glänzenden Schilder und Flügeldecken in dem goldigen Waſſerdunſt, der duftig über Strom und Ufer lagert. Am Stengel hebt ſich das geſenkte Blatt, der koſende Zephyr küßt die welke Blume auf, das ganze Adernetz füllt ſich mit neuem Safte, ſtraff und friſch ſtreckt und dehnt ſich der ganze grüne Wald- und Flurteppich.

So nahet die Nacht, und ſo kündet ihr belebender Hauch ihr Kommen voran. Nicht zögernd, nicht allmählig, wie der Morgen ſeine Stimmen weckt und ſein Kommen vorbereitet, — ſchnell, wie im Fluge, iſt ſie da; kein Zuruf, keine längere Erwartung und Bewillkommnung, kein langſames Herannahen, kurz, kein Werden geht ihr vorauf; der Tag hält plötzlich inne auf ſeinem Gange; ein Stillſtandsgebet legt ſeine Kräfte ſtill und todt, und ſchnell, wie Licht in Dämmerung, Dämmerung in Nacht übergeht, ſtockt auch wieder aller Freuden- und Jubelrauſch, der alles aus der Mittagslethargie erwachte Leben ſtürmiſch durchdrang. Noch wühlt ſich der heiße Tagesſtrahl begehrlich in den dichten Laubſchoß der Palme ein, und ſchon ahnt ihre halb erſchloſſene Blüthe den feuchten, erweckenden Kuß der Nacht; noch ſchlürft der Hirſch im Abendglühen das köſtliche Labſal der Waldquelle in langen Zügen ein, und ſchon ſcheucht ihn nach der Sättigung der dunkle Schatten in ſein Nachtaſyl zurück; — nur mit einem tiefen, gedehnten Athemzuge haucht der Tag ſich hinüber in die Nacht.

Während des kurzen Ueberganges von Tag zu Nacht wird alles thieriſche Leben noch einmal vom ſtürmiſchen Lebensdrange erfaßt; der Waldſaum, das Flußufer, das luftige Gezweige, die Savane, jede offene Lichtung geſtaltet ſich alsdann zu einem Tummelplatze ausgelaſſener Lebensluſt; die verträglichſten und unverträglichſten Waldbewohner von verſchiedenſter Tracht und Geſtalt gehen dem Lichte, der Aeſung, dem Trunke und Bade, dem Spiele und Kampfe nach. Mit wilden Sprüngen ſchwingt ſich kreiſchend die Heerde der geſchwänzten Affen von Aſt zu Aſt; ernſt und bedächtig ſchreitet die Chorende der Brüllaffen zur Tränke und ſtimmt, im Kreiſe niederſitzend, ihren dumpf rollenden, düſtern Trauergeſang an; mit ſchwerfälligem Flügelſchlage flattern die hühnerartigen Vögel in dem niederen Geäſte der Bäume umher; brummend lockt der Pauxi ſein Weibchen an ſeine Seite; paarweiſe zuſammenhaltende Arucus ſammeln ſich mit lautem Zurufe in der Krone dichtbelaubter Bäume; zahlreiche Papageyenſchwärme kehren mit wildem Geſchreie und lärmender Geſchwätzigkeit aus den geplünderten Feldern in das Dickicht des Waldes zurück; laut hämmert der Specht mit eiſenfeſtem Schnabel gegen die hohle Rindenwandung; die niedlichen, munteren Meiſen, die beweglichen, im herrlichſten Farbenkleide ſchillernden Sperlingsvögel hüpfen und ſchlüpfen zwitſchernd und ſingend durch das goldumfloſſene Ufergehege; der Regulus ſingt ſeine glockenartige Tonleiter; der funkelnde Colibri umſchwebt ſurrend die duftende Vanille; blitzſchnell umkreiſen düſter gefärbte Macroglossen ſchneeweiße Inga- und Myrtenblumen; große, im lebhaften Grün und Gelb prangende Sphinx drehen ſich ſchwirrend um weitgeöffnete Malvenglocken; über groß ausgeſpannte, cyanenblau leuchtende Fittige gleitet, wie ſphäriſches Friedenslächeln, der Roſenhauch der Abendröthe.

Im Schilf und Rohr bewegen ſich grunzend und fauchend Otter und Waſſerſchwein; auch das Faulthier erwacht ſchon aus dem Tagesſchlafe und läßt weithin ſein weinerliches A-i- hören;

im dampfenden Schlamme ſchlägt der Kaiman geräuſchvoll ſeine geſinnungsfreundlichen Kinnladen zuſammen; und ſchon verkündet hier und da ein leiſes Knurren den Pürſchgang des Tigers. So ſchallt es hinein und heraus aus dem Wald, alle Stimmen lärmen durcheinander und heben den großen Zapfenſtreich an, der das Heer des Waldes zur Ruhe ruft.

Alles Leben rollt und kreiſt im Vollgenuſſe ſeines Seins; und nicht ſcheel und neidiſch lauernd ſitzt die wankelmüthige Nymphe an der Pforte der Wolken und Winde und geizt und kargt nicht mit ihren freundlichen Sonnenblicken; wie heute und geſtern der Tag auf- und niederging, ſo kommt und geht er immer gleich anmuthig, heiter und feſtlich angethan morgen und alle Tage wieder als ein niemals vorenthaltenes Freundſchaftspfand der heſperiſchen Liebesgötter. —

Die niederſinkende Dämmerung duldet kein Zögern und Weilen; voll ungeſtümer Haſt webt ſie den Schattenſchleier um alle ſichtbare Geſtalt; kaum nimmt das Auge wahr, wie das Licht zergeht und der Vorhang ſich um die myſtiſche Tag- und Nachtbegegnung ſchließt. Das Dunkel fällt, man möchte ſagen: greifbar nieder, legt ſich, wie eine Binde, um das Auge, wie ein Mantel um das Licht; alle Stimmen verſtummen; tiefes Schweigen, feierliche Stille und Ruhe deckt alle Welt. Eine Pauſe tritt ein; eine Spannung, eine feierliche Erwartung gleichſam geht lauſchend um; — doch nur ein tiefes Ausathmen iſt's des Sonnentages, und ſchon athmet hoch auf der Sternentag.

Der Vorhang fällt, und aus dem geheimnißvollen Dunkel ſchwebt ſterngeſchmückt die Nacht herauf; das Auge ſieht's, und doch entſteigt das neue Bild wie ein Mährchen dem Schoße der Dämmerung. Noch rudert hoch im roſigen Lichte das Guacamayo-Paar mit wechſelndem Anrufe dem nächtlichen Aſyle zu; noch gleitet über das raunende Waſſer traumartig der hinſchmelzende Glockenton einer kleinen, im dichten Laubbette niſtenden Sängerbruſt; noch ruft aus den glim-

der verſinkt, nach dieſem kurzen Aufwande von Energie, der ſeufzende Parſe in die vorige Lethargie, um, wenn durch ein eingeleitetes, aufmunterndes Geſpräch oder durch irgend eine andere zufällige Veranlaſſung eine Anregung und Erweckung gegeben iſt, mit dem erſten Aufblitzen der nächtlichen Himmelsleuchten wieder elaſtiſch emporzuſchnellen, oder ſeufzend die Formel des Gebets zu murmeln, das Kreuz zu ſchlagen und die Covija über den Kopf zu ziehen.

Gleich einer ſchwarzen Mauer ſteigt der Wald, wie eine graue umrißloſe Maſſe das Gebirge vor dem Auge auf; alle Contouren ſind verwiſcht, alle Formen und Gebilde zu einer einzigen Schattenmaſſe zuſammengeronnen. Ein nüchterner, grauer Ton deckt alle Höhen und Tiefen; ſchwarzes Nichts gähnt nach aller Lebensgluth und Lebensfülle, nach aller Pracht und Herrlichkeit, nach allem Schwelgen und Entzücken den entzauberten Sinnen entgegen; Tod und Leere breitet das ſchwarze Bahrtuch aus.

Aber nur während eines Athemzuges der flüchtigen Zeit! Der Drang nach Licht und Leben unter dem Tropengeſtirn kennt kein Raſten und Säumen; nur einen Augenblick fällt der Vorhang, während deſſen hinter ihm die Wandlung der einen Lichterſcheinung in die andere vor ſich geht; nach dem Niedergange des einen ſteigt bereits das andere leuchtende Geſtirn herauf. Der kalte graue Ton, der, wie eine Hand, leichthin über das Auge glitt, zerrinnt, wie die düſtere Falte vor dem Lächeln freundlicher Augen zergeht; nur als eine lockere, flüchtige Spur des Ueberganges aus einem Gewande in das andere drückt der Tag die hora triste in die Empfindung des Menſchen ein; bald kündet ein leuchtender Stern nach dem andern das neue Lichtgewand an, und immer heller quillt die leuchtende Fluth aus tauſendfach ſtrömenden Bronnen aus, und immer blauer und unergründlicher dehnt und weitet ſich der unendliche Himmelsraum.

Kein Ringen und Kämpfen tritt ein zwiſchen Tag und

lagert er draußen unter freiem Himmel, ſo kauert er dicht an der Feuerſtelle nieder, drückt das Kinn zwiſchen die Kniee, zieht die Coviſa dicht um Kopf und Bruſt und ſtarrt ſeufzend in die Kohlengluth.

So ſeufzt es aus ſeinem ſtummen, unaufgeſchloſſenen Weſen heraus, als ob die gebundene, in Haft und Dämmerung gehaltene Seele, wie draußen das eingefangene Licht, nach Entſchleierung, nach Sprengung ihres Verſchluſſes verlange. Aber auch die Einbildungskraft iſt durch abergläubiſche Vorſtellungen in Furcht und Schrecken geſetzt. Denn im dunklen Walde ſchleicht der Lahmfuß umher, ein geſpenſtiſches Weſen, das den im Freien ſchlafenden Menſchen argliſtig umlauert und ſein Verderben ſinnt; — der Salváje, der Waldmenſch, ein wilder, verthierter Halbmenſch,[2]) von rieſiger Kraft, trägt Gelüſte nach ſeines Vetters warmem Blut, und das Auge meidet den Aufblick aus der Kohlengluth, um nicht den entſetzlichen Schatten im Schatten zu ſehen; — Hexen und Zauberer, die dem Argloſen „etwas anzuthun“ beſtrebt ſind, folgen ihm in jeder Verkleidung und Vergrößerungs- und Verkleinerungsfähigkeit; — und auch die Seele des Verſtorbenen irrt ruhelos in dieſem und jenem Thierkörper umher und ihr Klagen tönt bang und ſchaurig durch die ſtumme, dunkle Nacht.

Wo ſchüfe der Menſch in ſeinem Wahne ſich nicht immer ſelbſt die meiſte Qual? — Und ob die Erde ſich ein Paradies gebaut, — es kommt der Menſch und löſcht ſeine Wonnen und ſeinen Frieden aus!

So ſpinnt der, an die gleichförmige Heiterkeit ſeiner Himmelserſcheinungen gewöhnte und durch äußere Eindrücke leicht, wie ein Kind, in oberflächliche Stimmungsſchwankungen verſetzte Tropenmenſch in der hora triste trübſelig ſeine Gedanken aus, wenn um ihn her die Nacht ihre grauen Schatten webt. Hin und wieder greift die Hand mechaniſch und ſchwerfällig nach dem Holzbrande, um die Gluth lebhafter anzuſchüren; und wie-

nen, Schlürfen und Schwellen aller unſichtbaren Lippen, das Steigen und Rieſeln des Saftes, das Oeffnen, Füllen und wolluſtvolle Empfangen aller Organe mit den Sinnen wahrzunehmen. Entfeſſelt entſteigen die duftigen Blumengeiſter ihrer Haft und ſchweben in die Lüfte auf wie ſo viele leichte, anmuthige, aus der Schwere der Sinnenhaft befreite Kinder des Gedankens. Kraft und Stoff gleichen Abgabe und Erſatz in geſteigerter Thätigkeit aus; mit vollem Pulsſchlage treibt der Kreislauf des Lebens durch das Adernetz der Schöpfung.

Das ganze zarte Ranken- und Rebengewinde zittert und flüſtert unabläſſig in dem leiſen, kaum ſpürbaren Hauch der Lüfte, und wenn nun gar ein ſtärkeres Lüftchen durch die ruhige Strahlung treibt, dann ſuchen ſich die leicht geſchwungenen, ſchwebenden Halme und Fiederblättchen gegenſeitig zu haſchen und wie im Liebestaumel zu umfangen. Ungeſtüm ſprengt die Palme ihre feſten, holzigen Blumenhüllen, und duftig zart, wie von Lilienſchimmer umfloſſen, tritt der entfaltete Blüthenſtrauß an das weiße Mond- und Sternenlicht. Der Nachthauch nimmt den ſüßen Duft der vieltauſend kleinen Blumenkelche auf und miſcht ihn mit der Duftwürze der Vanille, der Orchis-, Crinum-, Ingwer-, Ananas-, Myrten-, Lorbeer- und ſo viel anderer Blumen, Früchte und Balſame zu ätheriſchem Nectar zuſammen. Seine holdeſten Mährchen webt alsdann der Zauber der Tropennacht; Wonnerauſch und Liebestaumel erfaßt den ganzen duftigen Reigen; nur die Mimoſenblättchen hangen ſchlafend an den träumeriſch geneigten Stielchen nieder.

Tiefe Stille lauſcht nah und fern. In magiſchen Schimmer eingekleidet, gleichſam aller materiellen Wucht und Berührung entzogen, geht die Tropennacht wie ein holdes Traumgeſicht, wie ein ſtiller, verklärter Geiſt über die Erde. Ihr Gemiſch von Anmuth und Majeſtät, von freundlicher Ruhe, Größe und Erhabenheit, von ſinnlichem Zauber und ſtofflicher Entkleidung ergreift alles empfängliche Weſen wie ein geiſterhaftes Walten

und Weben und Aufwärtsheben. Jedes kleinſte Geräuſch pflanzt ſich weithin durch die Stille fort; der eigene Herzſchlag ſcheint fortgetragen, der Athem ſelbſt von jedem Blättchen zurückgehaucht zu werden; es iſt, als halte die Schöpfung ihren Odem an, als fülle das fluthende Licht der Sterne allein alles immaterielle Leben aus; und ob der Wald auch, wie ein raunend Meer in ſeinen Tiefen tönt, ſo trägt doch auch dieſes raunende Tönen einen myſtiſchen, unkörperlichen Klang und vermindert nicht, ſondern hebt nur noch das geiſterhafte Weſen der Tropennacht.

Doch die Natur ſchläft nimmer, ſchafft ewig in immer gleicher Kraft und ununterbrochener Ordnung fort; ſie kennt keine Pauſe, keinen Stillſtand, keinen Uebergang, keine Wandlung und Aenderung; ſie iſt unter jeder Erſcheinung und äußeren Gewandung immer dieſelbe mechaniſch verrichtende, unbewußt treibende und getriebene, empfindungslos wirkende Kraft; ihr Puls ſtockt nimmer, ſie ſchließt nie das Auge, hält nie die Stimme und den Odem an.

Je nach dem Wechſel ihrer äußeren Züge: — Morgen, Mittag, Tag und Nacht, wechſeln auch die Verrichtungen, die Arbeiter und Werkzeuge in ihrem raſt- und ruheloſen Getriebe. Rieſige Geſtalten und Gewalten und kleine Kräfte und Werkzeuge, blendende und unſcheinbare Erſcheinungen löſen einander in beſtändiger Regel- und Geſetzmäßigkeit ab. Kaum ſinkt die Dämmerung auf die Erde nieder, ſo raſtet die eine und rührt ſich die andere Lebewelt. Milliardenheere von winzigen Geſchöpfen, — unſcheinbaren, doch in ihrer Maſſenwirkung unüberwindlichen Arbeitern im Haushalte der Natur, — erſcheinen auf dem Plan, durchwirbeln die Lüfte, durchwühlen die Erde, durchſchlüpfen das Waſſer, durchbohren Rinde, Wurzel, Frucht und Blatt, Baum und Fels und machen in der vielhunderttauſendgliedrigen Bewegungs- und Stimmenundulation Wald, Erde, Luft und Waſſer tönen.

Mit Sonnenuntergang ſetzt der hohe, ſchrille, die Nerven

durchrieſelnde Tenor der blutſaugenden Netzflügler ein, dieſer Geißel des Tropenparadieſes, welche den erſten Tropfen Gift in den Becher berauſchender Hochgefühle träufelt. Der Tagſchmetterling legt ſeine leuchtend-ſchillernden Fittige zuſammen und flüchtet gegen Thau und Regen unter das breite, deckende Blatt; dagegen ſchlüpft der dickleibige, düſterfarbige Nachtfalter aus ſeinem dunklen, die Sonne abwehrenden Verließe hervor. Auf langen Heerſtraßen ziehen in geordnetem Marſche klirrend die Legionen der Ameiſen heran, löſen ſich in plündernde und raubende Schwärme auf, und unter ihren ſcharfen, raſſelnd arbeitenden Schneidezangen fällt das ſaftige Grün der überfallenen Felder und Bäume binnen wenigen Stunden wie ein grüner Flockenfall zu Boden. Die durchſichtig-blaſſen, ſonnenweichen Termiten bauen unter dem kraftloſen Nachtgeſtirne ihre ſteinharten Feſten und ſchützenden Röhrengänge auf und arbeiten an dem Umſturze des Hauſes über dem ſchlafenden Menſchenhaupte. Breitfüßige, häßliche Geckonen klettern unter unangenehmen Tönen an den Wänden auf und nieder, Scorpione und Tauſendfüße ſchlüpfen aus dunklen Ritzen und Fugen hervor, übelriechende Cucaracha's flattern zudringlich in's Geſicht und verheeren und zerſtören Alles, was ſie mit ihrem Nagewerkzeuge nur faſſen können. Motten und Schaben, Schnecken und Bohrwürmer, Rieſenkäfer mit gewaltigen Sägen und Brechzangen und alle möglichen Schaufel- und Nagethiere, — das Alles hämmert und pocht, ſcharrt und kratzt, ſägt und bricht, klirrt und ſchwirrt unter und über der Erde, im todten und friſchen Holze, in Baum und Fels, in Haus und Hof, auf Stiel und Blatt, in Frucht und Blüthe, auf der Erde, im Waſſer und in den Lüften.

So treibt der Puls in ewig gleichmäßigen Schlägen durch den großen Organismus der Natur; ununterbrochen greift das eine Zahnrad ihres Getriebes in das andere; und alles verworrene, leiſe, räthſelhafte Getöſe, das unter dem Schall und Schwall des Tages wahrnehmlos verſchwindet, leitet die Stille der Nacht

wie durch ein Schallrohr zu dem geſchärften Sinne des Gehöres, — denn, was der Tag nicht vernimmt, erlauſcht die ſtille, regungsloſe Nacht.

Und ſo, wie ſich ungeſehen und verworren das raunende Tönen regt, ſo erhebt ſich auch unter dem hellen Monde der laute Stimmenſchall. Der gellen Dampfpfeife gleich tönt das laute, langgedehnte Pfeifen der Baumcycaden weithin durch Feld und Wald; unter ſchneeweißen Waſſerlilien ſitzt geduckt die trübſelige Unke und wiederholt monoton ihre melancholiſchen, dem Tropfenfalle ähnlich tönenden Rufe; in dem Blattgewirre klettert der Laubfroſch umher und begleitet den düſtern Geſang der Frau Unke mit ſcheltender, knarrender Stimme; ſchnaubend bläſt die Rieſenkröte ihren weiten Sackſchlund auf und ſtößt gemeinſam mit andern unförmlichen Lurchen ein periodiſches dumpfes Gebrülle aus.

Doch viel anziehender tummelt ſich oben und unten, in Luft und Waſſer, in Laub und Gras eine anmuthige, ätheriſche Welt von leichten, muntern, meteorartig leuchtenden Lebeweſen. Unzählige kleine durchſcheinende, leuchtende Tropfenkörper rollen und kugeln ſich, wie ein Sprühfunkenſprudel, durch das leicht bewegte oder ruhende ſüße und ſalzige Waſſer; farbige Blitze ſchlagen aus der Tiefe, wie aus dunklen Wetterwolken, herauf, und jedes kleine Wellengekräuſel treibt wie ein elektriſches Lichtſpiel oder wie ein glänzender Kometenſchweif über den dunklen Waſſerſpiegel, taucht verlöſchend unter und hebt wieder ein neues Lichtphantom aus der Tiefe herauf. Rings um die Uferrundung der kleinen Tümpel und Teiche und rieſelnden Gewäſſer aber ſprühen und glühen in dem dichten, dunklen Blätterkranze die Glühwürmchen und Leuchtkäfer wie zahllos eingeſtreute Sonnenkügelchen und Karfunkeltropfen.

Schwebend aber fliegen die Leuchtkäfer auf und durchſpinnen die Luft mit einem feurigen Netze von leuchtenden Fäden; von Ufer zu Ufer, hoch und tief, durch Licht und Schatten, hinüber

und herüber, auf und nieder ſchlingt und ſchürzt ſich das bewegliche, ſich ewig knüpfende, ewig löſende feurige Netz; aus der dunkelrothen Gluth der Granaten und dem leuchtenden Strahlenblitze des Smaragd-, Opal- und Diamantgeſteines ſcheinen ſeine glühenden Fäden geſponnen; in tauſendfach ſich kreuzendem, neckiſchem Fluge haſchen und jagen ſich die glühenden Augen, wiegen ſich hier auf ſchwankenden Halmen, huſchen dort irrlichtartig durch den Wald, ſaugen ſich am Nectar der Blumen feſt, — denn nur ätheriſch iſt die Speiſe dieſer ätheriſchen Lebeweſen, — oder hängen ſich, wie funkelndes Geſchmeide, um die ſilberglänzenden, leiſe ſchwankenden Blumenriſpen des wilden Rohres, ſchwebenden Silphyden gleich. „Einen verkörperten Wiederſchein des Sternenhimmels auf der Erde und ihrer Atmoſphäre" nennt Alex. v. Humboldt dieſen nächtlichen Reigen der fliegenden Laternen.

Aber auch die höhere Thierwelt verharrt nicht ſchweigend; bald nach der Dämmerung löſen ſich die Stimmen wieder aus der allgemeinen Verſtummung. Die Augen, welche am Tage geſchloſſen ſind, öffnen ſich mit dem Aufgange des Nachtgeſtirns, während gerade in den erſten Nachtſtunden, wenn die nachtwachenden und nachtwandernden Geſchöpfe ſich am rührigſten regen, die am Tage geöffneten Augen am ſchwerſten und feſteſten geſchloſſen ſind, gleichſam, um ihren umherſchleichenden Nachſtellern um ſo ſicherer zur Beute zu fallen. Und zahlreich iſt das Mörderheer, das mit unheimlich durch die Nacht leuchtenden Augen lüſtern nach ſeinen Opfern ausſpäht; in den Lüften, im Waſſer, auf dem feſten Boden hält es ſeine nächtlichen Umzüge, und in das Summen und Tönen des Waldes fällt ſcharf und gellend die Stimme der Einzelweſen ein.

Kaum verlöſcht das Abendglühen, ſo ſpannen Vampyre und Fledermäuſe die fächelnden Flügelhäute und haſchen im ſcharfen, eckigen, pfeilſchnell hin- und herflatternden Fluge nach den fliegenden Laternen und umherſchwirrenden Inſecten. Geräuſch-

los taucht die Eule den weichen Flaum ihrer Schwingen in den ſilberduftigen Nachtäther und ſpäht aus der klaren Höhe mit feurig rollendem Auge in die verborgenſten Schlupfwinkel der umnachteten Erde. Unheimlich lacht und ſtöhnt der Ziegenmelker, ziſchend und ſchrill kreiſchend umkreiſt der Kauz den hellen Feuerſchein, und manche andere weiche Schwinge mehr hebt und ſenkt ſich über das ängſtlich gedrückte, wehrloſe Gethier.

Leicht und geräuſchlos, wie oben der Räuber der Lüfte ſeine Kreiſe zieht, ſchleicht unten die geſchmeidige Katze durch Buſch und Gras über den Boden hin. Unter dem leiſen Tritte aber knickt verrätheriſch das dürre Reis, leiſe raſchelnd ſchließt ſich hinter den wuchtigen Pranken die geöffnete Fährte, oder ungeduldig peitſcht die gekräuſelte Ruthe die ſammetnen Weichen, wenn ſich durch die Schlupflöcher der Pothos und Dracontien der raſſelnde Schuppenpanzer der Boa windet. Plötzlich wird ein ſchriller, ſchneidender Angſtſchrei laut; — und wieder kehrt ebenſo ſchnell die vorige Grabesſtille zurück. Eine ängſtliche Spannung tritt ein; wieder erhebt ſich ein jäher, herzzerreißender Aufſchrei; — und wieder iſt's todtenſtill. Ein leichtes Brechen in Buſch und Baum, ein kurzes klatſchendes Flügelſchlagen, ein raſchelndes Panzerſchütteln, ein lautes, röchelndes Wuthgebrüll: — ſie geben den Aufſchluß zu dieſem jähen Angſtgeſchrei.

Nicht aber bleibt es bei dieſen leiſen Geräuſchen und vereinzelten Lautausſtoßungen. Ungeduldig erhebt der Jaguar, wenn der Fang mißglückt und der Hunger ihn peinigt, ſein zorniges, röchelndes Gebrülle, das, von katzenähnlichem Geſchrei begleitet, laut und anhaltend durch das Walddunkel rollt. Zitternd, von Furcht gelähmt, duckt ſich das aus dem Schlaf geſchreckte Neſt- und Höhlenthier bei dieſer ſchaurigen Jagdfanfare noch feſter nieder: in dem Baumgeäſte aber regt ſich's angſterfüllt. Kreiſchend ſpringt der Titi, der kleine zierliche Winſelaffe, auf und bringt ſeine ganze Vetterſchaft, die nur in großen Heerden zuſammenlebt, in wilden Aufruhr. Schaurig rollt das dumpf-

wirbelnde, melancholiſche Geheul der Brüllaffen durch die dicke Finſterniß; ſchrilles Kreiſchen, Pfeifen, Winſeln, Bellen antwortet aus allen Zweigen; ſchnaubend und zähneklappend durchbrechen die Pekkariheerden das Dickicht; zerrend und reißend hängt der angſtgehetzte Hirſch in den Lianenſchlingen; mit lautem Flügelſchlage und wildem Geſchrei flattert das ſchwerfällige, hühnerartige Geflügel von ſeinem Sitze auf; dumpf brummend wenden ſich die Heerden der Trompetenvögel zur Flucht; in den Zweigen ſeiner Baumweide hängend, ſtößt das Faulthier ſeine jämmerlichen Klagerufe aus; in der dichten Guadua knurrt der Ocelot, heiſer bellt der Fuchs, die Katze faucht und winſelt, die Eule kreiſcht, die wehrloſen Nagethiere quieken und grunzen: — ein Aufruhr ſonder gleichen durchtobt den dunklen Wald.

Wuth und Angſt, Flucht und Verfolgung brechen ſich Bahn mit blinder, ungeſtümer Haſt; Lianen reißen, Zweige brechen, Bäume ächzen, und, ſeiner letzten ſchwankenden Stütze beraubt, ſtürzt ein alter morſcher, längſt ſchon an Krücken hängender Waldrieſe mit Donnergekrache zu Boden. Die Erde bebt, die Lüfte ſtöhnen, es heult und brüllt der Wald.

Doch ſchnell, wie entſtanden, legt ſich das wilde Getöſe wieder, und eindrucksvoller nur kehrt nach dem wüſten Lärm die tiefe Stille der Nacht zurück. Mehrmals wiederholt ſich vielleicht noch dies plötzlich anhebende und ebenſo ſchnell wieder verſtummende Waldconzert, das unter dem Mantel dunkelſter Nacht und tiefſter Einſamkeit auch dem beherzten, unerſchrockenen Manne Grauen einzuflößen vermag.

Die Fülle und Mannigfaltigkeit des Lichts aber wächſt parallel mit der vorſchreitenden Nacht, und immer ſtiller wird's, immer feierlicher auf Erden. Bis Mitternacht iſt ein Aufſteigen der Nacht zu ihrem Höhepunkte ebenſo wahrnehmbar, wie ein Aufſteigen des Tages zu ſeinem Sonnenzenithe; und ſo auch tritt, wie unter dem Sonnenzenithe, auch unter der Nachthöhe

wieder eine allgemeine Dämpfung und Verſtummung des bewegten Lebens ein. Immer ſchärfer auch ſcheiden ſich Licht und Schatten von einander; nur noch die dunkle Schattenmaſſe rückt form- und umrißlos in den Lichtglanz ein; hier, unter der Vollfluth reinſten Lichts: — zauberhelle Landſchaft; dort, unter dem tiefen Schattenwurfe: — formenloſes Maſſendunkel.

So zieht der grüne Rieſendom ſeinen ſchwarzen Mauerring immer enger und feſter um die freie Uferlichtung, die wie ein ſilbernes Feld im dunklen Schilde liegt. Keine Durchſtrahlung, nicht die leiſeſte Lichtdurchſchimmerung lockert und löſt die ſchwere, ſchwarze Mauerſchicht; nur hier und da tritt oder wächſt gleichſam ein vorſpringender Aſt, oder ein wagerecht ſeitüber gebeugter Stamm, oder ein kühn und phantaſtiſch geſchwungener, rieſiger Laubbogen wie ein erhabenes, auf mächtigen Pfeilern ruhendes Kapitäl aus den feſten, dunklen Quadern heraus.

Alle, auch die entfernten, den Horizont abſchließenden Gegenſtände treten zunehmend näher an das Auge heran; das am Tage weit zurücktretende und terraſſenförmig ſich aufbauende Gebirge ſteht nun dicht als ein feſter, formenloſer Schattenrieſe vor der Stirn. Die Nacht verſchiebt Dimenſionen und Entfernungen, ſie täuſcht, wie das Gehör und die übrigen Sinne, auch das Geſicht; Fernes ſcheint dem Auge nah, und ebenſo undeutlich entſcheidet das Gehör über Nähe und Ferne, Art und Stärke des vernommenen Geräuſches. Die Sinne ſind beſtändigen Täuſchungen unterworfen.

Das ſcharfe Eintreten der feſten Schattenmaſſen in den hellen cryſtallklaren Lichtraum berührt ganz eigenartig; auf der einen Seite: — Verdoppelung aller körperlichen Wucht und Schwere, Verdichtung der Maſſe und Materie; auf der anderen Seite: — Auflöſung aller Schwere und Körperlichkeit, ätheriſches Durchfließen und Umfaſſen. Wie eine Erſcheinung aus der Zauberlaterne ſteigt der Schattenkörper: Wald, Gebirge, oder was es ſei, aus der Erde auf; hineingeſtellt ſcheint er, wie ein Rieſen-

fuß, wie eine Cyklopenfauſt aus dem Schattenreiche in das entkörperte Reich des Lichts; ſo ſchroff und fremd gegenübergeſtellt, ſo ſcharf herausgeſchnitten aus Licht und Glanz ſteht die Schattenmaſſe in dem Lichte da. —

Schlafend liegen meine Wandergefährten auf dem weichen, warmen Sande unter dem leuchtenden Sternenhimmel; nicht feſſeln ſeine Wunder das verwöhnte Auge, noch vermag der Zauber der Tropennacht einen nachhaltigen Eindruck auf das unvertiefte, rohe Sinnenleben, darinnen die Seele traumartig eingeſponnen liegt, auszuüben; ſobald die Feldküche ihre anheimelnde Thätigkeit eingeſtellt hat, das Nachtmahl verzehrt, die Unterhaltung mit ihrer Spuck- und Ammenmährchenwürze verſtummt iſt, ſtreckt ſich Einer nach dem Andern neben der heißen Heerdaſche zum Schlafe nieder; — und ſie Alle, die unter einem wandellos gütigen Himmel zum Leben erwacht ſind, ſchlummern ſorglos, bedürfnißlos und ruhigen Sinnes, fremd des Kummers und der Noth, der Sorgen und Leiden des armen, mittelloſen Menſchen unter dem rauhen nordiſchen Himmel, fremd der Genüſſe, wie auch des Elends des großen Gefangenhauſes der Civiliſation, — zufriedener und beglückter auf dem Lager im weichen Sande unter dem leuchtenden Sternenhimmel, als wohl gar mancher ſeiner weißen Mitbrüder auf weichem Daunenpfühle unter ſeidenem Baldachin.

Maleriſch kleidet, ſo lange die Gruppe noch rauchend und munter plaudernd im Kreiſe um das Lagerfeuer ſitzt, die rothe und blaue, in reichen Falten um Bruſt und Nacken fallende Covija die dunklen, vom Feuerſchein grell beleuchteten Geſtalten; zu ihren Häupten ſtrecken ſich, wie geſpenſtiſche Rieſenleiber, die weitausgezweigten, koloſſalen Baumäſte; gierig leckt die feurige Lohe zu den niedergreifenden, trocknen Aſtgerippen hinan und wirft ihren hellen Wiederſchein grell über die ſchwarze Schattenmauer; praſſelnd ſtäuben aus der aufgerührten Gluth die Sprüh-

funken auf und ſchlagen mit den Leuchtkäfern um die Wette ihre feurigen Kreiſe um das phantaſtiſche Lagerbild.

Sie ſchlafen, mit Kopf und Schopf, wie ein Murmelthier, unter die Decke zuſammengezogen. — Ich aber raffe meine Covija vom Sande auf, ſchlage ſie loſe um die Schultern und wandle, dem Genuſſe der reinſten Freuden hingegeben, durch Licht und Duft und Waldesruh; — licht auch meine Seele, ungetrübt mein Empfinden und ruhig mein Geiſt.

Zu meinen Füßen wirft die raunende Welle glitzernde Schaumperlen auf; vom leichten Wellengekräuſel erfaßt, ſchwankt träumeriſch durch Licht und Schatten die lockig niederwallende Guadua; über mir ſchwebt, auf himmelanſteigender, ſchlanker Säule ruhend, im Silberlichte der Tropennacht die Chuguaramapalme und ſchüttet, von weichen Lüften geſtreift, duftigen Blüthenſtaub in den rieſelnden Wellenſchaum. Der volle Mond ſchwimmt auf dem breiten Strome, und zwiſchen der blauen Tiefe oben und unten geht ein leuchtend Sternengrüßen auf und nieder; — mein Auge ſieht's allein nur in weiter, menſchenleerer Runde, keine Lippe flüſtert, und doch hallt ein lautes Echo freudigen Staunens durch mein volles Herz!

Die Nacht feiert ihre höchſten Triumphe; Hülle auf Hülle fällt von ihrer ſtrahlenden Erſcheinung; alle Schleuſen des Lichts ſind aufgethan, alle Sphären und Atmosphären leuchten in dem verſchiedenartigſten Glanz und Wiederſchein. Der Mond ſteht hoch am Himmel; ein großes Sternbild nach dem andern ſteigt hier herauf, ſinkt dort wieder unter an dem Firmament. Zwar findet der nordiſche Fremdling am Tropenhimmel nördlich vom Gleicher im Weſentlichen die alten bekannten Sternenbilder wieder, aber der Stand derſelben iſt ein anderer; „manche Sterne ſeiner Heimath, zu denen ſein Kindesauge aufgeblickt, ſind von dem Zenithe herabgerückt in den Horizont, von dem Horizonte ganz verſchwunden; andere Sternenbilder, die ſein Auge in ſeiner Heimath kaum über dem Horizonte der Kornfelder geſucht, wan-

deln nun durch den Zenith, und Sterne der ſüdlichen Halbkugel, die er nie gekannt, durchſchneiden rings den Firmament.“ [3]) Zunächſt und am meiſten fällt die verſchobene Stellung der beiden bekannteſten Bilder des nordiſchen Himmels auf; der Polarſtern ſteht tief in horizontaler Neigung zu dem Auge, und das Geſammtbild des Großen Bären iſt faſt ganz unter den Horizont hinabgerückt. „Nichts mahnt den Reiſenden ſo auffallend an die ungeheure Entfernung ſeiner Heimath, als der Anblick eines neuen Himmels.“ [3])

Dennoch befremdet den Neuling des Landes, wenn er nicht grade ein Sternkundiger iſt, nicht ſo ſehr der Anblick neuer, unbekannter Sterne, als vielmehr der Geſammteindruck des geſtirnten Himmels: — die Zahl und Anordnung der Sterne, die Stärke und Färbung ihres Lichts, die Mannigfaltigkeit und Verſchiedenartigkeit der Lichterſcheinungen überhaupt. Die Sternbilder des ſüdlichen Himmels umſpannen ungeheure Raumflächen und ſind unter ſich, wie die einzelnen Sterne, weit auseinandergeſtellt. Große leere Zwiſchenräume dehnen ſich ſchwarz und lichtlos zwiſchen den einzelnen großen, glänzenden Himmelsleuchten aus. Sie ſind erhabene, gebietende, majeſtätiſch ſtrahlende, einſam am Himmel wandelnde Souveräne, die Sterne des heißen Süd.

Der Glanz der Sterne aber, und beſonders die ganz ungewöhnliche, verſchiedenartigſte Färbung der Fixſterne zieht ſtaunend das Auge des Fremdlings an; gleich den Leuchtkäfern der untern Atmosphäre ſtrahlen die kreiſenden Meteore und großen Himmelsleuchten oben im rothen, gelben, grünen, violetten und kryſtallweißen Edelſteinglanze. Dieſes Wiederſpiegeln und Niederſtrahlen der Regenbogenfarben aus der Sternenwelt erhöhet noch die ſtrahlende Schönheit und Herrlichkeit des geſtirnten, nächtlichen Tropenhimmels; eine neue fremdartige Welt von Erſcheinungen thut ſich, wie unten auf der Erde, auch oben am Himmel dem ſtaunenden Auge auf.

Der Mannigfaltigkeit und Fülle des nächtlichen Lichts entſpricht auch die Stärke deſſelben; dennoch leuchtet es in einer Ruhe, in einer hehren Feſtigkeit und Beſtändigkeit nieder, welche ſich weſentlich von der zuckenden Unruhe, dem ſtechenden, unruhigflimmernden Glanze des nordiſchen Winterhimmels unterſcheidet. Dieſe feierliche, hehre Ruhe des Geſtirns wird aber mit vorrückender Nacht durch neu auftretende, verſchiedenartige Lichterſcheinungen eines anderen Urſprungs in ihrer Alleinherrſchaft merklich alterirt; das feſte, beſtändig ruhig blickende Auge des nächtlichen Himmels ſcheint plötzlich fieberhaft erregt, wild aufzuflackern; ein anderes Element miſcht ſich bei und ſtimmt ſeinen bisherigen Character um.

Neue Scharen von leuchtenden, feſten und gasförmigen Körpern ziehen ſtürmiſch am Himmel auf; eine Lichterſcheinung ſucht die andere zu überſtürzen und um alleinige Herrſchaft und Geltung zu ringen; es rollt und kugelt, funkt und blitzt, ſprüht, ſchwimmt und gleitet in feurigen Haufen, in grellem und mildem, farbigem und weißem Lichtglanze am Firmamente auf und nieder; und dieſe ſichtbare gewaltige Bewegung und Kraftäußerung in dem nächtlichen Himmelsraum bei vollſtändiger Lautloſigkeit und Unberührung aller äußeren Sinnesempfindungen macht einen um ſo eigenartigeren Eindruck, als den Sinnen eine Wahrnehmung und Aufnahme von Bewegungs- und Kraftäußerungen ohne begleitendes Geräuſch und mitgetheilte Reize fremd iſt, ſie gleichſam aus der gewohnten Sphäre ihrer Wahrnehmungen und Verrichtungen herausgerückt werden.

Farbige Blitze durchleuchten die taghelle Mondnacht, electriſche Funken blinken und blitzen unruhig durch die dunſtfreie, durchſichtig-klare Atmoſphäre; leuchtende Gaſe ſtehen und ſchweben als permanente Nachtfanale über den dickluftigen, ſchwülen Sumpfniederungen; [4]) gasförmig glühende Nebelſtreifen ſchwimmen, Doppelſterne, Trabanten und Planetenſtreifen wandeln uud ſchweifen lichthell im hellen Lichte; ſich haſchend und fliehend treibt

der weiche, milde Schimmer der Magelhaeniſchen Wolken über den unbewölkten, tiefdunkelblauen Himmel; lange ſilberne Streifen nach ſich ziehend, gleiten die zahllos fallenden Sternſchnuppen vom Zenithe bis unter den Horizont, beſonders am ſüdlichen Himmel nieder; die feurigen Meteore aber rollen, wie ein Regen von zündenden Geſchoſſen, in wildem Fluge durcheinander und kreuzen mit ihren lang nachgezogenen, glühenden Reifen die regellos durcheinandergewürfelten Bahnen. Ein großartiges Feuerwerk von gasförmig glühender Materie und brennenden Himmelskörpern durchwirbelt den Weltenraum — lautlos ſtill!

Ueber alles dieſes Licht- und Farbenleuchten aber wirft das Zodiacallicht ſeinen intenſiven Glanz; derſelbe wächſt zu ſolcher Stärke an, daß er ſelbſt den hellen Silbergürtel der Milchſtraße in Schatten ſtellt; mondhell erhebt ſich das Licht, ſteigt, wie ein Geſtirn, am Himmel auf; allmählig nimmt es die Geſtalt einer Pyramide an, deren Spitze bis 50 Grad über den Horizont emporſteigt. Seine Kraft wächſt und ſinkt in beſtändigem Wechſel, und ebenſo hebt und ſenkt ſich auch die Pyramide ſelbſt in beſtändiger Beweglichkeit; dieſe Flüſſigkeit der Erſcheinung wirkt um ſo eindrucksvoller, „als ſich mit der Schönheit zugleich der Reiz der Beweglichkeit, des Lebendigen verbindet.“

Infolge der vollkommenen Durchſichtigkeit der Atmosphäre gehen alle dieſe Lichterſcheinungen trotz der Helle der Tropennacht klar und umrißſcharf zu dem Auge ein; ſelbſt die Milchſtraße fließt mit ihren Nebenarmen ſcharf abgerandet wie ein Silberſtrom über den tiefen Himmelslaſur. „Die Vereinigung der Wärme, des Lichts und der Gleichförmigkeit der electriſchen Spannung unter dem Aequatorhimmel bewirkt die vollſtändige Auflöſung des Waſſerdunſtes und reinigt und klärt die Atmosphäre bis zur vollkommenſten Durchſichtigkeit.“ — „Die optiſchen Apparate ſcheinen unter dem Aequatorhimmel mit verdoppelter Schärfe zu arbeiten, ſo viel genauer und ſchärfer führen ſie dem Auge die nächtlich ſichtbaren Körper des Weltraumes zu.“ [5])

Unbeirrt durch das wirre Gewühl der ephemeren Lichterſcheinungen wandeln die unvergänglichen Souveräne des geſtirnten Himmels in ungeſtörter Ruhe und Harmonie ihre erhabenen, leuchtenden Bahnen; periodiſch aber wächſt das feurige Getümmel zu ſolcher Fluth und Fülle an, daß das ganze Sternenheer aus ſeinem gemeſſenen Gange herausgedrängt und in wilder Auflöſung durcheinander geworfen zu ſein ſcheint. Der Blick verirrt und verwirrt in dem Knäuel von feurigen Kugeln, Blitzen und Streifen, die ein ſo helles Licht verbreiten, daß alle Gegenſtände, über welche ſie hinwegziehen, unter'm Fackellichte zu erglühen ſcheinen. Kaum vermag das Auge bei der beſtändig ſich kreuzenden Flugbahn der Meteore den Lauf einer einzigen Feuerkugel feſtzuhalten; dem meiſtens deutlich ſichtbaren Kerne folgt ein mehrere Secunden langer feuriger Schweif; aber die Schnelligkeit des Falles iſt zu groß, um gemeſſen werden zu können; plötzlich platzt der Kern mit einem Sprühfunkenregen auseinander; die Funken verlöſchen, bevor ſie zur Erde fallen; — hier aber nimmt der leuchtende Reigen im Waſſer und auf dem Lande das verlöſchende feurige Spiel der Lüfte wieder auf.

Doch auch das flüſſige, bewegliche Lichtelement der Erdatmoſphäre und der Sternenſphären hat ſeine Ebbe und Fluth; nicht zu allen Zeiten und Stunden treten ſeine Erſcheinungen gleich lebhaft auf; ſie kommen und gehen, und nach ihrem Verlöſchen gewinnt das nächtliche Himmelsauge ſeinen vollen, klaren, hehren, ruhigen Aufſchlag wieder.

So kommt die Mitternacht, und „an des Poles Firmament ſteigen die vier Sterne auf, die durch ihren Glanz den Himmel zu entzücken ſcheinen".[6]) Mit frommer Scheu begrüßt das Kind des Südens das am Himmel leuchtend aufſteigende Zeichen ſeines heiligen Glaubens; ſenkrecht erhebt es ſich, oben und unten, zu Häupten und zu Füßen entſtrömt ihm ſein vollſter und reinſter Glanz. Milde, — und doch voll Kraft; ruhig, — und doch voll Leben; freundlich, und — doch voll Majeſtät; unendlich weich,

— und doch in ſtrahlender Herrlichkeit leuchtet das Sternenkreuz auf die Erde nieder, die in feſtlicher Erwartung ſeiner Erſcheinung harrt.

Ihren Triumphzug feiert die Tropennacht; die letzte Hülle ſinkt von ihrem Bilde; in voller, entzückender Schönheit ſteht ſie da, frei aufgethan bis in ihr innerſtes Weſen hinein. Ein Hymnus ſchwebt durch alle Sphären; die Prieſterin Natur zieht den Vorhang vom Allerheiligſten zurück.

Immer freier, haftloſer ſcheint ſich die Pſyche aus dem Stoffe zu entbinden, die am Tage unter der ſinnbeſchwerenden, bedrückenden und beengenden, verſchleiernden Gewalt des alleinherrſchenden Gluthgeſtirns in den Stoff verſinkt und unter ſeinem Joche ein unfreies, gebundenes Leben athmet. Kein körperlicher Tonſchall, kein äußerer Sinnenreiz greift in das lichte, ſtumme, vergeiſtigte Weſen ein; jede Stimme, jede Bewegung fürchtet gleichſam, die ungeſtörte Harmonie, die tiefe Weihe der Nacht zu entheiligen.

In ſolcher harmoniſchen Zuſammenwirkung aller Kräfte und Erſcheinungen; in dieſer großartigen Ordnung und Sicherheit der Weltbewegung und Kraftentfaltung; in ſolcher Verſchmelzung von Größe und Anmuth, Kraft und Ruhe; dieſer Klarheit und Verklärung der tropiſchen Nachterſcheinung: liegt der höchſte Character der Schönheit und ihre heilige Weihe ausgeſprochen. Solche Verſchmelzung der realen und idealen Welt, ſolche Durchſeelung des Stoffes trägt den Menſchengeiſt zu den lichten Räumen der Sterne hinan.

Gedanken und Worte ſind nicht immer die treueſten Dolmetſcher, noch jederzeit willige und taugliche Inſtrumente zur Mittheilung der innerſten Stimmungs- und Wahrnehmungswelt; unausgeſprochen bleibt und in Worten ungedacht die unbegriffene Macht und Gewalt, die unſer ganzes Weſen einnimmt; und doch wird ſie überwältigend wahrgenommen, und jedes Atom unſeres geiſtigen Lebens ſpürt ihre wirkende, lebendige Kraft. Auch in

die Seele des Dichters, des bildenden und offenbarenden Künſtlers ſenkt ſich das heilige Empfängniß über das Vermögen des Ausdrucks und der Wiedergabe, über die Schöpfungs- und Geſtaltungskraft und die Verwendbarkeit der äußeren Mittel: der Worte, Farben, Formen und Töne hinaus; ſie nimmt es auf in ihre Tiefen und trägt es als ſtumme, geſtaltungsloſe Frucht zu ihrem Urquell zurück; kein Gedanke ſagt's, was es ſei, woher es komme, wohin es gehe, — doch es iſt.

So empfängt das bewußt beſeelte Weſen die Tropennacht, — aber es nimmt das vergeiſtigte Bild mit offenem, ſehendem Auge auf; der wort- und bildloſe Traum, das unbegriffen, geſtaltungslos, begraben in uns Lebende tritt als vergeiſtigte Körperlichkeit vor das ſinnliche Auge hin; wir ſchauen, was wir unerblickt und unausgedacht in uns leben; das Empfinden iſt Sehen geworden; aber die Schönheit des Geſichts, ſeine Macht und Gewalt auf die Pſyche zu meſſen und zu offenbaren, das vollführt kein Gedanke. Wie die Nacht mit ihrem eigenartigen Lichte, ihrem Schimmer und Farbendufte und anderen phyſiſchen Kräften und Mitteln mehr allen feſten Körpern eine gewiſſe Weichheit, ein athmendes Leben und Bewegen giebt, die Formen abrundet, die eckigen Züge abſchleift, die ſcharfen Linien ſanfter meißelt, ſelbſt den Stein duftig anhaucht und geheimnißvoll belebt, ſo mildert und ſänftigt ſie auch die Regungen des Menſchen und ſtimmt die Saiten ſeiner Seele in Akkorde, die eine höhere, unſichtbare Hand anſchlägt; macht ſelbſt den harten, feſtgefügten Mann, der unter dem hellen, grellen Tageslicht ſein Werk aus Stahl und Stein ſchlägt, empfänglich zur Aufnahme ſanfterer, emporhebender Eindrücke und geſchickt zum Inſichſelbſtverſenken; läßt ſelbſt in die Bruſt des Wilden und Halbwilden einen Strahl helleren Lichtes fallen und ſeine umflorte Seele ſich zum Lichte heben; legt den rohen Kräften Zügel an, mildert das körperliche, ſteigert das geiſtige Element und wirkt und webt an der Vergeiſtigung der ganzen Natur. —

So kommt und ſo geht die Tropennacht. Schon erwacht

der eine und andere Schläfer; prüfend mißt ſein Blick den Stand von Mond und Sternen, welcher ihm, wie am Tage der Sonnenſtand, die Zeit angiebt. Ueber ſeiner Stirne neigt ſich das Kreuz, und verwundert ſieht er das Lager ſeines Herrn verlaſſen oder gar noch unberührt; gähnend erhebt er ſich, nähert ſich, fröſtelnd die Covija zuſammenziehend, dem ſchlafloſen Nachtwandler und bedeutet ihn halb fragend, halb warnend: „Señor, la cruz va bajando, media noche se acaba!“ [7]) Schläfrig wechſelt er noch einige Worte mehr, kehrt dann zu ſeiner Lagerſtätte zurück, ſchürt die zuſammengeſunkene Gluth zu neuem Leben an und legt ſich wieder zum Schlafe nieder. — Und bald auch ſchließen ſich die Augen, die allein noch gewacht in der Waldeinſamkeit weit und breit umher, ſchlafestrunken, traumesſchwer unter den zündenden Sternen der Tropennacht.

Ob auch kein Ton durch die Stille treibt, dennoch nehmen die halb wachen, halb ſchlafenden Sinne ein Regen und Bewegen von unklaren, geheimnißvollen Lauten und Erſcheinungen wahr. Aus der Ferne weht es traumartig herüber, wie Glockenläuten, wie murmelnder Sirenenſang raunender Wellen, wie tiefes Seufzen aus Aeol's Harfen; in der Nähe geht von unſichtbaren Lippen ein geheimnißvolles Wispern und Flüſtern aus, und es blinzelt, kichert und koſt die halmverſchlungene Guadua zu Mond und Sternen hinauf; aus der Tiefe hebt ſich, wie aus unterirdiſchen Behauſungen, der ſchwere Athemzug ſchlafender Höhlenweſen oder es ſteigen dumpfe Rufe und Geräuſche auf, wie das hohle Seufzen und Klagen des nächtlichen Windes, der ſich in dem Rauchfang eingefangen hat; und oben zieht es wie geſpenſtiſcher Schwingenflug und das Gleiten und Rollen unſichtbar-ſchwebender Körper durch die windſtille Luft und das ſchwimmende Licht.

Die tiefe Stille der Nacht trägt das leiſeſte Geräuſch von Ferne zu Ferne fort, ein Echo nimmt den erſterbenden Hauch des andern, eine tönende Welle die verrinnenden Schwingungen der

andern auf, — und ſo webt die rege Nymphe des Wiederhalles ein einziges ununterbrochenes myſtiſches Tongewebe. Die leiſeſten Atomſchwingungen ſchlagen an die empfindlich geſpannten Saiten der äußeren und inneren Sinne an, und mehr noch werden dieſe durch ein beſtändiges Gaukelſpiel von trügeriſchen Geſichts- und Tonwahrnehmungen gefangen gehalten. Jeder Schall ſchlägt verſtärkt an das Ohr; das Hämmern des Spechts klingt wie der laute Schlag der Axt, der Fall einer Frucht wie der Aufprall eines ſchweren Körpers oder der Anſchlag eines tönenden Metalles; der bohrende Wurm in der Rinde ſetzt das Getriebe einer Werkſtätte in Bewegung oder arbeitet wie ein aufgezogenes, ſchweres Uhrwerk; das Summen des Inſects gleicht fernem Luft- und Meeresbrauſen.

Und ſo auch die Täuſchungen des Geſichts. Die wechſelndſten Bilder und Erſcheinungen tauchen auf und unter ohne ſichtbare Bewegung; feſte und ſchwere, unbelebte Gegenſtände ſenken und heben ſich in ſich hinein und aus ſich heraus; durch todte Körpermaſſen treibt ein klopfender Puls; ſelbſt der Stein bewegt ſich athmend. So verwiſchen unausgeſetzt Sinnestäuſchungen die Gränzen zwiſchen wirklichen und ſcheinbaren Wahrnehmungen, zwiſchen Wahrheit und Trug.

In dies phantaſtiſche Traumleben miſchen ſich von Zeit zu Zeit wieder die Spuren und Stimmen des wirklichen Lebens von Fleiſch und Blut; aber auch ſie tragen etwas Traumhaftes, Myſtiſches an ſich. Unheimlich gähnt das winſelnd weinerliche, dem käglichen Miauen unſerer Hauskatze ähnliche Geſchrei des ruhelos umherſchweifenden, blutdürſtigen Silberlöwen durch die lauſchende Stille; wie ein weinendes Kind ſtößt das Faulthier ſeine langgezogenen, jämmerlichen Klagerufe aus; hier ein vereinzeltes Aufbellen, dort ein kurzes, dumpfes Geheul oder ſonſt ein unheimlicher, räthſelhafter Thierlaut klingt gleichſam aus einer anderen, fremden Welt herüber; und ſolch Winſeln und Klagen, Weinen und Aufſchreien, Fauchen und Bellen, Seufzen und Lachen findet in den Lüften ſein Echo, von wo es bald ächzend

und ſtöhnend, bald mit einem, wie aus tiefſtem Lebensüberdruſſe ausgeſtoßenen und allmählig hinſterbenden Seufzer, bald mit einem ſchauerlich auflachenden Ha! ha! und wieder noch mit einem anfangs lang gedehnten und zuletzt bis zur angſtvollen Haſt geſteigerten Komm! Komm! zurückgetragen wird in die Grabesſtille der Nacht. Eigenthümliche, räthſelhafte Laute, die bald unten, bald oben, bald aus härener, bald aus gefiederter Bruſt wie Stimmen eines böſen, gemarterten, ruheloſen Gewiſſens, wie ſchwere, bange Traumrufe durch die Nacht hinſtöhnen.

„Der geiſterhafte, leiſe Flug, das Erwachen zur Nachtzeit und die wunderlichen Augen haben in allen Weltgegenden die Nachtvögel zum Gegenſtand abergläubiſcher Furcht erhoben.“ [8]) „Die größeſte abergläubiſche Furcht flößt ein kleiner Nachtvogel aus der Gattung der Ziegenmelker ein; derſelbe iſt dem braunen und weißen Menſchen ſo gefürchtet, daß muthige Männer bei ſeinem eigenthümlichen, ſpukartigen Umherhuſchen ſich dicht aneinander ſchließen; von ihm werden viele Fabeln erzählt; er ſoll ein Bote der unterirdiſchen Mächte an ihre laſterhaften Verbündete unter dem Geſchlechte der Menſchen ſein und von dieſen beauftragt werden, das unſichtbare Gift der Seuchen und des Todes auf den verhaßten Feind herabzuträufeln, der ſich arglos dem Schlafe überließ. Der Indier glaubt ſogar, daß die Seelen ſeiner Vorfahren in ihn gebannt werden und verwehrt das Erlegen als etwas Ruchloſes oder doch Gefährliches.“ —

Nicht immer aber geht die Tropennacht von Harmonien umringt und von dem Genius des Friedens getragen über die Erde hin; heftige Erſchütterungen der Atmoſphäre wandeln ihr ruhiges, hoheitsvolles Weſen in einen ungeſtümen leidenſchaftlichen Character, ihre Friedensſtille in Kampf und Aufruhr um. Selten zwar während der tropiſchen Sommerzeit, und auch in der Winterzeit häufiger bei Tage, als bei Nacht, thürmen ſich in der, mit

Elektrizität und Waſſerdunſt geſättigten Atmoſphäre die ſchweren Gewitter auf; doch auch die Nacht kennt wildes Wettertoben.

Dichte Wolkenmaſſen thürmen ſich bei'm Anzuge der Gewitter am fernen Horizonte auf, umlagern die Rieſenfeſte des Gebirges, wälzen ſich mit Windeseile immer maſſiger übereinander und umhüllen alsbald bleiern grau und ſchwer das ganze weite Firmament. Das Gebirge ſchwindet, ein dichter Schleier bedeckt den Wald, tiefes Schweigen, ſchwere Mattigkeit und Beklommenheit liegt auf der ganzen Creatur.

Immer tiefer ſenken ſich die grauen Maſſen; wie ein Segeltuch fallen ſie vom Himmel nieder, Nebel und Rauch umqualmt die Erde. Bedrückende Angſt und Schwere lähmt alle Zungen und Glieder; nur das dumpfe, trübſelige Geheul des Brüllaffen wirbelt und gurgelt aus der tiefen Nacht des Waldes, wie aus einer röchelnden, von ſchwerem Traum und Alb bedrückten Bruſt herauf.

Ein ſeltſames geſpenſtiſches Brauſen und dumpfes Grollen geht durch den Wald, obgleich kein Lufthauch ſeine Wipfel bewegt, kein Blättchen ſich regt; die ſchweren Baumkronen erzittern leiſe, ob auch alle Rieſenglieder unter ihrer eigenen Wucht und Schwere ſtarr und bewegungslos aufeinander ruhen; die bange Vorahnung eines ſchweren Verhängniſſes liegt in der Luft und jeder Nerv taſtet und lauſcht geſpannt nach ihrer Botſchaft aus.

Da löſt ſich plötzlich lawinenartig eine blendende Feuermaſſe aus den hängenden Wolkenſchläuchen, begleitet von einem Donnerſchlag, der Wald und Berge erzittern macht. Das gewaltige, erſchütternde Drama hebt an. Aller Rauch und Qualm geht in Flammen auf; es rollt und kracht, heult und berſtet durch alle Höhen und Tiefen; bis Feuer und Schall wieder zurückſchlagen in den geſpalteten Schoß und die betäubten Sinne wieder von dunkler, dicker Nacht umfangen werden.

Eben vom Brande der Lüfte geblendet, wird jetzt das Auge faſt erſchreckt von der dicken Finſterniß. Selbſt die nächſten

Dinge verſchwinden; eine feſte ſchwarze Hand liegt auf den Augen. Von den Moornebeln und dem Wieſenrauch der Heimath möchte die Einbildung träumen, wenn nicht ein Strom von Düften, ſtärker und würziger, als auf der Heimathflur, die rauchenden Nebel durchfluthete und das Trugbild von Erlkönigs blaſſem, kaltem Nebelflug durch Nacht und Wind nicht im weichen, warmen Hauch der Lüfte auseinanderſchmölze.

Und wieder und wieder berſtet der ſchwarze Luftball und ſchleudert die Feuerbrände in die dicke Nacht hinein; von Blatt zu Blatt funkt die Gluth, von Gipfel zu Gipfel ſchlägt die Lohe, tauſendzüngig leckt und züngelt die feurige Schlange über Himmel und Erde, ballt und kugelt ſich zuſammen und rollt ſich wieder zu einem weltumfaſſenden Feuermantel auseinander. Das iſt kein Blitzen mehr, ſondern ein einziger Wolkenbrand, kein Flammenwurf, ſondern ein wallend Feuermeer; und kein Ende auch findet der rollende Donner; immer brüllt er, halb erloſchen, von Neuem auf, immer kehrt er aus grollender Ferne laut dröhnend zurück, immer kracht und klirrt und wirbelt er hinter dem ſpaltenden Dreizack her. Unabläſſig ſchleudert der zürnende Kronide den ſplitternden Hammer, und aus allen Eingeweiden des Chaos brüllt der titaniſche Kampf herauf.

Schutzſuchend drängen ſich die Lagergenoſſen unter das ſchwankende Laubzelt zuſammen; auch dem Muthigſten erſtirbt das Wort auf den Lippen; von ſeinem Sitze ſchnellt der Eine empor, ſinkt der Andere wieder, wie vom Keulenſchlage getroffen, nieder; Hülferufe ſteigen hier zu allen Heiligen auf, und ununterbrochen ſchlägt die zitternde Hand das beſchwörende Kreuz; dort ruht die Lippe auf das Amulett gepreßt, und Stirn und Auge deckt ſchützend der bergende Arm; — mich aber hält es nicht länger eingepfercht in dem engen ſchwülen Raum; ich trete, von unbeſchreiblichen Hochgefühlen ſtürmiſch erfaßt, hinaus auf das offene Kampffeld, und barhauptig im flatternden Haare und

mit freier, unbedeckter Bruſt jubele ich den jauchzenden Fanfaren der ringenden Kräfte entgegen.

Der erſte Tropfen fällt; hinter dem ſpaltenden Donnerkeil zieht brauſend Aeol's wilde Jagd einher; mit mächtigen Stößen packt der Sturm den Wald und ſchüttelt die Rieſenwipfel, wie bewegliche Wellen, und wühlt in der Laubfluth, wie im flüſſigen Meer, und ſchlägt das ganze, knirſchende Waldgehänge wie ſtäubenden Giſcht und Schaum zuſammen. Die Wolkenſchleuſen öffnen ſich; brüllend und praſſelnd ſtürzen die Gießbäche herab, und das wankende, ſchwankende grüne Gezelt vermag nicht die ſtürzende Laſt zu tragen; die Erde nimmt die Menge des fallenden Waſſers nicht auf in ihre überfließenden Poren und Becken; alle Gefälle ſind überfüllt, bahnlos wälzen und ſtürzen ſich die Fluthen von Tiefe zu Tiefe. Das iſt kein Regen, wie ihn der Norden kennt; — es löſt ein Meer ſich aus den Wolken los; die Luft iſt Waſſer, Waſſer wird die Erde; in Schlammfluth wandelt ſich der feſte Boden, die Wurzeln löſen ſich, Rieſenſtämme ſtürzen krachend, wie zertrümmerte Säulen, zuſammen; unterwühlte, feſte Uferſchollen treiben, losgeriſſen, als ſchwimmende Inſeln den brüllenden, ſchäumenden Strom hinab; der Grund treibt unter den Füßen auseinander, und in das ſchwankende Gewölbe oben reißt der Baumſturz weite Lücken; donnernd rollen die Trümmer der Waldfeſte, losgelöſte cyklopiſche Felswürfel durch die geſprengten Bahnen; Verderben und Entſetzen jagt die Furie der Verwüſtung vor ſich her. In das Brauſen der Lüfte und das Branden der Waſſer miſcht ſich das Angſtgeſchrei des flüchtigen Gethiers; ein wildes, grauſiges Orcheſter ſpielt die Weiſen zu dem wilden Reigen auf; heulend und winſelnd, ächzend, grollend und donnernd trägt die aufgeſcheuchte Echo das grauſige Getöſe weiter durch die gährenden Gründe. Das winzige Schutzdach nahm der Sturm ſpielend wie ein wirbelnd Blatt vom Boden auf; dem ſchutzloſen Manne zittern die Kniee; der Ruf zu den Heiligen, das Flehen um die Miſericordia der all-

gebietenden Kraft verhallt unter den brauſenden, praſſelnden Wetterſchlägen; ein winziger Spielball ſteht mitten im Chaos hülflos der Menſch.

Hülflos — und doch gebietend groß! Hülfloſer mit ſeinem Leibe den Naturgewalten preisgegeben, als der Wurm zu ſeinen Füßen, und doch ſein Geiſt ſich reckend bis in die gährenden Himmel hinein! Voll, wie die Pulſe der Natur, ſchwellt der Blutſchlag ſein Herz, alle Nerven ſtrammen und dehnen ſich, eine ungeahnte, dem gewöhnlichen, ruhig dahinfließenden Leben ganz unbekannte Kraft ſpannt alle Sehnen und Muskeln an, und leidenſchaftlicher Ungeſtüm, trotziger Muth und unbezähmbare Thatluſt reißen wie im Wirbel ſein ganzes Weſen fort. Als einzigſte bewußt empfindende Kraft in Mitten der gefühllos, blind waltenden, empörten Natur ahnt er gewiſſer, als ſonſt, in ſich den höheren Urſprung ſeines Seins über aller übrigen Creatur, fühlt klarer, als je, ſeines Seins zwiefache Natur und recken- und rieſenhaft aus dem und über den Menſchenleib den Menſchengeiſt ſich erheben. Mit ſeiner Einzelkraft hineingeſtellt in das chaotiſche Ringen der rohen Gewalten verliert er das Gefühl der Hülfloſigkeit und Schwäche ſeiner phyſiſchen Exiſtenz und fühlt nur das Wachſen des Geiſtesheros bis zur Gottähnlichkeit hinan; Nacht und Grauen verlieren ihre Schrecken; aus dem brüllenden Kampfgetöſe ſchwingt ſich allein nur die großartige Schönheit der zürnenden Kraft empor; der Schrecken wird Luſt, Freude der Kampf; und mit jauchzend-pochendem Herzen lauſcht der emporgewirbelte Menſch den Mark und Bein erſchütternden, alle Fibern durchzitternden, Helden rufenden Hymnus der ringenden Mächte; unter dem Fanfarenruf der brüllenden Donner tummelt er ſich auf Blitzes- und Sturmesroſſen ein Erwählter Wallhal's, ein Geiſtesritter der Titanenſchlacht!

So, als alleiniger und zufluchtloſer Zeuge des erhabenſten Naturdrama's zu den höchſten ſeeliſchen Affecten emporgewirbelt, kommt erſt voll und ganz über ihn das Bewußtſein ſeiner Ge-

neſis; aus einer Sphäre plötzlich in die andere geſchleudert, zeigt er in der elaſtiſchen Umſpannung aller Gegenſätze erſt ſeine ganze dehnbare, gebietende Kraft. Wie der Geiſt Gottes über den Waſſern, ſchwebt er über dem kreiſenden Schoß der ewig gebärenden Urkraft; er ballt gleichſam, ein König in ſich, die Fauſt um die ganze Welt, zieht ſie nieder unter die Wucht ſeines Geiſtes und zwingt der ewigen, unendlichen titaniſchen Kraft ſeine Hoheit auf; gewaltig regt ſein Genius die Schwingen und trägt ihn näher zu dem Allgeiſt hinan, deſſen Abglanz er auf ſeiner Stirne trägt.

Nach und nach, und dann ſchnell und ſchneller zieht die großartige Naturerſcheinung vorüber; das Wetter erſchöpft ſich in ſeinen gewaltigen Entladungen; der Aufruhr ſchweigt, Friede kehrt und Ruhe und Heiterkeit des Himmels zurück. Unter heftigen Erſchütterungen rang ſich neue Frucht und voll geſättigtes Leben aus dem kreiſenden Chaos los; ein ſchwerer Bann weicht von der ganzen Creatur, ſie athmet, lebt und jubelt auf.

Die Tropennacht in ihrer ungeſtörten Friedensſtille ſteigt wie ein hehrer, feierlicher Accord über melodiſch geſtimmte Saiten auf; doch, den gährenden Wettern entſteigend, zieht ſie wie ein jubelnder Sieges- und Friedensherold im Triumphe daher, ſpringt auf, wie ein freudejauchzendes Herz, ſchwingt ſich, wie Oſtergeläute über geſprengte Gruft empor. Plötzlich fertig ſteht ſie da im vollen Feſtgewande, gefüllt mit rollendem, ſtrotzenden Safte, Sättigung in ſich tragend, köſtlich geſchmückt, im funkelndſten Geſchmeide prangend, auf einmal in ihrer ganzen Schönheit enthüllt; — aber die langſam werdende, friedlich aus dem Tag ſich löſende, ſtill und ungeſtört ſich wandelnde Nacht geht durch allmählige Letzung und Sättigung, Schmückung und Entwicklung ihrer Pracht und Herrlichkeit, der allmähligen Enthüllung ihres zauberiſchen Bildes entgegen.

So rollt ein volleres, bewegteres, keckeres Leben durch die ſtürmiſch und ringend dem Tage entſtiegene Nacht; als jubelnder

Bote bringt ſie den Frieden zurück, kündet ſie frohlockend Erlöſung und Verſöhnung an. Sie funkelt und blinkt, leuchtet und ſtrahlt von Wipfel zu Gipfel, bis zu der glänzenden Heerſtraße der Sterne hinan, die ſich im ſtrahlenden Bogen über Wald und Cordillere ſchwingt, und bis zu den fernſten Tiefen hinab, die aus tauſendfältig tropfenden Spiegeln ihr leuchtend Antlitz zurückſtrahlen.

Schwer möchte es ſein, der einen, oder der andern Nachterſcheinung den Parisapfel zuzuerkennnen; beide haften mit gleichem, unvergänglichen Zauber in der Seele feſt; die eine duldet neben der andern keine Nebenbuhlerſchaft; hier: — majeſtätiſche Ruhe und ſeraphiſche Schönheit; dort: — lebhafte, blitzende Kraftfülle und Esmeraldenherrlichkeit; hier Friedens-, dort Siegesglorie.

Zwar träumt ſich die Seele das Ideal der Schönheit in der Geſtalt eines lächelnden, von Harmonien umklungenen Gottes; — jedoch wenn der lächelnde Gott zürnend die Rechte hebt und aus unnahbaren Höhen ſeinen Donnerkeil in die Palmen wirft, dann durchleuchtet der flammende Zorn ſeines Antlitzes wahrlich nicht weniger herrlich die Welt; dann hat ſich mit dem Schönen — wie mit dem Aether die Sonne — die Kraft, mit der Majeſtät — wie mit dem Meere der Sturm — die That gepaart. Der zarter organiſirte und minder kräftig geartete Menſch erbebt zwar in der Sphäre der Kraft und That; doch dem heroiſch und kraftvoll gearteten Menſchen drückt ſie das Siegfriedsmaal auf die Stirne und kettet ihn mit Staunen, Begeiſterung, Jubel, Furcht und Anbetung an ihren Sturmesflug. Nichts hat die zürnende Kraft gemein mit der Grimaſſe tobſüchtiger Schwäche, gemeiner verzerrter Wuth und Vernichtungsraſerei; ihr Donnerruf iſt zugleich Prophetenruf, die Verkündigung neuer Frucht und neuen Lebens, neuen Sieges und Segens: und herrlich iſt der Prophet in ſeinem Zorn. Die hehre Ruhe und ſtill wirkende Kraft des Friedens verſöhnt und verbindet Ungleichartiges: Ma-

terie und Geiſt, Sinne und Seele; aber die lodernde Kraft und That entbindet und löſt das Ungleichartige: aus der Materie den Geiſt, aus den Sinnen die Seele.

Spurlos zerrinnen in der abgeregneten Atmosphäre die letzten leichten Nebelflocken und immer dunkelblauer wölbt ſich der Himmel, immer klarer und umrißſchärfer treten alle Gegenſtände wieder in das zurückgekehrte Licht hinein. Bleich und lebensmüde flackert das elektriſche Funken und Leuchten an dem mond- und ſternenhellen Himmel auf und nieder; immer tiefer zum Horizont hinab flüchten die matten, verlöſchenden Blitze, tauchen ohnmächtig züngelnd bald auf, bald unter, bis kein Wölkchen ſie mehr aufnehmen und tragen mag. Alle Himmelsleuchten ſtrahlen in voller, magiſcher Lichthelle; kein Hauch umwölkt das Diadem der Tropennacht. —

Aber auch die Nacht kennt, wie der Tag, keinen Stillſtand, kein Ruhen und Raſten auf ihrer Höhe; ein Steigen und Neigen, ein Wachſen und Schwinden, ein Auf und Ab iſt auch ihrer Sterne wandelnd Loos. Matter fällt ihr Strahl, kälter ihr Glanz auf das Lager im Walde nieder; ſchon erhebt ſich der eine oder andere Schläfer, ſchüttelt froſtig die triefende Näſſe von ſeiner Decke, bläſt emſig in die Kohlen und facht das dürre Reiſig mit dem breitrandigen Strohhut zur hellen Flamme an, um den zudringlichen Morgenthau abzuhalten oder bereits den wärmenden Frühtrunk zu bereiten. Die Müden aber hüllen ſich feſter in die Covija ein, empfangen behaglich die Anſtrahlung der wärmenden Gluth und ſchlürfen noch weiter den ſüßen Becher des Schlummers.

Tiefer neigt ſich die Nacht gen Morgen, wo in unſichtbarer Tiefe die ineinanderſchmelzende Morgen- und Abendgluth zweier Erdhälften das ſilberduftige Licht von den Sternen ſtreift; blaß, matt, ſchemenhaft iſt die ſtrahlende Erſcheinung der Nacht geworden. Eine helle Leuchte nach der andern löſcht am Himmel aus, trübe, feuchte Nebel lagern ſich grau über alle Flur. Eine

Erſchöpfung aller Kräfte ſcheint eingetreten, der Ausſpannung und Ermattung gleich, die dem übervollen Erguſſe der Seele folgt; gleich dem Schatten, der ſich nach den ausgelöſchten Kerzen um die Tempelmauern legt, liegt das fahle, kalte, öde Grau auf Himmel und Erde. Nun erſt wird es nach dem Sonnen- und Sterntag wirklich Nacht: — lieblos kalte, graue, ſchwere, leere Nacht.

Doch nicht lange Zeit, — denn die drangvolle, ungeſtüme Kraft und Fülle der Lebenserſcheinungen unter der heißen Sonne duldet keine Starre und Stockung, kaum eine Zurückhaltung und Mäßigung ihrer Auslaſſungen. Selbſt die nun eingetretene Nacht iſt doch nur der werdende Tag; denn kein Dunkelwerden iſt das niederfallende kalte Grau, ſondern nur ein Auslöſchen der nächtlichen Himmelsleuchten durch das Auflodern der nahenden Tagesleuchte, deren Strahlen aus dem Abend der einen entſchlummernden Welt ſchon hinüberſchimmern in den Morgen der andern erwachenden Welt.

Anders aber geht der Tag auf, als er niedergeht; nicht plötzlich iſt er da, wie er am Abend plötzlich ſtille ſteht; nicht fliegt er wie ein Schmetterling aus der Larve, wie ein flammender Pfeil über den dunkeln Himmel auf, ſondern langſam, allmählig, lange vorempfunden und geſpürt bereitet er auf ſein Kommen, ſeine Erſcheinung vor.

Lange ſchon vor Sonnenaufgang durchſintert ein blaſſer Lichtſchein das dunkle Grau; zögernd und unmerklich erſt, doch ſtändig wächſt derſelbe an, haucht kecker und kecker in die Nebel und fluthet heller und heller aus feinen Quellen herauf. Ein Lichtkern bildet ſich, um welchen weich-blinkend und ſanft-aufleuchtend die Lichtkryſtalle anſchießen, und endlich wird dies Schimmern, Flackern und Leuchten, — wie ſich das vage Gedankenblitzen zum hellen, feſten, wirklichen, ausgedachten Gedanken geſtaltet, — wirklich Licht, Farbe, Grund und feſtes Weſen. Kraft und Leben treibt durch die embryonale Erſcheinung, die

eine neue That, einen neuen Schöpfungsmorgen vor den Augen der Geſchöpfe vorbereitet und unter wunderbarem Bilden und Geſtalten ihrer Vollendung entgegenſchreitet.

Stetig wächſt die leuchtende Schwinge, welche die Tiefen des Morgenhorizonts umſpannt, und geht dem Strahlenauge des Lichts als die Weiſſagung der kommenden Herrlichkeit voran. In erwartungsvollem Schweigen liegt die Natur; die Wälder recken ſich lauſchend empor, goldener Reif umſäumt die Spitzen der Berge, auf leichten Nebelwölkchen ſchwimmen über dem Walde die Palmenkronen, roſig, wie von freudiger Erwartung angehaucht. Alles Grau zergeht; die düſtre Färbung der Luft wandelt ſich in durchſichtiges Blau, die Landſchaft wirft ihre Nebelhülle ab und nimmt eine immer lebhaftere Beleuchtung an; von Minute zu Minute wird der Himmel lichter, heller der aufſteigende Glanz.

Purpurblau ſchwimmen die Berge auf weichen, goldumrandeten Wolkenkiſſen; immer feuriger erglühen die phantaſtiſchen ſchwebenden Gebilde; mit glimmenden Stirnen treten die Zacken und Abſtürze der ſchroffen Felswände aus den Nebelkappen heraus; in violetten Duft getaucht, fallen die bewaldeten Gehänge der ſcharfen Gebirgsgrate mit ihrem Licht- und Schattenwurfe in die tiefen, noch aller Beleuchtung verſchloſſenen Gründe ein.

Ueber den Rinnſalen der Thatſchluchten und den kleinen, von Geſchiebe zu Geſchiebe fallenden Cascaden ſammeln ſich bläuliche Nebelwölkchen, welche nach oben wallen und auf ihrem leichten, ſchwebenden Fluge duftig auseinanderfließen; aus der hauchzarten Umhüllung treten die halbverborgenen Reize des landſchaftlichen Bildes nur noch anmuthiger hervor. Träumeriſches Halbdunkel lagert auf den raunenden Stromtiefen; von weißen Schaumflocken überriefelt, treibt die bläulich rauchende Fluth durch ihr vom Morgenſchimmer noch unberührtes Strombette. Kein Lüftchen haucht durch die Blätter; ſtumme Erwartung lauſcht ringsum dem erſten Aufſchlage des Sonnenauges

entgegen; doch ſchon der Traum fühlt den werdenden Tag, ſchon das geſchloſſene Auge ſpürt das kommende Licht. Ungeduld gährt in der lauſchenden Stille; Freude athmet die ſtumme Welt.

Und nicht länger hält die frohe Erwartung den Odem, der ſtürmiſche Lebensdrang die Bewegung, die Stimme zurück. Bettet am Abend Sabbathſtille den Tag zur Ruhe, ſo ruft ihn am Morgen die jauchzende Freude wieder wach.

Horch auf! — Mit dem dämmernden Morgen ſchon wird der erſte Weckruf laut; ſchüchtern, halblaut, zögernd nur wagt er ſich als vereinzelter Ruf aus dem Walde hervor; dann aber hält ihn nicht länger die halbverſchloſſene Bruſt zurück; wieder und wieder und lauter und vermehrfacht ruft er die Schläfer des Waldes wach. „Levaṅte! Levaṅte!“ — tönt es, anfangs ſchmelzend weich, ſehnſuchtsſchwellend, dann aufjauchzend und endlich lärmend, von einem vielſtimmigen Chore begleitet, aus dem Walde heraus, über alle erwachenden Auen hin. Wie der Jubelruf des jungen Herzens, das aufgeſprungen in ſeinem Lebensmai, wie der erſte Auferweckungsruf nordiſchen Lenzes nach langer, ſtummer Winterhaft, — ſo ruft, ſo tönt und ſchallt es hier allmorgendlich!

Allgemeine Sehnſucht nach Licht und Wärme ergreift das erwachte Leben; der Zug der leicht beſchwingten, wie der ſchwerfällig am Boden haftenden Geſchöpfe geht nach oben, zu Wipfel und Gipfel hinauf, aus dem Buſch zur Lichtung, aus den Schattengründen zur Sonne hin; ſelbſt die Fiſche ſchwimmen, ſobald der erſte Morgenſtrahl die Spitzen der Wellen küßt, aus der Tiefe an die Oberfläche des Waſſers. Eine Stimme nach der andern erwacht und weckt wieder neue Stimmen, und endlich lärmt der ganze Stimmenchor in aufgelöſten Harmonien durcheinander.

Wie der Abend, ſo trägt der kommende Tag wieder den melodiſchen Ruf des Tukan's: „Dios te dé! Dios te dé!“ über alle lau-

ſchenden Wipfel hin; der Campanéro ſtößt das Morgenglöcklein; der Organiſt leitet das Präludium ein; die Pſalmen ſtimmt der Leyervogel an; alle Stimmen aber ahmt geſchwätzig die Spottdroſſel nach; und endlich fallen alle Flöten und Bäſſe, alle ſchmetternden Trompeten und kreiſchenden Clarinet's und alle Cimbeln, Pauken und Zukunftspoſaunen in die laute Jubelouvertüre ein. Der Sang und Klang und Stimmendrang findet keine Faſſung, keine Melodie, keinen Rythmus mehr; gleich den ſchäumenden Cascaden bricht er ſich ungeſtüm ſeine feſſelloſe Bahn.

Wie der Duft über Blumen zieht, ſo geht leiſe der Morgen auf über die ſchlummernde Welt; aber wie Jubelſymphonien durch die Saiten rauſchen, ſo klingt und ſchwingt ſich der neue Tag über die erwachte Welt empor.

Noch hat das königliche Geſtirn nicht das Firmament geküßt: doch wölbt der Himmel ſchon den purpurnen Baldachin über das goldene Gelocke ſeines ſtrahlenden Freiers und trägt die Oriflamme dem herrlichen Siegeshelden voran. Seine Ankunft nahet; immer zündender fluthet das Licht aus den feſtlich geſchwungenen Becken und leuchtenden Prismaſchalen, immer lodernder flammt das himmliſche Feuer herauf. Die Erde kennt die Farben nicht, die jetzt den Himmelstiefen entquellen, und die nachbildende Kunſt ringt vergeblich nach dem zündenden Glanze, nach der ſeeliſchen Glut des aufſteigenden Lichts und Farbenſpiels. Das ſcheint keine Färbung, kein Reflex, keine Ueberſtrahlung, nicht Schein und Abglanz mehr, ſondern dem Himmel ſelbſt entſtrömende, aus ihm ſelbſt herausleuchtende, ureigene Kraft zu ſein, wie das Blut aus eigenem Herzen herauf durch Lippen und Wangen ſtrömt; der Himmel nimmt nicht, er giebt Licht und Leben und Verklärung der ganzen Welt.

Als ob des Meeres Perlen und der gefrorene Strahl der Edelgeſteine, das metallene Blut der Felsadern und die flüſſige Gluth der Lavabecken, als ob der Farbenſchmelz der Blumen,

der ſtäubende Wellenſchaum und der Schmetterlingsfittigflaum, der Farbenblitz des Regentropfens und der zündende Wetterſtrahl, — Alles, was das Auge entzückt, die Seele hinnimmt, den Geiſt allgewaltig hineinzieht in die Sphäre des Schönen, ſich aus ſeinem Verſchluſſe hebt, frei und entkörpert in eine einzige Weltumſtrahlung zuſammenfluthet, ſo ſchmilzt der Himmel von ſeiner Morgentiefe bis zur Mittagshöhe in eine einzige flammende Iris um.

Leiſe ſchaukelnd gleitet mein Einbaum auf dem meerblauen Strom in die feurige Tiefe des Morgenhimmels hinab; die Wellenſpitzen tanzen in der Ferne, wie Roſen dahin, hinabfluthend in den flammenden Himmelsocean; hinter mir liegen dunkel noch die Waldgründe mit den bläulich aufſchwebenden Nebelwölkchen, vor mir ſchwimmt der feurige Sonnenpurpur den Strom herauf. Weiter und breiter ſtreift der Flügel der Morgenröthe die Waldgipfel; blendend werfen die Palmen das goldene Licht zurück; der Thau blitzt wie Perlengetropfe in dem laubigen Ufergehänge; halberſchloſſene Blumenaugen neigen ſich über das umſchlungene Ruder nieder und ſaugen ſich, wie mein eigenes Auge, ſchwelgend an den Aufſchlag des Sonnenauges feſt.

Ueberwältigend bannt den Blick die ſtrahlende Erſcheinung, welche in die ſichtbare Welt eintritt und auch über meine Stirne ihren überirdiſchen Glanz ergießt. Wer auch mit Engelzungen redete, er fände dennoch das Wort nicht, zu jenen Gefühlen hinanzutragen, welche die Seele unter jenem Eindrucke gefangen halten; der Geiſt, den ſie aufnimmt, entrückt ſie der ſinnlichen Empfindung und ſinnlichen Mittheilbarkeit. Aus den prangenden Malven- und duftigen Myrtenlauben ſchlägt der melodiſche Glockenlaut an mein Ohr, wie Sphärenklang; durch die helldunklen Walddomhallen weht der myſtiſche Orgelton wie ein Akkord aus ungekannten Höhen; der ſanfte Flöten- und Leyerſchlag ſchwebt durch den berauſchenden, feſtlichen Glanz wie Wonnejauchzen der Seele empor, Verklärung durchtönt und durch-

leuchtet den ganzen Schöpfungschor; frei aus aller Haft ſchwebt die geflügelte Pſyche auf.

In höchſter Spannung, gleichſam unter der Einwirkung eines Myſteriums: der Wandlung der allbelebenden Kraft in die leibliche Erſcheinung, ſchweigen nun alle Stimmen wieder; und je näher der erwartete Augenblick, deſto tiefer das Neigen, deſto ſtummer das Schweigen.

Wenn der Menſchenprieſter die gewandelte Hoſtie über die Stirne der Gläubigen erhebt, beugt ſich und neigt ſich vor ihr der fromme Wahn; wenn aber die Prieſterin Natur die Sonnenmonſtranz leuchtend emporhebt über alle Welt, dann beugt ſich und neigt ſich alle Creatur in Wahrheit vor der Wandlung des allwirkenden Weſens in Erſcheinung und Geſtalt.

An dem tönenden und an dem ſchweigenden Wald, am erglühenden Fels, an Feld und Garten, Haus und Hof und allen Gefilden „jung und morgenſchön" gleitet auf goldgeſtreiften Wellen mein Einbaum vorbei. Scheu dämpft die grüne Halde ihre Stimmen; auf dem einſamen Ufergeſtein ſtreckt regungslos das wilde Waldgethier ſeine ſchlanken Glieder; ſäumend weilt an der letzenden Quelle der ſcheue, flüchtige Hirſch; lautlos rudert durch die lichtdurchwellten Lüfte das Guacamayo-Paar aus dem dunklen Horſte den roſigen Auen zu; ſtumm verſchließt der Tukan ſeinen Segensgruß, die Schaar der großen und kleinen Schwätzer und Sänger den Stimmenſchall in der drangvollen Bruſt. — Und auf der Schwelle ſeiner Bambushütte hockt, vom Nachtlager erſtanden, in Mitten ſeiner fruchtſchweren Bananenpflanzen Heſperien's glücklicher Sohn und taucht ſchweigend die Stirn in den elyſiſchen Glanz und Schimmer, der ſein irdiſches Heim umſchließt; unter dem Tamarindenbaum am Flußgeſtade raſtet neben dem weitbauchigen Waſſerkruge niederhockend, das dunkelbraune Weib und heftet, von blinkenden Wellen umſpiegelt, der ſchwarzen Augen brennende Gluth an das aufſchwebende Morgengeſtirn, den ewig gütigen Spender ſeiner arkadiſchen

Lebenstage; und auf ſeinem Pfahlbaue über dem ſpiegelglatten, glänzenden Waſſerſpiegel kauert regungslos im Zauberlichte überirdiſcher Farben der nackte, menſchenſcheue Wilde, und das roſtrothe, ſtarre Menſchengeſicht wendet ſich unverwandt ſeiner täglich wiederkehrenden, wandelloſen Gottheit zu.

Das Ruder ruht; auf dem Boden des Einbaumes kauert der Fährmann ſchweigend neben ſeinem Steuer nieder; in Anſchauung verſunken, ſteht ſchweigend auch der weiße Mann, und ſprach- und regungslos, wie er, ſchauen auch die braunen Geſellen in die Wunder des Himmels hinein, und ihre umſchleierte Seele ſeufzt zu dem Gotte ihrer Väter hinauf.

Nun aber, da die Stimmen ſchweigen, regt ſich das ſtumme Leben. Ein leichter Luftſtrom gleitet über das Waſſer, die Wipfel der Palmen erzittern leiſe, ihren hauchzarten Kelch rollt die liebliche, farbenreiche Winde auf, die halbgeöffnete Knospe erſchließt voll und ganz ihr ſtilles, holdes Liebesleben, und bis in Thal und Schlucht hinab thun ſich alle prangenden Kelche auf, um der Quelle alles Lichts und Lebens die ganze Würze ihres Dufts entgegenzuhauchen. Gehen in der Sabbathſtille des Abends erſt die Stimmen und dann die Blumen zur Ruh, ſo erwachen in der dämmernden Frühe erſt die Stimmen, und dann öffnen ſich nacheinander die Blumenaugen dem aufküſſenden Morgenſtrahl.

Leiſe, ſeiſe ſchwimmt und ſchwebt und hebt ſich aus den glühenden Tiefen der ſtrahlende Heros herauf, und ſein Odem weht beſeelend über das Gewordene hin; der brennende Purpur fällt von ſeinem blendenden Nacken und die Strahlen ſeines Hauptes küſſen Himmel und Erde zugleich; er entzündet die Berge, die Wogen des Meeres, die Aetherſtäubchen in der Höhe und den Wellenſchaum in der Tiefe, den Thau auf Wald und Flur, den Sammetfittig des Schmetterlings, das Atlasgefieder des Vogels, Farbenſchmelz der Blumen und geht als ein Myſterium und Offenbarung zugleich zu der Seele des Menſchen ein.

Nun aber, nach dem auferſtandenen Sonnentag, löſen ſich alle gebannten Zungen wieder, und ſtürmiſcher nur drängt das zurückgehaltene Leben in's lärmende Getümmel zurück. Es hallen Thal und Berge wieder, die Lüfte tönen, das Waſſer ſchallt, — der Licht- und Werderuf eines neuen Schöpfungsmorgens durchdringt die ganze Natur.

So geht der Tropenmorgen auf! — Langſam ſteigt er aus dunkler Tiefe herauf, nach und nach eingekleidet in alle Wunderpracht, lange vorangekündigt durch hehre Heroldsrufe, ſich nahend im feierlichen, gemeſſenen Zuge, majeſtätiſch, wie ein Siegesheld, wie ein Allbeherrſcher der Welt, von leuchtendem Purpur umwallt, von überirdiſcher Farbengluth umfloſſen, von Anbetung getragen, von Entzücken umjauchzt, umringt von Seraphim und Cherubim, Bronn und Quelle alles Lichts und Lebens, Auge Gottes, von himmliſcher Glorie umſtrahlt.

So geht der Tropenmorgen auf! — Immer kehrt er wieder, als ein neuer Schöpfungstag, eine neue Schöpfungsthat, Himmel und Erde verklärend, wie der erſte Schöpfungsruf. Die Zungen ſchweigen und die Sinne verharren betäubt; auf den Augen liegt ſehend die durchleuchtete Seele, und Alles, was Seele iſt, fühlt ſich in die Allſeele ſelbſt hineingezogen und aufgenommen.

Dunkel und Nebel ſind zerronnen bis in das tiefſte Thal hinab; von allen Wipfeln gleitet der goldene Glanz und träuft von Zweig zu Zweig, von Blatt zu Blatt, bis auf das zitternde Gras am Waldesſaum und dem blinkenden Wellenſchaum; blendend ſchon wirft der Blattfirniß der Palmen das helle Licht Licht zurück; heißer ſtreift der goldene Strahl das ſeidenglänzende Muſen- und blutrothe Melaſtomenblatt, die metalliſch ſchimmernden Arum- und Liliengewächſe und umwebt ſelbſt das tief im feuchten Schluchtenſchatten niſtende Laub mit zartem, goldig-duftigem Reif. Auf allen Höhen, in allen Tiefen flammen die Morgenaltäre, aufgethan liegt unter dem Himmel, wie ein anbetend Herz, die weite, weite Welt, und der Gott des Lichts läßt

ſein Licht aufgehen über die Palmenerde, wie herrlicher kein Homer ſeinen Helios, noch jemals die nordiſche Nanna ihren Balder geſchaut.

Anmerkungen.

[1]) Gott gebe Dir! Gott gebe Dir!
[2]) Vielleicht ein anthropomorpher Affe?
[3]) Alex. v. Humboldt.
[4]) El farrol de Maracaibo.
[5]) Alex. v. Humboldt.
[6]) Dante: göttliche Comödie.
[7]) Herr, das Kreuz geht nieder, Mitternacht zieht vorüber!
[8]) Pöppig: Reiſen in Peru.

(916)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtraße 17a.

3 2044 019 256 304

AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

SEP 14 1988

3622972

SEP 1 6 1993